22500001887

Digitized by the Internet Archive
in 2021 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s5280id1397839

Homöopathische
Vierteljahrschrift.

Central-Organ

für die

gesammte Homöopathie

mit besonderer Berücksichtigung

aller

medicinischen Hilfswissenschaften

herausgegegeben

von

CLOTAR MÜLLER,

Doctor der Medicin und praktischem Arzt zu Leipzig.

Siebenter Band.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1856.

339995

WELLCOME INSTITUTE LIBRARY

Coll.	WelMOmec
Coll. No.	

Inhalt des 7. Bandes.

I. Heft.

Seite

I. Das Verhältniss der physiologischen Schule zur Therapie. Von Dr. Gruber in Merseburg 1

II. Praktische Bemerkungen über den curativen Gebrauch der Nordseebäder mit specieller Beziehung auf die Seebäder zu Ostende. Von Dr. Gustav Gerson, praktischem Arzte zu Dresden 37

III. Zur Nahrungsmittellehre. Von Dr. Tülff in Breslau 77

IV. Die homöopathische Diät. Von Dr. Cl. Müller 118

II. Heft.

V. Ein Beitrag zur Behandlung traumatischer und überhaupt mechanischer Beschädigungen, mit Rücksicht auf Anwendung homöopatischer Mittel und der kalten Aufschläge bei denselben. Von Dr. Käsemann in Lich, im Grossherzogthum Hessen 145

VI. Bericht über die homöopathische Poliklinik zu Leipzig im Jahre 1855. Von Dr. Cl. Müller 203

VII. Dr. Joseph Attomyr. Ein Nachruf an den Freund und Collegen. Von Dr. J. O. Müller in Wien 249

III. Heft.

VIII. Beiträge zur Lehre von der homöopathischen Verschlimmerung. Von Dr. L. Reichenbach in Leipzig 257

IX. Historisches über die Anwendung der Pulsatilla vor Hahnemann und Kritisches über die Hahnemann'sche Benutzung der Quellen. Von Dr. Reil in Halle 280

Seite

X. Jahresbericht über die im homöopathischen Hospitale der Appanagen-Güter in Nishni Nowgorod behandelten Kranken vom 1./12. November 1854 bis zum 1./12. November 1855. Von Dr. C. Bojanus 302

XI. Die Homöopathie in Tirol. Von Dr. Kaan in Innsbruck. . . . 325

XIII. Zur Diätfrage. Von Dr. Gruber in Merseburg 338

XIV. Die Versammlung des Central-Vereins homöopathischer Aerzte am 10. und 11. August d. J. in Dresden 352

XV. Dr. Caspar in Wien und Dr. Eigenbrodt in Darmstadt. Von Dr. V. Meyer in Leipzig 358

IV. Heft.

XVI. Prophylaxis. Von Dr. Käsemann in Lich 369

XVII. Einige Worte über das Gesetz der Aehnlichkeit. Von Dr. Wilh. Arnold, praktischem Arzte in Heidelberg 414

XVIII. Verirrungen und Abwege der Homöopathie. Von Med.-Rath Dr. Trinks in Dresden 428

XIX. Erythroxylon Coca. Von Dr. Cl. Müller 443

I.

Das Verhältniss der physiologischen Schule zur Therapie.

Von Dr. Gruber in Merseburg.

Hahnemann begann die principielle Opposition gegen die Pathologie seiner Zeit mit den Aussprüchen: „Alles, was der Arzt von seinem Objecte, dem vitalen Organismus, wissen kann und was er von ihm zu wissen nöthig hat, beschränkt sich auf das, was ein Haller, ein Blumenbach, ein Weisberg unter Physiologie verstanden und lehrten, nämlich welche in die Sinne fallenden Aeusserungen vom gesunden menschlichen Körper geschehen, und in welcher Verbindung“ — und: „der Arzt braucht nächst der historischen Kenntniss vom Verhalten des menschlichen Organismus im gesunden Zustande, bloss historisch zu wissen, wie die individuelle Krankheit sich äussere, um, wenn ihm dann das Heilmittel dafür bekannt ist, ihr abhelfen zu können.“ Er trat hiermit aus theoretischen Gründen aller über die sinnliche Erfahrung hinausgehenden Speculation entschieden gegenüber; er verwarf aus diesem Grunde die von Hypothesen ausgehende und auf Hypothesen auslaufende Pathologie, er verwarf die auf Abstraction und Willkür gebaute Nosologie, er verwarf die auf ontologische und teleologische Voraussetzungen gegründete Therapie. Er forderte von der Pathologie eine unbefangene, treue Beobachtung der Erscheinungen in ihrer Reihenfolge: war der Patholog der individuellen Erkrankung von

den letzten Erscheinungen bis zu den ersten Anfängen rückwärts gefolgt, so war ihm in der successiven Entwickelung das Causalitätsverhältniss der einzelnen Erscheinungen, d. h. das Bedingtsein der späteren Erscheinung durch die frühere, gegeben, und die einzig mögliche Erklärung gab ihm die Vergleichung der krankhaften Erscheinungen mit den Aeusserungen des gesunden Körpers. Er forderte von dem Therapeuten eine treue und aufmerksame Beobachtung aller Erscheinungen der individuellen Erkrankung nach ihrem ganzen Umfange, ihrer individuellen Stärke, Verbindung und Succession und ein Bekämpfen dieser Erscheinungen durch Mittel, welche in einem erforschten und bestimmten Verhältnisse zu diesen Erscheinungen stehen; er forderte also Stellung der Indicationen nach Thatsachen, nicht mehr nach Annahmen.

Diese Sätze, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Fassung, behielten ihre Geltung als Dogmen für alle Homöopathen; sie blieben in steter Opposition gegen die Pathologie, so lange und so weit diese bei ihren Forschungen die Grenzen der sinnlichen Erfahrung überschritt. Da aber die Homöopathie eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen hatte, welche im engsten Zusammenhange mit der Pathologie steht, so musste sie nothwendig alle mit Hilfe der „entwickelten Sinne“ gefundenen Thatsachen für sich zu verwerthen suchen, sie musste den Arbeiten und reellen Fortschritten der Pathologie aufmerksam folgen. Lange Zeit blieb das Verhältniss der Homöopathie zu den übrigen medicinischen Schulen ein ganz äusserliches; die Homöopathen mussten in ihrem Streite gegen die Pathologie verharren, und andererseits, wozu half dem Arzte das mühsame Prüfen der Arzneistoffe am gesunden menschlichen Körper, so lange er nicht gegen sein besseres Wissen anstiess, wenn er gegen Krankheitsnamen oder Krankheitsursachen oder herausgerissene Symptome operirte? Erst als die Pathologie sich in der naturhistorischen Schule zur Aufstellung des Satzes emporgearbeitet hatte: „Alle Gesetze, welche die Welt bauen und bewegen, finden sich im menschlichen Organismus wieder, und wie in der grossen Natur die verschiedenen Gesetze neben und über einander bestehen, so ist dieses auch im Organismus der Fall: die Gesetze der Cohäsion,

der Schwere, der Adhäsion, der Wahlverwandtschaft, der Elektricität und der Magnetismus treten in die verschiedensten Verhältnisse zu einander, sich bald unterstützend, sich bald aufhebend, keines derselben kann sich der souverainen Herrschaft rühmen, alle stehen unter einem grossen uns unbekannten Gesetze, für welches wir keinen Namen haben; so ist es auch im Organismus: den letzten Grund seines Seins werden wir nie erkennen, die Gesetze aber, durch welche die einzelnen Verrichtungen desselben bedingt sind, werden wir mehr oder weniger klar anschauen und dabei alle die eben angeführten Gesetze antreffen u. s. w." — erst da dämmerte die Hoffnung, dass nun die Pathologie Schritt vor Schritt den Verhältnissen der physikalischen und chemischen Gesetze im menschlichen Organismus nachforschen würde; aber auch diese Hoffnung wurde in der Wiege erstickt, wenn man las: „die Basis alles organischen Lebens ist ununterbrochener Stoffwechsel, stetes Anziehen und Abstossen — mit einem Worte: Elektricität in organischer Modification", und wenn man die Pathogenie und Nosologie derselben Schule in's Auge fasste. Auch dieser Schule mussten die Bestrebungen der Homöopathie gleichgültige sein, denn es war nach ihren Voraussetzungen wissenschaftlich gerechtfertigt und dabei viel bequemer Versuchsweise Mittel, welche in desinficirenden Verhältnissen gegen gewisse ganze Krankheitsprocesse stehen sollten, anzuwenden, als die positiven Wirkungen jedes einzelnen Arzneistoffs methodisch zu erforschen und die individuelle Erkrankung nach positiven Indicationen zu bekämpfen.

Nun trat die physiologische Schule nachdrücklich gegen das unlogische Raisonnement, die Einseitigkeiten und Phantasmen der verschiedenen pathologischen Schulen auf. Ihre Grundsätze sind bekanntlich folgende: „das Bestehen, dasLeben des menschlichen Organismus hängt von einem ununterbrochenen Wechsel seiner Materie ab; dieser immerwährende Stoffwechsel kann nur dann gehörig zu Stande kommen, wenn unser Organismus von der Aussenwelt solche Stoffe, aus denen er selbst zusammengesetzt ist, aufnimmt, wenn er ferner dieselben seiner eigenen Substanz ähnlich macht und dafür die früher aufgenommenen, unbrauchbar gewordenen, wieder an die Aussenwelt absetzt; das

sichtbare Product des fortwährenden Stoffwechsels und der ununterbrochenen Wechselwirkung zwischen Organismus und Aussenwelt sind die sogenannten Lebenserscheinungen; diese gehen nach ganz bestimmten, grösstentheils physikalischen und chemischen, sowie aber auch nach uns bis jetzt noch dunkeln organischen Gesetzen vor sich und können nur bei gehöriger Mischung und Form, sowie bei der gehörigen Einwirkung der nothwendigen äussern Einflüsse regelmässig zu Stande kommen. Das gehörige Vonstattengehen des Stoffwechsels, welches den Eintritt der gewöhnlichen (normalen) Lebenserscheinungen zur Folge hat, bedingt die Gesundheit; Störung desselben, die sich als mehr oder weniger auffällige Abweichung in den gewöhnlichen Lebenserscheinungen auszusprechen pflegt, wird als Krankheit oder Kranksein bezeichnet. Krankheit ist sonach, wie der Stoffwechsel selbst, ein im steten Fortschreiten begriffener, durch abnorme äussere Einwirkung modificirter Lebensprocess (Krankheitsprocess) und stets nur Folge unter ungewöhnlichen Bedingungen im menschlichen Körper wirkender Gesetze, niemals etwas Getzloses. Rationelle Pathologie und Physiologie sind identisch.“

So war durch Anerkennung der Krankheitsphänomene als Lebensäusserungen des kranken Körpers die Ontologie vernichtet, und durch Anerkennung eines gesetzmässigen Verlaufs die Teleologie getödtet.

Der Kampf der Theoretiker gegen die neue Schule war kurz, da diese Thatsachen als Gründe aufstellte und nur neue Thatsachen als Gegengründe zulassen wollte. Auch die Praktiker hätten nichts gegen Princip oder Methode der Physiologen einzuwenden gehabt, wenn nicht zugleich mit der alten Pathologie ihnen fast alle Möglichkeit eines directen therapeutischen Handelns genommen worden wäre. Sie forderten dafür Ersatz von der physiologischen Schule, und da sie von dieser nur mit der Hoffnung auf endliche Beschaffung einer rationellen Therapie getröstet werden konnten, sie sich aber jeden Augenblick äusserlich und innerlich zum Handeln gedrängt sahen — so erkannten sie zwar in thesi die Grundsätze und Consequenzen der neuen Schule an, blieben aber in praxi bei ihren gewohnten Methoden

oder Mitteln und suchten höchstens diesen Widerspruch durch Klagen über die vorwiegend negative Thätigkeit der Physiologen zu bemänteln, oder sie entnahmen in aller Stille den Bedarf an Heilmitteln von Rademacher's Anhängern oder von den Homöopathen. Beides verstiess aber gegen die An- und Absichten der neuen Schule, und desshalb unternahm es einer ihrer Repräsentanten, Wunderlich, das Verhältniss seiner Schule zur Therapie in einem besondern „die rationelle Therapie" überschriebenen Aufsatze festzustellen.

Wir lassen der Besprechung dieses Artikels einen wortgetreuen Auszug vorausgehen:

Die Therapie ist das letzte humane Ziel aller medicinischen Forschung. Damit müssen alle Schulen, alle Richtungen, die in der Heilkunde bestehen, übereinstimmen. Der Unterschied ist nur der, dass die Einen eine rationelle Begründung der therapeutischen Regeln und Grundsätze zur eigenen wissenschaftlichen Befriedigung, wie zur grössern Garantie für die Behandelten verlangen, während die Andern meinen, eine Anwendung des Erfahrenen reiche in der Therapie aus, oder sei gar das Höchste und Einzige, was verwendet werden dürfe.

Der Therapeut, wenn er wissenschaftlich verfahren und seinem Thun eine Garantie geben will, muss wissen was er thut und warum er es thut. Hierzu ist vor Allem nöthig, den jeweiligen Zustand des Organismus zu kennen, auf den man einwirken, den man umändern will. Eine anatomisch-physiologische Diagnose muss gemacht sein, wenn irgend eine Therapie, eine rationelle, d. h. eine vernünftige sein soll.

Darum brachte es die Art der älteren, d. h. der symptomatischen Medicin mit sich, dass sie, mochte sie auch manche Krankheitsfälle glücklich heilen, niemals rationell sein konnte. Sie kannte ja nur die oberflächlichen Aeusserungen, nicht den innern Zustand; zur Erkennung des letztern gingen ihr nicht nur die Vorkenntnisse aus der pathologischen Anatomie oder Physiologie und Chemie ab, sondern es fehlten ihr alle Mittel zu dieser Erkenntniss, es fehlte ihr selbst das Bedürfniss, sich letztere zu verschaffen. Die Symptome waren das Object ihrer Beobachtung; diese Symptome ordnete sie nach ihrem besten Wissen

zu Complexen zusammen und nannte sie Krankheiten, und diese und nicht der kranke Organismus erschienen als Aufgabe der Behandlung.

Die Bichat-Broussais'sche Schule war für die Entwickelung der neueren Medicin Epoche machend; sie war der Anfang einer neuen Richtung der Therapie, indem sie das kranke Organ zum Angriffspunkt der Behandlung machte.

Die Idee des Localisirens der Krankheiten von Broussais einmal gesetzt, konnte die Forschung sich nicht mit dem Orte des Erkrankens begnügen, sondern musste mit innerer Nothwendigkeit sich auf die Art dieser örtlichen Erkrankungen werfen. So entstand die anatomische Richtung in Frankreich, und es war nicht anders zu erwarten, als dass man, jeden Tag auf die einflussreichsten neuen Thatsachen über die Natur der pathologischen Zustände stossend, nicht sofort auch die Mittel bei der Hand fand, um diese anatomischen Zustände zu heben. Von diesem Standpunkte aus, sofern er die anatomischen Veränderungen nur nimmt wie sie sind, nicht wie sie entstehen, wurde in therapeutischer Beziehung auf die möglichst unwissenschaftliche Weise verfahren, entweder durch ein grobes Vergleichen der Erfolge angerühmter Kurmethoden nach der statistischen Weise, oder durch ein rohes Probiren starker Mittel nach Laune und Zufall.

Das erste Unglück für die Therapie ist, dass man sich angewöhnt hat, sie als etwas Getrenntes, als eine selbständige Wissenschaft anzusehen: sie ist keine Wissenschaft für sich, sie ist nur das Resultat, die Consequenz einer Wissenschaft.

Was hat die Therapie zu thun? Sie hat einen abnormen Zustand der Organe in einen möglichst normalen überzuführen oder den natürlichen Uebergang von jenem in diesem zu fördern. Wie kann man das unternehmen, wenn man jenen nicht kennt, wenn die Mittel und Wege unbekannt sind, durch welche der normale Zustand herzustellen ist? Aber nicht so sind jene Mittel und Wege zu verstehen, als ob irgend eine Wurzel oder ein Salz vermöge ihrer innewohnenden zauberischen Kraft aus der infiltrirten Lunge eine freie zu machen oder gar aus einem ontologischen Kranheitsabstractum ein anderes Abstractum, die Gesund-

heit, zu schaffen vermöge. Sondern jene Mittel und Wege sind nichts anderes, als die natürlichen Entwickelungen und der natürliche Fortschritt der anatomischen und functionellen Zustände beim Kranksein, die je nach den Umständen zum Untergang oder zur Rettung des Organismus führen. Die pathologische Anatomie muss diese Zustände, wo sie palpabel sind, aufzeigen, die Physiologie lehrt den gesetzmässigen Zusammenhang derselben kennen; darum sind diese Wissenschaften die Grundlage der rationellen Therapie. Soll aber die pathologische Anatomie der Therapie förderlich sein, so muss sie eine genetische sein, d. h. sie muss streben die Veränderungen der Organe in ihrer Entstehung zu belauschen, sie muss den Process ihrer Weiterentwickelung und die äusseren Umstände und Combinationen oder die innere Nothwendigkeit, von welcher diese Weiterentwickelung abhängt, aufdecken, sie muss endlich die anatomischen Processe verfolgen, durch welche die Integrität der veränderten Organe wiederhergestellt wird.

Die klinische Aufgabe ist, im einzelnen Falle aus den Symptomen die Art, den Stand, die Entwickelungsstufe, die eigenthümlichen Modificationen des Processes zu erkennen. In der Schwierigkeit dieser Aufgabe, ja in der Unmöglichkeit in vielen Fällen eine scharfe anatomisch-physiologische Diagnose zu machen, liegt der hauptsächlichste Grund der Unsicherheit des ärztlichen Wissens und Könnens; aber nur da, wo mit einiger Bestimmtheit ein solcher Schluss gezogen werden kann, ist für eine rationelle Therapie Basis gegeben.

Die rationelle Therapie ist so sehr nur der Anhang, das natürliche Ergebniss einer vernunftgemässen und exacten Pathologie, dass alle ihre einzelnen Regeln nur als sich von selbst verstehende Consequenzen von dieser erscheinen.

Schon bei der ersten Entwickelung eines krankhaften Processes kann der Therapeut ganz verschiedene Zwecke, deren jeder nach Umständen vollkommen rationell sein kann, haben. Instinctmässig hat die Empirie alle diese Wege eingeschlagen. Wie kann man aber hoffen, unter diesen verschiedenen Wegen im einzelnen Falle den sichersten und zweckmässigsten zu wählen, wenn man die Processe nicht kennt, oder von den Folgen, zu

denen sie sich zu entwickeln drohen, nichts weiss? Die Therapie des Anfangs der Erkrankungen ist eine überaus wichtige und nützliche: das frühzeitige Mässigen, resp. das frühzeitige Unterdrücken des Krankheitsprocesses beugt unberechenbaren schlimmen Ereignissen vor. Fast nur bei einem frühzeitigen Unterdrücken ist eine vollkommene Heilung zu erwarten.

In fast noch höherem Grade entziehen sich die Erkrankungen mit anatomischen Störungen, sobald sie sich bis zu einem gewissen Grade entwickelt haben, jeder directen Therapie. Alles, was der rationelle Therapeut bei vorgeschrittener Entwickelung anatomischer Erkrankungen gegen diese selbst thun kann, ist, dafür zu sorgen, dass die Entwickelung in ihrem natürlichen Ausgange, der in vielen Fällen für den Gesammtorganismus glücklich ausfällt, begünstigt werde. Das positive Einwirken darf dabei nur ein sehr vorsichtiges und gemässigtes sein: die Hauptaufgabe bleibt ein negatives Verfahren, ein Abhalten aller derjenigen Zufälle und Umstände, die den natürlichen Gang der Entwickelung stören könnten.

So gering aber auch die Mittel gegen den wesentlichen Krankheitsprocess selbst sind, sobald derselbe sich zu einigem Grade entwickelt hat, so ist deswegen selbst in solchen Fällen die Therapie nicht eine unnütze oder blos negative. In tödtlich werdenden Einzelfällen wird der Tod verhältnissmässig sehr selten durch denjenigen Krankheitsprocess selbst herbeigeführt, der als der primäre und wesentliche der Erkrankung angesehen wird, sondern durch Complicationen und Folgekrankheiten, Zwischen- und Nebenvorfälle. Der rationelle Arzt wird daher, wenn die erste Zeit des Auftretens einer Erkrankung verpasst ist, nicht mit Arzneien einstürmen, er wird nur unpassende Einwirkungen abzuhalten suchen; dabei wird er aber jenen Organen, von denen er weiss, dass secundäre Gefahren drohen, seine stete Aufmerksamkeit widmen, sie in der gemässigsten Functionsübung zu halten suchen, sobald er aber Grund hat, wirklich eine über das gewöhnliche Maass sympathischer Theilnahme sich steigernde Affection in ihnen zu vermuthen, wird er diese mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln im Beginnen zu bekämpfen suchen.

Derselbe Grundsatz der Bekämpfung secundärer Zufälle ist

auch in der Therapie chronischer und selbst unheilbarer Krankheiten von grossem Nutzen. Es ist das, wenn man will, ein symptomatisches Verfahren, beruht aber auf einer richtigen Berechnung der Dignität der einzelnen Erscheinungen, auf genauer Erforschung aller Verhältnisse des kranken Organismus und auf der Kenntniss der Gefahren.

Ein wichtiger Punkt in der Behandlung mehr der chronischen als der acuten Krankheiten ist die Untersuchung, ob nicht Verhältnisse bestehen, welche den Zustand unterhalten und gleichsam immer wieder zu einer neuen Genese des vorhandenen krankhaften Processes Anlass geben. Es ist dies fast die einzig praktisch anwendbare Seite der sogenannten Causalindication.

Der Arzt wird aber nicht immer und unter allen Umständen von einem vollkommen durchsichtigen Raisonnement bei der Therapie geleitet und kann nicht über jeden Punkt seines Verfahrens genügende wissenschaftliche Rechenschaft sich ablegen. So ist namentlich der Grund der Wirkungen unseres Arzneiapparates uns zum grossen Theile verschlossen. Die Aufgabe einer rationellen Materia medica ist es, die wahrhaft wirksamen Bestandtheile der uns von der Natur zum Theil als wahre Composita gelieferten Stoffe aufzufinden, ihre Wirkungen auf die Gewebe und Functionen, und zwar auf die normalen wie auf die abnormen, des Organismus festzustellen, diese Wirkungen — soweit es mit nüchternem Raisonnement geschehen kann, auf allgemein gültige physikalische und chemische Verhältnisse des Mittels zurückzuführen, soweit dies aber nicht zulässig, sich mit dem Factischen der Wirkung zu begnügen.

Sehr beeinträchtigt ist das rationelle Verfahren durch die so oft vorhandene Unsicherheit und Unvollständigkeit der Diagnose; doch ist auch hier dem mit den pathologischen Veränderungen Vertrauten es leichter Mittelwege in der Therapie zu finden, durch welche den verschiedenen Möglichkeiten, zu denen die diagnostische Analyse führt, genügt werden kann.

Dass endlich in Fällen, wo überwiegende Erfahrungen über den Nutzen eines Mittels, einer Methode bei gewissen complexen Zuständen auch ohne hinreichende rationelle Begründung zu ihrer Anwendung hindrängen, oder wo in verzweifelten Fällen

jede noch so dürftige Hoffnung auf Erfolg zu ergreifen ist und den Versuch mit empfohlenen Mitteln verlangt, auch der rationelle Therapeut sich ein empirisches Verfahren erlaubt, darüber wird er von keinem Verständigen Tadel erfahren.

Wunderlich sagt: „Das erste Unglück für die Therapie ist, dass man sich gewöhnt hat, sie als etwas Getrenntes, als eine selbständige Wissenschaft anzusehen: sie ist nur das Resultat, die Consequenz einer Wissenschaft.“

So allgemein gefasst enthält der Satz geradezu eine Unrichtigkeit, eine Ungerechtigkeit. Wenn der Symptomatiker eine Ischurie heilen wollte, so suchte er zu erforschen, ob das Hinderniss in der Harnröhre oder Blase, in den Harnleitern oder Nieren lag; er suchte zu erforschen, ob in einem dieser Theile eine Entzündung oder ein Krampf oder eine organische Störung vorhanden sei und behandelte dann je nachdem mit antiphlogistischen, antispastischen, resolvirenden u. dergl. Mitteln. Wenn der Naturhistoriker Typhus, Leprose oder Carcinose diagnosticirt hatte, wendete er als Desinfectionsmittel Arsenik oder dergl. an, weil dieses in feindseligem (conträrem oder contradictorischem) Verhältnisse zu jenen Krankheitsprocessen stehen sollte. Wenn der Erfahrungsheilkünstler eine Organkrankheit heben wollte, so wendete er die Mittel an, welche erfahrungsmässig in früheren Erkrankungen desselben Organs heilsam gewirkt hatten. Wenn der Symptomendeckende Homöopath einen Symptomencomplex tilgen wollte, so wählte er eine Arznei, welche einen ähnlichen Symptomencomplex am Gesunden verursacht hatte. Will der rationelle Homöopath eine Erkrankung heilen, so wählt er dazu ein Mittel, dessen pathogenetischen Wirkungen zu dieser hinsichtlich des Orts, der Qualität, der Ausbreitung u. s. w. in einem bestimmten Verhältnisse stehen. In allen diesen Fällen ist die directeste Abhängigkeit der Therapie von dem physiologisch-pathologischen Ansichten gar nicht zu bezweifeln; diese Abhängigkeit ging ja sogar soweit, dass die Heilkräfte der Arzneistoffe von ihren Wirkungen in Krankheiten benannt wurden.

Wenn also zugegeben werden muss, dass alle Schulen und Richtungen ihre essentiellen Indicationen aus ihren (ob falschen, ob richtigen, darauf kommt es nicht an) pathologischen Anschauungen entnehmen, was bedeutet dann jenes Getrenntsein der Therapie von der Pathologie? Man könnte vermuthen, dass dadurch ausgedrückt werden soll: die früheren Schulen haben wohl ihre Heilzwecke, nicht aber ihre Heilwege, resp. Heilmittel aus ihren pathologischen Kenntnissen abgeleitet. Aber auch diese Auslegung erweist sich als unrichtig, denn es spricht dagegen die ganze therapeutische Teleologie, d. h. die auf die Krisenlehre gestützte Behandlungsweise, es streitet dagegen die Aufstellung einer ableitenden, resolvirenden u. dergl. Methode, und andrerseits suchen die Desinfectoren, die Erfahrungsheilkünstler, die Homöopathen, kurz alle Therapeuten die Möglichkeit oder sogar die Nothwendigkeit der Wirksamkeit ihrer Methoden aus der Pathologie oder, in letzter Instanz, aus der Physiologie zu deduciren. Wir müssen daher obigen Satz noch mehr und zwar dahin beschränken, dass damit gesagt werden soll: den Therapeuten wurden bei der Auffindung, d. h. der ersten Versuchsweisen Anwendung der einzelnen Heilmittel die Gründe nicht unmittelbar in ihren pathologischen Kenntnissen gegeben. Das muss zugegeben werden; früherhin wurde kein Arzneimittel anders als auf ganz roh empirische Weise gefunden, und nur erst die Homöopathen haben hierzu einen verständigen und folglich sicheren Weg eingeschlagen. Durch diese Fassung wäre aber der Sinn des obigen Satzes nicht blos modificirt, sondern vollständig aufgehoben, denn Wunderlich spricht nicht von der mehr oder weniger wissenschaftlichen Auffindungsweise der Arzneimittel, sondern von der Ausbildung der Therapie als selbständiger Wissenschaft.

Selbständig ist eine Wissenschaft, wenn ihre Grundsätze nicht von den Grundsätzen einer andern Wissenschaft abhängig, d. h. nicht von diesen abgeleitet sind, und sie entwickelt sich selbständig, wenn sie die Consequenzen aus ihren Grundsätzen zieht ohne Rücksicht auf eine andere Wissenschaft zu nehmen oder dabei von einer andern Wissenschaft influirt zu werden. Streng genommen kann nun zwar keiner einzigen

Naturwissenschaft eine solche Selbständigkeit zuerkannt werden; aber wir haben hier nicht über Worte zu streiten. Der Wunderlich'sche Satz hat nach allem diesen gar keinen Sinn oder nur den der Opposition gegen die Erfahrungsheilkünstler und gegen die Homöopathen, weil nur diese den Satz vertheidigen: die Pathologie lehrt nicht heilen.

Im Grunde beruht diese Opposition auf einem reinen Missverständnisse. Beide Schulen geben zu, dass die Pathologie ihnen das angeben muss, was geheilt werden soll; beide geben zu, dass die Pathologie schon jetzt in einzelnen Fällen, später vielleicht in mehren verschiedene Heilwege wird angeben können, — beide behaupten aber, dass die Pathologie als solche nimmermehr anzugeben vermag, welche Mittel anzuwenden seien, um auf diesem oder jenem Wege das erkrankte Organ zu seinem normalen Zustande zurückzuführen. Beide behaupten, dass, wenn man ein Mittel zu einem Zwecke anwenden will, man wissen muss, ob das Mittel dem Zwecke entspricht, dass man also, um einen Stoff als Arzneimittel anwenden zu können, man wissen muss, welche Eigenschaften und Wirkungen dieser Stoff habe, dass man aber die Eigenschaften und diese Wirkungen auf keine andere Weise als durch den Versuch kennen lernen könne. Da nun aber die Pathologie als solche die Eigenschaften und Wirkungen der als Arzneimittel anzuwendenden Stoffe nicht (oder nur zufällig) lehrt, so müssen diese unabhängig von der Pathologie durch Versuche erforscht werden. Man sieht auch gar nicht ein, wie eine Schule, welche alle apriorische Erkenntniss verwirft, alle über die Thatsachen hinausgehende Speculation bei Andern so consequent bekämpft, sich mit diesen Behauptungen und deren folgerechter Durchführung in Widerspruch setzen konnte. Beharrt sie in dieser Opposition, so macht sie sich einer theoretischen Inconsequenz schuldig. Wenn sie aber leugnen wollte, dass man durch Versuche jene Kenntnisse erwerben kann, so würde hierüber, ihren eigenen Grundsätzen zufolge, nur wieder der Versuch entscheiden dürfen; und andererseits würde sie wieder inconsequent sein, wenn sie doch „erfahrungsmässig wirksame" Heilmittel anwendet, denn Erfahrung ist das Facit fort-

gesetzter Beobachtungen und diese können nur bei wiederholten Versuchen gemacht werden.

Die Quelle dieser schiefen Opposition ist aber leicht aufzudecken, sie entspringt aus dem Satze: „unter Heilwegen und Heilmitteln ist nichts anderes zu verstehen, als die natürlichen Entwickelungen und der natürliche Fortschritt der anatomischen und functionellen Zustände beim Kranksein, die je nach Umständen zur Rettung oder zum Untergang des Organismus führen.“

Also: Kunstheilung und Naturheilung sind identisch, das ist der oberste, der leitende Grundsatz der rationellen Therapie.

Auch der Inhalt dieses Satzes, in seiner allgemeinen Fassung, ist ein falscher, denn es stehen der Kunst viele Wege und Mittel zur Heilung zu Gebote, welche die Natur oder der Organismus nicht bietet. Die Chirurgie resecirt, ätzt, unterbindet, exstirpirt u. s. w. — und heilt dadurch oder vermittelt die Heilung auf Wegen und durch Mittel, welche der Organismus nicht bietet. Die Medicin wendet chemische Stoffe zum Neutralisiren, Auflösen u. s. w. an, welche der Organismus nicht oder nur unzureichend bietet. Den Chlorotischen bietet nicht der Organismus selbst das heilbringende Eisen; wenn secundäre Syphilis durch Quecksilber oder Jod geheilt wird, so geschieht das nicht auf Wegen oder durch Mittel, welche der Organismus selbst bietet. Wir können also auch diesen Satz nur in der Virchow'schen Beschränkung (oder Aufhebung?) gelten lassen, nach welcher er lautet: die Mittel, welche der Arzt zur Ausgleichung der Störungen in Anwendung bringen kann, liegen erfahrungsgemäss nicht ausserhalb der Breite der physiologischen Möglichkeiten: die Kunstheilung ist der Naturheilung nicht entgegengesetzt.

Aber angenommen, jener Satz wäre seinem ganzen Umfange nach richtig, so wollen wir jetzt sehen, welche Folgerungen Wunderlich daraus gezogen hat.

Zuerst stossen wir hierbei auf die Worte Wunderlich's: „die klinische Aufgabe ist, im einzelnen Falle aus den gegebenen Zeichen und Symptomen die Art, den Stand, die Entwickelungsstufe, die eigenthümlichen Modificationen des Processes zu erkennen. Nur da, wo mit einiger Bestimmtheit ein solcher

Schluss gezogen werden kann, ist für die rationelle Therapie Basis gegeben.“

Daraus würde also selbstverständlich die allgemeine Kurregel zu ziehen sein: Der Arzt darf nur dann handeln, wenn er mit Bestimmtheit aus den Symptomen auf den inneren Vorgang zu schliessen vermag. Und wir hätten uns nur gegen den erweiternden Zusatz „einiger“ zu erklären, denn einige Bestimmtheit heisst weiter nichts als Muthmassung, und auf eine solche darf sich eben der rationelle Therapeut nicht stützen.

Mit dieser Bestimmtheit des Schliessens sieht es aber in vielen Fällen traurig aus, wie Wunderlich selbst in seiner Anerkennung der diagnostischen Schwierigkeiten als Hinderungen einer rationellen Kur hervorhebt. Denn wenn wir bei einem andern Repräsentanten der physiologischen Schule, Bock*), lesen: „wir sind bis jetzt in vielen Fällen noch nicht im Stande, die materiellen Veränderungen anzugeben; die Ursachen der meisten Krankheiten sind uns unbekannt; die Folgen von einwirkenden Schädlichkeiten können wir ebenso wenig wie die intensive und extensive Ausdehnung, die Dauer, den Verlust und Ausgang der Mehrzahl der Krankheiten mit nur einiger Sicherheit bemessen; über viele Krankheiten sind wir hinsichtlich ihres Sitzes noch ganz im Dunkeln und können eine ziemliche Anzahl von Uebeln entweder wegen der Unsicherheit oder wegen der Unzulänglichkeit der Symptome gar nicht sicher diagnosticiren“ — so sieht man von vorn herein, dass dem rationellen Arzte ein directes Handeln nur bei einer äusserst geringen Anzahl von Erkrankungen gestattet sein wird. Das sagt auch Bock ganz offen, nur drückt er sich beruhigender aus, wenn er schreibt: „es existirt nur eine kleine Anzahl von Fällen, wo ein Eingreifen des Arztes von entschiedenem Erfolge ist.“ Ueberhaupt ist Bock's strenge Consequenz hinsichtlich der Therapie hervorzuheben,

*) Die geehrten Leser der Vierteljahrschrift werden die Erwähnung dieses Namens nicht missdeuten und sicherlich entschuldigen, wenn sie bedenken, dass eine wissenschaftliche Abhandlung Niemandes historische Berechtigung zu ignoriren das Recht hat, so wenig auch sonst dessen Persönlichkeit irgend eine Berührung rathsam erscheinen lässt. Die Red.

und es wird von Nutzen sein, hier etwas von seinen therapeutischen Ansichten und Erfahrungen, wie er sie in seinem „Lehrbuch der Diagnostik“ niedergelegt hat, in gedrängtem Auszuge zu geben. Da heisst es: Acute Dyskrasieen. — Von einer Behandlung dieser Krankheiten mit wirksamen Arzneistoffen kann bei gewissenhaften Aerzten deshalb gar nicht die Rede sein, weil uns die Art der Blutveränderung durchaus unbekannt ist, und weil bis jetzt noch keine wirklich heilsamen medicinischen Heilmittel gegen diese Krankheiten existiren, mit Ausnahme des Chinins gegen Wechselfieber. Der Arzt hat auf richtiges Zustandekommen des Stoffwechsels, auf reine Luft von passender Temperatur, zweckmässige Nahrungsstoffe, Förderung der Ausscheidungen, Regelung der Circulation, sowie der geistigen, besonders gemüthlichen und körperlichen Thätigkeiten zu sehen. Ist die Ursache zu ergründen und zu entfernen, dann muss es geschehen. Für gewöhnlich ist man also auf die sogenannte expectative oder indirect heilende, die pflegende Kur angewiesen. Die Indicationen bei dieser im eigentlichen Sinne rationellen Kur sind: Abhaltung aller Schädlichkeiten, Regulirung aller, vorzugsweise der vegetativen Processe, und Hebung einzelner excessiver, dem Kranken beschwerlicher Erscheinungen. — Bock glaubt durch heisses Wasser in grösserer Menge zu Anfange von Typhus, Pyämie, Urämie, Puerperalfieber guten Erfolg gesehen zu haben; vielleicht in Folge der Ausschwemmung des Blutes durch das Wasser (?). — Von empirischen Heilmitteln gegen Dyskrasieen besitzen wir nur das Chinin gegen Wechselfieber und vielleicht Quecksilber und Jod gegen constitutionelle Syphilis. Das Auffinden mehrerer solcher specifischer Mittel ist bis jetzt noch nicht geglückt und die Wirksamkeit der von diesem oder jenem Arzte empfohlenen ist durchaus nicht durch zahlreiche und genaue Beobachtungen empirisch festgestellt worden. — Den Kopfschmerz lindern bisweilen kalte Umschläge und Opium; gegen Schlaflosigkeit und Unruhe oder Angst ist Morphium fast stets von Vortheil; das Lungenödem kann wohl nur durch Brechen (welches besser durch Kitzeln des Pharynx als durch Emetica bewirkt wird) weggeschafft werden; ob die beschleunigte Herzthätigkeit beim Fieber wirklich nach-

theilig ist und ob sie durch Leukolin, Coniin oder Digitalis ohne Nachtheil vermindert werden kann, ist noch fraglich; gegen Abzehrung und Kraftlosigkeit im späteren Zeitraume reichen nahrhafte und leichtverdauliche Nahrungsmittel, unterstützt durch alkoholige Getränke, reine Luft und Sonnenlicht aus; die excitirenden und Nervenmittel, Eisen, bittere Mittel, China, Moschus, Camphor u. s. w. kräftigen und nähren nicht; gegen Harnverhaltung Anwendung des Catheters; das Aufliegen verhüte man durch Reinlichkeit, Matratzen, Lederunterlagen, Luft- und Wasserkissen, bereits geröthete Stellen sind mit kaltem oder Bleiwasser anzufeuchten; gegen Stuhlverstopfung reichen Klystiere aus; der Durchfall braucht nur mit schleimigen Klystieren und warmen Ueberschlägen über den Leib behandelt zu werden; gegen excessive Blutungen: Kälte. Unterstützung der Hautthätigkeit durch Waschungen und Bäder; Reinlichhalten und fleissiges Befeuchten der Lippen, Zähne, Zunge. Chronische Dyskrasieen: Da uns das Wesen derselben ganz unbekannt ist, so muss dahin gestrebt werden den Stoffwechsel, und zwar vorzugsweise den des Blutes, zu reguliren und naturgemäss zu unterstützen, was wohl nur auf diätetischem Wege möglich sein dürfte. Wenigstens haben bis jetzt leichtverdauliche und nahrhafte milde Speisen (Milchcuren), reine warme Luft, Sonnenlicht, Vermeidung körperlicher und geistiger Anstrengungen, Bäder u. s. w. noch die besten Dienste gegen chronische Dyskrasieen geleistet, während gewaltsames Wegschaffenwollen der Krankheit durch eingreifende Curen nur den Organismus früher zu ruiniren scheint. I. Plethora: grosse Mässigkeit in Essen und Trinken, Genuss von vielem Wasser, Körperbewegung (Turnen) im Freien mit kräftigem Athmen, regelmässige Lebensweise, kurzer Schlaf, regelmässige Leibesöffnung, Bäder. — Von Arzneimitteln — die aber recht gut entbehrt werden können — resolvirende und Abführmittel, Blutentziehungen, Mineralwässer. II. Venosität. Die Behandlung der chronischen Venosität kann nur dahin gerichtet sein, durch passende Nahrung und Luft das Blut gehörig zu ernähren und durch Unterstützung der Se- und Excretionen die Mauserung desselben zu befördern. Die Anwendung des reinen Sauerstoffgases ist erfolglos gewesen. Gebirgsluft

als Oxygenitär. Bei Asphyxie durch Luftmangel oder durch Einathmen schädlicher Gase dürfte das Einathmen von Sauerstoff nützlich sein. — Melanose: Bethätigung des Blutumlaufs in der Pfortader und Befreiung des melanotischen Blutes von seinen unnützen Bestandtheilen. Beides wird erfüllt durch passende Bewegungen (Turnen, Fussreisen), tiefes und kräftiges Ein- und Ausathmen, und durch zweckmässige (leicht verdauliche, nahrhafte, reizlose) Kost; vortheilhaft sind dabei reichlicher Genuss von Wasser (besonders von warmem, Carlsbad) und psychische Zerstreuungen. Die Praktiker (bei Hämorrhoiden!) werden empfehlen: Schwefel mit und ohne cremor tartari, Seifen, resolvirende und abführende Salze und Kräutersäfte, Mineralwasser, Klystiere, Blutigel am After und Schröpfköpfe am Kreuze — sie nützen aber ohne die angegebene Lebensweise gar nichts. III. Blutarmuth und Bleichsucht. Es muss nicht blos die Menge, sondern auch die Beschaffenheit des Blutes verbessert werden, und dies kannn nur auf diätetischem, nicht auf arzneilichem Wege geschehen, denn selbst das Eisen, welches bei Chlorose von einigem Vortheil ist, könnte entbehrt werden, wenn es sich in hinreichender Menge in vielen Nahrungsmitteln vorfindet. IV. Faserstoffdyskrasie. Strenge Entziehung von Proteinsubstanzen und reichliches Trinken von Wasser. Als defibrinirende Medicamente sind empfohlen — aber ganz überflüssig wenn nicht schädlich — Calomel, Tartarus emeticus, Bleizucker, Salpeter, Kupfervitriol. V. Fettsucht. Darreichung von Proteinstoffen und Wasser (mit Säuren, Wein- und Kohlensäure), Entfernung von fetten und Stärkmehlhaltigen Speisen und spirituösen Getränken; Bewegung u. s. w. Die empfohlenen Mineralwasser: Adelheidsquelle und Kreuznach, Karlsbad, Kissingen, Mariakreuz, Homburg, Franzensquelle, Spaa, Elster — wirken nicht mehr als gewöhnliches Trinkwasser bei richtiger Lebensweise. VI. Gicht. Gegen die Beschwerden des Anfalls: allgemeine körperliche und geistige Ruhe, Wärme, mässig erhöhte Lage des kranken Gliedes, schmale vegetabilische Kost, Trinken vielen heissen Wassers, Morphium, Klystiere; zur Tilgung der Dyskrasie: Mässigkeit im Genuss animalischer Nahrungsmittel, Genuss vielen (alkalihaltigen) Wassers, körperliche Thätigkeit bei kräftigem Athmen,

allmälige Abhärtung der Haut. Als specifische Gichtmittel rühmt man — aber ganz mit Unrecht, da ihre scheinbar gute Wirkung nur der zugleich anempfohlenen Lebensweise zuzuschreiben ist — Guajak, Aconit, Colchicum, Veratrin, Arnica, Chelidonium, Buccoblätter, Rhododendron, Ledum palustre, Gratiola; Schwefel, Antimon, Jodkali, Sublimat, Galle, Rheum, Seifen und Mittelsalze; Leberthran; die Hunger-, Zittmann'sche, Schmier-, Wasser-, Milch-, Molken-, Obst- und Mineralwasserkur. VII. Rheumatismus. Im rheumatischen Anfalle reicht Ruhe und Wärme aus; sehr heftige Schmerzen lassen sich durch Morphium lindern. Gegen chronischen Rheumatismus allmälige Abhärtung der Haut; Herstellung der normalen Blutbildung durch richtige Nahrung, Luft, Licht, Wärme, Wohnung, bei gehörigen Se- und Excretionen. Die zurückgebliebenen Veränderungen lassen sich nicht durch Medicamente fortschaffen, wohl aber durch zweckmässige active und passive Bewegungsübungen weniger beschwerlich machen. Empfohlene Methoden und Mittel sind: antiphlogistisches, diaphoretisches, diuretisches Verfahren; Vesicatorien; Aderlässe; subcutane Punction; Knetungen und Pochen; Chinin, Brechweinstein, Salpeter, Colchicum, Digitalis, Opium, Aconit, Scilla, Sublimat, Calomel, Jodkali, Citronenkur, phosphorsaures Ammoniak, kohlensaures Kali, Schwefel, Guajak, Elektricität und Galvanismus, Bäder von heissen Terpentindämpfen u. s. w. Diese Uebersicht nur der hauptsächlichsten gegen den Rheumatismus empfohlenen Mittel zeigt, wie sehr die Therapie dieser Krankheit im Argen liegt, und wie weit die Quacksalberei gehen kann. — Oertliche Krankheiten. Locale Hyperämie. a) Die oberste Indication ist Wegschaffung des in den Capillaren widernatürlich angehäuften Blutes und sie ist zu ermöglichen 1) durch Verengerung der hyperämischen Capillaren mittelst Druck, Kälte, Adstringentien und Contraction (directe oder indirecte) der Capillarwände, sowie des entzündeten Parenchyms, durch Reizung ihrer Nerven (Höllenstein, rothmachende und blasenziehende Mittel, Nadel- oder Blutegelstiche, Elektromagnetismus); 2) durch Wegziehen des stockenden Blutes mit Hilfe von Saugapparaten, Blutegeln oder Venäsectionen; 3) durch Wegschieben des stockenden Blutes durch stärkere Bewegungen (namentlich

respiratorische), Spirituosa, Excitantien — aber das erscheint gefährlich; 4) durch directe Entfernung des Blutes aus dem kranken Theile — Einschnitte, Cauterisation. b) Milderung der beschwerlichsten Reactionserscheinungen, Schmerz und Fieber: das beste Mittel ist Morphium. Empfohlen sind noch Digitalis, Chloroform, örtliche und allgemeine Blutentziehungen, überhaupt das sogenannte antiphlogistische Verfahren. c) Bekämpfung der faserstoffigen Blutmischung durch allgemeine Blutentziehungen und die sogenannte Entzündungsdiät. d) Ist die Hyperämie nicht zu lösen, so muss die Exsudatbildung befördert werden, am besten durch Wärme. — Trotz der vielen und theoretisch auch rationell scheinenden antiphlogistichen Mittel lehrt doch die vorurtheilsfreie Beobachtung, dass der Arzt höchst selten mit diesen Mitteln die Hyperämie zu lösen im Stande ist, und dass sie in den allermeisten Fällen gerade so wie bei einem richtigen exspectativ-diätetischen Verhalten in Exsudatbildung übergeht. Nur die directe Einwirkung auf die hyperämischen Capillaren (durch Druck, Kälte, Höllenstein) bringt augenscheinlichen Vortheil. Trotzdem fürchtet man noch sehr diese Mittel anzuwenden und z. B. bei Entzündungen, wenn sie nicht traumatischen Ursprungs sind, die Kälte in Gebrauch zu ziehen. Dagegen wird, so lange überhaupt das Wort Entzündung existirt, beim Arzte und Laien das Blutlassen Anklang finden, obgleich die heutige Menschheit gerade nicht einen Ueberfluss am Blut zu beklagen hat. Der blutscheue Homöopath kurirt übrigens die Entzündungen wirklich nicht schlechter (ja vielleicht schneller) als der blutdürstige Allöopath. — Exsudation. Entfernung des Exsudats theils durch mechanische Entleerung oder Beförderung der Resorption, theils durch Verhinderung einer neuen Ablagerung (durch Einwirkung auf die Blutbeschaffenheit und die abnormen örtlichen Verhältnisse). Zur Flüssigmachung eines festeren Exsudats und zur Bethätigung der Resorption reicht meistens ein höherer Grad von (feuchter) Wärme aus; wo diese nicht den gewünschten Erfolg hat, dürfte das beliebte Jod und Quecksilber sowie die (ganz verdienstlose) Arnica auch noch nichts genutzt haben. Man unterstützt die Wärme durch Reiben, Streichen, Drücken, Bewegen des kranken Theiles, sowie durch Beschleu-

nigung der Circulation und Respiration. — Ist die Resorption nicht zu erreichen, so muss schleunig die relativ vortheilhafteste Metamorphose des Exsudates, d. i. gewöhnlich Eiterbildung, bewirkt werden; auch hier ist Wärme das beste (zugleich schmerzstillende) Mittel. Den sogenannten resorptionsbefördernden Mitteln wird in der Regel ganz mit Unrecht der Erfolg zugeschrieben, welchen doch die stets gleichzeitig mit diesen Mitteln angewendete Wärme oder die Naturheilkraft (der Stoffwandel) hervorriefen. — Die Austrocknung und der Schwund eines Exsudats (Aftergewächses) erzielt man am besten durch Kälte. — Vorzüglich wichtig ist es, das Blut in gehörig plastischem Zustande (durch richtige Nahrungsmittel) zu erhalten, sodann die Zersetzung des Exsudats zu verhüten und die Aufnahme zersetzten Exsudats in den Blutstrom zu hindern. — Hämorrhagie. Das Aufhören einer Blutung wird erreicht durch mechanische (chirurgische und obstetricische) Hilfsmittel oder durch Kälte, wobei auf grösste körperliche und geistige Ruhe, auf zweckmässige Lagerung, Lösung beengender Kleider, kühlendes Verhalten und reizlose Diät zu sehen ist. Die inneren und äusseren Styptica taugen in der Regel nichts, ja schaden meistens, und sind nur dadurch zu Ansehen gelangt, dass man das Aufhören von Blutungen, was aber in der Regel ein ganz freiwilliges (von Contraction und Verstopfung des zerrissenen Gefässes abhängiges) ist, diesen Mitteln zuschrieb. — Nach Stillung der Blutung ist auf die Ursachen, Entfernung und Metamorphosen des Extravasats, den allgemeinen Blutzustand sowie auf das Allgemeinbefinden des Kranken Rücksicht zu nehmen.

Dieser Auszug scheint mir vollkommen hinreichend, um nachzuweisen, dass Bock mit der grössten Consequenz die Therapie auf die pflegende Kur zu beschränken und die diätetischen Regeln zu präcisiren strebt; er weist auch nach, dass das Neue der Bock'schen Ansichten lediglich in einer radicalen Opposition gegen die Nützlichkeit oder Möglichkeit medicamentöser Einwirkung besteht, welche er nur für eine äusserst geringe Anzahl von Mitteln bei einer äusserst geringen Anzahl von Fällen zugibt; er weist weiter nach, dass zwischen der Bock'schen Therapie und den Wunderlich'schen Kurregeln eine gewisse Differenz

stattfindet. Beide legen zwar übereinstimmend den Hauptaccent auf die indirect heilende, die exspectative Methode, Beide beschränken sich ausserdem auf ein symptomatisches Verfahren, aber Letzterer räumt offenbar der arzneilichen Einwirkung weit grössere Rechte und grösseren Nutzen ein als Bock, wie man aus seiner Behandlung der Anfänge der Erkrankungen ersieht. Freilich traut man seinen Augen kaum, wenn man liest, wie Wunderlich die Abortivmethode anpreist und den Rath gibt, die ersten Anfänge der Krankheitsprocesse (entweder primär oder als Folgen schon bestehender Processe auftretender) mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. Ist denn dies „Unterdrücken" eines Krankheitsprocesses gleichbedeutend mit dessen „natürlicher Entwickelung"? und doch soll es keine Heilwege, keine Heilmittel geben, als den natürlichen Fortschritt des Processes, der jenachdem den Organismus gesunden lässt oder tödtet?! Aber abgesehen von diesem schreienden Abfalle von dem leitenden Grundsatze, — wenn ich mich nun zum Unterdrücken entschlossen habe, womit führe ich diese Absicht aus, — wodurch zwinge ich dem Organismus oder dem erkrankten Organe Zustände auf, welche den natürlichen Fortschritt der anatomischen und functionellen Zustände unmöglich machen? Da der Organismus nicht selbst abortirt, so bleibt nichts übrig, als Arzneistoffe zu Hilfe zu nehmen, welche zwar nicht „vermöge ihrer innewohnenden zauberischen Kraft", auf den Organismus influiren werden, von denen aber — und zwar durch Versuche — auch für Wunderlich constatirt sein muss, dass sie in irgend einer beabsichtigten Weise auf den Organismus wirken.

Wir sehen, dass gleich die erte Kurregel nicht aussieht, wie eine „sich von selbst verstehende Consequenz", dass sie im Gegentheil direct und unzweideutig dem obersten therapeutischen Grundsatze und den Grundansichten der rationellen Therapeuten widerstreitet. Und weiter. Wunderlich selbst muss zugeben, dass die diagnostischen Schwierigkeiten beim Beginne der Erkrankungen ungleich grösser sind, als bei deren vorgeschrittener Entwickelung. Wenn ich nun aber nicht im Stande bin aus den gegebenen Zeichen mit Bestimmtheit auf die Art des Krankheitsprocesses, noch weniger auf dessen eigenthümliche Modificatio-

nen zu schliessen, und doch als rationeller Arzt vor Erfüllung dieser Bedingung nicht handeln darf, so muss ich entweder die gegebenen Zeichen zu unterdrücken suchen, bevor ich über ihre Bedeutung mit Bestimmtheit einen Schluss ziehen kann, oder ich muss in der Mehrzahl der Fälle unthätig abwarten. Da nun aber jeder dieser Fälle sich bei weiterer Entwickelung der „directen Therapie entziehen“ könnte, so habe ich in der Mehrzahl der Fälle nur die Wahl entweder gleich Anfangs nur ein symptomatisches oder später ein empirisches Verfahren zu gestatten.

Das letztere ist allerdings erlaubt, denn Wunderlich selbst hat nichts dagegen, wenn man in gewissen „complexen Zuständen“ (d. h. doch wohl, wo das bestimmte Schliessen aufhört?) die exspectative Methode verlässt und ein Mittel oder eine Methode, zu deren Anwendung überwiegende Erfahrungen hindrängen, probirt, oder bei diagnostisch nicht zu bewältigenden Zuständen sich nach Mittelwegen umsieht. Der letztere Ausspruch ist freilich sehr unverständlich, denn was bedeutet hier ein Mittelweg? zwischen Handeln und Nichthandeln? da gibt es keinen, oder zwischen rationellem und nicht rationellem Handeln? kann das etwas anderes bedeuten, als den Rath zu probiren, bis man das Rechte getroffen hat?! — Die erstere Ausnahme aber macht es von dem Gewissen, resp. der Willkür des Arztes abhängig, ob er im gegebenen Falle sich der exspectativen Methode oder eines empirischen Mittels oder Methode bedienen will. Und zwar würde diese Wahl nicht blos auf „verzweifelte“ Fälle sich beschränken, denn zu „complexen“ Zuständen gehören doch gewiss alle Krankheiten, über deren materielle Veränderungen, Sitz, Ursachen, Dauer, Verlauf u. s. w. ich nichts Bestimmtes weiss, also, wie wir oben sahen, die Mehrzahl der Fälle. Und zu „verzweifelten“ Fällen gehören doch gewiss jene zu „einiger Entwickelung gelangten“ Erkrankungen, da sie sich jeder directen Therapie entziehen. Man nehme das ja nicht für Wortklauberei, es handelt sich hier um eine Gewissenssache, und wenn Wunderlich einmal das Gewissen (und sicher mit Recht!) als Schiedsrichter über anzustellende Versuche anerkennt, so benimmt er sich damit das Recht gegen die Ausdehnung eines solchen Verfahrens auf alle analogen Fälle zu protestiren und muss auch den beschrän-

kenden Zusatz „überwiegende Erfahrungen u. s. w.“ zurücknehmen, denn das Gewissen gibt das Recht und macht es zur Pflicht in Fällen, wo noch keine Erfahrungen den Nutzen eines Mittels constatiren, durch neue Versuche den Nutzen eines empfohlenen oder auch neuen Mittels zu erforschen. Und man würde das um so eher thun dürfen, da die Empirie instinctmässig alle verschiedenen Heilwege eingeschlagen hat, und es manche kräftige und nützliche Verfahrungsweise gibt, die man beim Beginne krankhafter Processe diesen oft nur aus zufälliger Erfahrung entgegengestellt hat. Es werden das auch alle Aerzte thuen, bei denen die Forderungen der Humanität und des Fortschrittes das Bedürfniss formeller Erklärung überwiegen. Es würden dies auch die Jünger der physiologischen Schule thun, wenn sie nicht in radicaler Skepsis über die Wirkungsfähigkeit der Arzneimittel befangen wären.

Der Grund und Boden dieser Negation ist natürlich der obige Grundsatz; über die Regel der Skepsis erfahren wir aber von Wunderlich so gut wie nichts. Er gibt an, dass Columbo stopft, dass Rhabarber, Aloë und die Salze verschieden laxiren, dass Opium betäubt und die verschiedenen Narkotica verschiedene Gehirnzufälle erregen u. s. w., er spricht von Sichbegnügen mit dem Factischen der Wirkung auch ohne Einsicht in die Wirkungsweise; er findet es andererseits unsinnig zu glauben, dass z. B. ein paar Drachmen Jodkali eine Hirntuberculose heilen können, er findet den Glauben lächerlich, die plastischen Stoffe, welche die Lunge des Pneumoniker ausfüllen, oder die Infiltrationen der Drüsenhaufen und Mesenterialdrüsen des Typhösen oder die Verschorfungen und submucösen Infiltrationen im Dickdarm des Dysenterischen, mit einigen Kräutern oder was immer für Mitteln direct tilgen zu können. Die Frage nach einer Bestimmung der Grenzen, wo die Möglichkeit einer Mittelwirkung aufhören soll, beantwortet Wunderlich nur durch die Behauptung: sobald die Exsudationen beginnen, oder doch sobald sie zu einiger Ausdehnung gediehen sind und aus dem erkrankten Theile nicht ohne Weiteres weggeschafft werden können, darf man sich über die Wirksamkeit der Arzneimittel gegen den Krankheitsprocess selbst keine Illusionen mehr machen.

Klarer schon und bestimmter drückt Bock das Princip seiner Skepsis aus, wenn er angibt, dass er mit einem steten Zweifel an dem post hoc ergo propter hoc prakticirt und Andre habe heilkünstlern sehen. Dieser Satz mag noch so sehr wie ein plattes Vorurtheil aussehen, er ist wirklich von gewichtiger Bedeutung, denn er enthält die Quintessenz der alten Hume'schen Skepsis: Die geheimwirkende Kraft zwischen zwei Erscheinungen, von denen wir die eine als Ursache, die andere als Wirkung annehmen, und also der innere Zusammənhang zwischen beiden entgeht nicht nur unserer sinnlichen Beobachtung, sondern die jedesmalige Ursache der Erscheinung offenbart sich mit Sicherheit und Nothwendigkeit auch dem Verstande nicht. Wir nehmen stets nur ein Nachetwas kein Durchetwas wahr, und zwischen wahrgenommenen Erfolgen liegt keine Nothwendigkeit der Verknüpfung, kein innerer Zusammenhang vor. Was wir stets als aufeinander folgend wahrnehmen, das gewöhnen wir uns als durch dasselbe bewirkt zu betrachten. Die von uns angenommenen ursächlichen Verknüpfungen sind mithin ein blosses Erzeugniss der Gewohnheit und wir haben für diese nur subjectiv begründete Ueberzeugung keine objective Gewähr, durchaus keine andere, als dass wir zwei Gegenstände, deren einen wir die Ursache den andern die Wirkung nennen, in unseren Empfindungen beständig mit einander in Verbindung bringen und zwar so, dass die eine stets vorangeht, die andere folgt. Die Vorstellungen von ihnen, die einander beständig begleiten, verbinden sich nun im Vorstellungsvermögen so innig mit einander, dass, so oft die eine uns gegenwärtig wird, die zweite als deren beständige Begleiterin mithervortritt. Diese Causalverknüpfung erfolgt demnach lediglich durch die Ideenassociation, einen Act der Einbildungskraft, und diese wird für uns durch Gewohnheit zur Nothwendigkeit. Eine nothwendige innere Verknüpfung aber zwischen dem was wir Ursache und dem was wir Wirkung nennen, ist keineswegs gegeben, und da zwischen Ursache und Wirkung als Begriffen ein innerer Zusammenhang nicht stattfindet, und auch durch die schärfste Analysis des einen der Inhalt des andern nicht kann aufgefunden werden, so ergibt sich, dass der Begriff der Causalität lediglich aus Erfahrung entnommen ist. Da nun in

dieser die regelmässige Folge selbst in den alltäglichen Erscheinungen nichts weniger als an sich nothwendig und gewiss ist, und sich im Laufe der Natur vielmehr eine Menge von Unregelmässigkeiten zeigen, so dass es keine ausnahmslose Regel gibt, so findet sich nichts Zuverlässiges. — Ich habe diese Deduction desshalb in extenso mitgetheilt, weil sie zugleich das Correctiv für die darauf basirte Skepsis enthält. Für die Naturforschung gibt es allerdings kein anderes Kriterium einer Causalverbindung als das des Nachetwas, d. h. der Naturforscher nimmt zwei Gegenstände (oder Erscheinungen) als in Causalverbindung stehend an, wenn er sie beständig in solcher Verbindung beobachtete, dass die eine beständig folgt, wenn die andere voranging. Eine Nothwendigkeit ist es nicht, dass Soda und Schwefelsäure sich zu einem Salze verbinden oder dass Blei bei einem gewissen Wärmegrade flüssig wird, sondern es ist eine Thatsache und nur daraus, dass jenes Salz bei dem Zusammenbringen von gewissen Portionen jener Substanzen immer entstand und dass Blei bei gewissem Wärmegrade immer flüssig wurde, schliessen wir, dass jene Substanzen die Eigenschaft haben sich mit einander zu verbinden und dass Blei die Eigenschaft hat nach oder durch Veränderung der äusseren Wärme seinen gewöhnlichen Aggregatzustand zu verändern. Solche Thatsachen können wir weiter zur Erklärung complicirterer Verhältnisse benutzen. Ein solches Zurückführen ist aber bei den complicirtesten Zuständen, nämlich bei denen der organischen Körper, nur bis zu einem sehr dürftigen Grade gelungen; wie kommt es nun dass wir trotz aller Unkenntniss des synthetischen Theiles der organischen Thätigkeiten als Axiom annehmen, dass die den Organismus constituirenden Zellen nur durch fortwährendem Stoffwechsel ent-, und bestehen? Etwa desshalb, weil hier die Zeit- und Reihenfolge der Erscheinungen sinnlich wahrgenommen und nachgewiesen werden könnte? Wenn Bock in pathologischer Hinsicht sagt, dass die nächste Ursache jeder Krankheit eine von der Norm abweichende Beschaffenheit der Materie sei, dass der Grund der organischen Störung stets in einer Abnormität des Stoffwechsels liege, so nimmt er hier ein paar Mal ein post hoc ergo propter hoc an, er nimmt ein Causalitätsverhältniss an und noch dazu von Vorgängen,

die unter die Sinne fallen, obgleich er dafür den Beweis durch die Sinne nicht zu führen vermag. Warum lässt Bock hier seinen Zweifel fallen? Nur weil anderweitige Thatsachen ihn zu diesem Schliessen berechtigen und nöthigen, nicht weil die Vorgänge selbst chemisch-physikalisch durchschaubar oder besser durchschaut wären. Wäre dies der Fall, so hätte Griesinger Recht, wenn er bei Besprechung der statistischen Methoden sagt: „Gavarret assimilirt alle therapeutischen Erfolge dem Ziehen weisser und schwarzer Kugeln aus einer Urne, von deren Inhalt man nur aus den bisherigen Ziehungen etwas weiss. Dies mag für diejenigen Heilerfolge richtig sein, wo uns alle Mittelglieder zwischen dem Einnehmen einer Arznei und deren endlichem Resultat gänzlich unbekannt sind, wo wir von der Art der Wirkung und von der Zweckmässigkeit gerade dieser Einwirkung in diesem Falle uns gar keine Vorstellung machen können. Es gibt solche: Chinin im Wechselfieber, und alle diejenigen Methoden, die man, ohne irgend etwas von der mechanischen Wirkung zu kennen, als gänzlich irrationelle, rein empirische gebraucht. Wenn z. B. Jemand die Cholera oder den Typhus mit Chinin heilen zu können behauptet, so vermögen wir zwischen dem Nehmen dieses Alkaloids und der Genesung bis jetzt in gar keiner Weise einen Zusammenhang einzusehen. Wenn ich aber einem Menschen mit Stuhlverstopfung und Kopfcongestionen ein Laxans gebe, oder bei einer Conjunctivitis eine verdünnte Auflösung von Höllenstein anwende, weil ich von ihm die sogenannte adstringirende Wirkung kenne, wenn ich bei starker Gehirnhyperämie am Kopfe Blut lasse, so sind dies einfache Beispiele eines Verfahrens, bei dem a priori etwas über die Art und Weise der Wirkung und über die Zweckmässigkeit derselben unter vorliegenden Umständen gesagt werden kann. Diese apriorischen Gründe reichen nicht hin, um die Nothwendigkeit des Erfolgs vorauszusagen, aber die Wahrscheinlichkeit ist eine grössere als bei den ersteren Beispielen. So lange wir von den Wirkungen der Arzneien so wenig wissen, sind natürlich auch die wenigsten inneren Medicationen chemisch-physikalisch durchschaubar; aber ihre Erfolge sind doch nicht zu denen zu zählen, über deren Zustandekommen man gar nichts weiss, gar nichts a priori bestimmen kann.“

Man glaubt hierin ein Princip für die Skepsis gefunden zu haben, aber bei genauerer Betrachtung findet man sich auch hier getäuscht. Nur bei der örtlichen Blutentziehung ist der Vorgang vollkommen klar. Wenn ich aber bei Stuhlverstopfung ein Laxans anwende, so mag ich Crotonöl oder Glaubersalz anwenden, ich weiss weder von diesem noch von jenem, wie es „drastisch“ oder „schleimeinschneidend, fluidisirend“ wirkt, sondern ich weiss nur, dass das eine profuse, das andere wässrig-schleimige Ausleerungen bewirkt; und ebenso wenig weiss ich vom Argentum nitricum, durch welche Einwirkung auf welche Gewebtheile es die Verengerung der blutgefüllten und ausgedehnten Gefässe zu Stande bringt, — ich habe mich also in diesen Fällen mit dem Factischen der Wirkung, resp. mit dem Heilerfolge zu begnügen. Wenn ich aber einen solchen nicht bezweifele, so kann ich nicht die chemisch-physikalische Durchschaubarkeit als Grund meiner Annahme anführen, denn sie ist nicht vorhanden, und ob von dunkeln Mittelgliedern eins oder zwanzig fehlen (ich kann ja diese Zahl ohnedem in keinem Falle angeben), ist im Princip ganz gleichgültig, ich kann höchstens die grössere Einfachheit der Zustände und des sinnlich Wahrnehmbaren der Wirkung dafür ausgeben. Stütze ich mich also z. B. darauf, dass ich nach Höllensteinauflösung die allmälige Verengerung der Gefässchen sehe, so ist das gewiss eine sinnliche Beobachtung, die aber keinen grössern Werth, keine grössere Beweiskraft beanspruchen kann, als die ebenfalls sinnliche Beobachtung des Verschwindens der Typhus- oder Cholerasymptome nach Chinin. Die grössere Einfachheit der Zustände aber gibt mir mir wohl Hoffnung auf früheres Finden einer Erklärung des Heilvorgangs, aber so lange diese fehlt, kann ich auch bei den einfachsten Anomalien den Heilerfolg nur dann als durch ein Mittel bewirkt annehmen, wenn häufige Beobachtungen diesen Erfolg nach der Anwendung desselben Mittels bei denselben Zuständen constatirt haben. Wir wiederholen daher, dass es für die Naturforschung, resp. die Therapie, kein anderes Kriterium für das Durchetwas gibt als das durch häufige Beobachtungen constatirte Nachetwas. Soll aber auf diesen Satz eine Skepsis gegründet werden, so darf diese nicht in der armseligen Weise

gehandhabt werden wie es Bock thut, wenn er z. B. die Wirksamkeit der gegen Skorbut oder Gicht empfohlenen Mittel bezweifelt, weil diese nicht wirken, so lange man nicht die Lebensweise geändert hat (also weil sie nicht wirken so lange die Ursache fortdauern!), oder wenn er gar bei Chlorose sagt, dass Eisen als Arznei entbehrt werden könnte — wenn es in hinreichender Menge in den Nahrungsmitteln geboten würde! oder wenn er die Wirksamkeit der Resolventien bezweifelt, weil dabei Wärme mitgewirkt — oder der Stoffwandel die Resorption bewirkt hätte. Bei solch kindlicher Skepsis darf man sich allerdings nicht beruhigen; man darf auch nicht aus der apriorischen Möglichkeit des Nichtwirkens der empfohlenen Arzneien den zu weiten Schluss auf die Unwirksamkeit oder wenigstens Entbehrlichkeit derselben überhaupt ziehen; — sondern es kann im Gegentheile nur durch wiederholten Versuch ermittelt werden, ob eine Arznei im gegebenen Falle nützt oder nicht, denn ein anderes Kriterium für Constatirung von Thatsachen als das des häufigen Versuchs gibt es nicht. Ob also ein Arzneimittel erfahrungsmässig nützt, lässt sich nur mittelst der statistischen Methode erforschen. Derartige Mittel sollen nun zwar, nach Wunderlich, die Jünger der physiologischen Schule anwenden dürfen, — aber sie befinden sich hierbei allerdings in nicht geringer Verlegenheit. Natürlich kann die statistische Methode nur dann ein sicheres Resultat geben, wenn 1) die Fälle wirklich übereinstimmen und 2) sämmtliche Fälle nur mit demselben Mittel behandelt wurden. Zu einer solchen Feststellung kann aber die physiologische Schule die Aufzeichnungen der symptomatischen oder auch der naturhistorischen Schule nur spärlich benutzen; Griesinger sagt ganz richtig: Specifica kann keine physiologische Medicin, die abstracteste (Brown) so wenig als die heutige concretere anerkennen; die Specifität der Therapie ist vielmehr das ewige Attribut der — sei es auch anatomischen — Ontologie und des Nosologismus, der auf der einen Seite seine Krankheiten, auf der andern seine Antarthritica, Antiscrophulosa, consequenterweise auch seine Antipneumonica, Antityphosa hat. Wer in den Arzneien blos Stoffe sieht, welche die Flüssigkeiten und Gewebe des Körpers stofflich umzuändern und damit die Functionen der

Organe zu modificiren vermögen, wem das Operiren mit Arzneien eben ein mechanischer (!) Eingriff in veränderte Stoffe und Functionen ist, der abstrahirt am Krankenbette von einem jeden Gedanken einer besondern Feindseligkeit der Arzneien gegen bestimmte Krankheiten. Die Specifität ist die therapeutische Ontologie, und wie die pathologische Ontologie am Ende auf den Namen hinausläuft, so weiss auch jene nichts, als hinter Krankheitsnamen Arzneinamen zu setzen. Griesinger empfiehlt daher mit den einfachsten, in ihrem Gange am leichtesten zu beobachtenden Erkrankungen, bei complicirten Krankheitsfällen aber nicht mit der ganzen in Bausch und Bogen, sondern mit deren Elementen zu beginnen. Specifica, sagt er, gegen den Typhus aufzusuchen, davon dürfte sich gegenwärtig kaum Jemand Erfolg versprechen; aber wünschenswerth wäre es die Bronchitis dieser Kranken wirksam bekämpfen zu können, oder zu wissen, ob wirklich ihre Diarrhöe durch Ipecacuanhainfusion oder durch Calomel sich mildern oder aufhören können u. s. w. — Man sieht, dass Griesinger durch die auf ein Ziel gerichtete Arbeit künftiger Generationen erforscht zu sehen wünscht — ob dies oder jenes nach symptomatischen Indicationen gewählte Mittel nützt oder nicht; wie wir ein solches Sichbeschränken auf symptomatisches Verfahren auch bei Bock und Wunderlich fanden,

Da wir also von der Mehrzahl der Krankheiten die anatomischen Veränderungen oder Sitz, Ursachen, Verlauf u. s. w. nicht kennen, da in Folge dieser mangelhaften Kenntnisse oder wegen Unzulänglichkeit und Unsicherheit der Symptome die Diagnose selten mit positiver Bestimmtheit gestellt werden kann, da aber ohne eine solche Bestimmtheit ein Heilweg nicht aufzufinden ist, da ferner, wenn auch alle diese Kenntnisse vorhanden wären, das zweite Haupterforderniss einer rationellen Therapie: eine rationelle Materia medica (d. h. eine solche, welche die Wirkungen der Arzneistoffe auf die Gewebe und Functionen, und zwar auf die normalen wie auf die abnormen, des Organismus festgestellt, und diese Wirkungen soweit dies mit nüchternem Raisonnement geschehen kann auf allgemein gültige physikalische und chemische Verhältnisse zurückgeführt hätte) fehlt, so folgt, dass wir keine einzige Erkrankung wahrhaft rationell behandeln können.

Denn da auch in den Fällen, wo mechanische oder direct chemisch wirkende Mittel angewendet werden, diese nur gegen Producte — also Einzelerscheinungen — der Krankheit gerichtet werden können, so kann diese Behandlungsweise nicht als eine rationelle, sondern muss als eine symptomatische bezeichnet werden.

Für die Jünger der physiologischen Schule gibt es also keine andere Alternative, als entweder gar nicht zu handeln, oder nicht rationell, d. h. ohne sich über jeden Punkt ihres Verfahrens genügende wissenschaftliche Rechenschaft ablegen zu können. Wir haben gesehen, das Bock hierin auch consequent gewesen ist, und das Eingreifen des Arztes nur in einer sehr kleinen Anzahl von Fällen für nützlich hält; aber auch er setzt sich mit seinem bessern Wissen in Widerspruch, wenn er an einem andern Orte behauptet, der physiologische Arzt zeichne sich dadurch vor den andern aus, dass er „im richtigen Zeitpunkte das richtig gewählte Mittel“ zu geben im Stande sei.

Jeder Unbefangene mag nun urtheilen, ob eine Therapie, deren oberster Grundsatz falsch ist, deren einzelne Kurregeln nichts weniger als sich von selbst verstehende Consequenzen sind, sondern theils dem leitenden Grundsatze widersprechen, theils in praxi in das Belieben des Arztes gestellt werden müssen, welche ihr Heil in einer späteren Feststellung der Beobachtungen ihrer verachteten Gegner sucht, welche die Mittel zum Handeln ebenfalls in Folge der Beobachtungen dieser Gegner wählen muss — ob eine solche Therapie berechtigt ist, sich schon jetzt den Namen einer rationellen Therapie beizulegen!

Denn gesetzt auch, die physiologische Schule besässe die ausreichendsten Kenntnisse von jedem möglichen Krankheitsprocesse, gesetzt sie wäre im Stande, in jedem Falle bei jedem Punkte der Krankheitsentwickelung mit positiver Bestimmtheit anzugeben: was zu thun wäre um das Fortschreiten des Processes zu verhindern, so wäre sie zwar im Stande vollkommen rationell zu denken, aber immer noch nicht rationell zu handeln. Dazu gehört nothwendig eine rationelle Materia medica. Wenn aber die physiologische Schule die Wirkungen der Arzneistoffe auf die Gewebe und Functionen, sowol auf die normalen

als auf die abnormen, des Organismus feststellen will, so muss sie nothwendig mit der Erforschung dieser Wirkungen auf die gesunden Gewebe beginnen. Will sie nur erforschen, wie die Arzneistoffe die Flüssigkeiten und Gewebe und damit die Functionen des Körpers stofflich umändern, so kann das nur mittelst des Versuchs geschehen, da sich die gegenseitige Einwirkung zweier oder mehrer Stoffe aufeinander nicht anders als durch versuchsweises Zusammenbringen dieser Stoffe ermitteln lässt. Sie muss also zuerst Arzneistoffe auf die Gewebe u. s. w. des gesunden menschlichen Körpers einwirken lassen und diese Wirkungen beobachten, d. h. sie muss Arzneiprüfungen am gesunden menschlichen Körper anstellen. Dabei wird sie nothwendig nach bestimmten Regeln verfahren müssen: sie wird zur Erforschung der materiellen und functionellen Veränderungen, welche ein Stoff hervorbringt, nicht zwei oder mehre zugleich geben dürfen; sie wird während der Prüfungszeit die Einwirkung aller andern Stoffe, welche störend einwirken könnten, abhalten müssen; sie wird sich nicht mit einmaliger Prüfung des Stoffes an einem Körper begnügen dürfen, sondern sie wird ihn möglichst oft an möglichst vielen prüfen müssen; sie wird, da auch die gesunden menschlichen Körper durch Geschlecht, Alter, Gewohnheit, Lebensweise u. s. w. relativ verschieden sind, und da die Wirkungen des Stoffes durch diese Verschiedenheiten modificirt werden könnten, den Stoff an möglichst vielen Gesunden von verschiedenem Geschlecht, Alter u. s. w. prüfen müssen. — Wenn aber durch so angestellte Prüfungen festgestellt ist, auf welche Gewebe u. s. w. die einzelnen Arzneistoffe in bestimmter Weise wirken, so wird man deren Wirkungen auf diese Gewebe u. s. w. im abnormen Zustande zu erforschen haben. Dabei ist von vornherein dreierlei möglich: der abnorme Zustand verhindert die Entfaltung der Wirkungen des Stoffes — dieser bleibt unwirksam; oder der Stoff setzt zwar Veränderungen, die aber neben den schon vorhandenen Störungen herlaufen oder sich mit diesen verbinden — er verschlimmert; oder endlich die Wirkungen des Stoffes heben den bisherigen abnormen Zustand auf — er heilt.

Die Homöopathen behaupten auf diesen Wegen der Prüfung

und klinischen Erfahrung ihr Heilgesetz gefunden zu haben; die physiologische Schule bestreitet es. Wollte diese ihrer Negation einen Grund geben, so musste sie durch pathologisch-anatomische Untersuchungen nachweisen, dass die von den Homöopathen geprüften Stoffe nicht auf die angegebene Weise auf die angegegebenen Gewebe wirken, und musste sodann durch klinische Gegenversuche nachweisen, dass die nach diesen Wirkungen gewählten Mittel nicht modificirend oder aufhebend auf den ursprünglichen (dem Entstehungsgrunde nach verschiedenen, den Erscheinungen und dem Verlaufe nach ähnlichen) Krankheitsprocess wirken. Nur damit wäre ein directer Gegenbeweis gegeben. Statt dessen polemisirt diese Schule in der Art, dass sie die klinischen Erfolge der Homöopathen mittelst ihrer bekannten Skepsis einfach in Abrede stellt, und — von den Homöopathen den Beweis für ihre Erfahrungen verlangt! Wahrlich, „wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheut, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Bock kommt sogar bei seinem kritischen Nachdenken auf den Einfall: Die Homöopathen müssten diesen Beweis dadurch führen, dass sie durch ihre Mittel „bestimmte, vorausbestellte", gewissen Krankheiten ähnliche Zustände erzeugten, denn das, meint er, wäre allein nur eine positive Bestätigung des Aehnlichkeitsgesetzes. Ein schlagenderer Beweis von Ignoranz existirt nicht. Bock hätte aus jeder leidlichen Toxikologie lernen können (und auch vorher lernen müssen), dass man selbst mit sehr intensiv wirkenden Giften, welche viele verschiedene Partien des Organismus zu kränken vermögen, nicht im Stande ist als erste oder alleinige Wirkung eine bestimmte, vorherbestellte Krankheitsform zu erzeugen; dasselbe Gift wirkt bei den Einen zuerst auf dieses, bei Andern zuerst auf ein anderes Organ, und die Toxikologen haben für diese Thatsachen keine andere Erklärung, als dass ein Gift gewöhnlich zuerst einen locus minoris resistentiae befällt. Nun geben die Homöopathen ihre Mittel, weil sie wissen, dass diese in bestimmter Beziehung zu den erkrankten Organen stehen; sie geben sie in schwacher Dosis, damit der übrige Körper nicht unnöthig afficirt werde; sie setzen voraus, dass auch die schwache Dosis auf das erkrankte Organ zu wirken

vermöge, weil dieses für jetzt ein locus minoris resistentiae ist, — und zwar haben sie sich das nicht a priori erdacht, sondern durch Beobachtung gefunden. Aber, wie gesagt, nicht wir haben den Beweis, sondern die Gegner den Gegenbeweis zu führen.

Bock tadelt auch die Fassung des leitenden Grundsatzes; er begreift nicht, wie logisch richtig die Homöopathen gedacht haben und noch denken, wenn sie ihrem obersten Grundsatze eine äusserliche Fassung gaben und diese trotz aller Verlockungen beibehielten. Die Function eines Organs ändert sich mit der Formveränderung seiner Gewebstheile und diese tritt in Folge einer Veränderung der Mischung und Combinationen ihrer Elementartheile ein. Es ist also nicht gleichgültig, welche Elementartheile (oder Structurelemente oder dergl.) sich vorzugsweise und in welcher Weise sie sich ändern, denn jenachdem wird daraus eine verschiedene Form- und Functionsstörung resultiren. Diese drei Momente (das chemische, morphologische und functionelle) sind — im gesunden wie im kranken Zustande der Organe — unzertrennlich verbunden. Aber wir kennen die der Formmetamorphose zu Grunde liegende Mischungsänderung so gut wie gar nicht; im gegebenen Erkrankungsfalle dringen wir also bei dem Rückwärtsschliessen von der gestörten Function höchstens bis auf die Formstörung vor — den letzten Schluss (auf die Mischungsstörung) vermögen wir wegen Unzulänglichkeit der pathologischen Kenntnisse nicht zu ziehen. Da wir aber wissen, dass die Verschiedenheiten der Formveränderungen das Resultat von Veränderungen der Mischung verschiedener Elementartheile sein müssen, so geben uns jene in therapeutischer Beziehung einen sichern Anhaltepunkt, d. h. wir wenden zur Bekämpfung gegebener anatomischer und functioneller Störungen Mittel an, welche an denselben Geweben im gesunden Zustande ähnliche Erscheinungen hervorbrachten, in der Voraussetzung durch solche Mittel genau und direct auf die ursprünglich afficirten Elementartheile wirken zu können. Das heisst „Similia similibus curantur“, — und die Homöopathen behalten diese Bezeichnung bei, weil sie noch keine Erklärung für den Heilvorgang haben, und diese nicht haben können, so lange die Pathologen

noch keinen Aufschluss über die ersten Anfänge irgend einer Krankheit zu geben vermögen.

Ferner tadelt Bock die Methode der homöopathischen Arzneiprüfungen. Er mag eine wissenschaftlichere angeben. Er verwirft auch den Inhalt derselben, weil zu viele Symptome aufgezeichnet wären und weil er nicht glaubt, dass Lycopodium, Holzkohle, Graphit, Thonerde, Kieselerde u. s. w. überhaupt irgend welche Symptome hervorbringen können. — Was nun die Menge der Symptome betrifft, so war dies ursprünglich unvermeidlich. Die Prüfer konnten nicht a priori wissen, ob und welche Veränderungen der Arzneistoff bewirken würde, sie mussten daher alle Erscheinungen notiren, sonst hätten sie der subjectiven Willkür Thür und Thor geöffnet. Was würde man wohl von einem pathologischen Anatom sagen, der bei Beschreibung eines Sectionsbefundes willkürlich so und so viele Erscheinungen weglassen wollte, weil er nicht bestimmt weiss, in welchem Zusammenhange diese oder jene mit der tödtenden Krankheit steht? Dass nun auch in späteren Bearbeitungen die Symptome ebenso vollzählig wiedergegeben wurden, könnte man vielleicht tadeln, aber wer die Schwierigkeiten solcher Arbeiten kennt, wird mild urtheilen, und wer weiss, wie redlich die Homöopathen in dieser Hinsicht thätig gewesen sind und noch sind, der wird den gewissenhaften Eifer anerkennen, wenn er auch mit den Homöopathen die Resultate noch nicht für genügend erklärt. — Will Bock die Wirkungsfähigkeit einzelner homöopathischer Arzneimittel a priori bezweifeln, so ist das zwar inconsequent genug, aber man kann ihm seine Privatansicht lassen, nur darf er nicht erwarten seiner Behauptung irgend eine Beweiskraft zugeschrieben zu sehen, bevor er nicht durch wiederholte genaue Gegenprüfungen den Beweis geliefert hat. Auf die Autorität eines Mannes hin, der es für unsinnig erklärt gegen verschiedene Arten von Zahnschmerz verschiedene Mittel anwenden zu wollen, der es für unverständig hält gegen Schweisse nach ihrem verschiedenen Geruche und verschiedenen Sitze oder gegen die Gemüthsbewegungen, je nachdem sie durch Schreck, Angst, Liebe u. s. w. verursacht werden, verschiedene Mittel zu geben — auf eine solche Autorität hin wird kein besonnener Mann auch nur das kleinste Symptom aus

seiner Arzneimittellehre streichen. Ueberhaupt kann man diese ganze Parthie der Bock'schen Broschüre, die noch dazu im Interesse der Volksaufklärung abgefasst sein soll! nicht anders als mit unwürdig bezeichnen. Und doch hat ein Mann, der ohne Weiteres seine Kenntnisse vergisst, wenn es seinen Zwecken passt, von seiner Partei noch kein Dementi erfahren!

Bock behauptet endlich, dass die 3. Potenz (resp. Nummer) ebenso wirke wie die 30., d. h. gleich Nichts. Wenn er damit sagen will, dass in der dritten Nummer nicht mehr Arznei stoff enthalten sei, als in der 30., so irrt er sich; er kann sich selbst eines besseren belehren, wenn er wie Mayerhofer die Metallverreibungen von 1—12 mikroskopisch untersucht. Meint er aber damit, dass zu wenig Stoff zur Wirkung darin sei, so mag er bedenken, wie viele Analogieen von Wirkungen atomistischer Stoffmengen man aus andern Gebieten der Naturwissenschaft holen kann, und der Beweiskraft solcher Analogieen vermag er sich nicht zu entziehen, wenn er die organischen Stoffe nur für aus denselben Elementen aber für weit mehr zersetzbare hält als die anorganischen, — nimmt er aber für das Zustandekommen der organischen Combinationen seine „dunkeln organischen Gesetze" zu Hilfe, so kann er durchaus nichts gegen die Annahme einer primär dynamischen Arzneiwirkung einwenden.

So haben wir sine ira et studio, in voller Unbefangenheit, die therapeutischen und skeptischen Principien und die aus ihnen abgeleiteten Consequenzen der physiologischen Schule erörtert; wir haben den Schein strenger Wissenschaftlichkeit, wodurch sie Einzelnen imponirte, weggewischt, und es ist nicht unsere Schuld, wenn sie nur als nichtsbietend und als nichtsschaffenkönnend erscheint. Für uns Homöopathen ist es freilich traurig, wenn wir der einzigen Schule, mit der wir hinsichtlich der pathologischen Ansichten und Methoden übereinstimmen können, kämpfend gegenüberstehen, aber wir trösten uns mit der festen Ueberzeugung, dass ein endliches Zusammentreffen und Zusammengehen nicht ausbleiben kann. Zwar ist wenig oder gar keine Aussicht vorhanden auf die jetzigen Stimmführer der physiologischen Schule zu influiren, aber die Schule wird ihre jetzigen Repräsentanten überleben, und wie die Physiologen den Allöo-

pathen das Feld abgewannen, so wird auch die Homöopathie allmälig siegen müssen, denn auch sie führt den Kampf der exacten Wissenschaft gegen das Vorurtheil, in welcher Gestalt sich dieses auch zeigen mag; ein solcher Kampf muss siegreich enden, und es ist ein Vortheil, wenn der Sieg nur durch schwere Anstrengung errungen wird. Der Kampf wird jetzt einen andern Charakter annehmen. Gegen die Allöopathen hatten die Homöopathen hauptsächlich deshalb zu kämpfen, weil diese den Phänomenen nicht ihr gebührendes Recht zukommen liessen, weil deren Forschen und theilweise auch ihr Thun mehr auf das, was hinter den Symptomen liegen sollte, gerichtet war, als auf diese selbst; so waren eine verfrühte Erklärungssucht und ein unwissenschaftliches Dafürhalten die Haupthindernisse der Begründung einer positiven Therapie. Was nun die Physiologen von der Betheiligung an Arzneiprüfungen im Sinne der Homöopathen abhält und auf deren Arbeiten mit grundlosem Hochmuthe herabsehen lässt, das ist der entgegengesetzte — und doch in gewisser Beziehung wieder gleiche — Fehler. Erklärung des gesetzmässigen Erscheinens des krankhaften Phänomens und der gesetzmässigen Verbindung u. s. w. derselben, ist ihre pathologische Aufgabe; — sie wird noch lange nicht gelöst werden, und aus diesem Wissen ihres Nichtwissens entspringt die Beschränkung auf die symptomatische Behandlungsweise. Aber nicht mit innerer Nothwendigkeit. Die Therapie der Physiologen zerfällt, weil sie das organische Band der Krankheiten noch nicht gefunden haben. Es gilt nun, gegenüber der Prätension: auch in therapeutischer Hinsicht nur das Erklärte gelten lassen zu wollen, das Recht der therapeutischen Thatsachen zu wahren; es gilt den positiven und organischen Charakter des Materials unseres therapeutischen Handelns zu behaupten; es gilt, mit einem Worte, den Kampf gegen die Speculation in einen Kampf für das Positive zu verwandeln.

II.

Praktische Bemerkungen

über den curativen Gebrauch der Nordseebäder mit specieller Beziehung auf die Seebäder zu Ostende.

Von Dr. **Gustav Gerson**, praktischem Arzte zu Dresden.

Obwohl ich aus vollster Ueberzeugung die Wahrheit des homöopathischen Heilgesetzes anerkenne und seit 17 Jahren mein ärztliches Handeln auf dieses Heilgesetz wesentlich basirt habe, so scheue ich mich doch nicht offen zu bekennen, dass ich mir so viel Unbefangenheit des Urtheils und Freiheit der Forschung bewahrt habe, um zu erkennen, dass unsere wahren Arzneimittelkenntnisse zur Zeit noch nicht für alle Heilzwecke ausreichen. Die Zahl der Mittel, deren Symptomen-Register allenthalben die Ergebnisse des reinen physiologischen Experiments darbieten, ist, wenn wir ehrlich sein wollen, noch eine geringe. Wir besitzen in der reinen Arzneimittellehre bereits Vieles, aber bei weitem noch nicht Alles. Darum geziemt es uns auch keinesweges, grosse ex usu in morbis vielfach geprüfte und bewährte Heilmittel zu ignoriren. Der gekannte Missbrauch darf und soll von dem vernünftigen Gebrauche segensreicher Naturgaben nicht abschrecken. Zu solchen sind wohl unbedenklich die zu innerm und äusserm Gebrauche dienenden Heilquellen und Bäder zu zählen. Wahrscheinlich werden nachfolgende physiologische Prüfungen unzweifelhaft nachweisen, dass die Grundwirkung auch der in Rede stehenden Heilmittel nach dem Heilgesetz: similia similia curantur, erfolge. Dann wird es auch gelingen, positive Indicationen für die Mineralquellen und Bäder

aufstellen zu können. Da nun aber in unserer Zeit ämsiger und vielseitiger Fleiss in physiologischer Prüfung von Arzneiwirkungen überhaupt nirgend wahrzunehmen, so dürfte die Erfüllung des vorgedachten Desiderates noch in weiter und weitester Ferne liegen.

So müssen denn vorläufig auf dem Wege treuer und scharfer klinischer Beobachtung brauchbare und leitende Kriterien zur Bildung der Indicationen für den Gebrauch der Nordseebäder gewonnen werden.

Was in dieser Beziehung die balneologische Literatur bietet, ist mit wenigen glänzenden Ausnahmen äusserst geringfügig. Auch die besten Brunnen- und Badeärzte sind als Monographen nicht frei von einseitiger Befangenheit und jede hier einschlagende Schrift ist mehr oder weniger eine oratio pro domo. Am misslichsten steht es aber um die gebräuchliche Bildung der Indicationen nach der physikalisch-chemischen Constitution oder den vorherrschenden chemischen Bestandtheilen der Heilquellen und Bäder. Dieser Weg führt in das Gebiet der willkührlichen Voraussetzungen und daher zu der Trostlosigkeit der alten Pharmakodynamik. Selbst die stärksten Schwefel- und Eisenquellen enthalten immer noch anderweitige für sich wirksame Bestandtheile und bei den sogenannten Akratopegen fehlt für die Beurtheilung vom chemistischen Standpunkt aller und jeder Anhalt. Es sollen aber und müssen auch die Heilquellen wie jedes andere Heilmittel als individuelle eigenartige Potenzen in allen ihren Beziehungen und Wirkungen zu und auf den menschlichen Organismus aufgefasst und erkannt werden. Es muss die den Laien nur zu wohlbekannte schmachvolle Thatsache, dass die richige Wahl einer Heilquelle oder eines Bades Seiten der Aerzte nur zu oft einem blossen Glückstreffer gleichkam, aufhören zu existiren.

Nun ist es allerdings unausführbar, dass jeder einzelne Arzt jede einzelne bedeutendere Heilquelle und jedes Bad an Ort und Stelle auf ihre pathogenetischen und therapeutischen Wirkungen studire. Gewiss aber ist es, dass in jeder sogenannten Saison eine Anzahl von Aerzten durch eigenes Bedürfniss an die verschiedenen Curorte geführt wird, und ein anderer Theil sogenannte Erholungsreisen macht. Wenn nun alle diese Aerzte ihre

Mussezeit mit darauf verwendeten, treue und unbefangene Studien der Heilquellenwirkungen anzustellen, und die Resultate ihrer Beobachtungen und resp. Experimente durch öffentliche Mittheilung zum Gemeingute der Wissenschaft machten, so würde auf diese Weise werthvolles und erkleckliches Material gewonnen, aus dem sich mit immer steigender Sicherheit Indicationen für die Verordnung der Heilquellen und Bäder gewinnen liessen.

Als Objecte und Quellen solcher Beobachtungen und Studien betrachte ich 1) die an dem Curorte verweilenden Kranken. Mit diesen ist ein fleissiger beobachtender und examinatorischer Verkehr zu pflegen. Am belehrendsten dürfte hier der Verkehr mit solchen Kranken sein, die nach bereits durch die betreffende Heilquelle erlangter Besserung ihrer Leiden den Gebrauch derselben repetiren, und noch mehr mit solchen, welche bereits an dem Curorte Heilung gefunden und die Cur nur zum prophylaktischen Zwecke oder, wie man zu Ostende zu sagen pflegt, par reconnaissance wiederholen. 2) Die am Curorte praktizirenden Aerzte. Man findet heutzutage wohl in jedem bedeutenden Curort Aerzte, die mit wissenschaftlichem Geiste und Interesse ihren eigenthümlichen Beruf üben, in deren Umgange man gründliche Belehrung über die speciellsten Wirkungen der Quellen oder Bäder empfangen kann, wenn man es nur versteht, das collegiale Vertrauen derselben zu gewinnen, und sind solche vertrauliche Mittheilungen, da sie Antworten auf streng wissenschaftliche Fragen, gewiss werthvoller und ächter als alle einschlagenden literarischen Nachweise. Auch gestatten gebildete Badeärzte gewiss jedem Collegen Einsicht und Theilnahme an ihrer activen klinischen Thätigkeit. 3) Die Einwohner des Curortes und dessen topisch-klimatische Verhältnisse. In Betreff der Einwohner kommen ausser deren Lebensweise und der endemischen Krankheits-Diathesen jene Einflüsse, jene physiologischen und pathogenetischen Wirkungen sehr in Betracht, die aus dem diätetischen und ökonomischen Gebrauch der Heilquellen Seitens der Einwohner resultiren. Die Kenntniss der topisch-klimatischen Verhältnisse aber ist von höchstem Belang für die feinere Distinction bei der Wahl eines Bades oder einer Heilquelle in Betreff der individuellen Disposi-

tionen unserer Kranken. Endlich 4) die Beobachtungen und Experimente, welche die Aerzte an und mit sich selbst anstellen.

Nun hat mich in den letztverflossenen zwei Jahren körperliches Leiden genöthigt, die Nordseebäder zu Ostende kurmässig, und zwar jedesmal fünf Wochen lang, zu gebrauchen, und ich erachte es aus den oben angedeuteten Motiven für Pflicht, meine nach der gleichfalls oben angegebenen Methode daselbst gemachten Beobachtungen und gesammelten Erfahrungen hier mitzutheilen. Dass diese einfache Relation nicht mit der Prätension einer allseitig ausreichenden Belehrung auftritt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Allein immerhin kann auch dieser mangelhafte Bericht von Nutzen sein, da glücklicherweise nicht jeder College nothwendiger Weise zur Cur nach den Nordseebädern reisen muss, und nicht jeder in der Situation ist, dass er zum Zwecke seiner Studien dahin reisen kann. Wohl aber kommt jeder Arzt alljährlich in die Lage, den Gebrauch der Seebäder zu verordnen, für manchen oft eine terra incognita!

Es würde mich über die Gränzen meines Vorhabens hinausführen, wenn ich hier auch nur die generellen Unterschiede zwischen den Bädern des mittelländischen Meeres, der Ost- und Nordsee anführen wollte, deren Kenntniss bei den Collegen vorauszusetzen und jedenfalls durch literarische Hilfsquellen leicht zu erlangen ist. Gleicherweis unterlasse ich die Erörterung über Grund und Ursache des sich in unserer Zeit so überaus häufig zeigenden Bedürfnisses für den Gebrauch der Seebäder. Diese Untersuchungen sind die Aufgabe ausgreifender culturgeschichtlicher und physiologisch-pathologischer Forschungen. Genügt die Thatsache, dass die Frequenz im Besuche der Seebäder aus Bedürfniss fortwährend im Wachsen ist und die Kenntniss ihrer speciellen Indicationen immer dringender wird.

Wenn unläugbar eine Badereise an und für sich, gleichviel nach welchem Curorte, auf die meisten Kranken schon als alterans wirkt, wiefern die meist supprimirte und verkümmerte Willenskraft wohlthätig an- und aufgeregt wird, an die Stelle der oft sehr bedrückenden und abspannenden Einförmigkeit in der heimathlichen Lebenssphäre nun ein neues an Erscheinungen und Erleb-

nissen reiches und wechselvolles Dasein tritt, auch wohl andersartige klimatische Einwirkungen, selbst so bedeutender Art wie in den Hochgebirgen, concurriren; und wenn daher alle diese und andere bezügliche Momente auch bei der Reise nach einem Nordseebade zur Geltung kommen, so ist doch nach meiner Ueberzeugung keine Heilquelle, kein Bad, von so mächtiger auf Seele und Körper gleichmässig einwirkender und alterirender Gewalt, als das Nordseebad, und man darf es ohne Bedenken als das summum remedium alterans bezeichnen. Die so unerreichbare und grossartige Wirkung der Nordseebäder auf den menschlichen Organismus erfolgt allerdings durch einen Complex wirksamer Potenzen, welche sich bei der Analyse als mehr direct auf das Seelenleben oder auf die körperlich organischen Processe einwirkend darstellen, es sei nun in der Form des eigentlichen Bades im Meere, in der specifischen Seeluft oder durch das erhabene und erscheinungsreiche Naturleben am und im Meere.

Und dennoch wirkt diese Vielheit als Einheit, es dürfte kein einzelnes Glied fehlen, und wenn wir auch die Elemente analytisch mustern und betrachten, so müssen wir doch die höhern Endresultate der Wirkungen als von einer einheitlichen Totalität ausgehend anschauen lernen.

Man kann recht wohl statuiren, dass auch die Theile für sich, das Bad, die Luft, die Seelenbewegungen curative Wirkungen zu üben vermögen, aber die Individualität des Elementes löst sich auf in der Verschmelzung mit dem Ganzen und kann nur in Betracht kommen, wiefern sie mitwirkt in der Totalität.

Die Wirkung des Nordseebades, d. i. des Bades im offenen Meere, beruht auf drei gleichzeitig thätigen Momenten: 1) die Kälte*), 2) der Choc der Meereswelle oder der Wellenschlag und 3) der Salzgehalt oder überhaupt die stofflichen Bestandtheile des Meerwassers. Es wäre ein grosser Irrthum, wollte man jedes dieser Momente hier nach seiner gewöhnlichen physikalischen oder chemischen Natur und Wirkungsart auf den menschlichen Organismus beurtheilen.

*) Die mittlere Temperatur der Nordsee an der belgischen Küste beträgt $12^1/_2{}^0$ R.

Denn die Temperatur des Meerwassers wird bedeutend modificirt durch die gleichzeitige Erschütterung des Nervensystems (insbesondere des Rückenmarks) mittelst des Wellenstosses, wie durch die hautreizende Eigenschaft des Meerwassers, und ist daher weit verschieden von der einer gleichgradigen Temperatur im Flussbade oder in einem Binnensee. Gleicherweise ist jener eigenthümliche durch die Meereswelle auf den badenden Organismus ausgeübte Choc in seiner Kraft nicht einfach nach den Gesetzen der Statik zu bemessen, da in diesem impetus eine eigenartige, ich möchte sagen, dämonische Kraft und jedenfalls Elektricität thätig ist. Und was endlich den Salzgehalt des Meerwassers betrifft, so ist dieser wie in seiner Existenz unzweifelhaft so auch von bedeutender Wirksamkeit. Aber ich behaupte zuversichtlich, dass in dem Meerwasser, welches so dicht durchdrungen ist von vegetabilischen und animalischen Lebensformen, auch organische Substanzen zur Wirkung gelangen. Wie das Meerwasser so recht eigentlich ein Fluidum animatum, wirkt es auch als Fluidum animans! Daher auch bei entsprechender Disposition und ausreichender Reactionskraft der Badenden das rasche Auftreten der excentrischen Action der Lebensthätigkeiten, welches von jenem beseligenden Gefühl der unmittelbaren Erstarkung begleitet ist, das wie ein Zauber an das Seebad fesselt und die Schwächlichsten und Verzagtesten wie ein Wunder mit immer neuer Lust zum Seebade zurückführt.

Die gleichfalls grossartige und tiefgreifende Wirkung der Seeluft ist auch aus mehrern Momenten zusammengesetzt, und kaum von secundärer Bedeutung gegenüber der des Seebades. Die Annahme, dass die Seeluft im Vergleich zu der Atmosphäre des Binnenlandes einen Ueberschuss des Oxygen enthalte, haben bezügliche physikalische Untersuchungen zur Zeit noch nicht constatiren können. Aber die unmittelbare Wirkung der Seeluft auf die Respirationsorgane, auf die Empfindungsnerven der Haut ist eine kräftig anregende und wohlthätig belebende. Dazu wirken sowohl die in dieser Aetherfluth fast immer thätigen Strömungen als die in ihr in feinster Sublimation enthaltenen Bestandtheile des Meerwassers, so dass man wohl ohne Emphase den Aufenthalt in der Seeluft mit dem Gebrauch eines trocknen

Seebades vergleichen kann. Das Vorhandensein zunächst der salzigen Bestandtheile in der Seeluft wird nach kurzem Aufenthalt in derselben durch einen Niederschlag auf die exponirte Fläche der Schleimhaut sowohl als der äussern Haut durch die Geschmacksnerven erkannt, und sind dieselben auch in dem Urin solcher nachweisbar, die, ohne gebadet zu haben, nur die Seeluft eingeathmet. Durch die lebhafte Luftströmung auf und an dem Meere wird die Evaporation an der Hautoberfläche sehr gesteigert, ein Vorgang, welcher bei den Processen des organischen Stoffwechsels von grosser Bedeutung ist. Es sind daher auch die Fahrten auf dem Meere von grossem Werthe, bei denen ausser der reinen Wirkungen der Seeluft noch eigenartige Erschütterungen des Nervensystems und psychische Emotionen zur Geltung kommen. —

Es wäre ein so vermessener als fruchtloser Versuch, wenn ich es hier unternehmen wollte, all die Formen zu schildern, unter denen sich der Geist Gottes auf und in dem Meere manifestirt, und daran die erregenden und erschütternden Wirkungen auf die empfindende Seele des Menschen nachzuweisen. Dazu bedurfte es der hohen poetischen Kraft und Begabung eines Homeros! Hier gilt es nur den Nachweis, dass das Nervensystem durch jene gegebenen Bewegungen der Seele durchweg in der angenehmsten und wohlthätigsten Weise erregt und in seinen Energieen mächtig gehoben wird. Es wirken diese Impressionen um so wohlthätiger, als sie meist von der Seele in contemplativer, anbetender Passivität aufgenommen werden und activen Aufwand von Kräften nicht fordern. Allein jenes erhabene Phänomen der Ebbe und Fluth, diese grossartige chronometrische Pendelschwingung des Meeres, wie reisst sie immer und immer wieder zur Bewunderung und Staunen hin, und leitet so die von dem erhabenen und unerforschlichem Wirken und Walten des Weltgeistes ergriffene und gefesselte Seele ab von der Nervenkranken so eigenthümlichen als verderblichen egoistischen Beachtung ihrer körperlichen Empfindungen und Zustände.

Wir belebend und kräftigend wirken auf Sinne und Geist die Phänomene der Wellenbildung, des Meerleuchtens, die Wolkengebilde und die Lichtwirkungen und über Alles die hohen

Festmomente des Auf- und Unterganges der Sonne! Ja, der Meeresstrand ist ein Wallfahrtsziel der würdigsten Art, eine Kirche, in welcher für das kranke Gemüth des Menschen unmittelbar aus der Hand Gottes Heil und Versöhnung gespendet wird!

Aber auch die gesunkene Energie des Willens wird daselbst aufgerichtet durch gebotenen Kampf. Wenn auch der physische Kampf mit den Elementen nicht bedeutend ist, so ist doch vielfach Gelegenheit gegeben, seine Schwächen bekämpfen zu müssen, und mehr oder weniger sieht man jeden Curgast im Seebade zum Helden heranwachsen. Ich führe als Beispiel hiefür nur den Eintritt ins offene Meer und die Wanderungen am Strande bei Sturm und Unwetter an.

Es leuchtet ein, dass die Summe der hier nur skizzenhaft gezeichneten, beim Gebrauch der Nordseebäder zur Wirkung gelangenden Factoren eine bedeutende, in ihrer Art und alterirenden Gewalt von andern bekannten Heilmitteln kaum erreichbar sein müsse. Und es bewährt sich diese Totalwirkung auch als eine tiefgreifende und weit hinausreichende.

In zwei Hauptrichtungen laufen diese grossen Wirkungen aus: in eine directe, das Nervensystem in allen seinen Energieen unmittelbar belebende und umstimmende, und in eine indirecte, den vielactigen Process der Nutrition oder des Stoffwechsels corrigirende und normalisirende. Aus diesen pharmakodynamischen Hauptcharakterzügen der Nordseebäder lassen sich die therapeutischen Cardinal-Indicationen für dieselben zwanglos ableiten. Es sind zunächst jene Krankheitszustände, die für unsere Erkenntniss als selbständige krankhafte Affectionen des Nervensystems als Neurosen pathologisch bezeichnet und aufgefasst werden, und weiterhin solche krankhafte Abweichungen in den organischen Bildungsvorgängen, welche zu einer quantitativ und qualitativ abnormen Hämatose und entsprechenden Störungen in den Se- und Excretionen führen, welche als Heilobjecte für die Nordseebäder zu betrachten sind.

Wie denn aber das Wesen der eigentlichen Neurosen zumeist in Anomalien der Nervenleitungen oder in anomaler Innervation von den Centralorganen aus zu liegen scheint, so

sind wohl auch viele Ernährungskrankheiten Folgen derselben Anomalie und dürfte dieser Gesichtspunkt bei der Feststellung der Indicationen besonders festzuhalten sein.

Bei der Feststellung der Indication ist weiter zu beachten, dass die für die Nordseebäder sich eignenden Fälle wesentlich sich durch Schwäche in den Lebensenergieen charakterisiren müssen, worunter insbesondere jener pathische Zustand zu verstehen ist, den die ältere Pathologie ganz vortrefflich als indirecte oder irritable Schwäche bezeichnet. Damit ist bei weitem noch nicht festgestellt, dass die eigentliche Heilwirkung nach dem allopathischen Heilgesetz: contraria contrariis curantur erfolge, da aus der geringen Zahl der mir bekannt gewordenen physiologischen und pathogenetischen Wirkungen mancherlei Andeutungen für die Wirksamkeit des homöopathischen Heilgesetzes auch in den Nordseebädern schon verständlich sprechen und ein vielseitiges Experiment an Gesunden solches ganz unzweifelhaft noch bestimmter constatiren würde.

Zwei weiter bei Bildung der Indicationen für die Nordseebäder zu beachtende und sorgfältigst zu erwägende Momente sind die, dass die Abnormitäten in der Sphäre der Bildungsprocesse noch nicht bis zu entscheidend (erkennbaren) pathischen Substanz-Metamorphosen vorgeschritten sein dürfen und dass noch ein für das Individuum relativ ausreichender Fond von Reactionsvermögen im Nervensystem sich kundgebe. Denn, wenn auch die durch die concurrirenden stofflichen Elemente gegebenen specifischen Richtungen wohl zu beachten sind, so beruht doch die Wirkung des Nordseebades im weitesten Sinne vorherrschend auf dynamischen Impulsen, die auf ihren Wirkungsbahnen die Fähigkeit zur Fortleitung und lebendige Beweglichkeit der organischen Gewebe voraussetzen, wenn sie nicht statt corrigirend und normalisirend, erfolglos und zerstörend wirken sollen.

Ich habe mich überzeugt, dass man bei Abschätzung des individuellen Reactionsvermögens viel beherzter sein kann, als man in Anbetracht der mächtigen Wirkungen der Nordseebäder berechtigt zu sein glauben dürfte, wenn nur nicht beginnender Zerfall in den organischen Säften und Geweben, wirkliche Inanition und allzuzartes oder zu hohes Lebensalter oder voraus-

gegangener allzuarger Arzneimissbrauch abmahnen. Denn ich habe beachtet, dass sowohl sehr schwächliche Kinder als bejahrte Männer und Frauen (bis in den Siebziger Jahren) und hochgradig Anämische entweder direct oder durch allmälige Acclimatisation am Strande die Nordseebäder wider alle Voraussetzungen trefflich vertragen und mit dem besten Erfolge gebrauchen lernten, wenn nur die Cautelen einer individualisirenden Gebrauchsmethode beachtet wurden. In dieser Beziehung ist aber sowohl die Kenntniss der topisch-klimatischen Eigenthümlichkeiten des Curortes als die daselbst übliche und ausführbare Balneotechnik von grösster Wichtigkeit. Ich werde die in diesem Sinne auf Ostende bezüglichen Momente weiter unten anführen.

Meine Erfahrungen in Betreff der Primärwirkungen der Nordseebäder auf den menschlichen Organismus sind von geringer Zahl und für die Bildung von Indicationen nach dem homöopathischen Heilgesetz von geringfügiger Bedeutung. Jedenfalls sind diese Wirkungserscheinungen aber eigenartig und von denen eines gewöhnlichen Flussbades wesentlich verschieden. Sie seien daher angeführt.

Voran sind hier die Erscheinungen zu stellen, welche beim Eintritt ins Meer, beim Verweilen im Bade und unmittelbar nach dem Verlassen desselben auftreten.

Zunächst ist mit dem Eintritte ins Meer, besonders für kränkliche Personen, eine gewisse Gemüthsbewegung verbunden, die sich als die Lebensenergie zurückdrängenden Affecte, wie Entsetzen, Furcht und Angst äussert. Daher bei vielen Kranken schon vor dem Contact mit dem kalten Meerwasser leichtes Zittern, Erblassen, Frösteln, Athembeengung und Retardation des Kreislaufes sich zeigen, welche Symptome, analog der des Froststadiums im Fieber, sofort mit der beginnenden Einwirkung des Seewassers sich bis zu eisigem Frostgefühl, Conquassationen, Bläulichwerden einzelner Körpertheile und dem Gefühle momentaner Stockung des Kreislaufes, besonders im Herzen, sich steigern und psychisch in Obnubilationen des Bewusstseins sowie in schreckens- und angstvollen Affecten sich äussern. Diese Symptomengruppe wird aber, wenn anders ausreichende Reaction vorhanden und die Bade-Cautelen hinreichend beachtet werden, sehr

rasch und oft schon nach der Einwirkung der ersten Meereswelle von einer Reihe gegensätzlicher Erscheinungen, die dem Reactionsstadium des Fiebers entsprechen, verdrängt, und den Charakter der expansiven, excentrischen Lebensthätigkeit an sich tragen. Daher ein unbeschreiblich beseligendes Gefühl des Wohlbehagens, Leichtigkeit in der Muskelaction, glänzender Blick, Schwellung der Haut, gesteigerte Gefässthätigkeit und Wärmegefühl. Unmittelbar nach dem Austritt aus dem Bade wird der Körper gewöhnlich nochmals von einer wahrhaft eisigen Kälte, oft von Zittern und Zähneklappen begleitet, überzogen, dem bei normalem Verlaufe das Gefühl brennender Wärme mit Prickeln und Hautröthung und allen anderen Symptomen gesteigerten Nerven- und Blutlebens folgen. Aber nicht allein mit diesen hier nur mangelhaft geschilderten durch das Bad bewirkten functionellen Erscheinungen verlässt der Kranke den Badekarren, er trägt auch eine stoffliche Ausbeute davon, welche in einer Schicht der substantiellen Bestandtheile des Meerwassers besteht, die sich auf der gesammten Körperoberfläche absetzt und theils am Meeresstrande evaporirt, theils durch die Gefässe in den Säftestrom eingeführt werden. Diese Ablagerung schmeckt bittersalzig und fühlt sich, besonders in den Haaren, klebrig, gelatinös an. Diese letztere Eigenschaft dürfte meine Annahme, dass in dem Meerwasser auch organische Substanzen zur Wirksamkeit gelangen vollkommen rechtfertigen.

Die nun anzuführenden Primärwirkungen sind das Resultat der gesammten Factoren in ihrer Totalität.

Gesteigerte Thätigkeit der Phantasie. Ideenzudrang. **Oft** Trägheit des Denkvermögens und Unlust zu geistigen Arbeiten. Gesteigertes Selbstvertrauen, Muth und Unternehmungsgeist. Frohsinn, Gefühl innerer Verjüngung. **Seltner** Trübsinn und Gemüthsverstimmung mit Neigung zum Weinen und Verzweifeln. Beängstigungen, die zum ruhelosen Umhertreiben zwingen. Hallucinationen. Heftige reissende, stechende, zerrende Schmerzen am äussern Kopf. Ausfallen der Haare. — Zuweilen Schwere des Kopfes. Schwindel im Gehen, mit dem Gefühl des Wegweichens des Bodens. Beim Einschlafen Schwindelgefühl, als würde der Körper in

der Luft geschaukelt oder als drehe sich Alles im Kreise herum. Zuckungen, Zusammenfahren beim Einschlafen. Schlaflosigkeit mit unruhigem Umherwerfen, Angst- und Hitzegefühl. Alpdrücken und wirre oder historische Träume. Tagesschläfrigkeit. — Gesteigerte Energie der Sinnesthätigkeiten, besonders im Sehorgane. Flimmern vor dem Auge, skotomata. Katarrhalische Reizung der Conjunctiva, Ekchymosen. Ohrenklingen und Schwerhörigkeit, besonders nach genommenem Bade. —

Gefühl gesteigerter Kraft, Leichtigkeit und Ausdauer in der Muskelbewegung oder Trägheit, Schwerfälligkeit und Abgeschlagenheit in den Gliedern. Vorübergehendes Gefühl von Lähmigkeit, Einschlafen und Kriebeln in einzelnen Extremitäten. Zittrigkeit. Wadenklamm. Pandiculationen. Algien in einzelnen Nerven. Schmerzhaftigkeit des ganzen Körpers, oft nur in den Fusssohlen. —

Gesteigertes Wärmegefühl, Hitze in einzelnen Körpertheilen, besonders im Kopfe und Gesicht. Congestionen nach dem Kopfe. Röthung, selbst violette Färbung des stark turgescirten Gesichts. Herzklopfen. Puls gereizt, accelerirt und härtlich oder retardirt und leicht wegdrückbar. Leichtigkeit und Beschleunigung im Rythmus der Respiration; seltener Oppression. Selten Frostigkeit oder wirkliche Frostanfälle. — Haut meist turgescirend, leicht duftend oder stark schwitzend (sudor maritimus). Ausserdem oft Hautjucken (pruritus maritimus) und rosenartige Entzündung (erythema maritimum). Wundwerden der Haut, besonders an den Füssen. Eigenartige Geschwürigkeit zwischen den Fusszehen. —

Gelblich brauner oder weiss schleimiger Zungenbeleg. Widerwille gegen warme Speisen und Fleisch. Appetitlosigkeit. Gesteigerter Appetit. (Oft Heilwirkung.) Häufiges leeres Luftaufstossen, Uebelkeiten und Erbrechen (selbst im Bade). Druck und Vollheitsgefühl im Magen und in der Oberbauchgegend. Drücken und Stechen in der Lebergegend. Starke Auftreibungen des Unterleibes mit Druckgefühl und Luftentwickelung.

Hartnäckige Stuhlverstopfung und Hartleibigkeit oder

schleimige, schmerzlose Diarrhöen mit Poltern im Leibe. (Die gastrischen Symptome sind die am häufigsten und constantesten auftretenden.)

Heftiger Durst. Sehr reichliche Absonderung eines hellen oder grünlich schillernden Harns. Seltener dunkelbrauner, sedimentirender Harn. (Diese Symptome werden mehr durch die Seeluft als durch das Seebad erzeugt.)

Retardation der Menstruation, seltener Blutflüsse und Auftreten längere Zeit ausgebliebener monatlicher Reinigung.

Zuweilen Erhöhung des männlichen Geschlechtstriebes bis zu Priapismus. Nächtliche Pollutionen. Aber auch oft gänzliche Unlust zum Beischlafe und vollständige Erschlaffung der Geschlechtstheile bei vollkommen geschlechtspotenten Männern. — Ausserdem kommen sogenannte Krisen vor, die sich durch mehr oder minder starke Fieberbewegungen und Harnsedimente äussern.

Ganz originell und dem Nordseebade eigenthümlich ist die häufig sich wiederholende und bestätigende Thatsache, dass beim Baden nicht nur vorhandene habituelle Leiden exacerbiren, sondern dass auch längst verschwundene und verschollene Leiden, oft der chronologischen Ordnung nach, in der frühern Form und an denselben Körpertheilen wieder auftreten. Zum nicht geringen Schrecken der Kranken! Dafür bietet das Seebad das Aequivalent in der Eigenschaft, die am Meere acquirirten leichten Krankheiten, wie Rheumatismen, katarrhalische Heiserkeit, Indigestionsleiden und Diarrhöen, wie mit einem Zauberschlage verscheuchen zu können. Ich habe selbst wiederholt mitgewirkt, derartige Kranke, die man in der Heimath lege artis ins Bett dirigiren würde, zum Besteigen des Bades zu bestimmen, und stets mit überraschend gutem Erfolg. Diese Thatsachen bestätigen genugsam die alterirende Wirkungsgewalt des Nordseebades!

Wie schon erwähnt, ist meine Ausbeute an positiv pathogenetischen Wirkungserscheinungen sehr kärglich ausgefallen. Wiefern aber das Gegebene Resultat eigener und mit Vorsicht gesammelter ärztlicher Beobachtungen und Erfahrungen ist und jedenfalls frei von Erdichtung, Täuschung und Schwindelei,

glaube ich doch, es den Collegen zur Würdigung und Verwerthung vorlegen zu müssen.

Nomina sunt odiosa! Aber wir Alle kennen Leute, die auch aus diesem magern und obendrein der Sichtung noch sehr bedürftigen Symptomen-Register Indicationen für eine erkleckliche Anzahl von Krankheitsformen zu construiren verstehen würden. Noch leichter aber würde es sein nach geschehener Aufstellung des Cardinalwirkungscharakters der Nordseebäder in der phantasiereichen Art der Schriftsteller über Pharmakodynamik in antiquirtem Style aus demselben die Indicationen für das gesammte Heer der Krankheiten, vom Generalissimus bis zum Trossbuben, zu deduciren und zu proclamiren. Aber wie ich dieses nichtige Gebahren als dem Geiste ächter Wissenschaftlichkeit zuwider an und für sich grundsätzlich perhorrescire, so liegt überhaupt alle und jede systematische Darstellung ausser dem Bereiche meiner Aufgabe. Es handelt sich hier einfach um eine klinisch-casuistische Relation dessen, was ich in Bezug auf die therapeutische Wirksamkeit der Nordseebäder in speciellen Krankheitszuständen auf dem Wege der oben bezeichneten Forschungsmethode **erfahren** habe. Es kann daher nur von einem klinischen Fragment die Rede sein, wie alle Leistungen des Einzelnen in einer Wissenschaft wie die Medicin nur fragmentarisch sein können! —

Was ich zunächst über die Wirksamkeit der Nordseebäder gegen jene Krankheitszustände, die man unter dem Begriff der Neurosen zu subsumiren pflegt, erfahren habe, lässt sich in Folgendem darstellen:

Lähmungen. Die Lähmungsformen, die sich für den erfolgreichen Gebrauch der Nordseebäder eignen, sind solche, denen weder tiefer gehende pathische Substanzveränderungen noch bedeutendere Exsudate in den Nervencentren zu Grunde liegen. Die Fälle, welche ich als schon durch das Seebad gebesserte oder geheilte oder sich unter dem Gebrauch der Seebäder sichtlich bessernde kennen gelernt habe, waren

zunächst die sogenannten hysterischen Lähmungen, für deren Entstehung vorausgegangene entzündliche Processe in den Centralorganen des Nervensystems sich nicht als Ursache nachweisen liessen, bei denen zeitweise krampfhafte Bewegungen die Paralyse ablösten, denen ein Gebundensein, nicht ein Aufgehobensein der motorischen Nerventhätigkeit zu Grunde liegt, und wo die Ernährung der afficirten Theile nicht bis zu dem Grade gesunken, den man als Schwund bezeichnet. Für diese Lähmungsform sind glänzende Beispiele von Heilung durch das Nordseebad vorhanden, besonders bei weiblichen Subjecten. Ausserdem habe ich mehre Fälle von paralytischen oder nur paretischen Affectionen einzelner Extremitäten gesehen, die sich als Folgeübel vorausgegangener Nervenfieber, Verwundungen, Galaktorrhöen, Saamenverschwendung und auch heftiger Gemüthsaffecte erwiesen, und bei denen die Sensibilität nicht in gleichem Grade afficirt war. Die Besserung und selbst die Heilung solcher Fälle noch an Ort und Stelle war oft zu beobachten.

Die überraschendsten und eclatantesten Heilwirkungen der Nordseebäder habe ich in mehren Fällen selbst hochgradiger Anästhesien in einzelnen Körpertheilen beobachtet. Mit der absoluten Fühllosigkeit war auch gewöhnlich eine vollständige Sistirung der nutritiven Hautthätigkeit verbunden.

Es war überaus interessant und belehrend, den Heilungsprocess bei dieser Form zu beobachten, wie oft innerhalb 14 Tagen die Sensibilität vollkommen wiederkehrte und auch die Ernährung in entsprechender Weise sich hob. Besonders merkwürdig waren mir zwei Fälle, die durch psychische Einwirkungen deprimirender Art entstanden waren. —

Rein nervöse Amblyopie wird häufig durch den Gebrauch der Nordseebäder geheilt. Es sind insbesondere solche Fälle von Amblyopie, die in Folge zu grosser Anstrengungen der Augen, anhaltend einwirkender deprimirender Gemüthsaffecte, erschöpfender Krankheiten und nach starken Krampfanfällen zu entstehen pflegen, und die gemeinhin als Augenschwäche bekannt sind. —

Auch einige Fälle von selbstständigen nervösen Schwindel habe ich sich merklich bessern sehen. —

Ueber die in den Seebädern oft erfolgte Heilung der nervösen Aphonie sind mir von ärztlicher Seite nicht zu bezweifelnde Mittheilungen gemacht worden, und mein vorzüglichster Gewährsmann, Dr. Verhaeghe in Ostende, ein vielerfahrener und feiner Beobachter und mit der deutschen Wissenschaft vertrauter Arzt, theilte mir eine Erfahrung mit, wo die Heilung beim Eintritt in das erste Bad durch die heftig psychische Erregung blitzesschnell erfolgte und auch aushielt.

So gewiss es ist, dass die Begriffe der immateriellen Hypochondrie und Hysterie vom Standpunkte der vorgeschrittenen Wissenschaft aus einer scharfen Begränzung bedürfen, ebenso gewiss ist es, dass im Gebiete des sympathischen Nervensystems reine dynamische Alterationen auftreten, die sich sowohl als krankhafte Empfindungen, Bewegungen (Krämpfe) wie als Functionsstörungen in der vegetativen Sphäre der durch die sympathischen Nerven innervirten Organe äussern. Immer ist der Grundcharakter derartiger krankhafter Verstimmungen der der Schwäche und Depression, wenn auch die einzelnen Symptome oft den Charakter gesteigerter Action simuliren, wie denn meist auch die Entstehungsursachen dieser Krankheitsformen psychisch deprimirender oder materiell schwächender Natur sind. Gegen diese Krankheitsformen, bei denen es sich ja so recht um eine tief gehende Alteration handelt, erweist sich der Gebrauch der Nordseebäder ausserordentlich erfolgreich. Hier kommen auch die gegebenen psychischen Emotionen sehr in Betracht, wiefern sie die gesunkene Willenskraft wohlthätig sollicitiren. Es liegt mir fern, die proteusartigen Erscheinungsformen dieser Nervenaffectionen hier zu schildern, aber gewiss ist, dass sowohl die Störungen in der Sexualsphäre als die gesteigerte Empfindlichkeit in den einzelnen Nervenplexen und die Trägheit in den vegetativen Functionen, wiefern sie als Anomalie der Innervation sich darstellen, vielleicht durch kein anderes bekanntes Heilmittel so sicher geheilt werden als durch die Nordseebäder. Ich habe zahlreiche Fälle von hysterischen Krämpfen, Gastro-, Entero- und Cyst- und Proktalgien, nervöses Herzklopfen und Ohrenklingen beobachtet, die durch das Seebad entschieden gebessert und geheilt wurden. Es versteht sich von selbst, dass diagnosti-

sche Feststellung hier allenthalben vorausgesetzt ist, und dass die genannten Leidensformen nicht Reflexe chronischer Entzündungen oder Verschwärungsprocesse in den betreffenden Organen sein dürfen. Ganz insbesondere wirksam erweist sich das Nordseebad gegen jene krankhaften Verstimmungen des gangliosen Nervensystems, wie sie unter den mannigfaltigsten Erscheinungen in der Sensibilität und der Vegetation (Se- und Excretionen, Wärmeerzeugung u. s. w.) sich manifestiren, wie sie nach überstandener Cholera und Sumpfwechselfiebern nur zu oft zurückbleiben, das Leben der Befallenen vergiftend und den gewöhnlichen Heilmitteln trotzend. Bei diesen Formen ist die Heilwirkung der Nordseebäder überraschend und sicher, und ich behalte mir die Mittheilung specieller Erfahrungen an einem andern Orte vor.

Nach meiner Ueberzeugung müsste das Nordseebad gegen einzelne Formen der Melancholie Grosses leisten, und es wäre sehr zu wünschen, dass unter entsprechenden Cautelen Versuche angestellt würden.

Ob die höheren Krampfformen, wie Epilepsie und Katalepsie, sich für den Gebrauch der Nordseebäder eignen, wage ich nicht zu behaupten, und dürfte bei Feststellung der Indication ganz besondere Vorsicht zu empfehlen sein. Ich habe zwei Kranke kennen lernen, die wegen häufiger Anfälle von Epilepsie in Ostende die Cur brauchten und die weder in den einzelnen Bädern noch während der ganzen Cur frei von Anfällen blieben und in ihrer Constitution forcirten.

Gegen Hyperästhesien erweist sich das Nordseebad allerdings sehr wirksam, insbesondere gegen die der Hautnerven, mit welcher Affection gewöhnlich eine bedeutende Erkältlichkeit verbunden ist. Diese Hyperästhesien sind oft Nachwehen überstandener Krankheiten, wie Wechselfieber und mit Säfteverlusten verbundene. Aus diesem Ursprung ergiebt sich schon hinlänglich die Relation. Aber die durch den Gebrauch der Nordseebäder angestrebte Abhärtung erfolgt nach meiner Erfahrung nicht so rasch und sicher als man gemeinhin voraussetzt, wohingegen eine gewisse Hautschwäche mit grosser Neigung zu

abundanter Absonderung in dem Seebade ein fast unfehlbares Heilmittel findet.

Es ist ferner jene Krankheitsform unter dem Namen Neuralgia nur zu wohl bekannt, die in allen Graden in den Nordseebädern ihre Vertreter hat. Wehe den Unglücklichen, die zu den Folterqualen der sogenannten Neuralgien verurtheilt sind! Das ärztliche Verständniss des Wesens und der Natur dieser entsetzlichen Leidensform ist in der That gleich Null, und mit der Benennung „Neuralgia" haben wir in der Regel nur den wahrscheinlichen Sitz eines Schmerzes bezeichnet, den wir nicht zu deuten wissen, und hier wie nirgend findet der Goethe'sche Ausspruch: „Denn eben wo Begriffe fehlen etc.", seine vollste Anwendung.

Jedenfalls sind die Neuralgien selten rein dynamische Affectionen und meist aus krankhafter Ernährung des betroffenen Nerven hervorgehende Störungen, man darf nur an die so häufig bei Chlorotischen vorkommenden erinnern. Immer wird man auch hier sorgfältig zu unterscheiden haben, ob die Affection der Nerven eine selbstständige und nicht Reflexerscheinung ist entzündlicher Processe in naheliegenden Theilen, wie z. B. die Neuralgie des nervus cruralis, obturatorius und ischiadicus bei Gonitis, oder tiefer liegende pathische Processe in den Centralorganen des Nervensystems. Dann aber dürfen wir es als Glück preisen, gegen eine so rebellische Krankheisform in den Nordseebädern ein Heilmittel zu besitzen, welches oft da noch hilft, wo bereits viele Specifica erfolglos angewendet worden sind. Aber allerdings erfordert diese Krankheitsform einen längern Gebrauch der Seebäder, weil hier mehr die indirecte Heilwirkung derselben, die Correction der anomalen Ernährung, in Betracht kommt.

Ob die Nordseebäder sich entschieden hilfreich in dem ersten Stadium der tabes dorsalis erweisen, wage ich in Ermangelung eigener Erfahrungen nicht zu bestätigen, aber Herr Dr. Verhaeghe hat mir versichert, dass er wiederholt vollkommene Heilung solcher Fälle durch das Seebad habe constatiren können. —

Die Spinal-Irritation, in ihren Erscheinungen und Graden allen Praktikern genugsam bekannt, von einigen Aerzten gänzlich negirt, von anderen als Urquell aller bekannten Krank-

heiten angesprochen, die aber nicht immer als ein idiopathisches und sehr häufig als ein consensuelles Leiden, als Symptom auftritt, eignet sich um so mehr für den Gebrauch der Seebäder, als sie eben oft ein Symptom solcher Krankheitszustände ist, welche ihrem eigentlichsten Wesen nach für dasselbe Heilmittel geeignet sind und den Charakter der irritablen Schwäche an sich tragen. Ja, die Spinal-Irritation ist nach meiner auf Erfahrung begründeten Ueberzeugung die höchste Ausdrucksform desjenigen pathischen Zustandes, den wir als irritable Schwäche aufzufassen und zu benennen pflegen. Wir sehen die Spinal-Irritation nach erschöpfenden Krankheiten, nach Blutungen, nach excessiven Säugen, nach Excessen im Geschlechtsgenuss, bei Chlorotischen, bei durch geistige Arbeiten und Gemüthsaffecte Erschöpften u. s. w. u. s. w. Und in der That habe ich gegen die genannte Leidensform, die am häufigsten beim weiblichen Geschlecht, dort freilich oft als Reflex tiefer Uterinleiden, vorkommt, die Heilwirkung der Nordseebäder vielfach beobachtet und sich erproben sehen. Weit besser als die Eisenquellen, die weit öfter schaden als nützen.

Gegen den Rheumatismus chronicus vagus bewährt sich das Seebad um so häufiger als diese Krankheitsform seltener eine specifische zu sein pflegt und eigentlich richtiger als Rheumatalgia den Algieen und Hyperästhesieen zuzuzählen sein dürfte und auf Erkältlichkeit mit beruht. Denn gegen genuine Gichtkrase wirkt das Seebad nicht wohlthätig.

Der bei weitem grösste Theil der Curgäste, die in einem Nordseebade angetroffen werden, wird von solchen gebildet, die ohne eine bestimmt ausgesprochene Form örtlicher oder allgemeiner Krankheiten an sich nachweisen zu können, ganz einfach an Lebensschwäche, Erschöpfung der geistigen und körperlichen Lebensenergieen, an Kraftlosigkeit und Abspannung leiden. Zustände, wie sie durch unsere raffinirten und maasslos exigeanten Culturzustände besonders in den höheren und geistig thätigen Ständen sowohl als durch Krankheiten in Masse producirt werden. Ich habe in dieser Kategorie erschreckende Beispiele von Muskelschwäche sowohl als Abspannung der Denkkraft gesehen. Nun, diese Cultur

kranken, durch Genüsse und Leidenschaften Consumirten sowohl, als die Reconvalescenten von schweren Krankheiten finden in dem grössten Restaurans, dem Nordseebade, was sie daselbst suchen: Erfrischung, Kräftigung, ja Verjüngung. Und in Anbetracht dieser Wirkung wird das Meer in der That alljährlich in der Saison zur Sündenfluth oder richtiger zur Seegensfluth für Sünder!

Unter den für den Gebrauch der Nordseebäder sich eignenden Krankheiten in der Sphäre der Ernährung und der Blutmischung insbesondere, steht voran die Skrophulosis im weitesten Sinne des Wortes, und hier ist wohl die specifische Wirkung der stofflichen Elemente in Rechnung zu bringen. Im Allgemeinen sind die torpiden Formen die geeignetsten, da bei den floriden Formen häufiger entzündliche Reizungen contraindiciren. Ich habe zunächst in der am Strande sich bewegenden Kinderwelt Repräsentanten fast aller Formen der Skrophulose beobachtet, aber am interessantesten war es mir, die Heilkraft der Seebäder an Subjecten mit hochgradigen Bauchskropheln sich bewähren zu sehen. Es waren mitunter jene ihr Leben nach Monaten zählenden welken Greise, die scheinbar nur noch eine vita minima manifestirten, die ich sichtlich aufblühen und erstarken sah. Allen Praktikern wird ferner bekannt sein, dass sehr häufig die Skrophulose bei Kindern sich besonders in einer krankhaften Ernährung der äussern Haut ausspricht, die ausser einer eigenthümlichen Missfärbung eine eigenthümliche Aridität mit schuppiger oder kleienartiger Absonderung macht und sich wie eine Fischhaut widerlich fast stachlig anfühlt, während ausserdem nur leichte oberflächliche Anschwellungen der Lymphdrüsen nebenherlaufen. Gegen diese Form bewährt sich das Seebad vortrefflich. Desgleichen leistet dasselbe viel gegen Knochenskropheln. Die glänzendsten Heilresultate aber sind die gegen skrophulöse Hautgeschwüre, eine Form, die sich gegen die erprobtesten Specifica so rebellisch zu erweisen pflegt.

Die günstige Wirksamkeit der Nordseebäder gegen Tuberculose, besonders auch gegen die Lungentuberculose wurde mir von ärztlicher Seite als unzweifelhaft und vielfach constatirt dargestellt. Ich habe bezügliche Beobachtungen nicht machen können und bin auch der Meinung, dass hier das mittelländische Meer mit seinen Küsten und Ländern den Vorzug verdienen dürfte.

Dagegen sind die Nordseebäder, wiefern sie eine tiefe und nachhaltige Verbesserung der Hämatose bewirken, ein grossartiges Heilmittel gegen die **Chlorose** und da den Eisenwässern vorzuziehen, wo sich genetisch die Chlorose als eine höhere Ausdrucksform der skrophulösen Blutkrase darstellt, was ja in den bei weiten meisten Fallen sich so verhält. Ich habe an das Wunderbare gränzende Heilresultate gesehen.

Directe Erfahrungen über die specifische Wirkung der Nordseebäder gegen herpetische Exantheme habe ich nicht machen können, wohl aber gegen borkige und schuppige Syphiliden, wie überhaupt gegen verhunzte und misshandelte Syphilis, und jedenfalls wurden diese Formen nach dem Gebrauch der Seebäder für den erfolgreichen Gebrauch specifischer Heilmittel wieder zugängiger.

Krankheiten der Schleimhäute in Form chronischer Katarrhosen, also mit Relaxation der Gewebe und abundanter (blenorrhoischer) Secretion werden durch die Nordseebäder fast mit Sicherheit geheilt. Es bedarf für den Praktiker kaum der Bemerkung, dass diese Affectionen sehr oft wesentlich nur Symptome der skrophulösen und chlorotischen Blutkrase sind, aber häufiger im vorgeschrittenen als im kindlichen Lebensalter auftreten. Der Uebersichtlichkeit wegen zähle ich die Formen nach den Organen auf.

1) Rachen-Katarrhe. Auflockerung und braunrothe oder livide Färbung der Rachenschleimhaut, häufige Absonderung eines zähen, eiweissartigen Schleimes mit Raksen und Würgen, zu deren Entstehung oft skrophulöse und syphilitische Krankheitsprocesse mitgewirkt haben.

2) Chronische Magen-Katarrhe. Es ist damit jene Affection der Magenschleimhaut gemeint, welche die ältere Pathologie als chronische Dyspepsie oder Magenschwäche

bezeichnete. Die Kranken leiden an Appetitlosigkeit bei schleimig belegter Zunge, häufigem leeren oder sauren Aufstossen, Schleimwürgen in den Frühstunden und Gefühl von Vollheit und Druck in der Magengegend mit oft sichtbarer Anschwellung. Gegen diese Affection leistet das Seebad ausserordentlich viel, und die Zahl der mit diesem Leiden Behafteten ist gross. Auch ist es diese Form, wie die nächstfolgende, für welche sich die homöopathische Indication aus dem mitgetheilten kleinen Register der pathogenetischen Wirkungssymptome der Nordseebäder mit einiger Sicherheit deduciren lässt.

3) Darm-Katarrhe oder chronische Diarrhöe. Die Kranken leiden bei Abwesenheit tuberculöser oder andersartiger Verschwärungsprocesse oft ohne bekannte Veranlassung und nach leichten Erkältungen und Diätfehlern an schleimigen Durchfällen mit Poltern und Erschlaffungsgefühl oder schmerzhafter Empfindlichkeit im Leibe. Sie können nie recht zu Kräften und zu dem Gefühl des körperlichen Wohlbehagens gelangen. Wie denn überhaupt alle zu der hier aufgeführten Kategorie zählenden Kranken an Anaemie leiden.

4) Blasenkatarrhe, besonders bei Skrophulösen und Chlorotischen.

5) Scheiden-Katarrhe, Weissflüsse der Frauen, besonders wenn dieselben Symptome oder Folgeübel sind skrophulöser oder chlorotischer Blutkrase oder mit, durch Gebärvorgänge oder Blutflüsse veranlassten Relaxationen der Genitalschleimhaut verbunden sind. Ich habe in Fällen Heilung erfolgen sehen, die bislang den erprobtesten Mitteln getrotzt hatten. Es versteht sich von selbst, wie allenthalben bei Verordnung der Nordseebäder die Abwesenheit entzündlicher Reizung und Infiltrationen ebenso wie die syphilitischer oder sykotischer Processe vorausgesetzt wird.

6) Nachtripper, unter Abwesenheit von Stricturen und entzündlichen Reizungen der Prostata.

7) Katarrhe der Nasenschleimhaut. Sowohl gegen dyskratische, besonders skrophulöse Affectionen der Nasenschleimhaut, als auch ganz insbesondere gegen den einfachen habituellen Schnupfen leisten die Nordseebäder die vortrefflich-

sten Dienste. So geringfügig in pathologischer Dignität die letztgenannte Affection auch erscheinen mag, so qualvoll ist sie doch, und die Zahl der damit Behafteten ist in den Nordseebädern gross. — Was das Seebad gegen

8) Bronchialkatarrhe leistet, wage ich nicht zu bestimmen, da mir nur zwei Fälle von chronischem Bronchialkatarrh bekannt worden sind, die wesentlich gebessert wurden und bei denen die Abwesenheit von Emphysem hinlänglich constatirt war. Dagegen habe ich das Nordseebad als ein souveraines und unvergleichliches Schutz- und daher auch Heilmittel gegen katarrhalische Anginen, ganz insbesondere aber gegen den Croup kennen lernen. Ich habe Kinder gesehen, die alljährlich eine Anzahl von Croupanfällen zu erleiden hatten und in der Heimath vor jedem Luftzuge ängstlich gehütet werden mussten, wie sie sich am Meeresstrande den heftigsten Ost- und Nordostwinden ungestraft in leichter Bekleidung exponirten und, was noch mehr, auch weiterhin im rauhen Winter nach dem Gebrauch der Nordseebäder vollständig von Croupanfällen verschont blieben. Ich kann daher den Herrn Collegen die Verordnung der Nordseebäder für Croup-Kinder nicht dringlich genug empfehlen. — Endlich

9) Katarrhe der conjunctiva bulbi et palpebrarum. Es ist merkwürdig, wie solcher Art afficirte Augen die starken Luftströmungen und Lichtwirkungen am Meere so gut vertragen.

In Betreff der Heilwirkungen der Nordseebäder auf Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane ist derselben schon beiläufig bei den Algien, den Blenorrhöen und indirect bei der Chlorose Erwähnung geschehen. Sie erweisen sich aber auch sehr wirksam gegen Neigung zu Abortus und passiven Metrorrhagien, ganz besonders aber gegen prolapsus vaginae, Gebärmuttersenkungen und die damit verbundene oder sie veranlassende Relaxation der Mutterbänder. Ich habe Gelegenheit gehabt, einige sehr instructive bezügliche Beobachtungen zu machen, wie ich denn auch nach dem hier mehr als irgendwo trüglichen Schluss: post hoc ergo propter hoc die Erfahrung gemacht, dass bis dahin steril

gewesene Frauen nach dem Gebrauch der Nordseebäder rasch concipirt haben. —

Auf das männliche Geschlechtsvermögen wirkt das Nordseebad, besonders da, wo sich die Erscheinungen der irritabeln Schwäche zeigen, entschieden erhebend und kräftigend, und dem entsprechend auch erfolgreich gegen Pollutionen. Auch für die hier in Rede stehenden Leidensformen liesse sich aus unserem pathogenetischen Symptomen-Register die homöopathische Indication mit einiger Sicherheit ableiten.

Endlich erwähne ich noch eine Krankheitsform, die Schweisssucht, wie sie Schoenlein charakterisirt hat. Dr. Verhaeghe versicherte mir, dass diese Leidensform wiederholt durch die Nordseebäder entschieden geheilt worden sei.

Ich bin vollkommen überzeugt, dass noch andere als die angeführten Krankheitszustände sich für den Gebrauch der Nordseebäder eignen, und fühle nur zu sehr, dass die präcisirenden Kriterien für die Indicationen bei den einzelnen Formen überaus mangelhaft sind. Aber ich habe bei dieser fragmentarischen Relation entschieden die zur Erzielung einer gewissen Vollständigkeit und Abrundung sich darbietenden Mittel des gedankenlosen Nachschreibens und der phantasiereichen Erfindung zurückgewiesen.

Zugleich muss ich mich gegen den etwaigen Vorwurf des blinden Enthusiasmus und einseitiger Ueberschätzung der Nordseebäder verwahren. Ich wage nicht, die Nordseebäder als absolutes Specificum für irgend eine Krankheit anzupreisen. Viele aus den Kategorien der bezeichneten Kranken finden das gesuchte Heil in den Nordseebädern, für andere bedarf es dazu eines ausdauernden und wiederholten Gebrauches. Aber ich bin überzeugt, dass man viel häufiger von gelungenen Heilungen und viel seltener von misslungenen Curversuchen, wie mit allen Heilmitteln bedeutender Art, so auch in den Nordseebädern wird sprechen können, wenn man sich bestreben wird, nicht nur scharfe

und feine Diagnosen der Krankheiten, sondern auch der Heilmittel zu erlangen. Dann wird man nicht erst, wie es heute meist noch geschieht, nachdem man die armen Kranken durch die Schule der Versuche getrieben, dieselben endlich nach Belieben oder auf Grund einer therapeutischen Vorstellung hin auch nach den Nordseebädern schicken. Dann auch, und nur dann erst, werden die Aerzte das Recht erwerben, sich Heilkünstler zu nennen, während das unvermittelte Zutappen und Zuschlagen der alten Allopathen sowohl als der neuen Chinin- und Sodawasserhelden die Aerzte zu Buschkleppern stempelt, vor denen sich das Publicum auch zu fürchten beginnt, wie die Kinder vor dem schwarzen Mann. Ueberdiess erfolgt die Heilung nur selten während oder unmittelbar nach dem curmässigen Gebrauche der Nordseebäder, und die Dauer der Nachwirkung derselben erstreckt sich oft auf sechs Monate, wie männiglich in der Arztwelt bekannt sein und zur Belehrung über Arzneiwirkungsdauer überhaupt dienen sollte. Gar oft verlassen die Kranken muthlos und verzweifelnd das Seebad und werden oft noch Monate lang von ihren Leiden gequält, selbst in gesteigertem Grade, bis gewöhnlich in subjectiv sehr fühlbarer Weise, oft sogar plötzlich die Wandlung in Besserung oder Heilung erfolgt. Diese Thatsache ist Fingerzeig genug, die oft so lange dauernden durch die Seebäder eingeleiteten Heilprocesse nicht vorzeitig durch Anwendung von Arzneimitteln zu durchkreuzen und zu stören, und die Kranken zur muthigen Ausdauer anzuhalten.

In Betreff der Gebrauchsmethode der Nordseebäder gilt bei Ausführung derselben das bei allem Heilmittelgebrauch zu beachtende Gebot des Individualisirens. Ich habe mich aber überzeugt, dass dieses Gesetz wohl kaum beim Gebrauch irgend eines andern Heilmittels, sowohl Seiten der verordnenden Aerzte als der Badeärzte, so oft missachtet und übertreten wird, als bei dem der Seebäder. Ich halte es daher für Pflicht, hier einige leitende Grundsätze und Cautelen anzuführen.

Es kommen beim Gebrauch der Seebäder als technische Formen der Anwendung in Betracht: das Bad im offenen Meere, das Seeluftbad, das warme Wannenbad, das Sitzbad, die Injectionen, die Compressen und das Dünensandbad. —

Was zuvörderst die Jahreszeit anlangt, so ist allerdings die Zeit von Anfang Juli bis Ende September die geeignetste. Nicht nur wegen der in unserm Clima in diesen Zeitraum fallenden günstigsten Witterung, sondern weil das Nordseebad in dieser Jahreszeit am kräftigsten wirken soll. Worin diese specifische Kräftigkeit ihren Grund habe, dürfte mit Bestimmtheit schwer nachzuweisen sein. Es wäre denn, dass entsprechend einer oben aufgestellten Voraussetzung die vegetabilischen und animalen Bestandtheile des Meerwassers in dieser Jahreszeit in grösserer Quantität vorhanden wären. Als bestätigendes Moment dürfte das Factum nicht unbeachtet zu lassen sein, dass die Phosphorescenz des Meeres vorzüglich in dieser Zeit beobachtet wird, ein Phaenomen, welches bekanntlich von Infusorien ausgeht.

Mir haben gebildete, bei der Saison nicht interessirte Einwohner Ostende's versichert, dass der Effect der Seebäder auf den gesunden Körper zu andern Jahreszeiten ein wesentlich verschiedener sei, und die Badewärter behaupten von den August- und Septemberbädern: Qu'ils entrent dans l'estomac. Inzwischen glaube ich, dass da, wo die Indication dringlich und es sich um ein langes Verweilen handelt, unbedenklich schon von Mitte Mai an, mindestens in Ostende, begonnen werden kann, da die geringen Differenzen in der Temperatur des Meeres nicht massgebend sein können.

Es herrscht in dem therapeuthischen Gebahren der Aerzte nirgend ein so verwerflicher Scherwenzel, ein so petulanter Schlendrian, als in Bestimmung der Curzeit und der entsprechenden Zahl der Becher und Bäder beim Gebrauch von Heilquellen und Bädern. Der leitende Grundsatz ist gewöhnlich: in möglichst kurzer Zeit möglichst viel baden oder trinken. Bedenkt man dazu, dass die meisten Curgäste die Ortsärzte gar nicht consultiren, und dass wohl nur wenig Aerzte des Binnenlandes von der Gebrauchsmethode der Nordseebäder specielle Kenntniss haben, so lässt sich leicht ermessen, wie alljährlich durch verkehrten Gebrauch nicht nur günstige Heilerfolge oft vereitelt, sondern auch positiver Schaden angerichtet wird. Und wenn der mich bedienende Badewärter, als ich ihn

zu instruiren versuchte, mit Zuversicht ausrief: „Nous autres nous comprennent ça mieux que les médecins!“ so war das in der That nicht der Ausdruck kecker Selbstüberhebung; denn der Mann hatte mit raschem Blick die meiner Individualität zusagende Gebrauchsweise ausgefunden.

So ist es denn ein vielbekannter Usus, dass man für den Gebrauch der Nordseebäder eine sogenannte kleine und eine grosse Cur unterscheidet. Die grosse umfasst darnach die Zahl von 30 und die kleine die von 21 Bädern. Die letztere hält man für ausreichend gegen leichtere (?) Krankheitsfälle, und die erstere als nöthig für schwerere. Wie vage die Begriffsbestimmung von leicht und schwer bei individuellen Krankheitsfällen, liegt auf der Hand. Und selbst wenn auch diese mystische Zahlenbestimmung der empirischen Begründung nicht ganz entbehren sollte, so wird doch durch gedankenlose Befolgung derselben vielfach gefehlt und geschadet. Wenn auch wirkliche Heilung während des Gebrauchs der Nordseebäder nur in seltenen Fällen erfolgt, und dieses Resultat daher das unzulänglichste Kriterion für die Bestimmung der Begränzung oder Beendigung der Cur sein dürfte, so sind doch andere maassgebende Kriterien für den individuellen Fall vorhanden. Es tritt nämlich, wenn nicht schon das Verschwinden der individuellen krankhaften Affection genugsam entschieden hat, ein gewisser Sättigungsgrad der Seebadwirkungen ein, der sich durch eine unüberwindliche Idiosynkrasie gegen die bis dahin mit Lust gebrauchten Bäder, durch Ausbleiben der günstigen Reactionserscheinungen in und nach dem Bade, durch bedeutende Abspannung des Körpers und des Geistes und selbst durch fieberhafte Bewegungen charakterisirt. Für alle Fälle, wo die Indication richtig gestellt gewesen, sollte das Erscheinen dieser Symptome als das Signal zur Schliessung der Cur abgewartet werden. Treten diese Erscheinungen nach dem Gebrauch einer erklecklichen Anzahl von Bädern auf, so wäre unbedenklich absolut zu schliessen. Geschähe dies aber schon nach dem Gebrauch einer relativ geringen Anzahl von Bädern, so wäre allenfalls nach mehrtägiger Pause ein neuer Versuch zu machen, und wenn darnach die Euphorie nicht neuerdings erschiene, sich zu bescheiden. Es handelt sich ja auch

beim Seebade wesentlich um dynamische, nicht nach den Quantitäten zu bemessende chemisch-physikalische Processe, und wie für das Quale und Quo modo liegt auch für das Quantum der Maassstab in den Individualitäten. Es können daher ebensowohl 10 Bäder für einzelne Fälle zum Zwecke der Heilung vollkommen ausreichend sein, während für andere deren 60 nöthig werden. Gleichwie der Arzt zur Heilung bestimmter Krankheitsformen in manchen Fällen mit zwei Gaben des specifischen Mittels ausreicht, während er in andern deren zwölf braucht.

In Bezug auf die Aufeianderfolge der einzelnen Bäder herrscht, wie ich zu meinem tiefen Bedauern bemerkt, der ärgste Missbrauch. Man huldigt da dem Grundsatz: coup sur coup, und leider sind es auch selbst die Ortsärzte, die solchem irrationellen und alle gesunde Physiologie verhöhnenden Gebahren das Wort reden. Nur baden, und baden um jeden Preis. Ich habe in diesem Jahre den Fall erlebt, dass ein Curgast, der von seinem Arzte die Weisung erhalten hatte, jedenfalls das famose Pensum von 21 Bädern abzuarbeiten, und der die ihm vergönnte Urlaubszeit zugleich auf einen Besuch der Pariser Weltausstellung verwenden wollte, täglich **viermal** badete! Dafür lief der Mann wie von Furien gehetzt und wie ein gesottener Krebs aussehend am Strande umher und wurde endlich von einer Meningitis attrapirt!

Gewiss ist, dass die meisten Curgäste der Nordseebäder solche Kranke sind, die vielfach durch Nervenverstimmungen dominirt, an Willen- und Muthlosigkeit leiden, und deshalb gern geneigt sind das Bad hier und da unnöthiger Weise zu umgehen. Für diese ist energische Anmahnung zur Continuation oft am Orte. Dagegen ist es nach meiner innigsten Ueberzeugung rathsam hypersensible und anämische Subjecte nur mit Intervallen und niemals täglich baden zu lassen. Dasselbe gilt auch für die Fälle sehr heftig auftretender Primärwirkungen und Exacerbationen. Dort, um den Organismus Zeit zur Verarbeitung, hier zur Ausgleichung der Badewirkungen zu vergönnen. Das geschieht aber meist nicht, und so werden in vielen Fällen die Heilerfolge durch plumpes Uebersteigen vereitelt, und die armen irregeleiteten Kranken kehren überreizt und erschöpft in ihre Heimath

zurück. Damit fällt zusammen, dass eine conventionelle Zeitbestimmung für eine Cur in den Nordseebädern ein vollständiger Unsinn ist! So wird in der heillosen Schlendrian-Praxis angenommen, man müsse ein für allemal zur Erzielung eines genügenden Heilerfolges durch die Nordseebäder die Cur mehre Jahre hintereinander wiederholen. Ich aber bin überzeugt, dass, wenn man den Gesetzen der Physiologie huldigend, die Kranken anleitete zeitweilige entsprechende Pausen im Baden eintreten zu lassen, die meisten durch eine einmalige Cur vollständig geheilt werden könnten. Aber solche Rationalität im Administriren der Heilpotenzen passt nicht in den Kram der chablonirenden Handlanger unter den Aerzten, und für den individualisirenden Denker bedarf es kaum der Mahnung!

Eine allgemeingültige Bestimmung des Zeitmaasses für das Verweilen in dem einzelnen Seebade ist ebenso unausführbar als verwerflich, weil dem Grundsatze des Individualisirens zuwiderlaufend. Abgesehen davon, dass die meisten Kranken mit dem lieben Axiom: Viel hilft Viel! gross gewachsen, verführt auch das Gefühl des Wohlbehagens den entweder ärztlich gar nicht oder schlecht berathenen Kranken länger im Bade zu verweilen, als es heilsam und zuträglich ist. Wehe dem, der bis zum Eintritt von Unbehagen, Frösteln u. dergl. im Seebade bleibt. Ich habe nach solchen Ueberschreitungen tiefe Ohnmachten, Krampfanfälle, Cephalalgien der heftigsten Art unmittelbar folgen sehen, und wie oft mag solcherweise nicht nur der curative Effect des einzelnen Bades, sondern selbst der ganzen Cur sein. Es versteht sich von selbst, dass ein graduelles Vor- und Rückschreiten in der Zeitdauer je nach der Individualität und selbst nach der journalieren Disposition zu beobachten ist, aber nach meiner Ueberzeugung halte ich den Zeitraum von 4 Minuten oft für ausreichend und den von 8—10 Minuten als das Maximum, welches zu gestatten ist. Für solche reizbare und blutarme Subjecte ist das geringste Zeitmaass gewiss vollkommen auch für die trefflichsten Heilerfolge ausreichend, und das längere Verweilen ist nur für Kranke mit torpidem Naturell oder überhaupt bei solchen, die an Krankheiten der vegetativen Sphäre leiden, zu statuiren. Von direct zertheilenden und resorbiren-

den Wirkungen kann ja nun und nimmermehr im kalten Seebade die Rede sein. Derartige Heiltendenzen fallen in die indirecte oder secundäre Wirkungssphäre des Nordseebades in seiner Totalität. Der Aufenthalt im Seebade kann daher nur kurz sein. Ich lernte eine Dame aus Brüssel kennen, die bereits zum vierten Male die Cur (wegen eines Uterinleidens) daselbst brauchte und mir versicherte, dass sie mit dem grössten Widerstreben sich herbegeben, da sie niemals eine gute Nachwirkung verspürt und hier sich miserabel befände, indem sie fortwährend eine Eiskälte verspürte und sich nicht erwärmen konnte. Und warum? Weil der ordinirende Aeskulap ihr aufgegeben hatte, in jedem Bade mindestens eine halbe, und wo möglich eine ganze Stunde zu verweilen! Man sollte über diesen Punkt sich mit seinen nach der Nordsee zu dirigirenden Kranken sorgfältigst verständigen; weil in der That Alles davon abhängt für den erzielten Heilerfolg, und das Seebad ein Heilmittel so gewaltiger Art ist, dass man wirklich arg sündigt, wenn man bei seiner Verordnung nicht den Clienten die sorgfältigsten Gebrauchsanweisungen an die Hand gibt. —

In Betreff des **Verhaltens** beim Eintritt und während des Verweilens im Meere ist nach meiner Erfahrung der Grundsatz festzuhalten, unmittelbar nach dem Entkleiden im Badekarren möglichst rasch mit dem ganzen Körper ins Bad zu gelangen und während des Bades möglichst unausgesetzt mit dem ganzen Körper in Berührung mit dem Wasser zu bleiben und den Hauptstoss der Welle auf den Rücken wirken zu lassen. Besonders wenn kalte Winde herrschen, führt das Auftauchen des Oberkörpers über die Wasserfläche leicht zu Erkältungen besonders zu Rheumatismen und Algien. Auch ist viel active Bewegung bei agitirtem Meere durchaus nicht rathsam, und viel zweckmässiger, die Action der Welle in Passivität zu empfangen, da jeder unnöthige Aufwand von Kräften im Seebade nachtheilig ist. Bei ruhigem, wellenlosen Meere ist dagegen active Bewegung zuverlässiger und das öftere Auf- und Niedertauchen, um sich douchiren zu lassen, als Ersatz des fehlenden Wellenschlages rathsam. Für wirklich Kranke ist der Beistand der Badewärter um so unentbehrlicher, als diese durch das Plongi-

ren und Trainiren der Badenden zur Erfüllung der vorgenannten Cautelen am besten beitragen. —

Auch in Beziehung auf das Verhalten vor und nach dem Bade walten der Usus tyrannus und Leichtsinn in tollster Willkühr und Verkehrtheit.

So ist es gewiss, dass man am zweckmässigsten im nüchternen Zustande badet, wiefern der Organismus am impressionabelsten für die Badewirkungen ist. Aber diese Regel erleidet viele Ausnahmen nach den Individualitäten, so dass sehr schwächliche, an Magenaffectionen leidende Subjecte gewiss besser thuen, vor dem Bade ein kleines warmes Frühstück zu sich zu nehmen. Dies kann auch nach schlaflosen Nächten, nach Pollutionen und bei anderweitigen temporären Störungen des Befindens, die herabstimmend wirken, sehr nöthig werden, obwohl unter den letztgenannten Umständen das Aussetzen des Bades oft noch gerathener sein dürfte.

Im Allgemeinen ist es rathsam und als Vorbereitung wichtig, vor dem Baden einige Zeit frische Seeluft eingeathmet zu haben, jedoch ohne sich dabei durch vieles Gehen zu ermüden. Es muss vor dem Baden jede körperliche und geistige Erregung vermieden werden da diese ohnehin durch das Baden im Meere erfolgt. Noch misslicher aber ist es mit dem Gefühl von Kälte und Frost sich in das Bad zu begeben, weil dann die salutären Reactionserscheinungen leicht ausbleiben. Man hat überhaupt die relativ günstigste körperliche und geistige Disposition abzuwarten, ehe man ins Bad sich begibt. Auch die Beachtung dieser Cautelen kann den Kranken nicht dringend genug ans Herz gelegt werden. Wer nicht durch krankhafte Affection der Mobilitätsorgane daran behindert ist, soll sich unmittelbar nach dem Bade am Strande active Bewegung machen. Aber nicht, wie das Vorurtheil lehrt, Stunden lang, sondern nach individuellem Bedürfniss nur so lange, bis das Gefühl ausreichender Erwärmung und allgemeinen Wohlbehagens den Körper durchdringt, weil besonders unmittelbar nach dem Baden Ermüdung und Erschöpfung nachtheilige Folgen bewirken. Es ist vielmehr dann Ruhe zur Verarbeitung der gewaltigen Einwirkung, die er durch das Seebad eben empfangen, nöthig und das geeignetste Ruhebett bietet sich in

dem weichen Dünensande dar. Es ist köstlicher und sonst nirgendwo zu erlangender Genuss, während der Körper mit dem Gefühl der direct empfangenen Kräftigung ruht, die Sinne mit Lust und Bewunderung den Naturerscheinungen an und auf dem Meere folgen zu lassen, und wie erquickend schmeckt dann das Frühstück!

Es sollte sich jeder Curgast die möglichste Zwanglosigkeit, die sich recht wohl mit den Gesetzen des Anstandes vertragen kann, zur Pflicht machen. Hier wenigstens sollten die beengenden Fesseln der gesellschaftlichen Convenienz gelockert werden, ja gänzlich fallen dürfen. Hier soll der ja ohnehin meist durch den Einfluss der künstlichen und raffinirten Culturzustände erkrankte Mensch im freien Verkehr mit der grossartigen Natur zu einer Art Ursprünglichkeit zurückgeführt werden, wozu keine andere Erscheinungsform Gottes in der Natur mehr als eben am Meere auffordert, und so auch geistig gesunden und erstarken. Daher sollte man auch literarische Beschäftigung, überhaupt alle das Nervenleben stärker sollicitirenden Beschäftigungen, wie Spiel u. dergl. auf das Entschiedenste verpönen. In anregender harmonisch gestimmter menschlicher Gesellschaft kann und soll der kranke Mensch auch am Meeresstrande leben, nicht aber, wie in der Heimath, in geschlossenen, in von der Seeluft abgeschiedenen und durch den Conflux der geputzten Leute meist ungesunden Gesellschaftslocalen. Und auch während der übrigen Tageszeit sich möglichst viel am Meeresstrande oder auf dem Meer aufhalten, immer aber an dem Grundsatz festhalten, dass er auch die Einwirkung der Seeluft vorherrschend in Passivität aufzunehmen habe und die active Körperbewegung nie bis zur Uebermüdung treiben dürfe. Daher auch die Spazierfahrten auf dem Meere nicht dringend genug empfohlen werden können. Inzwischen dürfte es doch auch zuweilen für sehr reizbare und sehr angegriffene Kranke sehr rathsam sein, auch im Genuss der Seeluft Maass zu halten und sich zeitweise von ihrer directen Einwirkung abzuschliessen, denn auch die Verarbeitung der durch die Seeluft gegebenen Impulse erfordert Kräfteaufwand und ist überhaupt die Dosis refracta meist der plumpen, larga manu gereichten vorzuziehen.

Es ist ferner gewiss sehr zweckmässig, den Kranken anzurathen, am Meer vor dem daselbst oft vorkommenden rapiden Wechsel der Witterung und Temperatur ebenso wenig als selbst vor dem rauhesten Winde nicht in kleinmüthiger Verzagtheit zurückzuschrecken, weil diese Kämpfe wahrhaft stählend auf Willenskraft und Nerventhätigkeit wirken. Aber die sehr verbreitete banale Meinung, dass man sich am Meer und überhaupt während des Gebrauchs einer Seebadecur nicht erkälten könne, ist vollkommen irrthümlich. Die sogenannte Abhärtung durch den Gebrauch der Nordseebäder trifft am directesten die Willenskraft und die sensiblen peripherischen Nerven und erst weiterhin durch Verbesserung der Hämatose das Temperaturgefühl, so dass man allmälig den heftigen Luftströmungen und dem jähen Temperaturwechsel mehr trotzen lernt als dies im ursprünglichen Krankheitszustande in der Heimath möglich war. Aber man hat sich dort wie allenthalben vor eigentlicher Zugluft an oder in Gebäuden, vor jähem Wechsel in der subjectiven Temperatur u. s. w. ebenso zu hüten, wie im Binnenlande, und es werden die allgemeinen Gesetze einer rationellen physiologischen Diätetik im Seebade ebenso wenig ungestraft überschritten als irgendwie in der Welt. Doch liegt es nicht in meiner Aufgabe, hier eine specielle Diätetik auszuführen, die ohnehin sich nach der Individualität modificirt und von jedem tüchtigen Arzte am zweckmässigsten fur den Einzelfall angeordnet wird, wie denn auch hierfür ausreichende literarische Nachweise zu finden sind. —

Ich will nur noch des leider sehr üblichen Fehlers tadelnd und abmahnend gedenken, dass viele Kranke sofort nach Ankunft an Ort und Stelle zum directen Vollgebrauch der Seebäder vorschreiten, und ebenso oft, unmittelbar nach dem letzten Bade, mit dem Bündel noch triefender Badewäsche unter dem Arme, die Rückreise antreten. Dieses Verfahren ist höchst irrationell und nur zu oft verderblich. Abgesehen davon, dass ein kranker oder auch nur kränklicher Mensch immer von einer Reise, zumal bei bei der heutzutage üblichen Hast im Reisen, erschöpft oder aufgeregt an das Ziel gelangt, und selbstverständlich dem Organismus eine Ruhezeit zur Verarbeitung der Reiseeindrücke zu gönnen

ist, ehe man ein so mächtiges Agens, wie das Nordseebad in seiner Totalität, auf sich einwirken lässt; so ist es überhaupt so rathsam als erspriesslich, sich erst einige Tage durch den blossen Genuss der Seeluft, mit einem Worte durch eine Art Acclimatisation auf die eigentliche Badecur vorzubereiten, und nur Repetenten dürften sich hierin einigen Vorschub gestatten. Ganz aus denselben Gründen, nur in umgekehrter Ordnung, ist das rasche Wegeilen vom Curorte zu tadeln.

Nur die betrübende Erfahrung so unglaublich häufig vorkommender Umgehungen und Ueberschreitungen der durch die Gesetze der Physiologie gebotenen und durch die gesunde Vernunft so leicht zu findenden principalen Verhaltungsregeln beim curmässigen Gebrauch der Nordseebäder konnte mich bestimmen, hier etwas ausführlicher auf deren Erörterung einzugehen. Denn was nützt die schönste auf die besste Diagnose der Krankheit wie des Heilmittels gestützte Präcisirung der Indicationen für Heilverfahren und Heilmittel, wenn nicht auch die Bedingungen gekannt sind und beachtet werden, unter deren Erfüllung allein die Heilerfolge durch die Indicata erreicht werden können. Und es sind wahrlich nicht allein die Laien, die da sündigen! —

Es erübrigen mir zunächst noch einige Bemerkungen über den Gebrauch der erwärmten Meerwasserbäder. Es entsenden nämlich viele Aerzte solche Kranke, die sehr entkräftet sind oder Scheu vor kaltem Wasserbade haben, denen sie überhaupt nicht ausreichende Reactionskraft zum Vollgebrauche des Nordseebades zutrauen, mit der Weisung dahin: sich wesentlich auf den Genuss der Seeluft am Strande zu beschränken und nebenbei erwärmte Seebäder zu gebrauchen. Dass ein Wannenbad von erwärmtem Meerwasser kaum den Minimaltheil der Wirkung eines Bades im offenen Meer darbiet, bedarf kaum der Erwähnung. Es lässt sich deren Verordnung also nur rechtfertigen, wo es sich um resorbirende und zertheilende Wirkungen, wie bei Drüsenanschwellungen, Hautkrankheiten, rheumatische Ablagerungen u. dergl., mit einem Worte, wo es sich wesentlich um die Wirkung der salzigen Bestandtheile des Meerwassers handelt. Aber man sollte bedenken, dass der Gebrauch der warmen Bäder den Genuss der Seeluft an der Nordseeküste

sehr beschränkt, wiefern solche Kranke zu empfindlich gegen die rauhen klimatischen und elementären Einflüsse gemacht werden und sich, wie ich wiederholt erfahren, oft und mitunter in gefährlichster Weise erkälten. Unpraktisch ist daher auch die Verordnung des Gebrauchs warmer Bäder nur für die Zeit der Acclimatisationsperiode. Denn wo sind die Kriterien zu finden, welche den geeigneten Moment zum Uebergang zu den kalten Bädern indiciren? Es wird dann doch immer nur auf den Versuch hinauskommen, und gewiss ist es gerathener, den Versuch ohne so widersinnige Vermittlung zu machen. Ueberdiess habe ich mich genugsam überzeugt, dass Kranke, denen man in der Heimath aus Mangel an specieller Erfahrung die Euphorie für das kalte Seebad nimmermehr zutraute, es gar herrlich vertrugen, wenn nur die der Individualität entsprechende Gebrauchsart ausgefunden wurde. Ich bin daher der Meinung, dass man Kranke, für die man erwärmte Meerwasserbäder für indicirt hält, nicht nach den Nordseebädern, sondern nach den Küsten des mittelländischen Meeres zu dirigiren habe, sowohl von wegen der klimatischen Verhältnisse, als auch des grössern Reichthums der salzigen Bestandtheile. Wo es sich einfach um Erkräftigung nach überstandenen schwächenden Krankheiten, um Bekämpfung von Krankheits-Dispositionen, wie zu Katarrhen, Rheumatismen etc. handelt, wo man in Ermangelung ausreichender Reactionskraft wegen grosser Inanition, Blutmangels, zu zarten oder zu hohen Lebensalters überhaupt oder vorläufig nur eine partielle aber immerhin auch specifische Wirkung intendirt, da ist der alleinige Genuss der Seeluft ausreichend und von grosser Wirksamkeit; aber von der Verordnung des gleichzeitigen Gebrauches der Wannenbäder nach dem Grundsatze: Ut aliquid fecisse videamur! sollte man absehen. Ich habe einige höchst merkwürdige Erfahrungen gemacht, dass Kranke, die beim erstmaligen Besuch der Nordseebäder absolut unfähig zum Gebrauch des kalten Seebades waren und bei denen jeder Versuch dazu gescheitert war, nach oft durch mehre Jahre fortgesetzter Wiederholung die nöthige Euphorie (ohne dass das Grundleiden inzwischen sich wesentlich verändert hätte) erlangt hatten und die kalten Seebäder mit dem besten Erfolg brauchten.

Von den Dünensandbädern wird in Ostende wenig Gebrauch gemacht, und ich habe deren Anwendung nur in einigen wenigen Fällen von Rhachitis und Lähmungen gesehen. Jedenfalls mögen diese Sandbäder sehr wirksam sein, da der Dünensand zum guten Theil aus überaus fein zerriebenen Conchilien besteht und bei dessen Einwirkung auf den Körper durch die äussere Haut die uns bekannten Calsarea-Wirkungen wohl sehr zur Geltung kommen mögen. Man macht übrigens von diesen Sandbädern sowohl mit Ausschluss der Seebäder als auch neben dem Gebrauch derselben Anwendung.

In Anbetracht der anderweit genannten Administrations-Formen des Meerwassers dienen dieselben nur als Unterstützungsmittel bei topischen Heilzwecken, und wird es für den praktischen Arzt nicht schwer fallen, die Indicationen für den Einzelfall zu finden. So wirkt die Compresse, ausser dass sie überhaupt als kalter Umschlag wirkt, durch die Salze auf Hautgeschwüre, Drüsengeschwülste, gegen Magen- und Darmaffectionen sehr günstig, Die Sitzbäder kommen hauptsächlich bei Weissflüssen und den andern oben genannten Störungen in der weiblichen Geschlechtssphäre und bei wirklicher Torpidität der männlichen Geschlechtsfunctionen zur Anwendung. Von den Injectionen empfiehlt sich besonders das Klystier bei auf Torpidität des Dickdarmes beruhender Leibesverstopfung, und ist jedenfalls dem Trinken des Meerwassers zur Erzielung von Leibesöffnung vorzuziehen, da dieses in seiner Einwirkung auf die ersten Wege sehr unangenehme und oft heftige Erscheinungen veranlasst. —

Schliesslich sei es mir noch gestattet, die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Nordseebäder zu Ostende mit kurzen Zügen zu charakterisen.

Was zunächst die Reise nach Ostende betrifft, so ist dieselbe jetzt wohl aus fast allen Theilen Deutschlands auf die bequemste Weise durch Eisenbahnen vermittelt und erfordert nicht wie die nach andern Nordseebädern eine für schwächliche und sensible oft sehr missliche und peinliche Ueberfahrt zu Wasser. Der Ort selbst, der wesentlich den Charakter der meistsn belgischen Städte an sich trägt, bietet für Curgäste aller gesellschaft-

lichen Classen, und liefe ihre Zahl in die Tausende, freundliches und comfortables Unterkommen im reichsten Maasse. Es herrscht in den Häusern wie auf den Strassen allenthalben grosse Reinlichkeit. Letztere sind gegenseitig (quadratisch) so construirt dass allenthalben ausreichende Ventilation statt findet, ohne dass doch in denselben so viel Zug stattfindet als in andern Küstenstädten oder auf Inseln, da die Stadt in ihrer ganzen Länge durch einen hohen Damm und einen Festungswall vom Meere geschieden ist. Dennoch beträgt die Entfernung der Stadt vom Strande von ihren nördlichen und nordwestlichen Ausgängen nicht mehr als einige Hundert Schritte. Endemische Krankheiten kennt man in Ostende nicht und die Einwohner haben meist ein gesundes und kräftiges Aussehen. Nachbarn der Franzosen und bis in die untersten Schichten hinab neben der flämischen der französischen Sprache kundig, sind die Einwohner gegen die Curgäste überaus höflich und zuvorkommend und beuten dieselben wenigstens mit guter und feiner Manier aus. Die Wirthsleute erweisen ihren Gästen wo nöthig mit Zuvorkommenheit allen Beistand. Auch darf die Unkenntniss der französischen Sprache von dem Besuch Ostende's nicht abschrecken, da man wegen der Prävalenz der Deutschen unter den Curgästen Alles zur Vermittelung des Verständnisses in deutscher Sprache aufbietet und man allenthalben darauf rechnen kann, als Deutscher wenigstens verstanden zu werden und zuweilen in gutem, aber doch fast immer in gebrochenem Deutsch Antworten zu erhalten.

Der Ostender Strand mit seinen östlichen und westlichen Dünenzügen ist kaum pittoresk zu nennen, wie denn überhaupt alle üppigere Vegetation schon in einiger Entfernung von Ostende zurückweicht. Der Verkehr im Hafen ist nicht mehr grossartig und hat seine wesentlichste Bedeutung nur noch in den reichen Relationen mit England, wodurch allerdings ein sehr interessantes und belebendes Element in das dortige Leben gebracht wird. Aber auch der reine einförmige Charakter einer Meeresküste hat seine ganz besonderen Reize und leitet immer wieder zur Anschauung und Bewunderung der zwar im ewigen Wechsel aber doch nach höherer Gesetzlichkeit erfolgenden Naturerscheinungen und Vorgänge in und auf dem Meere hin,

welche die Seele und den Geist beschäftigen und fesseln, und in einer dem Heilzweck entsprechenden Stimmung, ohne consumirende Aufregungen, erhalten. Der Strand ist breit und bequem und so gänzlich frei von allem Gestein und Gestripp, dass man auf ihm wie auf dem Parquet eines Salons wandelt. Selbst während der höchsten Fluth ist auf den Dünen und dem breiten Damm ausreichender Raum zum Promeniren für Tausende. Der überaus sanfte Abfall des Strandes von den Dünen nach dem Meere gestattet, dass man zu allen Tageszeiten, unabhängig von Ebbe und Fluth baden kann, was in Betreff der individuellen und journalieren Dispositionen von unschätzbarem Werthe ist. Dazu kommt, dass hier, wie ausser in Schottland in keinem andern der besuchtesten Nordseebäder die Badekarren durch kräftige flandrische Pferde ins Meer gezogen werden, so dass der Badende im Karren stets eine solche Tiefe des Meeres erreichen kann, als man für das unmittelbare Eintreten in das volle Bad bedarf, und so nicht genöthigt ist, bei heftigen und rauhen Winden entkleidet eine Strecke laufen zu müssen. Im Bade selbst wandelt der nackte Fuss wirklich wie auf einem Sammetteppich und die überaus milde Senkung des Strandes schliesst auch alle Gefahr aus.

Die persönliche Bedienung Seiten der Badewärter beiderlei Geschlechts von einem kräftigen Menschenschlage ist vortrefflich. Dagegen fehlt es leider an einer directen Aufsicht und Leitung am Strande und in den Badestationen gänzlich. Die Einrichtung, dass in Ostende wohl für Männer, nicht aber für Frauen eine getrennte Badestation eingerichtet ist, führt zu dem Uebelstande, dass dieselben absolut nicht ohne leichte Bekleidung baden können. Andererseits aber gewährt diese Einrichtung den Vortheil, dass Familienglieder beiderlei Geschlechts vereint bleiben, und Kranke so auch den gewohnten und oft unentbehrlichen Beistand ihrer Angehörigen beim Baden geniessen können. Der Wellenschlag ist in dem mittlern Durchschnittsverhältniss ausreichend kräftig und mächtig, ohne, ausser während der Springfluth, überwältigend für Schwache zu wirken. Nur bei herrschendem Südwind und seinen Combinationen, der hier den Landwind repräsentirt, fehlt aller Wellenschlag und auch die

Strandluft ist dann minder erfrischend und stoffärmer. Für Bequemlichkeit und einige Gelegenheit zu passiven Bewegungen am Strande ist auch Sorge getragen, freilich nicht in der Ausdehnung wie etwa auf Norderney.

Wer nicht gern das heimathliche deutsche Element im Gesellschaftsleben vermissen möchte, für den ist durch die Anwesenheit einer grossen Zahl Deutschen (entsendet doch selbst das so weit entfernt liegende Wien ein zahlreiches Contingent) ausreichend gesorgt. Und für solche, denen die Bekanntschaft und der Verkehr mit fremden Nationalitäten und deren Sitten Reiz und Interesse gewähren, fehlt es an Gelegenheit dazu nicht.

In Ostende herrscht nicht wie in andern Nordseebädern ein gewisser gesellschaftlicher Zwang, sondern es bewegt sich dort Jeder in voller Freiheit, isolirt oder associirt sich nach Neigung und Bedürfniss. Dass sich der grössere Theil der Curgäste daselbst mit Vorliebe auf dem grossen Hafendamme und den dort belegenen Etablissements aufhält, ist eine bedauerliche Thatsache, die von der Thorheit der Menschen zeugt, aber keine Nothwendigkeit, da der Strand, die Estacaden, die Gondeln und Dampf-Yachten einen weit zweckmässigeren und räumlich vollkommen ausreichenden Aufenthalt darbieten. — Die Kost an den Wirthstafeln ist freilich sehr complicirt und meist nach englischer Art sehr stark gewürzt und deshalb einem an deutsche Küche gewöhnten Magen und überhaupt Kranken wenig zusagend, und man thut gut, seine Clienten vom Hause aus davor zu warnen und auf Privatküchen zu verweisen. Und endlich fehlt in Ostende wie in den meisten Küstenstädten und auf Inseln gutes Trinkwasser!

Aus den angeführten, auf die Cur einwirkenden Eigenthümlichkeiten Ostende's geht hervor, dass die Nordseebäder zu Ostende besonders und vorzüglich geeignet sind für wirklich Kranke, für sensible nnd geschwächte blutarme Subjecte, für die es sich um ein längeres Verweilen am Strande, um die zwar vollen aber mindest graduellen und doch nicht minder tief greifenden und nachhaltigen Einwirkungen handelt. Dass auch der Genuss der Seeluft, hier im Gegensatze zu den Inseln der Nordsee, gewissermassen haustatim erfolgt, erachte ich vom Standpunkte gesunder Physiologie gleichfalls für sehr vortheilhaft.

Denn für die wenigsten Kranken sind die massiven und stürmischen, und darum leicht erschöpfenden Einwirkungen, wie sie auf unwirthlichen Inseln geboten sind, erspriesslich. Mir haben Laien, welche vergleichende Experimente an sich gemacht, versichert, dass sie die Wirkung der Nordseebäder zu Ostende überaus penetrirend und nachhaltig befunden haben. Einige nannten sie fein essentielle.

Mögen die Collegen, die nach Erkenntniss aller Mittel zum Heile der sich ihnen anvertrauenden Kranken streben, diese so überaus mangelhaften Mittheilungen nachsichtsvoll aufnehmen! Ich strebte im Inhalt nach Wahrheit, in der Form nach Kürze. Ueber das stolz verächtliche Braminenlächeln derer, die da wähnen schon jetzt in der reinen Arzneimittellehre Alles für Alles zu besitzen und deshalb das Studium und die Kenntniss ausserhalb derselben liegender aber klinisch erprobter Heilpotenzen ignoriren, weiss ich mich zu trösten. —

III.

Zur Nahrungsmittellehre *).

Von Dr. **Tülff** in Breslau.

Der traurige Zustand vieler Völker liegt ohne ihre Schuld vorzüglich in ihrer Ernährung.

Zu den Ursachen einer schwächeren Körperconstitution gehört der mangelhafte Raum, der bei den begüterten Menschen dem noch nicht gebornen Menschen gegönnt wird, wodurch er gedrückt und beengt, und so zart er ist, gemartert und verstümmelt und in seiner Entwickelung beeinträchtigt wird. Die spärliche natürliche Nahrung, die ihm darauf von verdrängten und gedrückten Organen gereicht wird, eine Nahrung, die sich weder durch Sago, Arrow-root, Hirschhorngelée, noch Eselmilch ersetzen lässt, eine Nahrung, die wenn sie auch von gesunden Miethlingen in reichlicher Menge dargeboten wird, doch nicht den Bedürfnissen des Säuglings entspricht. Das Zusammendrücken der zarten kleinen Wesen, das Einschnüren der Brust- und Bauch-eingeweide, das darauf folgt, als könnten sie nur durch Pressen und Schnüren zu Menschen werden. Einwickeln nennt man es. Später das stundenlange Sitzen in der Schule, das ewige Lernen und Auswendiglernen, das anhaltende Schreiben, Abschreiben und Ueberschreiben, um eine schöne Hand zu bilden, die man doch kaum findet. Dann kommt der Streit, dem so Mancher unterliegt oder der ihn selbst und seine Nachkommenschaft körperlich und geistig zerstört, möge es das Gift sein oder das Metall, das man als Gegengift reicht: Gift sind beide, und der Schauplatz auf dem der Streit zwischen Gift und Gegengift geführt wird, dieser Streit möge endigen wie er wolle, jener

*) S. Band VI der Vierteljahrschrift.

Schauplatz trägt das Gepräge des Streites bis in die spätern Geschlechter. In der mosaischen Sprache würde es heissen, dass die Missethat der Väter heimgesucht wird im dritten und vierten Gliede. Sodann der Mangel jener milden und reichlichen Hautreinigung, welche uns die Natur an die Hand giebt. Keine Bäder, und was noch thörichter ist, ein Unterlassen dessen, was man in jeder Familie den Kindern auferlegt oder mit den Kindern vornimmt; und doch ist Tages wenigstens einmal der ganze Körper mit kaltem Wasser zu berühren. Kleider, sodass keine Luft zu unserer Haut vordringen kann, so wie die Temperatur etwas niedriger ist. Wohnungen ohne frische Luft im Winter, ohne Ventilation, die mit dem schrecklichen Namen Zugwind belegt wird. Gewiss, dass diese Umstände die Körper der Begüterten krankhaft afficiren.

Es giebt noch eine Ursache, die Reiche und Arme, und Alle drückt: nämlich die Nahrung, die wir zu uns nehmen, die zwar scheinbar in einigen Ständen nicht existirt, die uns aber alle mehr oder weniger antastet, wenn auch die Reichen eine ganz andere Diät führen als die Armen, die Armen eine andere als diejenigen, die zum Mittelstande gehören. Wenn nämlich die Nahrung gut ist, so muss trotz aller Verschiedenheiten das Endresultat doch sein, dass der Körper darunter leidet, denn Beeinträchtigung des Körpers muss sich Raum geben in demjenigen, was vom Körper abhängig ist, d. h. in dem Geiste.

Wenn also jene Abhängigkeit des Geistes vom Körper bedeutend ist, so ist es eine Pflicht für den Geist gleiche Sorge zu tragen.

Unter den Pestübeln unserer Zeit sind es zwei, durch welche alle Stände unter uns mehr oder weniger afficirt werden: der Missbrauch lauer warmer Getränke und der geistigen Getränke oder des Weines; diese beiden äussersten berühren einander darin, dass sie, das eine durch Erschlaffung, das andere durch Ueberreizung die Schnellkraft lähmen, die wahren physischen Kräfte erschöpfen und den Körper unfähig machen, um zur Entwickelung eines kräftigen Geistes Gelegenheit zu geben. Es wird unter uns täglich nachdrücklich der Missbrauch geistiger Getränke bekämpft und unterdrückt und man kann diese Bestre-

bungen nicht dankbar genug anerkennen. Allein der Kaffee und namentlich der Thee, im Allgemeinen nicht so erniedrigend für den Menschen, sollten mit in diesen Plan aufgenommen werden. Die Wirkungen des gemissbrauchten Thees sind für den Menschen nicht so erniedrigend, wie die durch destillirte Getränke erzeugten, allein für die Nation, wie sie jetzt beschaffen ist, in ihren Folgen dennoch verderblich. Was den Körper schwächt, schwächt die wahre Geisteskraft, die eigentliche Schnellkraft bei einem Volke, und an der erschlaffenden Wirkung, der vorzugsweise erschlaffenden, lässt sich nicht zweifeln. Daher die Vapeurs und andere schöne Dinge mehr. Nervöse Mütter, die nervöse Kinder gebären. Damit diese nervösen Constitutionen alle und jede Flauheit über das Land ergiessen.

Eine andere Quelle des Nachtheils für unseren Körper und Geist kann in der genossenen festen Nahrung liegen.

Der Organismus der Menschen und Thiere ist ein Gewebe unzähliger kleiner Körperchen, deren Structur nur mit bewaffnetem Auge erforscht werden kann. Diese kleinen Theile, welche zu gewissen Gruppen, die wir Organe nennen, mit einander verbunden sind, verkehren grösstentheils fortwährend im Zustande der Verwandlung. Es strömt denselben eine Flüssigkeit zu, aus dieser Flüssigkeit schöpfen sie, was sie zu ihrem Unterhalt bedürfen; allein dieser Flüssigkeit (dem Blute) treten sie auch ab, was eine Zeitlang einen Theil derselben gebildet hat. Die Wissenschaft der lebenden Natur hat hierin in den letzten Jahren grosse Entdeckungen gemacht. Eine einfache Erscheinung wird die Veränderungen, welche in den wesentlichen Bestandtheilen unseres Körpers vor sich gehen, anschaulich machen.

Die Nase, die du heute herumträgst, hast du in wenigen Wochen nicht mehr, sondern eine andere; deine Hand verkehrt in fortwährendem Wechsel, die Form bleibt die nämliche, allein die Substanz keinen Augenblick unverändert. Von der ersten Entstehung des Menschen an bis zu der Zeit, wo auch die letzte Spur seiner materiellen Hülle verschwunden ist, befindet sich diese in unaufhörlichem Wechsel und zwar im kräftigsten Leben am stärksten. Du kannst es schauen in den tiefen Zügen desjenigen, der einige Stäbe über seinem Haupt zusammenbrechen

sah, wie mit dieser unablässigen Veränderung der Materie auch die Form endlich verändert wird.

Wir essen also, nicht um unsern Magen zu befriedigen, sondern um das wiederherzustellen, was der Erneuerung bedarf, bei der beinahe alle Bestandtheile des Organismus mehr oder weniger wechselnd sich verwandeln, ab- und zunehmen; so essen wir, um jenen Wechsel, jene Veränderungen zu erhalten und jenem Abnehmen vorzubeugen.

Die Frage wie die Nahrung sein soll, ist für Thiere und Menschen sehr verschieden zu beantworten. Soll man die wahren Naturzustände der Menschen zum Maassstab nehmen? Dann haben wir zu wählen zwischen Fleisch und Obst. Und schweifen wir ab in die Geschichte der Diät, so finden wir zwar, dass der Mensch Vieles ertragen kann, dass sein Organismus gegen vieles gesichert bleibt, allein Regeln über die beste Nahrung entdeckt man nicht. Ich rede jetzt nicht von solcher Nahrung, bei welcher man das Leben und die Gesundheit erhalten kann, denn diese hat die Erfahrung hinreichend charakterisirt, sondern ich rede von solchen Speisen und Getränken, bei denen das Leben und die Gesundheit in bester Weise erhalten werden und zwar das Leben des Geistes zunächst; denn darin besteht ja unser Leben, dass unser Geist gesund ist. Eine solche Diät, bei welcher Körper und Seele gesund sind und diese Gesundheit dauerhaft werden kann, lernt man weder an den Tafeln der römischen Grossen, noch von den magern Portionen der Proletarier. „Was der Eine zu viel hat," wird man sagen, „hat der Andere zu wenig." Allein es ist hier nicht bloss die Rede von zu viel und zu wenig, sondern von der Bedeutung einer jeden Substanz, die in den Körper eingeführt wird; denn jede in den Körper eingeführte Substanz kann nützlich oder schädlich werden, indifferent ist keine. Der menschliche Körper ist kein Depot der Nahrung, in welchem man je nach dem Geschmack des Gaumens nur einzuführen braucht, was die Gewohnheit gebilligt hat, ohne dass diese gute oder üble Folgen haben sollte.

Ich will durchaus keine Engherzigkeit in unseren Lebensregeln predigen. Engherzigkeit ist immer schädlich, und wer mit Aengstlichkeit Nahrung zu sich nähme, wer sich bei jedem Bissen

erst fragte, ob er ihm nicht schaden könne, würde gewiss spärlich ernährt werden. Allein ich fasse hier die Frage in weiterem Sinne und dann steht es fest, dass man zu jeder Zeit wie noch jetzt viel zu wenig darauf geachtet hat, was täglich oder in der Regel in unseren Körper gebracht wird. Viel zu wenig? Nein, durchaus nicht. Oder sage aus, wen Du jemals zu Rathe gezogen hast über das, was Du nach Deinem körperlichen Zustande, nach Deiner Lebensart geniessen musst, um recht elastisch zu leben. Ich wurde als Arzt niemals darüber gefragt und wenn ich es von freien Stücken sagte in Zeiten der Gesundheit, dann glaubten Viele, dass ich Engherzigkeiten predigte, und lachten mich aus. In keiner unserer Hochschulen, nirgends in dem deutschen Vaterlande wird Diätetik, die Lehre von der Erhaltung der Gesundheit, vorgetragen, und dennoch ist es viel vernünftiger und leichter, vorzubeugen als herzustellen. Ich meinerseits würde dann, auch wenn von Krankheiten die Rede wäre, viel lieber Erhalter der Gesundheit, als Aerzte im Staate sehen. Das Wünschenswertheste aber ist, dass beide sich finden, nur ist es leider wahr, dass die ersteren bei uns nirgendwo unterrichtet werden.

Das sind die Folgen der Vernunft. Die Thiere, welche nur ihrem Instinct folgend das Schädliche verabscheuen und vermeiden, sind besser daran, als die Menschen, welche die Fähigkeit zu wählen ohne Nachdenken und unwissend benutzen und diese Fähigkeit einzig und allein abhängig machen von einem weniger empfänglichen und kitzlichen Gaumen, als den Thieren zukommt.

Jeder Mensch muss, wenn er es kann, die Diät beobachten, die ihm die zuträglichste erscheint. Jede Nation muss nach ihrem volksthümlichen Charakter, nach dem Klima, nach andern Umständen die Diät einrichten. Darin blind zu Werke zu gehen gereicht nicht zur Ehre und jedenfalls zum Schaden. Wenn eine Nation nur essen soll ohne nachzudenken und in verschiedenen Jahrhunderten die Art der Speisen sich verändert, ohne durchdachte, wohlbegründete Argumente, so handelt eine solche Nation wie die Kinder, die nehmen, was man ihnen darreicht. Ruhig um sich sehen und sich über den Strom der Dinge erheben ist

Pflicht in Allem, was eine Nation betrifft. Es ist Pflicht sich abzufragen: thue ich wohl? und da der Geist sehr abhängig vom Körper ist, so wird es in jedem Jahrhundert zur Pflicht, bei dem physischen Zustande der Nation zu verweilen und Besseres aufzusuchen, sich aus dem Strudel zu erheben, in welchen man unvermerkt hineingerissen wird.

In letzterer Zeit hat man einsehen gelernt, dass die Pflanzentheile die Hauptbestandtheile des thierischen Körpers bereiten, dass der Genuss von thierischer Nahrung, von Fleisch z. B., dem Genusse von einigen Pflanzentheilen wie Weizen, Gerste, Roggen u. s. w. gleicherachtet werden kann; denn in diesen Pflanzentheilen findet sich der nämliche Stoff, der in dem Fleisch sich findet und in den Eiern; dieser wurde Protein genannt. Ich kann ihn jetzt, um ihn unter einer bekannten Form vorzustellen, Eiweissstoff nennen; der weisse Theil der Eier besteht nämlich zum grössten Theil daraus.

Wenn wir also Pflanzen-Nahrung geniessen, so ist diese insofern dem Fleische zu vergleichen als diese Pflanzen-Nahrung den genannten Eiweissstoff enthält. Wenn im Fleisch im vollkommen trockenen Zustande $^1/_2$ des Gewichts von dieser Substanz vorkommt und in Pflanzen-Nahrung $^1/_{100}$, so verhält sich in dieser Hinsicht die ernährende Kraft des einen zu der des andern, wie $^1/_2 : 100$, d. h. wie 50 : 1. Mit andern Worten: man muss, um gleichviel Nahrungsstoff von jeder Substanz in den Körper zu bringen, 50 Mal mehr von der Pflanzen-Nahrung als vom Fleisch geniessen.

Dieser Eiweissstoff, dieses Protein, ist der Hauptstoff unserer Nahrung, ohne diese könnten wir nicht am Leben bleiben, wir müssten sterben. An die Seite dieser Substanz lässt sich der Unentbehrlichkeit nach keine andere setzen. Das Stärkemehl, das in Sago, Arrow-root, Reis, Kartoffeln und mit vielem Eiweis vereinigt im Getreide vorhanden ist, kann durch Gummi, Pflanzenschleim, Gallerte, die in Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Wurzeln, Knollen vorkommt, durch Zucker, Inulin, das im Löwenzahn-Sallat sich findet, vertreten werden. Das Stärkemehl kann jenen Theil des Fettes ersetzen, das wir in verschiedener Form zu uns nehmen, es kann zum Theil durch das Fett vertreten werden. Allein das Eiweiss, das Protein, lässt sich durch nichts

vertreten, ohne dass wir erkranken und sterben. — Es kommt allerdings ziemlich allgemein im Pflanzenreich vor; es wird in allen Kohlarten, in Knollen und Wurzeln, in Erbsen und Bohnen, in dem Grase des Feldes, sogar im Holze gefunden, und Menschen und Thiere können es aus vielerlei Pflanzentheilen gewinnen. Die Kühe erhalten es aus dem Grase, der Holzwurm aus dem Holze, das er durchnagt. Allein es ist die Frage: erhält der Mensch genug davon, wenn er allerlei Körper geniesst, in welchen es hie und da nur in sehr geringer Menge vorkommt?

In der Regel fällt man ein verkehrtes Urtheil über die Nahrungsmittel, die wir geniessen. Ein kleiner Unterschied im Geschmack, ein Duft, ein äusseres Ansehen lässt die Natur der Nahrung als gänzlich verschieden erscheinen. Niemand, der nicht die Bestandtheile erforscht, hält Endivien und Lattich für sehr verwandt; hält grüne und graue Erbsen für sehr verschieden; hält Hammel- und Ochsenfleisch für übereinstimmend in den Hauptzügen; freilich ist der Unterschied wichtig genug, um das Eine nicht dem Andern gleich zu setzen, allein die Hauptbestandtheile, die ernähren, sind nicht verschieden, der Unterschied ist accessorisch.

Dieser accessorische Unterschied bedingt also die Wahl nach dem Geschmack oder der Idiosynkrasie Desjenigen, der sich ernährt. Betrachtet man ihn als Organismus, der Eigenschaft nach, die er mit dem Thiere theilt, d. h. also allein aus dem Gesichtspunkte der guten Ernährung, so fällt dieser Unterschied weg.

Zu den Proteinkörpern gehören: Pflanzenleim, Pflanzeneiweiss (lösliches), Pflanzeneiweiss (unlösliches), Legumin — thierisches Eiweiss, Faserstoff des Blutes, Globulin des Blutes — Käsestoff aus drei Substanzen bestehend, zwei oxydirte Stoffe des Protein, die in den Muskeln und dem Blute vorkommen.

Eine andere Reihe organischer Stoffe ist: Fettsäure, wie Margarinsäure, Stearinsäure, Eleainsäure verbunden mit Lipyloxyd.

Andere Fettsäuren wie in der Butter u. s. w.

Leim und leimgebendes Gewebe.

Zellgewebe.

Stärkemehl (Inulin- und Moosstärke).

Dextrin.
Gummi, Pflanzenschleim.
Zucker in verschiedener Form.
Die Gallerte der Fleischfrüchte und anderer Pflanzentheile.
Milchsäure und Pflanzensäure, wie Essigsäure und Citronensäure, Aepfelsäure, Weinsäure.

Diese wenigen Stoffe kennen wir gegenwärtig als organische Nahrungsmittel für den Menschen. Die Wissenschaft möge die Zahl noch mit wenigen andern vermehren, allein wichtige Entdeckungen lassen sich hierin nicht mehr erwarten.

Einer oder mehren dieser Substanzen muss demnach die ernährende Kraft unserer Speisen zugeschrieben werden, einen oder mehre Stoffe der ersten Reihe erfordert unser Organismus, damit er erhalten werde, eine oder mehre Substanzen der zweiten Reihe unterstützen die erstere, um das Leben zu erhalten. Durch diese Stoffe wird endlich nicht so sehr die Verschiedenheit des Geschmacks wie die Verschiedenheit der Nahrhaftigkeit bedingt, durch welche unsere Speisen sich auszeichnen.

Es fragt sich jetzt, welche Regeln soll man sich in seiner Diät machen, nicht damit man am Leben bleibt, sondern um dem Körper wie dem Geiste nach gesund und kräftig zu leben, mit anderen Worten: welche von den aufgezählten Substanzen und in welchem Verhältniss müssen wir sie geniessen.

Eine erste Regel ist Verschiedenheit. Wenn man eine Substanz zusammensetzen könnte, in welcher Alles vereinigt wäre, was sich im Blute eines gesunden Menschen findet, so hätte man aus mehr als einem Grunde eine schlechte Nahrung für den Menschen. Menschenblut wäre für Menschen eine schlechte Nahrung, und dennoch muss aus aller Nahrung, die wir geniessen, Menschenblut bereitet werden.

Man kann es nicht hinlänglich berücksichtigen, dass ein Organismus durch das Zusammenwirken von tausend Kräften, von Kräften chemischer Natur, bedingt wird, dass die Ursache aller Wirkungen Stoffwechsel ist. Eine homogene und immer gleiche Nahrung genügt nicht allen Bedingungen, und eine Nahrung, die nicht mehr verändert zu werden braucht, schliesst die ersten

Quellen von Lebensthätigkeit aus, die man nicht hoch genug schätzen kann.

Die Verschiedenheit der Speisen sei also eine zweifache. Sie müssen verschieden sein hinsichtlich der Stoffe, die aus denselben bereitet werden sollen und also dem Blute nicht zu ähnlich, damit jene Vorrichtung erhalten werden könne, deren Thätigkeit darin besteht, dass das Genossene dem Blute verähnlicht werde. Sie müssen aber auch verschieden sein, je nach verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern, und zwar in demselben Maasse, in welchem die Zustände verschieden sind, in dem der zu ernährende Organismus verkehren kann. Die Thiere, welche immer ungefähr in denselben Verhältnissen leben, haben an einer einzigen Nahrungssubstanz, so gemischt wie sie in der Regel von der Natur dargeboten wird, genug. Menschen, die im rohen Zustande leben, ebenfalls; allein der Gebildete, dessen Leben morgen ein anderes ist als heute, erfordert, um gesund und elastisch zu leben, einige Verschiedenheit in seinen Nahrungsmitteln; die Thätigkeit seines Geistes strengt seinen Körper häufig viel mehr an als harte Körperarbeit, und nach diesen Verhältnissen wird auch seine Ernährung eingerichtet werden müssen.

Je mehr man in der Reihe der lebenden Wesen hinuntersteigt, desto geringer braucht jene Verschiedenheit zu sein, so dass man am Ende der Reihe Pflanzen der verschiedensten Familien nebeneinander aus derselben Ackererde ihre Nahrung schöpfen sieht.

Es ist also nicht bloss die Ueppigkeit, nicht bloss der Gaumen, durch welche die Tafeln der Gebildeten reichlich ausgestattet werden, es ist auch der Geist, der in der Materie die Bewegungen ausprägt, denen er ausgesetzt ist. Die kräftige Diät des Engländers — Ursache oder Folge seiner kräftigen Anstrengungen des Geistes — steht im Zusammenhange mit der geistigen Kraft jener Nation. Die französischen Suppen mit der Kleinigkeit, die sich in den zwei gleich dunkeln Wörtern l'honneur et la gloire abspiegelt, mit welchen diese Nation sich immer täuscht. Der Separatist ist bei uns auch in der Regel Hypochondrist; kräftige seinen Magen, gieb ihm stärkende Nahrung, so wird er seinen Geist erheben und kräftigen Geistes auch kräf-

tige Nahrung verlangen. Es herrscht ein inniger Zusammenhang zwischen Geist und Körper; sie sind beide von einander abhängig. Mit 4 Gr. Brechweinstein kehrt man den Geist eines Kräftigen für eine Stunde oder länger um und macht ihn kraftlos; aber umgekehrt erhebt man den Geist durch Nahrung, die verarbeitet werden muss, die eine kräftige chemische Umsetzung erheischt, und es verlangt umgekehrt ein Kräftiger solche Stoffe, die — um mich eines allgemeinen Ausdrucks zu bedienen — von Seiten des Körpers ein kräftiges Verarbeiten erfordern. Ich wiederhole es, die Beschaffenheit des Organismus wird bedingt durch die Art und Weise, in welcher er gebaut und erhalten wird. Der Geist hängt innig mit demselben zusammen und erhält Eindrücke von demselben, die er auch wieder giebt.

Der gebildete, der denkende Mensch erfordert deshalb verschiedene Nahrung; er prüft die Erfahrung und richtet die Diät mit Genauigkeit ein, denn davon wird zum Theil sein Geist abhängig.

Eine Verschiedenheit der Nahrungsstoffe findet man schon in der Mischung, welche die Natur selbst dargestellt hat. Eine einzige Gemüseart enthält vielerlei Stoffe, die zu einem Ganzen verbunden sind — Stoffe, von welchen der Organismus mehre für sich gewinnen und in seine eigenen Bestandtheile verwandeln kann — und die Fleischspeisen erhalten durch eine verschiedene Art der Zubereitung, wenn sie auch demselben Thiere entnommen sind, bedeutende Unterschiede.

Es ist also wieder nicht blos der Geschmack, der die Zubereitung der Speisen erfunden hat. In dem rohesten Naturzustande allein geniesst der Mensch mit dem Löwen nicht zubereitetes Fleisch. Er findet darin die Salze, die durch den Harn ausgeschieden werden, Fett, Protein und Bindegewebe als Hauptbestandtheile und überdies vielerlei extractartige, bisher noch nicht gehörig bekannte Körper, die dem im Fleisch vorhandenen Blut und dem aus den Haargefässen heraustretenden Nahrungssaft angehören. Die im Wasser löslichen Stoffe gehen wenig oder gar nicht verändert in die Blutmasse über; das Fett wird verseift und kommt vorzugsweise als fettsaures Natron in das Blut. Der Faserstoff der Muskeln muss Sauerstoff verlieren, um

Eiweiss des Blutserums zu bilden, er muss also in der Säure des Magensaftes gelöst und darauf unter desoxydirende Verhältnisse gebracht werden; überdies muss er eine Veränderung im Schwefelgehalt erleiden, um Eiweiss, Globulin, Käsestoff zu liefern. Alles Bindegewebe des rohen Fleisches muss in dem Magensafte gelöst werden und geht als Leim in das Blut über, wo es bei ausschliesslichem Fleischgenuss den Nutzen des Stärkemehls und Zuckers der Pflanzenfresser hat. Das gewöhnliche Trinkwasser endlich enthält das Wasser und mit diesem die Salze, die durch die unaufhörliche Harnabsonderung den Körper fortwährend verlassen.

Was also im Körper eines Menschen, der Menschenfleisch oder bloss rohes Fleisch geniesst, vor sich geht, stimmt überein mit dem, was sich im Körper der Raubthiere ereignet. Die Hauptstücke beider Organismen sind dieselben, nur Einzelnheiten von untergeordneter Bedeutung sind verschieden.

Ueber den Genuss der Fische ist durchaus das Nämliche zu sagen, wie über den des Fleisches, nur mit der Ausnahme, dass einige Fische zwischen ihren Muskelgeweben eine grössere Menge Bindegewebe haben, wodurch sich die Menge des Leimes beim Kochen vermehrt. Dass Fisch nahrhafter sei als Fleisch, soll u. A. daraus abgeleitet werden, dass Fischerdörfer in der Regel sehr reich an Kindern sind; ich weiss indess nicht ob dieser Schluss richtig ist.

Die Stoffe des Pflanzenreichs, wie sie von den Pflanzen geliefert werden, enthalten alle grössere oder kleinere Menge Protein-Verbindungen. Insofern haben sie denselben Nutzen wie Fleischspeisen. Die Getreidearten sind sehr reich daran und Brod ist deshalb eine so überaus geeignete Nahrung. Hafer enthält ebenfalls eine bedeutende Menge von Protein, und einem Pferde, das arbeiten muss, giebt man aus diesem Grunde Hafer. Die Kraftanstrengungen machen den Herzschlag häufiger und lebendiger, dadurch schneller und kräftiger und von den Hauptbestandtheilen des Körpers des Pferdes, d. h. von eben den im Hafer vorkommenden Stoffen, muss also eine grössere Menge vorkommen, als sich hiervon im Heu oder anderen Pflanzentheilen findet.

Welche der bekannten Eiweisskörper der Pflanzen am leichtesten verzehrt werden, ist nicht bekannt.

In diesen Mittheilungen hat man zu wählen zwischen zwei Methoden, die man gegenwärtig anwendet, um den Werth einer Substanz als Nahrungsmittel zu bestimmen, insoweit diese vom Eiweissgehalt abhängt. Man bestimmt alle Proteinverhältnisse darnach oder man leitet aus dem Stickstoffgehalte, den sie geben, die Menge der Proteinverbindungen ab. Mulder hält es für gefährlich, wenn man nach dem letztern Maassstab die Nahrhaftigkeit einer Substanz bestimmt, weil man nicht weiss, ob sich ausser Eiweiss, Legumin u. s. w. noch andere stickstoffhaltige Körper in derselben befinden, oder richtiger: man weiss, dass in allen pflanzlichen Nahrungsmitteln andere stickstoffhaltige Stoffe vorkommen als Proteinverbindungen, aber man kennt sie nicht, weiss nicht wie viel darin gefunden wird. Es gilt hier einer Sache von hoher Wichtigkeit und man darf in der Beurtheilung von Nahrungsmitteln keine Wahrscheinlichkeitsrechnung zulassen; darum will er sich lieber an die unmittelbare Bestimmung sämmtlicher Proteinverbindungen halten. Ein Beispiel wird genügen: Im Buchenholz findet sich nach Chevardier: 0,88 Stickstoff. Dieser Stickstoff rührt ganz oder grösstentheils von Eiweiss her. Nach Horsdorf enthält der Buchweizen 1,08 %, der Reis 1,16 % Stickstoff. Also müssten nach diesem Maassstabe Buchenholz, Buchweizen und Reis einander der Nahrungsfähigkeit nahe stehen.

In verdickten Zellenwänden, Gefässen u. s. w. der Pflanzen findet man eiweissartige Körper, die in dem Verdauungskanale des Menschen nicht ausgezogen werden können. Der Stickstoffgehalt giebt also die Nahrhaftigkeit zu hoch an, selbst in dem Falle, dass kein anderer stickstoffhaltiger Körper als Proteinverbindung vorhanden wäre. Wenn bei der Bestimmung dieser letztern ihre Menge immer etwas zu niedrig ausfällt, so ist es doch besser, diesem Maassstabe zu folgen, weil er ein Gegenstand von so grosser Wichtigkeit ist.

Zucker, Gummi, Stärkemehl zähle ich zusammen, weil sie doch alle als Zucker ins Blut gehen.

In 100 Theilen der folgenden Nahrungsmittel, die wasserfrei berechnet sind, findet man dann:

	Proteinverb.	Zucker, Gummi.	Cellulose u. s. w.
Weizenmehl	19,2	74,0	6,8
Roggenmehl	12,8	75,4	11,18
Bohnen	29,5	53,2	17,3
Erbsen	19,5	49,1	31,4
Reis	3,8	89,2	7,0
Kartoffeln	3,5	61,5	35,0
Buchweizen	10,7	58,1	31,2
Mais	2,8	88,2	9,0

Hieraus ergiebt sich, dass die Menge der in 100 Theilen der genannten Speisen vorkommenden Proteinverbindungen sehr verschieden ist. Bohnen, Erbsen, Weizen und Roggen haben, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, bei weitem den Vorzug. Kartoffeln nehmen eine viel tiefere Stellung ein, Reis steht ungefähr ebenso hoch wie Kartoffeln.

Nach dem Protein kommt, Erfahrungs gemäss, nach der Nahrhaftigkeit zuerst das Stärkemehl in Betracht, die Substanz, wie wir sie in Arrow-root kennen. Indessen hat man auf Kosten gar vieler Menschenleben die Stärke als eine an sich genügende Nahrung betrachtet. Mancher Säugling ist dadurch gestorben, dass man in Arrow-root, Sago oder Kartoffelstärke einen Ersatz für die Muttermilch zu finden glaubte, während doch Prout schon vor Jahren gelehrt hat, dass in dem Casein, der Butter und dem Milchzucker der Milch die drei für das Leben unentbehrlichen Nahrungsstoffe enthalten sind und diese drei nicht durch Stärkemehl allein, in welchem nicht einmal Stickstoff vorkommt, vertreten werden können. Reines Stärkemehl mit gewöhnlichem Wasser und Zucker, wie dies dem Kinde gegeben wird, enthält überdies nicht genug phosphorsaure Salze, nicht genug Kochsalz, um den Bedingungen der kindlichen Ernährung zu genügen. Mit Protein und Fett ist Stärkemehl eine wichtige Nahrung für Jüngere und Aeltere, und aus diesem Grunde sind wiederum Bohnen, Erbsen vortreffliche Nahrungsmittel. Hinsichtlich der Nahrhaftigkeit kann man zum Stärkemehl das Inulin,

das Dextrin, den Zucker, zum Theil auch die Cellulose u. s. w. addiren, die in Pflanzentheilen vorkommen; sie liefern einen grossen Theil der Kohlensäure, die durch die Respiration entfernt wird.

Es ist zu bejammern, dreifach zu bejammern, dass unsere Kenntniss in dieser Hinsicht noch so beschränkt ist. Man müsste von den gebräuchlichen Pflanzen ausser dem Mitgetheilten die Mengen und die Beschaffenheit des Fettes, den Pectosegehalt und die Salze und darunter zumal die phosphorsauren Salze genau kennen, eine Kenntniss, die uns beinahe für alle diese Stoffe abgeht.

Der phosphorsaure Kalk und kohlensaure Kalk sind in dieser Hinsicht vorzugsweise beachtenswerth, da sie Bestandtheile der Knochen darstellen und fortwährend von dem Urin abgesondert werden, wenn sie nicht mit der Nahrung neu zugeführt werden. Eine arme Haushaltung, in der die Kinder wiederholt an Knochenbrüchen litten, sah ich von diesen befreit bleiben, nachdem die Kartoffeldiät, auf welche die Dürftigen beinahe beschränkt waren, gegen den Genuss von Roggenbrot und Fleisch vertauscht wurde. Schwangere Frauen im dürftigen Zustande sah man den Kalk von den Mauern herunternehmen und verzehren, um den Kalk zu ersetzen, welchen die Frucht in den letzten Monaten ihrer Entwickelung bedarf und der in der Nahrung nicht enthalten war, ganz so wie die eierlegenden Hühner den Kalk aufsuchen, der zur Bereitung der Schaale erfordert wird, und Eier ohne Schaale legen, wenn sie keinen Kalk finden.

Aber ausser diesen beiden Salzen, phosphorsauren und kohlensauren Kalk, sind alle andern Salze, die in dem Blute vorkommen, als gleich unentbehrliche Bestandtheile des thierischen Körpers zu betrachten.

Insofern als wir die anorganischen Bestandtheile einiger Nahrungsmittel kennen, ist es nicht gleichgiltig, diese hier aufzunehmen.

1. Kartoffeln. 2. Erbsen. 3. Bohnen. 4. Weizen. 5. Roggen.

	I.	II.	III.	IV.	V.
Kali	50,23	39,51	38,95	6,53	11,11
Natron	3,71	3,98	11;80	28,23	18,36
Chlorkali	11,76	—	—	—	—
Kalk	0,83	25,91	5,91	3,97	6,86
Magnesia	4,43	6,43	9,05	13,18	10,27
Eisenoxyd.	0,41	1,05	0,11	0,51	1,87
Schwefels.	14,67	4,91	2,47	0,28	0,50
Phosphors.	10,10	34,50	31,38	46,87	50,35
Kieselerde	3,72	6,43	—	—	—
Chlor	—	—	0,33	—	—
Chlornatr.	—	3,71	—	—	—

Bei der oberflächlichsten Betrachtung sehen wir eine grosse Verschiedenheit in der Natur und relativen Menge der einzelnen Bestandtheile der Asche dieser 5 Nahrungsmittel. Der geringe Gehalt von Kohlensäure in Kartoffeln, der hohe Gehalt im Roggen, Weizen, Erbsen, Bohnen fällt sogleich auf. Es sind gerade diese beiden oder vorzugsweise die Phosphorsäure, die zwar durch Fleischspeisen ersetzt werden kann, die aber in dem gewöhnlichen Trinkwasser nicht vorkommt, und die dann täglich mit dem Urin und dem Koth in reichlicher Menge aus dem Körper entfernt wird, die also in demselben Maasse wieder ersetzt werden muss, soll der Körper nicht kränkeln oder sterben.

Es reicht aber für die Beurtheilung der anorganischen Stoffe, die hier vorkommen, nicht hin, dass wir ihre relative Zusammensetzung kennen, wir müssen wissen, wie gross der procentige Gehalt der Pflanzentheile ist. Bei 11 % ist der procentige Aschengehalt in:

Kartoffeln	0,040	Boussingault
Erbsen	0,031	„
Bohnen	0,033	Saussure
Weizen	0,034	Boussingault
Roggen	0,023	„

Gross ist also der Unterschied nicht; Liebig hat behauptet, dass Erbsen und Bohnen deshalb keine Kraft geben, weil sie so wenig phosphorsauren Kalk und phosphorsaure Bittererde ent-

halten, während sie in Wahrheit daran ebenso reich sind wie Weizen und Roggen und also diesen beiden Getreidearten nicht zu weichen brauchen. Diese sogenannten anorganischen Stoffe sind von ebenso grosser Wichtigkeit für den Organismus wie die organischen Protein und Stärkemehl, da wir aber nicht wissen, wieviel ein gesunder Mensch täglich davon erhalten muss, so ist dieser Theil von der Lehre der Ernährung noch mangelhaft. Nur so viel steht fest, dass eine bedeutende Menge davon erfordert wird, indem mit dem Urin u. s. w. täglich viel aufgerieben wird, was also durch die Nahrung ersetzt werden muss.

Der Gesichtspunkt, unter welchem die Nahrungsmittel jetzt chemisch betrachtet werden, ist ein zweifacher: man kann die Mengen der 4 Grundstoffe C. H. N. O., aus welchen alle organischen nährenden Stoffe bestehen, erforschen, die aus dem Körper in einer bestimmten Zeit ausgeschieden werden und überdies die Salze und das Wasser, die durch die Respiration, den Harn und andere Excremente entfernt werden; wenn diese Mengen bekannt sind, z. B. für 24 Stunden, so ist es deutlich, dass in derselben Zeit wenigstens die gleiche Menge in den Nahrungsmitteln vorkommen muss. Oder aber man kann wünschen, sich Rechenschaft zu geben von den chemischen Veränderungen, welche die organischen Nahrungsmittel im Organismus erleiden, von dem Augenblick an, dass sie in den Mund übergehen, denselben zu folgen an jede Stelle, wo sie hingelangen, zu erforschen wie jeder Moleculartheil aus denselben entsteht und endlich die Producte zu analysiren, die sich aus denselben entwickeln und schliesslich aus dem Körper ausgetrieben werden.

Ich glaube, dass die Kenntniss dieses letztern die eigentliche Aufgabe einer physiologisch-chemischen Betrachtung der Nahrungsmittel ist.

Unser Körper ist kein Werkzeug, das nur ohne Unterschied Alles verbraucht, was ihm dargeboten wird, wenn es nur genug davon erhält; er ist in seiner Art wählerisch; von der Beschaffenheit der Nahrungsmittel hängt eben so viel ab, wie von ihrer Menge. Die organischen Stoffe bestehen alle aus zwei, drei oder vier Elementen, Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, selbst die verschiedensten Gebilde, deren Natur durch verschie-

dene Ursachen bedingt wird und nicht einmal ausschliesslich durch die Gegenwart oder das Fehlen eines Elements, noch auch durch dessen Menge, sondern durch die Art und Weise, in welcher die Elemente mit einander verbunden sind. Dies erhellt z. B. daraus, dass wasserfreier Zucker und wasserfreie Essigsäure dieselbe Zusammensetzung haben.

Die Beschaffenheit der Nahrungstoffe bestimmt also gänzlich ihre Nahrhaftigkeit, und wir fehlen sehr, wenn wir nur dafür sorgen wollen, dass wir in einer bestimmten Zeit so viel Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff in den Körper führen, wie in der und der Zeit ausgeschieden wird. Es ist eine krankhafte Richtung der jetzigen Wissenschaft, wenn man nur von der Menge des ein- und austretenden Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Sauerstoffs und Stickstoffs redet.

Für die Lehre von den Nahrungsmitteln vom diätetischen Gesichtspunkte aus betrachtet ist also eine solche quantitative Angabe dessen, was in den Körper eintritt und denselben verlässt, von gar keinem Werth, denn ich wiederhole: es ist die Frage nicht wieviel von den organischen Elementen, sondern welche Verbindungen dem Körper dargeboten werden.

Um den Gegenstand von einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, beschränke ich mich jetzt auf drei Klassen von Nahrungsmitteln: eiweissartige, stärkemehlartige und fettige Körper, und erinnere daran, dass durch diese 3 Arten von Stoffen, wenn sie in dem richtigen Verhältniss in den Körper eingeführt werden, und die Salze, die täglich den Körper verlassen — phosphorsaure, schwefelsaure, Chlorverbindungen von Kalk, Magnesia, Natron, Kali, Eisen — hinzukommen, das Leben erhalten werden kann. Sie reichen für die körperlichen Functionen, die Menschen zu vollziehen haben, aus. Der Geist erheischt im Allgemeinen auch nicht mehr, um elastisch im Körper zu wohnen. Denn es ist ein Irrthum, dass man um erregt zu sein, Reize, wie sie im gewöhnlichen Sinne aufgefasst werden, nicht entbehren könne. Diese gewissen Reize sind künstlich erregende Mittel, die zwar künstlich Aufgewecktheit erzeugen, nicht aber bleibende Geisteskräfte ernähren. In den 3 genannten Klassen von Substanzen, die sowohl in thierischer wie in pflanzlicher

Nahrung vorkommen, sind hier zugleich die wahren (integrirenden, nach Müller) Nahrungsstoffe enthalten. Die Kinder lehren es uns, die in einem Stück Brod alle Reize erhalten, die sowohl ihr Körper wie ihr Geist erfordern. Die Frauen der gewöhnlichen Klassen bestätigen es, die in einer einfachen Nahrung ohne Reize im gewöhnlichen Sinne dennoch Reiz genug erhalten, um gesund und elastisch zu leben, wenn nur die einfache Nahrung eine hinreichende Menge eiweissartiger Substanzen enthält und in dem richtigen Verhältniss mit stärkemehlhaltigen und fettigen Stoffen vermischt ist.

Ich läugne keineswegs, dass für unsere nationale Constitution (Mulder spricht hier von den Belgiern) eine kleine Menge aromatischer Substanzen, wie Pfeffer, Senf, Muskatnuss, Muskatblüthen, Zimmet nützlich ist; im Gegentheil glaube ich, dass sie im Allgemeinen gut für uns sind. Nur glaube man nicht, durch diese Substanzen kräftig erregende Stoffe ersetzen zu können, die dem Organismus diejenigen Bestandtheile zuführen, aus welchen und durch welche er besteht.

Drei Arten von Nahrungsmitteln sind also die wichtigsten: eiweissartige Stoffe, Stärkemehl und Fett; die erstern sind durchaus unentbehrlich, die letztern gleichfalls. Aus den eiweissartigen Substanzen werden die vorzüglichsten Bestandtheile unserer Muskeln und unseres Blutes gebildet. Wer sich also Muskeln und Blut wünscht, muss Fleisch, Eier, Erbsen, Bohnen und Getreide geniessen, denn in diesen Nahrungsmitteln kommen die eiweisshaltigen Körpern mehr oder weniger vor. Wenn wir nicht essen, so magern wir ab; wir bekommen dünne Muskeln und weniger Blut. Es muss also dasjenige genossen werden, was Muskeln und Blut macht. Wer arbeitet oder denkt, wer sich körperlich oder geistig anstrengt, magert rascher ab als der Faulenzer, wenn er keine Nahrung zu sich nimmt. Der Erstere muss also mehr eiweisshaltige Nahrung zu sich nehmen, als der Letztere.

Das Stärkemehl und das Fett sind gleichfalls unentbehrlich für den Körper, wenn daraus auch keine Muskelsubstanz und Blut gebildet wird. Fett braucht jeder Mensch. Das Gehirn besteht zum grossen Theil daraus. Es findet sich das Fett überall im

Körper; es scheint sogar rasch aufgenommen, aber auch rasch wieder abgegeben zu werden. Wenn Du in vierundzwanzig Stunden nicht gegessen hast, so stehen Deine Augen hohl. Wenn Du gewöhnliche Nahrung zu Dir nimmst, so kommt in dieser Fett vor. Dieses wird sich zum Theil an das Auge anlegen und in ein Paar Stunden stehen die Augen wie gewöhnlich.

Fett und Stärkemehl — dem man auch die Cellulose, d. h. die Substanz, aus welcher die jugendlichen Pflanzenzellen bestehen, und das leimgebende Gewebe der Thiere anreihen kann — geben unentbehrliche Blutbestandtheile. Das Stärkemehl wird immer bei der Verdauung in Zucker umgewandelt und gelangt als solcher in das Blut. Gummi ebenfalls. Aus diesem Zucker und jenem Fett werden viele Stoffe im Körper gebildet und dadurch schliesslich die Respiration erhalten. Nachdem sie sehr verschiedene Functionen im Körper verrichtet haben, bilden sie Kohlensäure, von welcher ein erwachsener Mensch im Durchschnitt in 24 Stunden 25 Unzen (800 Grammes) durch die Lungen ausathmet. Dieses Ausathmen muss aber unaufhörlich fortschreiten. Bei jeder Ausathmung verlieren wir Bestandtheile unseres Körpers. Dieser Körper wird durch die Nahrung ernährt, also verlieren wir bei jeder Ausathmung von dem, was wir als Nahrung genossen haben. Wir müssen also Nahrung zu uns nehmen, sonst wird der Körper allein schon dadurch erschöpft, dass wir ausathmen. Auf anderem Wege werden unaufhörlich Stoffe als Kohlensäure ausgeschieden: durch den Harn Stoffe, die nie in demselben fehlen. Der Bodensatz, der im Winter im Urin sichtbar ist und im Sommer aufgelöst bleibt, ist ein unentbehrlicher Bestandtheil des Urins. Er ist ein letztes Product von dem, was ursprünglich als eiweissartige Substanz dem Körper dargeboten ist, sowie die Kohlensäure ein letztes Zersetzungsproduct ist des als Nahrung verbrauchten Stärkemehls, des Fettes oder der Cellulose.

Immerfort, bei Tag und bei Nacht, werden Bestandtheile des Körpers zersetzt. Diejenigen, welche zersetzt sind, müssen durch neue Nahrung wieder ersetzt werden. Diese Zersetzung, welche der Thätigkeit des Körpers parallel geht, muss kräftig erhalten werden, und also muss stets die Nahrung genossen wer-

den, die dadurch, dass sie schliesslich viel Kohlensäure in den Lungen, viel Stoffe in dem Urin erzeugt, kräftige Thätigkeit im Organismus erregt hat, ohne welche weder Kohlensäure noch Urin-Bestandtheile in reichlicher Menge erscheinen. Was wir also als Excremente, als Schmuz betrachten, ist gerade ein Product jener Thätigkeit, die man sich im Körper wünscht.

Aus dieser flüchtigen Erörterung ergiebt sich, dass in einer bestimmten Zeit das an Nahrungsmitteln in den Körper eingeführt werden muss, was in jener Zeit erforderlich ist zur Erhaltung derjenigen Thätigkeit, deren äusserste Glieder wir in den Producten der Respiration, der Harnsecretion u. s. w. erblicken. Diese Thätigkeit geht zum Theil von jenen Secretionen selbst aus, sie sind alle Quellen chemischer Umwandlung in den Theilen eines Ganzen, dessen Natur zum Theil in Veränderungen besteht. Ohne Respiration giebt es keine Muskelthätigkeit. Die Eingeweide, die Muskeln, das Gehirn, kurz Alles ist in Thätigkeit, verkehrt in chemischer Umsetzung. Die Nahrung, welche genossen und alsbald verändert wird, unterhält selbst wieder die Veränderung des Körpers, und wenn diese Thätigkeit eine harmonische ist, so ist die Gesundheit da.

Als mittleres Maass giebt ein Mensch in 24 Stunden 25 Unzen Kohlensäure durch die Lunge ab und nimmt die dazu erforderliche Menge Sauerstoff aus der Luft auf. Diese Kohlensäure besteht aus

Sauerstoff	72,7
Kohlenstoff	27,3

Soll dieser Kohlenstoff durch Amylon herbeigeführt werden, so muss der Mensch, da Stärkemehl aus

Kohlenstoff	44,5
Wasserstoff	6,1
Sauerstoff	49,4

besteht, in 24 Stunden wenigstens 490 Grammes Stärkemehl geniessen. Arrow-root ist Stärkemehl, also muss ein Mensch ungefähr 15 Unzen geniessen, um schliesslich die Kohlensäure auszuathmen, die in dieser Zeit aus seinen Lungen entweicht, also um so viel Thätigkeit in seinem Organismus zu erregen, wie 25 Unzen Kohlensäure gleich kommt.

Geniesst er Reis, Kartoffeln u. s. w., so muss er in 24

Stunden so viel Nahrung zu sich nehmen, die für chemische Umsetzungen zugänglich ist, in Zucker verwandelt werden kann, oder aber bereits Zucker ist und die in seinem Organismus vielfach Veränderungen erleidet, dass zuletzt in 24 Stunden 25 Unzen Kohlensäure ausgeschieden werden. Die Ausathmung der Kohlensäure hält beständig an; er muss also dem Körper so viel darreichen, dass dieser Umsatz erhalten werden kann und das letzte Resultat davon ist: die Exspiration von 25 Unzen Kohlensäure in 24 Stunden.

Um übersichtlich die Mengen von Reis, Kartoffeln u. s. w. anzugeben, nehme ich Stärkemehl, Gummi und Zucker zusammen. Ganz genau ist dieser Vergleich nicht, denn in dem Stoff, der oben Cellulose genannt wurde, sind auch unverdauliche Theile enthalten, oder andere, die keine Cellulose sind; allein wegen der verschiedenen Individualität des Menschen können allgemeine Gesichtspunkte der Vergleichung genügen.

In vollkommen trockenem Zustande hat also ein Erwachsener in 24 Stunden, um die Respiration unterhalten zu können, nachstehende Mengen der folgenden Stoffe zu sich zu nehmen:

Reis	500	Gramm
Kartoffeln	500	„
Bohnen	690	„
Erbsen	600	„
Weizenmehl	600	„
Roggenmehl	500	„

Berechnen wir den Gehalt dieser Nahrungsmittel nach dem Zustande, in welchem sie vorkommen, als Weizenmehl, Roggenmehl, Erbsen, Bohnen, Reis, Kartoffeln, so sind sie alle mit Wasser verbunden. Es wird eine um so grössere Menge davon erfordert, damit die Respiration unterhalten werde, je grösser die Menge des Wassers ist. Ich gehe dabei aus von Horsford's Bestimmungen des Wassers. Im gewöhnlichen Zustande werden die folgenden Mengen der Stoffe in 24 Stunden erfordert, um frei athmen zu können:

Reis	600	Gramm
Kartoffeln	1800	„

Erbsen	720	Gramm
Bohnen	810	„
Weizen	700	„
Roggen	850	„

Wenn man allein thierische Nahrung geniesst, so wird dieses letzte Product des Umsatzes, die Kohlensäure, aus den leimgebenden Gewebe und zumal aus dem Fett, das in der thierischen Nahrung vorkommt, gebildet. Ob die Proteine daran direct Antheil nehmen, ist noch nicht bekannt aber wahrscheinlich.

Wie ich sagte, kann das Fett auch zum Theil die Stelle des Stärkemehls vertreten; da aber Niemand bloss Fett statt des Stärkemehls geniessen kann, so kann man nicht die Menge des Fettes angeben, die mindestens in 24 Stunden erfordert wird. Die Gewohnheit, aber namentlich auch die Natur der Arbeit, die verrichtet wird, übt auf den Verbrauch des Fettes einen grossen Einfluss aus. Verdruss und schwere körperliche Arbeit haben das mit einander gemein, dass das Fett in grosser Menge verzehrt wird.

Dies Fett findet sich in allen pflanzlichen wie thierischen Nahrungsmitteln. In Weizen, Reis, Roggen, Kartoffeln findet man kleine Mengen davon und wenn wir auch beim Genuss von Reis ohne Zusatz kein Fett zu erhalten scheinen, wir geniessen es doch. In Kartoffeln findet sich im feuchten Zustande 0,055 Fett, in trockenen Kartoffeln also 0,190, d. h. geniessen wir 1000 Gramm oder 1 Kilogramm trockene Kartoffeln, so haben wir zugleich 2 Gramm Fett genossen. Im Hafer findet sich 2%, also 10 Mal mehr. Die Natur dieses Fettes ist verschieden nach der Nahrung, die wir zu uns nehmen. Die im Fleisch enthaltene Menge schwankt ebenfalls. Wenn wir z. B. Ochsenfleisch, Hammelfleisch, Hühner geniessen, so geniessen wir zugleich Fett, das unsichtbar sein möge, aber niemals im Fleisch, wie dies auch verschieden sein möge, fehlt. Im Taubenfleisch findet sich z. B. 2,9% Fett, in Enten 2,5% im feuchten Zustand.

Von Bibra fand in dem trocknen Fleisch der Brust an Fett:

von Ochsenfleisch	21,8
„ Kalbfleisch	10,5
„ Hammelfleisch	9,3
„ Rehfleisch	7,9
„ Hasenfleisch	5,3
„ Hühnerfleisch	7,0
„ Gänsefleisch	8,0
„ Entenfleisch	9,1

Die Erfahrung hat einem Jeden gelehrt, dass ein grosser Unterschied in der Verdaulichkeit des Fettes verschiedener Thiere besteht. Das Fett des einen Thieres wird viel leichter ertragen als das des andern, und ebenso verhält es sich mit dem Fett verschiedener Pflanzen. Die Ursache dieses Unterschiedes ist nicht bekannt, denn es ist z. B. das Schweinefett nur in der Zusammensetzung sehr wenig vom Menschenfett verschieden und sehr viel Menschen vertragen das Schweinefett schlecht. Es scheint dieser Unterschied in der Wirkung im Magen von der Leichtigkeit abzuhängen, mit welcher es mit andern im Magen enthaltenen Speisen vermischt wird.

Aus dem allgemeinen Gesichtspunkte der Ernährung betrachtet, ist der Unterschied zwischen dem einen Fett und dem andern unbedeutend; die eine Art geht leicht in die andere über, Hammelfett leicht in Menschenfett. Aus diesem Grunde kann ein Mensch fetter werden, wenn er mit Behutsamkeit und innerhalb bestimmter Grenzen mehr Fett gebraucht, gleichviel welches: Fett giebt Fett.

Unentbehrlich ist aber eine reichlichere Menge Fett in der Nahrung für unsern Körper nicht. Aus dem Stärkemehl kann es in unserem Organismus bereitet werden. Man hat dies zuerst entdeckt, indem man Bienen aus Zucker Wachs bereiten sah; sodann haben Versuche gelehrt, dass Schweine in einer bestimmten Zeit viel mehr Fett erhalten, als in Mehlspeisen, die sie genossen, enthalten war. Also muss das Fett aus Zucker und aus Mehl im thierischen Körper bereitet werden können. Und so erklärt es sich denn auch, dass einige Leute, die sehr wenig Fett geniessen, viel Fett mit sich führen. Solche Leute müssen wenig Mehlspeisen zu sich nehmen.

Es lässt sich also im Allgemeinen nichts sagen über die Menge des Fettes, die einem gesunden Menschen in 24 Stunden gereicht werden muss; denn bei dem einen wird viel Fett aus den Mehlspeisen, die er geniesst, bereitet, bei dem andern wenig oder gar keins. Der Eine erträgt auch weit mehr Fett als der Andere.

In gewissem Sinne ersetzt das Fett in der Nahrung das Stärkemehl — dies lehrt die Erfahrung bei einigen Menschen — es würde aber thörig sein, diese Regel, wie jetzt Einige es thuen, durchzuführen, dies weiss Jeder aus eigener Erfahrung. Allein diese Erfahrung hat doch auch gelehrt, dass Leute, die schwere Arbeiten zu verrichten haben, nicht bloss viel Fett vertragen können, sondern durch Fett auch besser arbeiten können.

In den gebräuchlichen Fetten findet sich 73 — 75 % Kohlenstoff. Soll also Stärkemehl durch Fett ersetzt und schliesslich davon Kohlensäure ausgeathmet werden, so vertreten 297 Gramm Fett 490 Gramm trockenes und reines Arrow-root. Da aber kaum $^1/_{50}$ — $^1/_{100}$ davon im Magen vertragen wird, so ist eine solche Substitution unmöglich.

In keinem Falle dürfen wir aber auch, wenn wir diätetische Regeln aufstellen wollen, mit dem Ende anfangen, d. h. hier uns fragen, wie viel Kohlensäure durch eine gewisse Menge Fett erzeugt und durch die Lunge ausgeathmet wird; das Fett hat einen eigenen Nutzen, es kann das Stärkemehl nicht ganz vertreten und auch nicht ganz dadurch vertreten werden. Weder die Wissenschaft noch die Erfahrung lehren etwas über die Menge der Butter oder eines andern Fettes, die wir wenigstens brauchen, um gesund zu leben, und wenn Liebig Fett und Stärkemehl in eine Linie stellt, so ist dies nur ein Grund mehr, um sich vor den Irrthümern zu hüten, die er hundertweise in die Physiologie einführt.

Viel schwerer als von der Menge des Stärkemehls, die in 24 Stunden von dem menschlichen Organismus verbraucht werden kann, ist es Rechenschaft zu geben von der Menge eiweissartiger Körper, die in einer gegebenen Zeit unentbehrlich ist, um gesund und elastisch zu leben. Es scheint der Körper hierin eine erstaunliche Duldsamkeit zu besitzen, indem ohne grossen

Nachtheil viel zu viel aufgenommen werden kann, und dennoch auch aus wenigem so viel geschöpft wird, wie dies wenige bietet. Einen Maassstab für das erforderliche Minimum besitzen wir noch nicht, und es bleibt uns also nur übrig die Erfahrung zu befragen und den durchschnittlichen Gehalt an eiweissartigen Stoffen der in den verschiedenen Ständen genossenen Nahrungsmittel zu erforschen.

Dass sie die unentbehrlichsten Nahrungsmittel sind, haben wir schon früher bewiesen. Bei jedem Gedanken, bei jeder Muskelbewegung wird eiweissartige Substanz von unserem Gehirn, von unseren Muskeln verbraucht, diese muss also von aussen in demselben Verhältnisse ersetzt werden. Sie kann durch gar keinen andern Stoff vertreten werden: kein Zucker, kein Stärkemehl, kein Fett können irgendwie die Stelle des Eiweisses einnehmen, wir müssen also letzterem Körper die grösste Aufmerksamkeit widmen.

Eine Diät, in welcher ein spärlicher Gehalt an Eiweiss vorkommt, giebt dem Körper nicht was er braucht und gewiss also nicht genug zur erforderlichen Kraftentwickelung. Wenn z. B. ein erwachsener Mensch, indem er mittelmässig arbeitet, täglich 100 Gramm eiweisshaltiger Substanzen verbraucht, so muss er wenigstens 100 Gramm dieser Substanz in der Nahrung erhalten. Erhält er weniger, so kann er auf die Länge nicht 100 Gramm verbrauchen. Wie viel er nun verbrauchen wird, hängt nicht von seinem Willen, sondern zum Theil von seiner Arbeit ab. Du magst schön fett werden wollen, wenn Du kein Stärkemehl oder Fett in reichlicher Menge erhältst, so wird es Dir nicht gelingen. Du magst viel arbeiten wollen, wenn Du nicht gerade so viel Nahrung zu Dir nimmst, wie während der Arbeit chemisch in Deinem Körper zersetzt wird, so ist es unmöglich. Wir täuschen uns darüber jeden Augenblick.

Weil wir ein Pferd durch die Peitsche einen Augenblick schneller laufen sehen, so glauben wir doch nicht im Ernst, dass die Peitsche Kraft gebe. Weil der Mensch sich, wenn er es will, stunden- und tagelang anstrengen kann, so glauben wir doch nicht, dass durch den Willen allein oder durch den Willen vorzüglich die Muskeln unseres Armes kräftiger werden. Bei wol-

lenden Menschen ist gewiss dieser Wille ein Reiz; allein ein Mensch, der seinen Organismus nur mit seinem Willen ernährt, bleibt hienieden nicht lange.

Man muss kräftige Nahrung zu sich nehmen, wenn der Organismus kräftig sein soll. Wille und Nahrung, Nahrung und Wille unterstützen einander, die Nahrung ohne den Willen nicht wenig, aber Wille ohne Nahrung gar nicht.

Wenn also ein Arbeiter, der mittlere Arbeit verrichtet, täglich 100 Gramm eiweisshaltige Substanz zersetzt, so muss er in Fleisch, Fisch, Eiern, Bier, Milch, Käse, Erbsen, Bohnen u. s. w. diese 100 Gramm wenigstens finden. Und wie man auch die Sache betrachten möge, er wird — schliesslich — um so viel weniger Arbeit verrichten können, als er weniger als 100 Gr. den Tag über verbraucht. Giebst Du ihm nur 80, so arbeitet er um $^1/_5$ weniger, und Du magst ihn ermahnen und in welcher Weise nur immer anspornen, der Mann kann nicht mehr arbeiten. Ich gebe nochmals zu, dass der Wille ein wenig Nahrung ersetzen kann, nur vergesse man nicht, dass der Wille von dem Zustande unseres Körpers abhängt und dass also dieser Wille wiederum Eiweiss verlangt, damit er so sein könne, dass er die Muskeln in Thätigkeit erhalte. Wer es bezweifelt, lasse sich eine Ader öffnen und 1 Pfund Blut ausfliessen, sein Wille wird unmittelbar darauf um einige Töne tiefer gestimmt sein.

In den gewöhnlichen Nahrungsmitteln kommen stets eiweissartige Körper vor, jedoch in verschiedenen Verhältnissen.

Erfordert also ein erwachsener Mann, eine mittlere Arbeit zu verrichten, 100 Gramm Eiweiss in 24 Stunden, so muss er so viel zu sich nehmen, dass er darin diese 100 Gramm Eiweiss findet. Nehmen wir z. B. der Einfachheit wegen an (alles nach dem trocknen Zustande berechnet), die Eier seien gleich Eiweiss und Fleich und Fisch beständen zur Hälfte aus Eiweiss, so muss jener Mann die doppelte Menge trockenes Fleisch oder trocknen Fisch geniessen von dem, was er an Eiern brauchen würde. Kartoffeln enthalten 3,5 % Eiweiss, also muss er 28,6 Mal mehr trockene Kartoffeln als Eier essen. Weizenmehl hat einen Eiweissgehalt von 19,2 %, also muss er, um so viel Eiweiss aus Weizen zu

erhalten, wie 100 Gramm Eier im trockenen Zustande geben, 520 Gramme Weizenmehl zu sich nehmen.

Im feuchten Zustande verändert sich das mitgetheilte Verhältniss für Eier, Fleisch, Fische, Weizen ganz und gar, weil diese Stoffe eine grosse Menge Wasser enthalten und dieser Wassergehalt gänzlich abhängt von der Form, in welcher wir die Speisen geniessen.

In einem Hühnerei, das im Durchschnitt reichlich 40 Gr. wiegt, findet sich 73 % Wasser.

In gebratenem Fleisch	60 % W.
„ gekochtem Rindfleisch	63 „
„ gebratenem Kalbfleisch	63 „
„ gekochten grünen Erbsen	63 „
„ „ weissen Bohnen	63 „
„ „ braunen „	65 „
„ Weizenbrod	42 „
„ Roggenbrod	50 „
„ gekochtem Reis	74 „
„ gekochten Kartoffeln	70 „

Also haben wir für Eier etc., wie sie gegessen werden, nachstehende Zahlen in Hundert Theilen:

Eiweiss und andere Proteinverbindungen in Eier .	27
„ in gebratenem Fleisch	20
„ in gekochtem Rindfleisch und gebratenem Kalbfleisch	18,5
Eiweiss in gekochten grünen Erbsen	7
„ „ „ weissen Bohnen	11
„ „ „ braunen „	10,3
„ „ Weizenbrod	11
„ „ Roggenbrod	6,4
„ „ Reis (gekochtem)	1,0
„ „ Kartoffeln (gekochten)	1,0

Um also einem Körper in 24 Stunden 100 Gramm Eiweiss zuzuführen, müsste man von den verschiedenen Stoffen an Gewichtstheilen geben:

Eier	370	Gramm
Gebratenes Fleisch	500	„
Gekochtes Rindfleisch oder gebratenes Kalbfleisch	540	„
Gekochte grüne Erbsen	1430	„
„ weisse Bohnen	900	„
„ braune „	970	„
Weizenbrod	900	„
Roggenbrod	1560	„
Gekochten Reis	10,000	„
Gekochte Kartoffeln	10,000	„

Wenn die Hälfte durch Fleisch oder Fisch, die andere Hälfte durch pflanzliche Nahrung zugeführt wird, so muss man in 24 Stunden reichen:

Gekochte grüne Erbsen	710	Gramm
„ weisse Bohnen	450	„
„ braune „	480	„
Weizenbrod	450	„
Roggenbrod	780	„
Gekochten Reis	5000	„
Gekochte Kartoffeln	5000	„

Aus diesen Beispielen sieht man, wie verschieden die Nahrung ist, die man durch verschiedene Nahrungsmittel erhält. Beschränken wir uns auf diese allgemeine Vorstellung; nehmen wir an, dass jeder Mensch sich so viel Fett zu verschaffen sucht, wie seine Individualität erfordert, und dass er so viel Stärkemehl geniesst, dass er 800 Gramm Kohlensäure in 24 Stunden bilden kann, dann braucht er dafür 490 Gramm vollkommen reines Arrow-root oder

Trockne grüne Erbsen	600	Gramm
„ Bohnen	690	„
Trockenen Weizen	600	„
„ Roggen	500	„
„ Reis	500	„
„ Kartoffeln	500	„

Und im feuchten Zustande, in welchem diese Stoffe genossen werden, muss der Arbeiter, der mittlere Arbeit verrichtet, in 24 Stunden, um 490 Gramm trockenes Stärkemehl zu geniessen, erhalten:

Gekochte grüne Erbsen	1630 Gramm
„ Bohnen	1800 „
Weizenbrod	1040 „
Roggenbrod	1120 „
Gekochten Reis	1950 „
Gekochte Kartoffeln	1680 „

Alles was er von Fett geniesst, kann vom Stärkemehl abgezogen werden; alles was er an Leim oder leimgebendem Gewebe geniesst (also Hirschhorngallerte, Leim, der sich in Suppen oder Fleischbrühe befindet), kann einen Theil des Stärkemehls und wahrscheinlich sogar einen Theil des Eiweisses vertreten.

Es ist nun die Frage, ob ein erwachsener Mensch in 24 Stunden an 100 Gramm Eiweiss genug hat; wo nicht, so nimmt er in Kartoffeln und Reis zu viel Stärkemehl zu sich.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um sie für unsern vorliegenden Zweck auf die Diät anzuwenden, die bei uns von dem mittleren Stande, und zumal von dem dürftigen, geführt wird.

Zunächst wird im Verhältniss zu den eiweissartigen Körpern, deren wir bedürfen, viel zu wenig Fleisch genossen, und durch den Genuss von Fisch wird dieser Mangel an Fleisch nicht ersetzt. Der Arme erhält letzteres bei uns nie, und die mittlere Klasse nimmt es nur spärlich zu sich. Milch, Eier und ähnliche Nahrungsmittel, in welchen sich das nämliche Hauptprincip wie im Fleisch findet, werden ebenfalls in zu geringer Menge genossen, als dass sie auf die Diät Einfluss haben sollten. Freilich findet man es in Brod und von Brod werden ziemlich bedeutende Mengen genossen. Dem Brod ist dann auch ein grosser Theil der Schnellkraft zuzuschreiben, die wir in unseren Mittelklassen noch sehen.

Aber welche Nahrung giebt es, die in den bürgerlichen Familien nicht in abgepasster und abgewogener Form gereicht wird, von der jedes Glied so viel nehmen kann, als

es verlangt? Gerade eine solche, in der von jener eiweisshaltigen Substanz weniger vorkommt, als in irgend einem andern Nahrungsmittel, in welchem der Hauptstoff des thierischen Körpers weniger vertreten ist als in jeder andern Substanz, in welcher sehr wenig fette Stoffe enthalten sind und also auch von dieser Seite das Bedürfniss des Körpers nicht befriedigt werden kann, in welcher sich endlich viel Stärkemehl findet. Jedoch, wenn diese Nahrung auch noch mehr Stärkemehl enthielte, so würde sie dessen ungeachtet dem Bedürfnisse des Körpers keineswegs genügen.

Die Folge von Alledem ist, dass der Organismus, der das Nöthige fordert und keine andere Substanz erhält, sich durch übermässigen Genuss von Kartoffeln für dasjenige zu entschädigen sucht, was ihm an eiweisshaltigen Körpern abgeht.

Ich will, um auf dem rein praktischen Gebiete zu bleiben, die Diät, welche die dürftige, sogar die mittlere Klasse, jedenfalls der Handwerker, bei uns führen, mit demjenigen vergleichen, was niederländischen Soldaten geboten wird. Dieser Maassstab ist deshalb ein geeigneter, weil man auf der einen Seite diesen Leuten nicht zu viel Nahrung giebt, aber auf der andern Seite dennoch dafür sorgt, dass sie gesund fortleben können. Die Erfahrung lehrt, dass sie wirklich Nahrung genug erhalten; allein die Klagen beziehen sich auch nur auf die Masse, nicht auf die Beschaffenheit des Essens. Ein Bauerbursche, der seinen Magen pfundweise mit Brod überfüllt hat, verlangt aber diese Empfindung eines vollen Magens und wenn er diese nach dem Essen nicht hat, dann glaubt er nicht genug erhalten zu haben. Ein voller Magen und ein wohlgefüllter Magen sind zwei verschiedene Dinge.

Die Erfahrung hat gelehrt, dass junge Soldaten in der Regel im Dienst besser genährt scheinen, nachdem sie eine Zeitlang die Militairkost bekommen haben. Es herrschen in diesem Stande auch keine Erschöpfungskrankheiten; die unter den Soldaten beobachtete Schwindsucht rührt von einem Organleiden und erzeugt gern Erschöpfung, entsteht aber nicht daraus.

In dem Fleisch finden sich 77 % Wasser, berechnen wir von den übrig bleibenden 23 % die Hälfte an eiweisshaltigen und

für den Organismus nützlichen Stoffen, so giebt dies 11,5% und für 250 Gramm Fleisch 28,75.

In 100 Gramm Weizenmehl, wenn es ausgetrocknet ist, sind 17 Gramm eiweishaltige Stoffe enthalten, in 500 also 85.

In 100 Gramm nicht gekochtem Reis kommen 4 Gramm Eiweiss vor, also in 60 Gramm 2,2.

Denken wir uns einen Zimmermann, der den ganzen Tag arbeiten muss, eine grosse Familie hat, also niemals Fleisch, selten Fisch, spärlich Brod für seine 5—6 Gulden erhalten kann, von denen er wöchentlich mit seiner Frau und seinen 6 Kindern leben muss. Dieser Mann arbeitet mehr als ein Soldat im Festungsdienst und lebt vorzugsweise von Kartoffeln. Wie viel Kartoffeln muss er in 24 Stunden in seinen Magen bringen, um seinem Körper 100 Gramm Eiweiss zu verschaffen? Im trockenen Zustande nicht weniger als 2 Pfd. und von gekochten 10 Pfd., die er natürlich nicht geniessen kann.

Soll uns die für den Körper nothwendige Menge Eiweiss durch Kartoffeln geliefert werden, so muss der Magen mit einer solchen Masse dieses Nahrungsstoffes vollgepfropft werden, dass sie dem Körper nachtheilig wird. Freilich lehrt die Erfahrung, dass es möglich ist, allein von Kartoffeln zu leben; allein es ist jedenfalls kein elastisches, kein gesundes Leben. Ein so ausgedehnter, wie ein Schlauch aufgeblasener Magen, der viel Unnährendes aufnimmt, während wenig Nützliches daraus gewonnen wird, ist in einem unnatürlichen Zustande. Die Masse von Stoffen, die den Bauch täglich füllt, drückt die Nerven, die in engem Zusammenhang mit dem Gehirn stehen. Gefrässige sind stumpf und schläfrig. Und während auf der einen Seite keine nährenden Substanzen, nicht diejenigen, aus welcher der Organismus vorzugsweise besteht, in den Körper eingeführt werden, wird auf der andern Seite eine Menge nutzloser Stoffe in den Magen gebracht, welche dem Körper alle Eigenschaften von Gefrässigkeit mittheilt, das Blut mit nutzlosen Stoffen überladet und ihm dasjenige vorenthält, was ihm durchaus unentbehrlich ist.

Wer viel Kartoffeln ist, kann also aus jenen Gründen nicht elastisch leben; er bekommt viel zu wenig und viel zu viel.

Wir wollen nicht übertreiben, aber die Wahrheit nicht ver-

kennen. Was glaubst Du? Ist der englische Arbeiter, der Zimmermann, der Maurer, der nicht arbeiten will, wenn er nicht eine gewisse Menge Fleisch bekommt, ist der englische Packträger, für den man ein eigenes kräftiges Bier (Porter) braute, deshalb rüstig, weil er ein Engländer ist, weil er von einer andern Rasse, oder ist er vor allen Dingen deshalb kräftig, weil er kräftige Nahrung zu sich nimmt? Wenn von Pferden oder Pferdearbeit die Rede ist, so bezweifelt es Niemand, dass die Nahrung der Arbeit entsprechen müsse. Nicht das Heu, sondern der Hafer ist, wie man weiss, dazu geeignet, den Erfordernissen der Pferdenahrung zu genügen, wenn diese Thiere wacker arbeiten sollen. Und wenn sie angestrengt arbeiten, so genügt diese nicht, sondern sie brauchen Bohnen. Den Pferden giebt man, was die Pferde brauchen, und den Menschen?!

Es ist nicht gut, dass wir dasjenige, was wir von Pferden wissen, nicht bereits längst auf Menschen angewendet haben. Die arbeitende Volksklasse, der dasjenige abgeht, was sie so nothwendig braucht wie arbeitende Pferde, entbehrt den Reiz, welchen jedes arbeitende Wesen, Thier oder Mensch, erheischt, um kräftig zu leben. Die ärmere Volksklasse wählt sich in ihrer Unwissenheit einen Reiz, um dem ausgedehnten Magen mehr Ton zu geben, um das Kartoffelblut, wenn ich mich so ausdrücken darf, das matte träge Kartoffelblut zu einem kräftigen Strome anzutreiben. Das geistige Getränke, welches weit davon entfernt ist, eine genügende Nahrung zu bilden, das keineswegs den Mangel an Eiweissstoff, von dem es keine Spur hat, ersetzt, reizt wenigstens und stimmt darin mit guter Nahrung überein, die aus einem gleichmässigen Gemenge von Eiweiss, Stärkemehl und Fett zusammengesetzt ist.

Wir wollen diejenigen nicht beschuldigen, die Spirituosen zu sich nehmen, um sich einen Reiz zu verschaffen, allein auf der andern Seite auch nicht verkennen, dass darin eine Pest für das Volk liegt. Unnatürliche Reize können die natürlichen nicht ersetzen. Und wer es bezweifeln sollte, dem könnten wir wieder die Pferde vorführen und ihn fragen, ob man bei diesen den Hafer durch Branntwein ersetzen kann?

Ich nenne mit Bilderdyk die Kartoffeln nicht die Ursache

der Sittenverderbniss, denn es bleibt noch die Frage, ob diese im Vergleich zu früheren Zeiten zugenommen, sondern ich nenne die spärliche Diät unserer Polyphagen eine der Ursachen, aus welchen der Mangel an körperlichen und geistigen Kräften entspringt, eine Ursache, die hier und dort und häufig unmerkbar werden kann, für welche aber nur Derjenige blind sein kann, der nicht weiss, dass arbeitende Pferde, wenn sie kräftig arbeiten sollen, Hafer brauchen, und wenn man ihnen auch zehnmal mehr Heu giebt, dennoch nicht erhalten, was sie zur Arbeit brauchen.

Wer aber, wirft man ein, lebt denn ganz ausschliesslich von Kartoffeln? Ganz ausschliesslich wenige, sie bilden aber die Hauptnahrung, nicht bloss für die Armen, sondern auch für die Arbeiter, und wieder nicht bloss für die letztern, sondern auch in den Bürgerklassen nehmen die Kartoffeln eine wichtige Stelle unter den Nahrungsmitteln ein. Das Brod wird spärlich und das Fleisch in dünnen Scheiben auf einem Teller ausgebreitet gereicht, damit es doch etwas vorstellen solle; mit grünem Gemüse, Endivien, geschmortem Sallat, Lattich und ähnlichen Substanzen wird täglich gewechselt in der Familie der Bürgerklasse, allein die Hauptschüssel bilden Kartoffeln. Davon kann ein Jeder nehmen, so viel er will, das Uebrige wird ihm von der Mutter gereicht. Auf die Mittagsmahlzeit wird immer, wie auf die Hauptmahlzeit hingewiesen, bei welcher fast immer die Hauptschüssel eine erstaunliche Menge von der Nahrung enthalten wird, die von aller Nahrung den kleinsten Eiweissgehalt besitzt.

Freilich kommt in Kartoffeln reines Stärkemehl vor, das der Eigenschaft und Zusammensetzung nach vollkommen übereinstimmt mit dem, was wir Arrow-root nennen und uns aus Indien senden lassen, wenngleich das Kartoffelmehl ebenso gut ist; und es ist allerdings wahr, dass Stärkemehl für die Menschen unentbehrlich ist. Aber so viel Stärkemehl brauchen wir nicht zu geniessen, wie wir in den Kartoffeln zu uns nehmen, damit wir aus diesen die erforderliche Menge Eiweiss schöpfen. Eine, zwei, drei Kartoffeln, wie sie bei uns wachsen, mit Fleisch und Gemüse genossen, kann man gut heissen; allein für Denjenigen, der vielleicht morgens Brod und im Laufe des Tages noch einmal

Brod geniesst, enthält dieses eine für den Körper hinreichende Menge Stärkemehl.

Mit Reis würde sich die Sache nicht viel bessern. Im Reis findet sich 3,8 % Eiweiss, 89 % Stärkemehl. Reis steht also im Gehalte an der wichtigsten Substanz noch etwas über Kartoffeln. Wenn man allein durch Reis genährt werden will, so muss man in 24 Stunden beinahe so viel Reis geniessen, wie man Kartoffeln geniesst. Reis genügt also wieder nicht den Hauptbedingungen einer guten Nahrung. Und diese Hauptbedingungen sind: dem Körper Alles zu geben, was er braucht, um elastisch zu sein. Es gilt dies mit kleinem Volumen zu erreichen und so viel unverbrennliche und verbrennliche Stoffe in den Körper zu bringen, dass alle Secretionen gehörig unterhalten werden können.

Durch Mangel an Eiweiss ist die von Reis lebende Bevölkerung von Java nicht elastisch, durch Mangel an Eiweiss ist die Hauptmasse der holländischen Nation, die Kartoffeln als Hauptnahrung zu sich nimmt, ebenso wenig mit Schnellkraft versehen.

Es bleibt noch eine Frage zu beantworten übrig. Vorausgesetzt, dass ein Mensch von mittlerem Alter, um gesund und elastisch zu leben, in 24 Stunden hundert Gramm Eiweiss braucht, wie kommt es da, dass die Dürftigen unter uns, die Mittelklasse, die sie nicht erhalten, dennoch leben? Würden sie nicht Alle sterben, wenn die Behauptung wahr wäre? Diese Frage ist bereits beantwortet. Es wird nicht behauptet, dass ein Mensch von einer geringern Menge stirbt, sondern es ist nur nachgewiesen, dass die Art seines Lebens mit jener Menge im Zusammenhang steht. Ein Aengstlicher, der wegen irgend eines Unwohlseins das Bett nicht verlässt und das eine Jahr nach dem andern sein Schicksal erwartet, reicht vielleicht mit $^1/_{20}$ oder $^1/_{30}$ aus. Ein junges Mädchen, das nichts anderes zu thun, als sich anzukleiden und ein einziges Mal im Tage den Thee zu schenken, hat vielleicht mit $^1/_{10}$ genug. So hängt auch die Arbeit von der Nahrung ab.

Ich rede nicht von einem Minimum, bei dem man nicht stirbt. Aber gesetzt auch, es wäre bekannt: Nicht zu sterben kann der Zweck nicht sein, mit dem man die Feder ergreift,

wenn es sich von der grössern Schnellkraft handelt, die einer Nation zu wünschen wäre.

Erhält ein Mensch in seiner Nahrung nicht so viel wie er braucht, um gut zu arbeiten, so arbeitet er einfach weniger, aber er arbeitet dennoch fort; erhält er viel weniger, so arbeitet er viel weniger, aber er arbeitet dennoch fort. Erst dann, wenn eine gewisse Grenze überschritten ist, arbeitet er gar nicht mehr, allein er lebt trotzdem noch fort, bis die Grenze soweit überschritten ist, dass er zuletzt erliegt.

Es ist also nicht der Hungertod, dem ich vorzubeugen wünsche, denn wir wissen Alle wohl, dass Gott sei Dank wenig Menschen unter uns daran sterben. Es ist das Leben, das ich zu fördern wünsche.

Zu den unglückseligen Irrthümern, in welche der in der Physiologie gänzlich unwissende Liebig die Physiologie gestürzt hat, gehört seine unrichtige Eintheilung in plastische und Respirations-Mittel. Aus dieser Eintheilung folgt, dass gerade Stärkemehl und Zucker die wichtigsten krafterregenden Nahrungsmittel wären und das Eiweiss u. s. w. vorzugsweise dazu diene, die Formbestandtheile des Körpers zu ergänzen.

Befragen wir einmal die Erfahrung. Weshalb sind alle Raubthiere Fleischfreunde? weshalb die wilden keine Pflanzenfreunde? Natürlich wegen ihres Baues. Allein der bessere Bau erfordert auch bessere Nahrung, ohne welche die Natur des Thieres sich verändert. Man kann aus einem Tiger keine Kuh machen, aber man kann die Natur des Tigers zähmen. Die Hauskatze war ursprünglich ein Raubthier; eine wilde Katze ist kein Kätzchen. Zum Kätzchen ist sie aber geworden, indem man ihr gemischte Nahrung gab: Fleisch und Pflanzen. Dadurch — und dies ist höchst bemerkenswerth — ist ihr Darmkanal viel länger geworden. Eine wilde Katze hat einen viel kürzern Darm als eine Hauskatze. Die veränderte Nahrung veränderte die Katzengattung.

Bei der oberflächlichsten Betrachtung erkennt man in der Diät der Raubthiere eine Ursache der Fortdauer ihrer Natur. Ein Löwe reagirt so kräftig auf Reize nicht bloss, weil er als Löwe gebaut ist, sondern auch weil Löwenblut durch seine Adern

strömt. Dieses Löwenblut stammt nicht von Reis oder Wurzeln, sondern von Fleisch. Eine Kuh ist nicht bloss deshalb ruhig, weil sie als Kuh gebaut ist, sondern auch, weil ruhiges Gras- oder Heublut durch ihre Adern fliesst.

Aus dem Angeführten erklärt es sich denn auch, da die Proteinverbindungen verschieden sind, dass thierische und pflanzliche Nahrung, wenn auch die letztere gleich viel Protein wie die erstere liefert, dennoch keinenfalls für gleich gehalten werden dürfen. Das Fleisch giebt einen Reiz — um mich eines allgemeinen Ausdrucks zu bedienen, der durch keine pflanzliche Proteinverbindungen ersetzt werden kann?

Was hat man nun zu thun, um die Diät unter uns zu verbessern. Die Antwort liegt auf der Hand: Es muss andere Nahrung genossen werden und zwar in reichlicherem Maasse. Der Staat, die Angesehenen, die Aerzte müssen, wenn die obigen Behauptungen Wahrheit enthalten, diese Wahrheit soviel möglich zu fördern suchen. In gewöhnlicher Zeit ist daran nicht zu denken. In Zeiten, in denen ein Gewächs reichlich benutzt wird, ein Gewächs, dass keines Düngers bedarf, weil es dennoch eine schöne Erndte giebt, kann man solche langsam eingewurzelte Gewohnheiten nicht ausrotten. Jetzt aber, wo der Kartoffelbau ein Paar Mal missrathen und möglich noch öfter missrathen wird, ist es nicht unmöglich, an einigen Stellen mit Erfolg gegen den Missbrauch dieser Nahrung zu warnen. Ich möchte daher die Entartung und das Verschwinden der Kartoffeln eher für ein Glück, denn für ein Unglück halten; das Menschengeschlecht muss den alten Schlendrian nicht fortschleppen, sondern kräftig fortschreiten. Der Thee, der Branntwein, Reis und Kartoffeln lähmen, wenn sie übermässig genossen werden. Dadurch muss das Menschengeschlecht in seiner Entwickelung gehemmt werden.

Aber man fragt mich nach einem Ersatz für die Kartoffeln. Es lässt sich nicht daran zweifeln, dass im Mittelstande, in welchem man an dem einen etwas sparen und auf etwas Anderes übertragen kann, mehr Geld für Fleisch und Fisch ausgegeben werden muss. Es hängt dies zum Theil ab von dem Blick, den man auf die Ernährung wirft. Um mich verständlich auszudrücken: mancher Bürgersmann, der seine Frau und Tochter als Damen

über die Strasse ziehen lässt, versieht sie mit Kleidern, die sie wohl entbehren könnten, und füllt ihren Magen spärlich mit Protein. Ich rede nicht von Leckerbissen, sondern von guter Nahrung. Ich möchte in solchen Haushaltungen alle Leckerbissen vertreten wissen durch ein gut Stück Rindfleisch und glaube, dass man gerade in demjenigen am sparsamsten ist, worin man es am allerwenigsten sein sollte. Wenn ein wohlhabender Mann, der Pferde zu seinem Vergnügen hält, in allen Dingen nicht karg ist, ausser in dem Aufschlagen der Haferkiste, dann hat er nicht viel Freude von seinen Thieren zu erwarten. Die Masse der Nahrungsmittel muss verkleinert, ihr Gehalt muss verbessert werden. Gutes Rindfleisch mit Gemüse, allerlei Kohl, Wurzeln, Knollen, Schwarzwurzeln, Hülsenfrüchte, grüne Erbsen u. s. w. sollen das Mittagsmahl bilden; ein wenig Kartoffeln und Reis kann hinzugefügt werden.

Denjenigen, welche ihrer Wahl etwas mehr Spielraum gönnen können, sei vor allen Dingen ein reichlicher Genuss von Fleisch oder Fisch und ein spärlicher Genuss von Kartoffeln empfohlen.

Die grössere Menge des Düngers, welche Erbsen und Bohnen, Buchweizen, Gerste, Weizen, Roggen brauchen, der geringere Ertrag macht die Preise dieser Gegenstände stets theurer und dadurch sind sie für die Dürftigen weniger allgemein zu erhalten als Kartoffeln. Ich weiss wohl, dass bei den Armen unüberwindliche Schwierigkeiten bestehen. Was soll ich von den Unüberwindlichen sagen? Ich selbst, wenn ich in die unglückliche Lage käme, nichts Anderes erhalten zu können, als Kartoffeln, würde darnach streben, dankbar zu bleiben für die einzige Nahrung, die ich in diesem Falle noch haben würde. Was sich aber überwinden lässt: Es können die Kartoffel-Gaben durch Gaben derjenigen Stoffe vertreten werden, die in der früher mitgetheilten Aufzählung der regelmässigen Nahrungsmittel als Eiweissreich vorgekommen sind.

Man muss sich vor der Nothwendigkeit beugen, aber jeder, der einen Andern zu ernähren hat, muss seine Aufmerksamkeit auf eine unumstössliche Wahrheit richten, wie diese: dass ein menschlicher Organismus ebenso abhängig von der Natur der genossenen

Nahrung ist, wie der Organismus eines Thieres, und dass nur dann, wenn der menschliche Organismus kräftig ernährt ist, in diesem eine kräftige Seele wohnen kann.

Und ist es denn unmöglich die wenigen Begüterten allmälig zu den Sitten der Vorfahren zurückzuführen und mehr Bohnen und Erbsen zu bauen? Dass dies vorzügliche Nahrungsmittel sind, darf daraus abgeleitet werden, dass zu der Zeit, als man die Kartoffeln in unserem Lande noch nicht kannte und Bohnen und Erbsen an deren Stelle genoss, die Generationen nicht schlechter genährt waren. Dicke Mauern, schwere Waffen und tausend andere Dinge sind Zeuge von der Rüstigkeit unserer Vorfahren. Wer der Kartoffel allein die Lähmung zuschreiben wollte, würde sich mit Recht lächerlich machen, wenn es aber zehn Ursachen giebt, so wollen wir doch gegen die eine bekannte Alles thun, wodurch man sie aufheben oder verringern kann.

Es gilt also für die Armen und Dürftigen so viel möglich den Genuss von Bohnen und Erbsen, die 5—7 Mal mehr Eiweiss enthalten, als Kartoffeln, anzurathen und zu unterstützen; es gilt die Wahrheit immer mehr zu verbreiten, dass es wünschenswerth sei Bohnen und Erbsen statt Kartoffeln zu geniessen. Wenn drei Jahrhunderte dazu erfordert werden, damit man es dahin bringe, dass die Kartoffeln durch etwas Besseres vertreten werden, dann steht man nach drei Jahrhunderten wieder auf der Höhe, auf welcher man bereits vor drei Jahrhunderten stand. Schlechte Nahrung hat Unthätigkeit zur Folge, Unthätigkeit — anders darf ich sie hier nicht nennen — erzeugt Armuth. Wer die Armuth von Irland und Holland vermieden wissen will, der muss sich nach den Mitteln umsehen, seinen unglücklichen Mitmenschen womöglich bessere Nahrung zu verschaffsn.

Mancher, der sich im Ueberfluss badet, der täglich den Arzt braucht, weil er zu viel Protein gebraucht, klagt über die Trägheit seiner Dienstboten. Diese aber, die, ebenso wie ihr Herr, auch grösstentheils aus Protein bestehen und von diesem Protein ebenso viel brauchen wie er, finden in den vollen Schüsseln der Küche vielleicht nicht den hundertsten Theil dessen, was der kränkelnde Herr geniesst, was Reiche und Arme, was wir Alle verbrauchen. Wie soll denn aber der Dienstbote seine Arbeit

gehörig verrichten, wenn er Dasjenige nicht erhält, dessen er bedarf?

So oft ich den kärglichen, den Dienstboten zugemessenen Antheil des Fleisches mit der reichlichen Masse vergleiche, welche die Familie in der Stube zu sich nimmt, und dann wieder die Arbeit, welche die Leute in der Stube nicht verrichten, die Leute in der Küche aber wohl verrichten müssen, dann fällt mir vorzugsweise die Ungerechtigkeit auf, mit welcher wir die Leute, die uns dienen, behandeln. Dem lässt sich wenigstens abhelfen, dass wir selbst so viel Fleisch geniessen als uns angenehm ist, und unsern Dienstboten nicht zu wenig geben. Die Art des Fleisches lasse ich dahin gestellt, ich rede nur von der Menge. Und wenn Du einen Maassstab für die Deinen Dienstboten zukommende Menge verlangst, so ist dieser nicht weit zu suchen: Gieb ihm wenigstens gerade so viel wie Du selbst nimmst. Oder warum sollten wir Fleisch nehmen. Gehört das gewöhnliche Fleisch zu den Leckerbissen? Nicht mehr als Kartoffeln. Nein, eine unbekannte Stimme in uns treibt uns auf dieselbe Weise zum Fleische wie sie die Kuh zum Grase zutreibt, und auf gleiche Weise zu so vielem Fleische — ich rede allgemein — wie die Kuh zu so vielem Grase getrieben wird. Unsere Zähne können es lehren, dass wir Menschen Fleisch- und Pflanzenkost geniessen müssen, denn wir haben Zähne wie Löwe und Kuh, d. h. wir sind geboren zum Genusse von Fleisch- und Pflanzenkost. Ich bitte den Leser seinen Dienstboten einmal in den Mund zu sehen, um zu erfahren, ob sie andere Zähne haben. Und wenn sie Zähne haben wie wir, um Fleisch und Pflanzen zu verzehren, wenn Du nicht ein Paar Fleischzähne mehr hast, so sei das ein wahrhaftiges Zeichen, dass die Dienstboten wenigstens so viel Fleisch geniessen müssen, wie wir. Fangen wir an bei unseren Dienstboten und den Leuten unseres Kreises und wählen wir als Losung bessere Nahrung. Dies Wort wollen wir wiederholen, so oft und überall, wo es sein kann.

Beschränken wir uns nicht auf die Vereine, die eine Pest unter uns vertilgen wollen, auf die vortrefflichen Abschaffungs-Vereine, sondern errichten überdies auch Anschaf-

fungs-Vereine, denn sie bilden zusammen ein Ganzes. Eines von beiden ist ein Theil dessen, was geschehen muss.

So lange die Köpfe der chinesischen Kinder zur Form von Zuckerhüten gerollt werden, bleiben die Chinesen Chinesen. So lange die Bevölkerung von Java von Reis und Früchten lebt, bleibt sie was sie ist. So lange in Holland die mittlere Klasse wohl viel, nicht aber gute Nahrung zu sich nimmt, bestehen viele Untüchtige, wenn auch kein Tropfen geistiges Getränke getrunken wird.

Ueberdies aber steht es fest, dass man den Missbrauch der geistigen Getränke nicht abschaffen kann, wenn man nicht bessere Nahrung reicht, weil es von der Natur des Organismus bedingt wird, dass letzterer eines Reizes bedarf, und unser Verfahren sich also einen verderblichen wählte, weil uns ein einfacher vorenthalten ward.

Um gesund und elastisch zu leben, bedarf man wenigstens derjenigen Stoffe, die in unserem Körper verbraucht werden. Dass man durch zu viel ebenso als durch zu wenig sich schadet, bedarf keiner Erwähnung. Die Wohlhabenden geniessen in der Regel zu viel Proteinverbindungen, zu viel Fette und häufig nicht genug Stärkemehl. Die Ernährung der Kinder in den ersten Lebensjahren verdient insbesondere eine ernste Erwägung bei Armen und Reichen. Denn so lange die Pflanze jung ist, lässt sie sich biegen, und hat man sie erst in eine falsche Richtung gebracht, so behält sie diese Richtung während ihres ganzen Lebens bei. Das Nähere über physiologische Kindererziehung betrachten wir in einem besondern Abschnitt.

Es muss über Alles nachgedacht werden, es müssen Mittel aufgefunden werden, damit die Erziehung nicht bloss in einer, sondern in jeder guten Richtung gefördert wird. Und unter diesen Mitteln kenne ich kein besseres als Besprechung des Gegenstandes in der Schule, dort lässt sich das Volk erreichen, und wenn auch nicht dem jetzigen, so doch den kommenden Geschlechtern nützen. In der Schule lässt sich eine Diätetik und Gymnastik in einer für Kinder passenden Weise lehren. Und wenn man der ersten den vierten Theil der Zeit gäbe, welche man jetzt der Geographie widmet, so würde ich dies für nützlich halten; denn man wird

zum Nachdenken anspornen und die in der Jugend erworbene Kenntniss wird später erweitert und festgehalten werden. Sprecht es dort immer wieder aus: ohne kräftige Nahrung kein kräftiger Körperbau, macht es deutlich, lasst es festhalten, prägt es tief ein, so ist wenigstens ein Grund zu einer bessern Zukunft gelegt. Lehrt, welche Nahrungsmittel die besten, welches die schlechtesten sind. Jeder, der zu den Glücklichen gehört, die in der Diät wählen können, wird es sich angelegen sein lassen, das beste zu wählen. Es müssen nicht nur abscheuliche Beispiele von Trunkenbolden vorgehalten werden, sondern vor allen Dingen soll man beweisen, dass der Branntwein für den Körper eine Pest ist. Ein solches Verfahren hinterlässt, wie ich glaube, Früchte bei der Jugend.

Und dann das stundenlange Sitzen in der Schule! Ach es giebt kein grösseres Unglück für uns, als dieses. Der in der Entwickelung begriffene Körper muss demzufolge kränkeln. Wenn jedem Schulhause ein geräumiger Platz für gymnastische Uebungen beigegeben wäre und zweistündlich eine halbe Stunde Muskelbewegungen gewidmet würde, wenn man die Knaben zweistündlich in ihr eigentliches Element brächte, dann könnten sie wieder zwei Stunden sitzen und lernen. Dann würden die erlernten Dinge auch ihre Stelle finden in dem natürlich gestimmten Knabenhirn, das jetzt mit tausend Dingen, sogar mit griechischen Aufgaben für das Staatsexamen! erfüllt und auch leicht wieder dieser Dinge entledigt wird, weil es zart und schwach ist und der Schnellkraft entbehrt.

Alles dieses und tausend andere Dinge verdienten Beherzigung, warme Beherzigung.

Nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen.

IV.

Die homöopathische Diät*).

Von Dr. **Müller.**

Wie vielseitig und manichfach auch bis jetzt die einzelnen Grundsätze und Lehren der Homöopathie sowohl von deren Gegnern als auch von deren Anhängern angefochten und einer scharfen Untersuchung und Kritik unterworfen worden sind, so ist doch wunderbarer Weise Hahnemann's Vorschrift einer besondern und strengen Diät diesem Schicksale fast vollständig entgangen. Der Grund dieser Vernachlässigung kann unmöglich in der Ansicht von der geringen Wichtigkeit dieser Frage liegen, denn es hat zu keiner Zeit an Solchen gefehlt, die einzig und allein der Handhabung dieser strengen „homöopathischen Diät", die nicht wegzuleugnenden Erfolge des homöopathischen Heilverfahrens zuschrieben. Ebenso wenig kann aber auch angenommen werden, dass Alle, sowohl Gegner als Anhänger Hahnemann's, vollständig über die principielle und specielle Trefflichkeit dieser diätetischen Vorschriften harmonirt und dieselben rückhaltslos gutgehiessen und zur Ausführung gebracht hätten; denn selbst unter den eifrigsten und orthodoxesten Homöopathen haben seit langer Zeit hierüber abweichende Ansichten geherrscht, indem Einige die ursprünglichen Diät-Regeln auf das Penibelste,

---

*) Es unterliegt keinem Zweifel und wird sich auch speciell durch diesen Aufsatz bestätigen, dass zur Begründung einer vernünftigen Diät in der Homöopathie die Nahrungsmittellehre füglich nicht entbehrt werden kann. Die vorausgehende Arbeit des Dr. Tülff steht deshalb mit dieser in engem Zusammenhange und bildet gewissermaassen einen höchst nothwendigen Vorläufer derselben.

Andere höchst lax oder selbst wohl gar nicht von ihren Patienten befolgen liessen. Gleichwohl hat sich wie gesagt diese grosse Verschiedenheit der Ansichten bis jetzt der öffentlichen und gründlichen Besprechung und Ausgleichung entzogen und ist hier und da nur gelegentlich zur Cognition des Einen oder des Andern gekommen. Nur erst ganz vor Kurzem hat einer unserer Collegen in England, Dr. R. Russel, die Frage über die Zweckmässigkeit der sogenannten „homöopathischen Diät" in einem ebenso gelehrten als vorurtheilsfreien Aufsatze behandelt und auf eine der bisherigen Annahme allerdings höchst ungünstige Weise zu lösen gesucht (S. British Journal of Homoeopathy, 1855, 1. July). Es ist nun aber offenbar diese Sache so wichtig, dass sie die ernsteste Beachtung verdienen muss und deren Behandlung unbedingt weit befriedigendere Resultate verspricht, als z. B. der unfruchtbare und bis zu einem gewissen Punkt unlösbare Streit über Gabengrösse etc. Demnach ist es gewiss von meiner Seite weder eine ungemessene Neuerungslust und Sucht am Alten zu rütteln, noch ebenso wenig ein gewisser Oppositions- und Widerspruchsgeist gegen meinen geehrten Collegen in England, wenn ich mich veranlasst fühle, diese Frage einer neuen sorgfältigen Untersuchung zu unterwerfen und mit Ruhe und Unparteilichkeit nochmals zu prüfen, ob wir durch die Gewalt der Thatsachen und Beweise wirklich zu gleichen Annahmen und Consequenzen wie Dr. Russel geführt werden. Vielleicht wird es wenigstens dadurch gelingen, sichere Anhaltepunkte zu finden, um die schwankenden und auseinander gehenden Ansichten zu befestigen und zu vereinigen.

Die von Hahnemann aufgestellte und von den Anhängern der Homöopathie wenigstens ihrem Principe nach fast allgemein angenommene „homöopathische Diät" hat zum alleinigen Zweck die Verhütung einer jeden Störung der homöopathischen Arzneimittel-Wirkung durch fremdartige arzneiliche Reize. Hahnemann lässt darüber gar keinen Zweifel, indem er im 259. §. des Organons sagt: „Bei der so nöthigen als zweckmässigen Kleinheit der Gaben im homöopathischen Verfahren ist es leicht begreiflich, dass in der Kur alles Uebrige aus der Diät und Lebensweise entfernt werden müsse, was nur irgend arzneilich wirken

könnte, damit die feine Gabe nicht durch fremdartig arzneilichen Reiz überstimmt und verlöscht oder doch gestört werde.“ Auch die Schüler Hahnemann's und die übrigen Vertreter der Homöopathie mit wenig Ausnahmen haben sich im Grunde mit diesem Princip einverstanden erklärt, indem sich die einzige Meinungsverschiedenheit unter ihnen nur auf die weitere oder engere Ausdehnung und auf die strengere oder laxere Handhabung desselben in der Ausführung bezog. Aus den Worten Hahnemann's geht nun aber mit vollständiger Klarheit hervor, nicht nur, dass seine Diät blos alle störenden arzneilichen Reize von der Wirkung der homöopathischen Arzneimittel abhalten solle, sondern dass er sie überhaupt nur wegen der nothwendigen und zweckwässigen Kleinheit der Gaben für nützlich und erforderlich hält. Die Hahnemann'sche Diät ist demnach vor Allem 1) eine rein negative, indem sie sich darauf beschränkt Schädlichkeiten abzuhalten. 2) aber auch eine rein arzneiliche oder medicamentöse, indem sie nur Schädlichkeiten hinsichtlich der angewendeten Medicamente kennt und nur den Schutz dieser bezweckt, keineswegs aber das erkrankte Organ oder das Wesen der Erkrankung berücksichtigt*). Insofern als sie aber im Allgemeinen bei allen verordneten Medicamenten gleichen Schutz für nöthig findet und anstrebt, ist sie auch eine generelle, und insofern als sie überhaupt nur wegen der nothwendigen Kleinheit der homöopathischen Arzneigabe erforderlich sein soll, endlich nur eine (sit venia verbo) Potenzendiät. Es wird sich später zeigen, dass die Feststellung dieser Bestimmungen und charakterstischen Eigenschaften nicht unwesentlich und bedeutungslos ist.

Dr. Russel stellt nun vor Allem zwei Fragen auf, durch deren Beantwortung er mit Recht am schnellsten und einfachsten zum Ziele zu kommen glaubt; er fragt nämlich: 1) ist es überhaupt möglich jede medicamentöse Substanz in Kost und Diät zu

*) In den folgenden Paragraphen unterscheidet Hahnemann zwar hinsichtlich der Diät chronische und acute Krankheiten, aber nur insofern, als er dieselbe in den erstern für ungleich nothwendiger, wichtiger und deshalb strenger zu handhaben erklärt als in den acuten.

vermeiden, und 2) befördert eine strenge Diät wirklich die Wirkung des Arzneimittels? Hinsichtlich der ersten Frage bestreitet er geradezu die Möglichkeit irgend einem Patienten eine völlig unarzneiliche Kost zu verschaffen. Denn wollte man selbst, meint er, ihn in ein Gefängniss bei Wasser und Brod festsetzen, so wäre dennoch dieser Zweck nicht zu erreichen; denn das Trinkwasser enthält, ganz abgesehen von den unzähligen Verunreinigungen mit organischen Substanzen und den Bleitheilen, welche es in den kleinen Röhren und Cisternen aufnimmt, in jeder Gallone etwa 20 bis 30 Gran anorganischer Stoffe, als kohlensauren Kalk, Magnesia etc., und das Brod, welches Dr. Hassal aus 24 verschiedenen Bäckereien untersuchte, ist durchgängig mit Alaun gemischt. Auch der Einwurf, dass diese medicinischen Bestandtheile nur in geringer Menge sich vorfänden, ist leider nicht haltbar, denn Dr. Mitchel vermochte aus 10 Leib Brod nicht weniger als $819^1/_2$ Gran Alaun darzustellen, was im Verhältniss zu den höhern homöopathischen Verdünnungen schon eine überaus starke Dosis bilden würde, und selbst der Gehalt des Trinkwassers an Blei würde eine viel grössere Gabe gewähren, als je unsere strengen Diätetiker anwenden. Nun ist es zwar wahr, dass Dr. Russel diese Thatsachen nur von dem Londoner Brod und Trinkwasser, welches nur filtrirtes Themsewasser ist, anführt, und man muss annehmen, dass in anderen Städten und Ländern die Verunreinigungen und Verfälschungen weniger kolossal sein mögen, allein ein viel geringerer Gehalt von ähnlichen Bestandtheilen würde schon das Wasser und Brod zu den „verbotenen Genüssen“ stempeln, wenn man in der That darauf bestehen wollte, das Princip der Hahnemann'schen Diät radical durchzuführen. Wenn aber schon bei dem Wasser und Brod, diesen einfachsten aller Genüsse, sich solche Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten entgegenstellen, wie sollte man es nur hoffen und denken können bei den ungleich zusammengesetztern Nahrungsmitteln und Genüssen, wie Fleisch, Milch, Gemüsen, Obst etc. einer ähnlichen Enttäuschung zu entgehen? Offenbar hat Dr. Russel Recht, wenn er sagt: „Können wir unsere Patienten nicht in ein Behältniss stecken und ihnen durch künstliche Mittel die Luft bereiten, die sie einathmen, und das Wasser,

welches sie trinken, und die Speisen, die sie essen, so ist es ganz unmöglich zu verhindern, dass sie jede Stunde ihres Lebens von solchen sogenannten arzneilichen Einflüssen heimgesucht werden."

Auch die zweite Frage verneint derselbe geradezu, indem er behauptet, dass sich die ganze Natur gegen eine derartige Achtserklärung verschwören würde, welche wir auf diese Weise gegen sie aussprächen; denn wenn wir durch irgend eine solche unnatürliche Art der Isolirung und Abstinenz alle diese Einflüsse, welche zu allen Zeiten mächtig auf den Organismus einzuwirken pflegen, abzuhalten uns bestreben wollten, so würden wir dadurch zugleich in einem ganz entsprechenden Grade die Empfindlichkeit des Organismus gegen dieselben verstärken und die so eingesperrten Kranken würden z. B. vor dem ersten Luftzuge vergehen, der sie sonst gar nicht afficirt oder sogar gekräftigt haben würde.

Nachdem er also gefunden hat, dass die Einhaltung einer Diät, wie sie Hahnemann verlangt, völlig unmöglich, und wenn selbst möglich, doch nicht vortheilhaft sei, kommt Dr. Russel zu dem Schlusse, dass eine besondere homöopathische Diät durchaus nicht nöthig sei und erkennt nur die einzige Regel an, dass Jedermann das essen und trinken solle, was ihm seiner eigenen Erfahrung nach am besten bekomme und zusage.

Ohne zu Denen zu gehören, welche Hahnemann's Aussprüche als völlig unfehlbar betrachten und dessen Lehren und Gebote als unseren „Leviticus" ohne weitere Untersuchung und Kritik festhalten, erachte ich es dennoch für meine Pflicht, die hier gegen Hahnemann's Diätsprincipien vorgebrachten Einwürfe mit grösster Gewissenhaftigkeit und ohne Beengung irgend eines einseitigen wissenschaftlichen oder parteilichen Standpunktes nochmals zu betrachten und Nichts unversucht und unerwähnt zu lassen, was für Aufrechthaltung derselben spricht. Ebenso muss ich aber auch im Voraus bekennen, dass wenn sich Hahnemann's Ansicht hierin wirklich als extravagant oder irrig erweisen sollte, ich mir mit Dr. Russel und Jedem, der meinen Gründen beipflichtet, das volle Recht zusprechen muss, die besondere homöopathische Diät Hahnemann's, welche dann nur das Recht der Verjährung noch beanspruchen könnte, ohne

Weiteres zu verwerfen oder wenigstens auf das richtige Maass zu reduciren und nach rationellen und haltbaren Grundsätzen zu reformiren.

Hahnemann verlangt also wörtlich, dass „alles Uebrige aus der Diät und Lebensweise während der Kur entfernt werde, was nur irgend arzneilich wirken könnte, damit die feine Arzneigabe nicht durch fremdartig arzneilichen Reiz überstimmt oder doch gestört werde.“ Wenn hierunter eine absolute Immunität von allem Arzneilichen verstanden wird, so muss allerdings unbedingt zugestanden werden, dass diese vollständig unerreichbar ist; jedes Sträuben gegen diese offenbare Thatsache wäre rein überflüssig und verkehrt, und mit leichter Mühe könnten die von Dr. Russel ausgeführten Beispiele hinsichtlich des Trinkwassers und des Brodes in das Massenhafte vermehrt werden. Hahnemann aber hat, das wird man mit Recht einwenden könnnen, trotz seiner etwas verfänglichen Ausdrucksweise, auch keineswegs eine absolute Immunität verlangt, sondern nur eine relative, d. h. er hat nur solche arzneiliche Reize verbannt, welche die feine Arzneigabe verlöschen oder stören können, also solche, welche stärker oder doch fast gleich stark sind als die gegebene Arzneigabe. Vielleicht, dass sich also hierdurch ein günstigeres Verhältniss für seine Diät gewinnen lässt. Es wird also zunächst zu untersuchen sein, ob die Gaben der homöopathischen Arzneimittel so fein und schwach sind, dass sie sehr leicht und von sehr vielen äussern Reizen und Lebenseinflüssen gestört oder verlöscht werden, oder ob sie im Gegentheil kräftiger und intensiver als jene schwer oder gar nicht zu vermeidenden Noxen wirken. Bei dieser Untersuchung wird aber natürlich auf die verschiedenen Gabengrössen in der Homöopathie und die hierüber geltenden Ansichten und Differenzen Rücksicht zu nehmen sein. Hahnemann selbst, abgesehen von seinen ersten Versuchen, die er mit sehr massiven Dosen vollbrachte, hat immer empfohlen zum Heilen möglichst kleine Gaben von potenzirten Verdünnungen anzuwenden. Keineswegs aber hielt er diese kleinen Gaben und hohen Dynamisationen deshalb für schwach wirkend, sondern er behauptet im Gegentheil, dass dadurch ihre geistartigen Arzneikräfte erst recht durchdringend

wirksam und hilfreich werden. Ganz deutlich erhellt seine Ansicht hierüber z. B. daraus, dass er nie während der Anwendung von Natrum muriaticum den Genuss von Kochsalz verbot oder verbieten konnte, und dennoch volle und ungestörte Wirkung davon erwartete und wahrnahm; er nahm also an, dass die 30. Verdünnung nicht durch die täglich consumirten Grane rohen Kochsalzes verlöscht oder gestört würde, dass also diese ein relativ viel schwächerer und darum unschädlicher arzneilicher Reiz sein müssten. Mit Hahnemann auf ganz gleichem Boden hierbei befinden sich diejenigen seiner Anhänger, welche die Potenzir- und Dynamisations-Theorie in ihrer ganzen Consequenz angenommen haben und lauter hohe Verdünnungen anwenden. So schreibt z. B. Hartlaub (A. H. Z. 50; 23), dass durch das Potenziren (und zwar lässt er vorzugsweise das Potenziren von der 4. Verdünnung aufwärts beginnen, während ihm die 3 untern Nummern nur mehr mechanische und physikalische Verdünnungen sind) alle physikalischen und giftigen Eigenschaften vernichtet würden, so dass von Stoff und den gewöhnlichen physikalischen, chemischen und mathematischen Gesetzen gar nicht mehr die Rede sein könne; dafür werde aber dadurch die dynamische Eigenschaft erhöht oder geradezu erst entwickelt und aufgeschlossen, so dass also durch das Potenziren die allgemeinen Eigenschaften der Materie und die chemischen Eigenschaften untergingen, die dynamischen aber, welche allein den Homöopathen als Indicationen dienen könnten, erhöht und gestärkt würden. — Nach dieser Theorie nehmen demnach Hahnemann und die Anhänger seiner Potenzirtheorie an, dass gewisse Stoffe, wie namentlich Natrum muriaticum, Silicea, Calcarea, Lycopodium etc. in ihrem rohen Zustande gar keine arzneilichen Kräfte besitzen, sondern dieselben erst durch das Potenziren erhalten, dass aber andere Stoffe wie Mercur, Arsen, Belladonna, Stramonium etc. zwar schon im rohen unpotenzirtem Zustande gewisse giftige Eigenschaften besässen, diese jedoch erst durch das Potenziren aus Gift- zu Heilkräften würden. Auf diese Weise erklärt sich zugleich deutlich, warum Hahnemann den unvermeidlichen Gehalt von Kochsalz und Kalk in Speisen und Getränken weder im Allgemeinen für wir-

kungsstörend noch auch speciell die feinen Gaben von Natrum muriaticum und Calcarea aufhebend oder beeinträchtigend halten konnte; nach seiner Ansicht besitzen ja beide Stoffe in unpotenzirtem Zustande gar keine arzneilichen Kräfte, sondern erhalten sie erst durch das Potenziren. Hahnemann und mit ihm die Anhänger der Potenzirtheorie nehmen also an, dass durch das Verdünnen und Potenziren die Stoffe zwar ihre Materie und giftigen Eigenschaften verlieren, aber ihre homöopathisch-heilkräftige Macht erst entwickelt oder wenigstens ungleich wirksamer und nachhaltiger werde, dass demnach durch das Potenziren keineswegs eine derartige Verdünnung uud Schwächung der arzneilichen Kraft herbeigeführt werde, wie nach gewöhnlichen mathematischen Ansichten angenommen wird.

Auf einem weniger günstigen Boden dagegen befinden sich hinsichtlich der Frage, ob die Gabe des homöopathischen Arzneimittels relativ sehr schwach sei und leicht von anderen arzneilichen Reizen gestört oder vernichtet werden müsse, diejenigen Homöopathen, welche die Potenzirtheorie nicht anerkennen, trotzdem dass sie materiell ungleich grössere Gaben anwenden. Zwar ist bei ihnen die Arzneigabe voluminöser und in geringerer Verdünnung und es könnte scheinen, als würde sie deshalb weniger leicht von andern fremdartigen Reizen gestört oder vernichtet werden und als wäre die Hahnemann'sche Forderung leichter ausführbar. Allein diese Erleichterung ist nur scheinbar, und bei genauerer Betrachtung müssen gerade hier die Schwierigkeiten noch unübersteiglicher sich herausstellen. Wenn nämlich diese Makrodosisten grössere Gaben anwenden, so können sie sich doch hierbei nicht wie die Potenzirtheoretiker auf Erhöhung und stärkere Entwickelung der dynamischen Heilkräfte durch die Potenzirung und auf das Wegfallen aller physikalischen Eigenschaften und mathematischen Massenverhältnisse berufen; bei ihren Gaben gelten im Gegentheil die gewöhnlichen Gesetze über Grösse und Wirkung, und es stehen sich demnach einfach Grane oder Hundertel und Tausendel Grane gegenüber. Es liegt also auf der Hand, dass trotz dieser grössern und zum Theil selbst massiven Arzneigaben doch viel leichter hier eine Störung oder Aufhebung der Arzneiwirkung zu befürchten und eine Sicherung vor fremd-

artigen Arzneireizen noch schwerer als bei den höheren Potenzen zu erreichen steht.

Werden nun diese Begriffe nnd Bestimmungen über die Stärke und Unverletzlichkeit der gewöhnlichen homöopathischen Arzneigaben (sowohl der niedrigen als der hohen Potenzen) gegenüber den fremdartigen arzneilichen Reizen auf obige Diät-Vorschrift Hahnemann's angewendet, so wird sich sehr bald herausstellen, ob und wieweit die Homöopathen im Stande sind, ihre Arzneigaben vor Störung oder Vernichtung zu schützen. Die feinen und hochdynamisirten Gaben werden nach den Grundsätzen der Potenzirtheorie nicht beeinträchtigt durch den Genuss von gewissen Stoffen (wie Kalk, Silicea etc.) in rohem unpotenzirtem Zustande, weil diese erst arzneiliche Kräfte durch das Potenziren erhalten; deshalb würden die Potenzirtheoretiker ihre Arzneigaben nur vor diesen Stoffen in potenzirtem Zustande und ausserdem überall noch vor denjenigen Arzneistoffen zu schützen haben, die schon in rohem unpotenzirtem Zustande arzneilich wirken, wie Arsen, Belladonna, Mercur etc. Die Anhänger der stärkern und massivern Arzneidosen aber müssten wenigstens von ihren Patienten alle solche Quantitäten von fremdartigen Arzneireizen abhalten, welche im Vergleich zu den von ihnen gegebenen Arzneidosen wirksam erscheinen können, also diesen gleich oder wenigstens nahe kommen. Hiervon dürfen aber freilich dann auch diejenigen Arzneistoffe nicht ausgenommen bleiben, welche mit Kalk, Kohle, Kieselerde etc. in eine Kategorie rangiren. Wie sich aus dem Spätern ergeben wird, kann den Vertheidigern der Hahnemann'schen Diät ohne Gefahr eingeräumt werden, dass diese Forderungen, wenn auch nur mit grosser Schwierigkeit und keineswegs vollständig und zu jeder Zeit, aber doch grösstentheils erfüllbar sind; ich will wenigstens zur Zeit annehmen, dass sie für uns zu erreichen wären und dass die homöopathischen Aerzte von ihren Patienten alle fremden Medicamente abhalten könnten, wenigstens in Dosen, welche ihren Arzneimitteln eben gleich oder nahe kommen. Absichtlich habe ich nämlich bis jetzt nur von der Abhaltung aller wirklichen Arzneistoffe im engern Sinne gesprochen. Wie verhält es sich aber mit den ungleich zahlreichern Substanzen, welchen

zwar nicht der Name eines Arzneistoffes im gewöhnlichen und stricten Sinne gegeben wird, aber dennoch im homöopathischen Sinne arzneiliche Kräfte zugestanden werden müssen, wie Kaffee, Thee, Gewürze, Wein, Essig, Gerüche etc.? Hahnemann hielt offenbar deren Vermeidung, namentlich bei chronisch Kranken, für ebenso wichtig und nothwendig und führt deshalb sogar im 260. §. eine specielle Liste davon auf, welche die Grundlage zu den später besonders gedruckten „Diätzetteln" bildet. Trotz allen Sträubens und bei aller Hingebung und Willfährigkeit für Hahnemann's Aussprüche muss doch ein Jeder, meiner Ueberzeugung nach, zugestehen, dass es gegen diese Einflüsse und Reize keinen Schutz und keine Mauer giebt. Wenn auch der homöopathische Arzt seine Kranken vor Belladonna, Mercur und dergleichen Apothekerwaaren, ja selbst vor Chamillen und Baldrian schützen kann, vor jenem zahllosen Heer von Substanzen, die in der Luft, in dem Wasser, in den Speisen, sichtbar und unsichtbar, greifbar und ungreifbar, riechbar und unerkennbar, jeden Augenblick bei Tag und bei Nacht, einen Jeden umlauern und unversehends überfallen, ist keine Rettung möglich und denkbar, am wenigsten bei unsern verwickelten Culturzuständen in grösseren Städten, mit deren Niederlagen und Fabriken, mit deren alle Lebenselemente durchdringenden und verderbenden Gewerben, Efluvien, Industriezweigen und Producteverfälschungen. Es bedarf keines Nachweises, dass dergleichen schädliche Reize fortwährend vorhanden und zwar in Mengen, die sehr oft quantitav selbst die massiven Dosen der sogenannten Specifiker nicht nur erreichen, sondern sogar weit übertreffen werden. Also können denn gegen diesen unvermeidlichen Feind sogar die starken Dosen unserer Arzneimittel keinen Schutz bringen und es scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als sich an den Glauben auf die durch das Potenziren unermesslich gesteigerte Kraftentwickelung der homöopathischen Heilmittel zu hängen und sich fest darauf zu verlassen, dass diese dadurch hartnäckig und gewaltig genug geworden sind, allen diesen feindlichen Einflüssen zu widerstehen. Aber auch diese letzte Zuflucht bietet keinen hinreichenden Halt und Schutz. Hahnemann selbst, der Urheber und standhafteste Vertreter der Potenzirtheorie, kann und mag nicht

dieser erhöhten Dynamisation und Kraftentwickelung so viel Gewalt beimessen, denn von ihm gerade geht ja das Interdict gegen jene Schädlichkeiten aus; wenn er seine Potenzen jenen Einflüssen gegenüber für gesichert und ungefährdet gehalten hätte, so brauchte er eben diese strengen und in der Wirklichkeit nicht ausführbaren Verbote nicht zu geben; dass er sie aber gab, muss eben am besten selbst allen Anhängern der Potenzirtheorie beweisen, dass er die durch seine Potenzirung erlangte Kraftentwickelung allein nicht für fähig hielt jenen Schädlichkeiten gegenüber Stand zu halten. Es hiesse auch in der That die Lehre Hahnemann's von der Dynamisation vollständig missverstehen und verkennen, wenn man die durch das Potenziren bewirkte höhere Kraftentwickelung auf die Widerstandsfähigkeit gegen fremdartige Reize beziehen und ausdehnen wollte. Hahnemann und mit ihm alle Anhänger der Potenzirtheorie lehren nur, dass die Wirkung der Arzneistoffe durch das Potenziren wohl geistartiger, feiner, von allen giftigen und chemischen Eigenschaften reiner und dadurch zu homöopathischen Heilzwecken geeigneter, nicht aber gröber, stärker und störenden Einflüssen gegenüber hartnäckiger und unvertilgbar werde. So nur ist auch allgemein in der Praxis diese Lehre aufgefasst und verstanden worden, und in Folge dessen sind es auch gerade die Anhänger der Potenzirtheorie und der hohen Verdünnungen, welche vorzugsweise die Hahnemann'sche Diät vertreten und streng vorschreiben, und kein Homöopath, sei er Mikro- oder Makrodosist, wird z. B. zweifeln, dass ein Streukügelchen der 30. Verdünnung von Schwefel einer strengern Diät bedürfe als ein Gran der 1. oder 2. Verreibung von Quecksilber. Die Potenzirtheorie reicht also wohl aus zu erklären, warum eine Potenz von Natrum muriaticum durch den Genuss von Kochsalz nicht gestört wird, weil sie lehrt, dass die arzneiliche Kraft bei Kochsalz erst durch das Potenziren geweckt und entwickelt wird, aber keineswegs vermag sie die feinen Arzneigaben zu schützen gegen jene störenden Einflüsse und Noxen, von denen einige sogar selbst in potenzirter Gabe einwirken, wie z. B. das in den Röhren und Cysternen Londons geschüttelte und gerüttelte Bleiwasser, welches in der That etwa einer 6. oder 8. homöopathischen Verdünnung entspricht.

Aus allem Diesen geht also hervor, dass auch eine nur relative Immunität, wie sie Hahnemann verlangt, nicht zu erreichen ist, indem die homöopathischen Arzneidosen, die massivern der Specifiker so gut wie die hohen Verdünnungen der Potenzirtheoretiker, nicht gross und stark genug sind, um nicht berührt und gestört zu werden von den fremdartigen Noxen, die wir nicht abzuhalten im Stande sind.

Es muss demnach scheinen, dass ich trotz aller Bemühungen endlich auf denselben Punkt und zu denselben Consequenzen angelangt bin, als mein verehrter College in England, der, nachdem er gefunden, dass Hahnemann's homöopathische Diät in ihren Principien und in ihrer vollen Bedeutung durchaus nicht durchführbar ist, sogleich auch annimmt, dass sie überhaupt nicht nöthig und demnach ganz bei Seite zu lassen sei. Die Erfahrung, meint er, habe untrüglich genug bewiesen, dass homöopathische Arzneimittel ihre volle Wirkung ausüben trotz unhomöopathischer Diät, ja sogar trotz gleichzeitig gebrauchter allöopathischer Arzneidosen. Die Beispiele dafür, die er aus seiner eigenen Erfahrung mit Chinin und Laudanum anführt, könnten gewiss leicht ansehnlich vermehrt werden, namentlich durch das von Helbig in seinem Heraklides erzählte Factum von der Wirkung eines homöopathischen Arzneimittels, das aus Missverständniss in einer Tasse Kaffee eingenommen wurde. Dennoch muss ich aber gestehen, dass diese letzte Schlussfolgerung Russel's auf völlige Beseitigung der homöopathischen Diät mir vorschnell und nicht gerechtfertigt erscheint, und ebenso unzureichend seine versuchte Erklärung der unzweifelhaften Thatsache, dass sehr kleine Arzneidosen zuweilen ihre Wirkung vollbringen in einem Körper, der zu gleicher Zeit grossen Gaben eines andern Arzneistoffes ausgesetzt ist. Er tröstet sich nämlich damit, dass es noch viel wunderbarer sei, einem Menschen Capsicum zu verordnen, der täglich mit Curry-Pulver seine Speisen würzt, oder einem Andern Calcarea, der mit jedem Glas Wasser eine ungleich grössere Portion Kalk verschluckt, und verweist dabei auf die Möglichkeit, dass Stoffe in ihrer curativen Wirkungssphäre sehr kräftig wirken können, welche in ihrer nutritiven ganz wirkungslos sind; es gleiche etwa die arznei-

liche Wirkung eines Stoffes einem distincten Impulse auf das Nervensystem, etwa wie von einem Tone, und wirke wie ein Impuls, der nur rein dynamisch ist, während derselbe Stoff, wenn er in den Körper gelangt zum Zweck der Ernährung, das Nervensystem in keiner Beziehung afficirt. So geistreich nämlich auch diese Vergleichung ist, so kann und soll sie doch nur anschaulich machen, wie es zugeht, dass eine homöopathische Arzneigabe nicht unbedingt aufgehoben werde durch eine grössere Menge derselben Substanz, die in den Organismus durch Speise oder Trank in rohem unarzneilichem Zustande gelangt, wie Calcarea oder Natrum muriaticum durch Kalk oder Kochsalz. Wer eine Erklärung dieses allerdings auffälligen Vorgangs verlangt, wird sie übrigens ebenso gut und vielleicht ungesuchter in einer rationellen und vorsichtigen Annahme einer Kraftentwickelung einiger Stoffe durch Reiben und Verdünnen finden. Denn ohne deshalb die Potenzirtheorie vollständig zu adoptiren, lässt sich doch nicht in Abrede stellen, dass einige Arzneistoffe, welche in grossen Gaben nur eine sehr einseitige und vorübergehende Wirkung haben, in feinen Dosen weit eindringlicher und nachhaltiger wirken, und dass einzelne Substanzen, wie z. B. gerade die unlösliche und indifferente Kieselerde, Kalk, Kochsalz etc., erst durch das Verreiben arzneiliche Eigenschaften erhalten. Zur Aufklärung und Lösung des Widerspruchs aber, der zwischen der Hahnemann'schen Diätforderung und der Unmöglichkeit deren Ausübung besteht, ist die Russel'sche Vergleichung und Analogie ebenso wenig befähigt, wie alles Das, was ich bis jetzt zur Rettung der Hahnemann'schen Diätprincipien angeführt habe. Wir müssen also nach einem andern Auswege suchen, wenn wir nicht gezwungen sein wollen, wie Russel den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen.

Es ist also nicht möglich, die von Hahnemann vorgeschriebene Diät durchweg einzuhalten und die gegebenen homöopathischen Arzneidosen vor allen fremdartigen arzneilichen Reizen zu bewahren; aber ebenso sicher ist es auch, dass trotzdem unsere Arzneimittel, selbst in sehr feinen Gaben, ihre vollständige Wirkung äussern. Trotz ihres Widerspruches müssen diese beiden Sätze als unwiderlegliche Thatsachen anerkannt

werden. Wie lässt sich nun dieser Widerspruch erklären und ausgleichen, oder vielmehr, was ist es, das unsere feinen Arzneigaben gegen jene fremdartigen, an Qualität oft hundertmal grössern Schädlichkeiten und arzneilichen Reize schützt und in ihrer Wirksamkeit unbeeinträchtigt erhält? Die vollständige, ebenso einfache als leicht zu beweisende Aufklärung hierfür bietet sich ganz von selbst in dem homöopathischen Aehnlichkeitsgesetz. Der Umstand allein, dass zwischen dem homöopathischen Heilmittel und dem zu heilenden Krankheitsfalle eben eine besondere specifische Aehnlichkeit Statt findet, ist der Grund, weshalb jenes nicht nur schon in einer ausserordentlich kleinen Gabe heilend wirkt, sondern auch in dieser Heilwirkung von weit grösseren Quantitäten fremdartiger arzneilicher Reize, denen aber dieser specifische Bezug abgeht, nicht gestört wird. Es ist also allein die homöopathische Aehnlichkeit zwischen dem homöopathischem Heilmittel und dem zu heilenden Krankheitsfalle, welche die Wirksamkeit sehr kleiner Gaben auch jenen massenhaften aber unspecifischen Schädlichkeiten gegenüber ermöglicht; ohne diese Aehnlichkeit wirken so unendlich kleine Gaben wie die homöopathischen gar nicht, oder mit andern Worten: sehr kleine Gaben eines Arzneimittels können nur wirken, wenn das Arzneimittel das homöopathisch richtig gewählte ist. Es ist dies begreiflicherweise auch derselbe Grund, warum überhaupt kleinehomöopathische Gaben keinen Gesunden krank, wohl aber Kranke gesund machen können. Dass aber wirklich ein leidendes Organ oder leidender Organismus gegen verwandte specifische (d. i. homöopathisch-ähnliche) Arzneireize eine unendlich grössere Empfindlichkeit und Reactionsfähigkeit besitzt als in seiner Integrität und gegen nicht specifische Reize, das ist eine Thatsache, die selbst von dem grössten Gegner der Homöopathie nicht geläugnet werden kann; Hunderte der alltäglichsten Thatsachen sprechen zu unwiderstehlich dafür: ein entzündetes Auge, das in gesundem Zustande sehr grelles Licht vertrug, wird schon durch den geringsten Lichtstrahl geblendet und bis zu Thränen und heftigen Schmerzen gereizt, und

ein verdorbener Magen wird schon durch den blossen Anblick oder Geruch derselben Speise bis zum Ekel und Brechen gebracht, die er im normalen Zustande in gewaltigen Portionen leicht und ungestraft bewältigt etc. etc. Es kann also bei diesem intimen specifischen Bezuge zwischen erkranktem Organ und homöopathischem Heilmittel, bei dieser auf das Höchste gesteigerten Wahlverwandtschaft zwischen beiden gar nicht verwundern, dass die Einwirkung und daraus entstehende Heilwirkung der feinen homöopathischen Arzneigabe durch jene groben, aber indifferenten und unspecifischen Reize nicht gestört oder aufgehoben wird, sie müssten denn in gar zu massiver Masse oder in zu nachhaltiger und eindringlicher Weise influiren. Geschieht dies, dann werden sie allerdings die homöopathische Heilwirkung natürlich stören oder ganz verlöschen und ihre eignen Wirkungen dem Organismus aufzwingen, wie uns dies ja z. B. auch gelingt bei unsern Arzneiprüfungen, bei denen wir durch starke und fortgesetzte Gaben den gesunden Organismus nöthigen auf das Arzneimittel zu reagiren und durch bestimmte Symptome der Reihe nach alle diejenigen Organe anzuzeigen, welche specifisch afficirt werden.

Diese richtige Auffassung und ganz natürliche Herbeiziehung des homöopathischen Aehnlichkeitsprincipes und der Verwandtschaft zwischen Krankheitsfall und Heilmittel in ihrer vollen Wichtigkeit und Bedeutung verhilft aber nicht nur zur Constatirung und Erklärung der Wirksamkeit homöopathischer Arzneigaben trotz des gleichzeitigen Vorhandenseins vieler fremdartigen Arzneireize, sondern sie vermag auch allein den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung der Diätfrage überhaupt zu geben und genau zu bestimmen, ob und in wie weit eine bestimmte Diät bei homöopathischen Arzneimitteln und Gaben möglich und nothwendig ist. Ueberlässt man sich dieser Entscheidung, so wird meiner Ansicht nach mit leichter Mühe sowohl das leitende Princip als auch das rechte Maass für Bestimmung und Feststellung unserer diätetischen Normen gefunden und dadurch deren praktische Ausführung ebenso ermöglicht. Denn dass es nicht gerechtfertigt und erlaubt sein kann mit Dr. Russel jede homöopathische Diät ohne Weiteres bei Seite zu werfen und unsere Patienten nur auf ihren Instinct und ihre Selbstbeobachtung zu verweisen, er-

hellt zugleich ebenfalls hieraus deutlich genug. Unbedingt bedürfen wir nämlich einer Diät, und zwar sogar einer besonderen, homöopathischen, nicht etwa nur einer allgemeinen, wie sie z. B. die physiologische Medicin, gestützt auf ihre wesentlichen Untersuchungen über die Ernährung und Assimilation des thierischen Organismus, ebenfalls verordnet und gerade darauf den Hauptaccent ihrer ganzen Heilthätigkeit setzt. Wir bedürfen allerdings, wiederhole ich, einer exclusiv homöopathischen Diät unseres Heilgesetzes und unserer Gaben wegen, aber dieselbe wird zum Theil eine andere Grundlage als die bisherige haben müssen und auch freilich sich nicht ein für alle Mal mit jenem „Diätzettel", der jedem Kranken in die Hände gegeben wird, abmachen lassen.

Wie gezeigt worden ist, werden die zarten Gaben der homöopathischen Heilmittel gegen fremdartige Einflüsse und Störungen wesentlich durch jene specifische Verwandtschaft zwischen Krankheitserscheinungen und deren homöopathische Arzneimittel geschützt. Dieser Schutz kann sich aber offenbar nur gegen diejenigen Einflüsse als hinlänglich bewähren, welche eben im vorliegenden Falle indifferent sind; jeder Reiz aber, welcher in einem ähnlichen specifischen Verhältnisse zu den Krankheitserscheinungen, namentlich aber zu dem angewandten Heilmittel steht, wird bis zu einem gewissen Grade allerdings störend auf die Heilwirkung influiren können und deshalb möglichst abgehalten werden müssen. Hieraus ergiebt sich nun neben der Nothwendigkeit auch zugleich die Aufgabe der homöopathischen Diät ganz von selbst; dieselbe muss nämlich vor Allem alle diejenigen Arzneistoffe und Noxen im speciellen Falle verbieten, welche zu dem verordneten Heilmittel in specifischer Verwandtschaft stehen oder, wie es auch anders ausgedrückt werden kann, dessen homöopathische Antidote sind. Sie wird demnach z. B. bei Aconit Gewächssäuren, bei Nux vomica Kaffee und Wein, bei Opium Kampher, bei Veratrum Tabak etc. etc. abhalten müssen, während bei andern Arzneimitteln und unter gewissen Beziehungen selbst diese an und für sich starken arzneilichen Reize keine Störung der Heilwirkung hervorbringen und deshalb gestattet werden können. Die homöopathische Diät wird aber auch berücksichtigen müssen,

welche Organe des Körpers speciell krankhaft afficirt und welcher Natur die Affectionen derselben sind; sie wird demnach verschiedene Aufgaben bei der Behandlung von Magen-, Darm-, Gehirn- und Lungen-Leiden etc. und wiederum verschiedene bei Gehirnentzündung und Migräne, bei Durchfall und Stuhlverstopfung, bei Lungenentzündung und Emphysem etc. zu stellen und zu lösen haben. Sie wird aber endlich auch vor Allem die Constitution, die Krankheitsdiathesen, das Alter, die Gewohnheiten, den Instinct, die Idiosynkrasien etc. des Kranken selbst zu berücksichtigen haben und danach in dem einen Falle oft das erlauben können, was sie im andern verbieten muss und umgekehrt. Kurz dasselbe Grundgesetz, auf welches überhaupt die ganze Homöopathie basirt ist, das Princip des Specialisirens und Individualisirens, muss auch hinsichtlich der Diät festgehalten werden; denn eben weil jedes Arzneimittel seine eigentlichen und besondern Wirkungen, und fast jeder Krankheitsfall meist seine charakteristischen und eigenthümlichen Erscheinungen und Beziehungen hat, so darf ebenfalls die Diät keine generellen, für alle Fälle gleichen Bestimmungen geben, auch abgesehen davon, dass sie in jener Allgemeinheit und Consequenz, wie sie Hahnemann verlangt, nicht durchführbar ist.

Die homöopathische Diät muss also eine specialisirende und individualisirende sein im Gegensatz zu der Hahnemann'schen, die wie schon oben gezeigt worden ist, generalisirt; sie muss sich nämlich vor Allem nach dem in Anwendung kommenden Arzneimittel und dessen specifischen Eigenheiten und antidotarischen Verwandtschaften richten; und dies ist uns ermöglicht und erleichtert durch unsre Kenntniss der physiologischen Arzneimittelwirkungen und deren specifischen Eigenthümlichkeiten und Verwandtschaften. Sie muss aber ferner auch specialisiren je nach den leidenden Organen und der besondern Art der Erkrankung und endlich auch je nach dem erkrankten Individuum. Sie kann demnach auch nicht wie die Hahnemann'sche Diät blos eine medicamentöse sein, d. h. blos auf den Schutz des gegebnen Arzneimittels bedacht sein, sondern sie wird auch die pathologischen Symptome und Verhältnisse des speciellen Krankheitsfalles sowie die individuellen

Eigenthümlichkeiten der kranken Persönlichkeit berücksichtigen müssen. Und auch hierzu befähigt die Homöopathie ebenfalls vorzüglich und ausschliesslich von allen andern medicinischen Systemen durch ihre genaue und exacte Kenntniss des Bezuges der Arzneimittel zu den einzelnen Organen und zu besondern Krankheitserscheinungen sowie durch die ausführliche und specielle Betrachtung und Exploration eines jeden Krankheitsfalles und einer jeden erkrankten Persönlichkeit. Ausserdem darf sich aber endlich die homöopathische Diät auch nicht wie die Hahnemann'sche blos damit begnügen eine rein negative zu sein, d. h. blos Alles das hinwegzuräumen suchen, was schädlich auf den Krankheitsprocess und störend oder vernichtend auf die Arzneimittelwirkung agiren könnte, sondern sie muss auch direct und positiv dem leidenden Organismus diejenigen Stoffe zuzuführen bedacht sein, welche je nach der speciellen Art und dem Wesen der Erkrankung und nach der Individualität des Erkrankten die geeignetsten sind und die günstigsten Verhältnisse zur Genesung und Kräftigung darbieten. Zu diesem Zwecke wird sie also auch der ausführlichsten Kenntnisse des Ernährungsprocesses selbst und des Werthes und der Bedeutung der gewöhnlichsten Nahrungsmittel, sowie der Verhältnisse, welche bei deren Aufnahme und Verdauung durch den Organismus zur Geltung kommen, bedürfen. Nur diesen letzten und überdiess nicht wichtigsten Theil der Diät werden demnach die Homöopathen mit den andern medicinischen Systemen gemeinschaftlich haben und sich hierbei auf die gründlichen chemisch-physiologischen Untersuchungen und Forschungen der letztern Zeit stützen können; darum muss auch von unsrer Seite diesen Arbeiten die gehörige Anerkennung und Wichtigkeit zugestanden werden, wenn auch freilich dabei keineswegs allen den von den Physiologen daraus gezognen Consequenzen hinsichtlich des Stoffwechsels und namentlich hinsichtlich der Begrenzung aller medicamentösen Heilwirkung auf diätetische Vorschriften Werth und Recht einzuräumen ist.

Es ist gewiss eine Grundbedingung einer jeden zweckmässigen Diät, dass sie nächst der Erfüllung ihres Zweckes und ihrer Aufgabe dem Kranken nicht mehr Verbote, Entsagungen und Opfer auferlegt, als eben nothwendig ist; es ist dies nicht etwa

eine Forderung, die nur aus grundsatzloser Nachgiebigkeit und Gefälligkeit gegen die Schwächen und Gelüste unsrer Patienten entspringt, sondern eine solche, von welcher in der Regel überhaupt die Möglichkeit der stricten Durchführung der Diät selbst mit abhängig ist. Eine übertrieben rigoröse Diät wird selbst von dem gewissenhaftesten Kranken nicht stets in allen Punkten beobachtet werden können; bemerkt derselbe aber vollends, dass einzelne Verletzungen nicht immer die befürchtete Störung der Arzneimittelwirkung nach sich ziehen, so wird er dadurch nur fahrlässiger gemacht und so zuletzt sich grössere Freiheiten erlauben als Derjenige, dem ursprünglich eine weniger strenge, aber durchführbare Diät vorgeschrieben wurde. Es ist stets Unrecht Gesetze und Verbote aufzustellen, deren stricte Befolgung voraussichtlich nicht wahrscheinlich oder sogar unmöglich ist. Hahnemann, indem er jeden fremdartigen arzneilichen Reiz bei dem homöopathischen Heilverfahren verbannt wissen wollte, stellte dadurch eine Forderung, die, wie wir sahen, sowohl nicht in allen Fällen nöthig, als auch fast überall unmöglich zu erfüllen war. Aus diesem Grunde ist die Hahnemann'sche generalisirende Diät nicht praktisch und von sehr Vielen thatsächlich vernachlässigt oder gänzlich bei Seite geschoben. Die auf das Aehnlichkeitsprincip basirte und dadurch wesentlich eingeschränkte specialisirende Diät lehrt für den einzelnen Fall stets nur einige specielle Schädlichkeiten und Einflüsse zu vermeiden und concentrirt die Aufmerksamkeit und die Gewissenhaftigkeit des Patienten auf wenige Punkte. Sie fordert demnach, ohne ihrem Zwecke und ihrer Aufgabe Etwas zu vergeben, keine Unmöglichkeiten, ja nicht einmal besondre Schwierigkeiten. Hierzu kommt noch, dass Hahnemann wirklich auf der einen Seite manche Substanzen, Genüsse und Einflüsse in ihrer Bedeutung und Wichtigkeit als Arzneiwirkung störende Potenzen überschätzt zu haben scheint; auf der andern Seite macht er aber auch selbst darauf aufmerksam (§. 266. Anmerkung), dass sehr viele arzneiliche Stoffe durch die Zubereitung, wie Trocknen, Auspressen, Gähren, Räuchern, Kochen, Backen etc., ihre Arzneikräfte zum Theil oder völlig verlieren. Wird ausserdem noch die Macht der Gewohnheit mit in Anschlag

gebracht, vermöge welcher gar manche an und für sich störende und arzneiliche Substanzen und Genüsse vollständig aufhören auf viele Individuen irgend einen Arzneireiz auszuüben, so kann gewiss mit gutem Recht angenommen werden, dass die Gefährdung der homöopathischen Arzneigaben keineswegs so vielseitig und bedeutend ist, wie von mancher Seite behauptet wird, und dass deshalb bei gutem Willen und einiger Vorsicht sehr leicht eine Diät beobachtet werden kann, welche den engen specifischen Bezug des richtig gewählten homöopathischen Heilmittels zum kranken Organ und zur entsprechenden Krankheitserscheinung durch fremdartig arzneiliche Schädlichkeiten nicht stören oder aufheben wird.

Dies wären denn also in Kürze die Principien, Elemente und Bedingungen einer homöopathischen Diät; es ist dieselbe allerdings als wesentlich verschieden von der ursprünglich Hahnemann'schen nicht zu verkennen; dennoch läuft im Grunde dieser Unterschied nur auf die Zugrundelegung und speciellere Durchführung eines richtigen leitenden Principes hinaus, sowie auf eine dadurch erlangte Modification und Einschränkung derselben, wodurch die Ausübung derselben überhaupt nun erst möglich geworden ist. Niemand wird mir übrigens hoffentlich hier einwerfen, dass eine derartige Diät für den Arzt wenigstens gar keine Erleichterung im Vergleich zu der Hahnemann'schen gewähre, sondern im Gegentheil grössere Sorgfalt durch ihre jedem einzelnen Falle anzupassende Specialisirung erfordre und dadurch überhaupt äusserst schwierig und unpraktisch, oder wohl gar unmöglich werde. Denn selbst zugegeben, es erwüchsen dem ordinirendem Arzte dadurch grössere Bemühungen, als wenn er seinem Patienten ein für alle Mal einen gedruckten Diätzettel in die Hände drückt, den dieser bei dem besten Willen nicht consequent länger als einige Stunden befolgen kann, so würde doch dies wahrhaftig einen homöopathischen Arzte nicht kümmern dürfen, der ja gewohnt ist Jedem seiner Kranken eine specielle Sorgfalt zu widmen. Dass aber vollends eine solche Diät nicht gar sehr schwierig oder gar unmöglich vorzuschreiben und durchzuführen ist, beweist am besten der Umstand, dass sehr Viele unter den homöopathischen Aerzten dieselbe in der

Wirklichkeit schon längst, wenigstens Annäherungsweise, executirt haben, indem sie fortwährend, von der Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit dazu getrieben, Ausnahmen und specielle Einschränkungen in der Zetteldiät je nach dem einzelnen Krankheitsfalle und dem verordneten Arzneimittel eintreten liessen und also durch die That die Richtigkeit und Zweckmässigkeit der hier entwickelten Principien darlegten. Im Grunde ist demnach das von mir Vorgeschlagne keineswegs neu, sondern ich habe nur für das schon Bekannte den leitenden Grundsatz gesucht und statt der Willkühr und der unmotivirten Inconsequenz und Halbheit das Gesetz bewusstvoller Consequenz aufzustellen mich bemüht.

Diejenigen aber, welche mir bei meinen vielleicht etwas trocknen und mühseligen Betrachtungen und Folgerungen mit Geduld und gutem Willen Schritt vor Schritt gefolgt sind, werden mir wenigstens zugestehen, dass ich ohne Parteilichkeit und ohne jede vorgefasste Meinung die Thatsachen betrachtet und mit grösster Vorsicht und ohne allen Zwang die auseinanderlaufenden und zum Theil verwirrten Fäden zusammenzufassen gesucht habe. Ob es mir gelungen ist die herrschende Disharmonie und die unerfreuliche Confusion, die bisher hinsichtlich dieses wichtigen Punktes unter den Homöopathen sich bemerklich machte, aufzulösen und dadurch Etwas zur Erreichung eines endlichen sichern Resultates beizutragen, mögen Billigdenkende entscheiden und Diese deshalb ihre Entgegnungen und Verbesserungen nicht zurückhalten. Gewiss ist es, dass diese Frage wohl eine allgemeine Beachtung und eine baldige definitive Lösung verdient.

In einem zweiten Artikel werde ich vielleicht bald versuchen, die hier im Allgemeinen und nur den Grundzügen nach aufgestellten Principien einer homöopathischen Diät im Einzelnen, soweit es die jetzigen Vorlagen erlauben, zur praktischen Anwendung zu bringen.

Miscellen.

1) Zur physiologischen Wirkung des Boletus igniarius.

J. Tersancky: „Die Schimmelräude und die Athmungsbeschwerden der Arbeiter in den Schwammfabriken.“ Oesterreich. med. Wochenschr. 1849. No. 9. S. 258.

T. theilt in diesem Aufsatze die nachfolgenden interessanten Beobachtungen von Krankheitserscheinungen mit, welche er in Ungarn in unzähligen Fällen an Denjenigen wahrgenommen hat, die sich daselbst mit der Fabrikation des Feuerschwamms beschäftigen. Die Herstellung des Feuerschwammes erheischt vorzugsweise drei Manipulationen, die, von verschiedenen Arbeitern verrichtet, jede nach T.'s Beobachtungen ihre eigenthümlichen nachtheiligen Einwirkungen auf die Gesundheit hervorbringen. Diese Manipulationen sind:

I. das Einsammeln und Lostrennen der Schwämme von den Baumstämmen, an welchen sie wachsen;

II. das Abklopfen und Beschneiden der durch die Fermentation, welcher sie unterworfen werden, mit dichtem, bis Zoll langem Schimmel überzogenen Schwammplatten. Dieser Schimmel ist theils weiss, theis dunkelgelb, theils rost- und kupferfarben und erfüllt bei dem Abklopfen als feiner trockner Staub das ganze Local, worin diese Operation vorgenommen wird;

III. das Beizen des Schwammes, in andern Localen, meist von Frauenzimmern verrichtet.

Wir geben in Folgendem die einzelnen Symptome schematisch geordnet wieder und bemerken durch die beigesetzte römische Ziffer (I, II, III), bei und nach welcher von diesen drei Operationen sie beobachtet worden sind.

Fieber: Gelindes Reizfieber mit öfterm Frösteln, beschleunigtem Puls, Schwere und Eingenommenheit des Kopfes. (II, III.)

Congestionen: Nasenbluten, oft bis 20 Mal in einem Tage wiederkehrend, wobei die Nase monströs anschwillt, glänzend roth ist und unerträglich juckt. (II, III.)

Haut: Es erheben sich an mehren Stellen des Gesichts, theils zerstreut, theils in beträchtlichen Gruppen, hirsekorngrosse gelbe Bläschen auf entzündetem Grunde; diese bersten und ergiessen dann eine klebrige Flüssigkeit, die an der Luft zu Borken erstarrt, nach deren Entfernung man die Haut erodirt und eiternd findet. (II.)

In einzelnen jedoch seltenen Fällen werden auch die entblössten Theile des Halses und die Ohren in gleicher Weise afficirt. (II.)

Schwer heilende Hautentzündungen im Gesicht und an den Händen, von aufgetropftem frischen Safte des Schwammes. (I.)

Ganze Hautpartien an den Händen sterben ab und lösen sich los. (I.)

Panaritien, mit Abfallen des Nagels endigend. (I).

Respirationsorgane: Nasenschleimhaut aufgelockert und die Nasenhöhle dadurch verengt. In einzelnen Fällen entwickelt sich Ozäna, wobei die Knorpel und Weichtheile der Nase verloren gehen. (II, III.)

Anfangs leichtes Hüsteln. (II, III.), dann

Heiserkeit mit Brennen im Halse und Schlingbeschwerden (II), darauf

Schmerzhaftes Kratzen im Halse. (II, III.)

Sehr anstrengender Reizhusten mit Brustbeklemmung und Seitenstechen. (II, III.)

Blutstreifiger Auswurf. (II, III.)

Oft werden ganze Fetzen von abgelöstem Epithelium der Tracheal- und Bronchialschleimhaut ausgeworfen. (II, III.)

Chronische Lungenkatarrhe.

Obliterationen der feinen Bronchialverzweigungen.

Hämoptoë.

Asthma.

Hydrothorax.

Phthisis trachealis und pulmonalis.

Genital-System: Gelindes Jucken der Scrotalhaut, später in ein Brennen wie von glühenden Kohlen übergehend. (II.)

Scrotum geröthet, angeschwollen, an verschiedenen Stellen um das Doppelte verdickt. (II.)

Eiterbläschen am Scrotum, nach dem Aufbersten Krusten erzeugend. (II.)

Geschwüre an den Labiis und in der Vagina. (III.)

Nach einer 3jährigen Amenorrhoë traten die Menses wieder ein, nachdem die Person einige Wochen in einer Schwammfabrik gearbeitet. (III.)

Uropoët. System: Harnstrenge. Blutharnen. (III.)

Augen: Augenlider roth, empfindlich, geschwollen. (II.)

Conjunctiva geröthet. Lichtscheu. Fortwährendes Thränen. (II.)

2) Zur physiologischen Wirkung der Canthariden.

Bouillaud, Klinische Forschungen bezüglich der Canthariden-Albuminurie (Revue medico-chirurgicale 1848, Jan. et Fevr.) bemerkt

1) dass in allen Fällen von Anwendung der Vesicatorien auf vorher scarrificirten Stellen Albuminurie entstehe. Weniger constant sei es bei Anwendung auf nicht scarrificirten Stellen.

2) Dass der Eiweiss-Gehalt des Urins den Tag nach der Anwendung von Vesicatorien beginnt und 1—3 Tage andauere. In einem Falle nach einem sehr grossen Blasenpflaster dauerte die Albuminurie 6 Tage.

3) In den beobachteten tödtlich endenden Fällen zeigte sich die innere Haut der Nieren geröthet und injicirt.

(Ein Fingerzeig für die Anwendung der Canthariden bei der Bright'schen Krankheit.)

3) Die Katheterisirung des Trommelfells als Heilmittel gegen Neuralgie, Hysterie etc.

Dr. Desterne (Journ. de la soc. gallic. de médec. homoeop. Tom. VI. No. 14. pag. 644.) fand durch Zufall, dass ein

sehr heftiger Zahnschmerz bei einem Kinde plötzlich verschwand, als er mit einer Sonde in das Ohr des Pat. einging und das Trommelfell berührte. Weitere Versuche hatten gleich günstigen Erfolg, und so wandte denn D. allmälig dieses Verfahren in Verbindung mit homöopathischen Arzneimitteln auch gegen andre Krankheiten, wie Migräne und Neuralgieen, oft mit zauberhafter Heilwirkung an. Er bedient sich dazu entweder eines Katheters oder einer Sonde, ja in Ermanglung dessen sogar einer Schnürnadel oder jeden andern Stiftes mit einer stumpfen Spitze; er geht langsam in den Gehörgang ein und berührt nur vorsichtig und nicht heftig das Trommelfell. Die Patienten empfinden bei Berührung desselben eine plötzliche Erschütterung, wie von einem Blitze oder elektrischem Schlage, die sich allen Kopfnerven mittheilt oder auch zu dieser oder jener Körperparthie, namentlich auch zum schmerzenden Theile sich fortleitet. Nach der Operation fühlen die Patienten einige Minuten lang einen dumpfen Schmerz hinter dem Ohre, unter der Ohrmuschel und im innern Ohre; ist das Trommelfell zu stark berührt worden, so entsteht leicht sehr heftiges Pfeifen und Brausen im Ohre, das aber sogleich nachlässt, wenn die Operation vorsichtig wiederholt wird.

Diejenigen Krankheiten, in denen D. bisher von seinem Verfahren Erfolg gesehen hat und sogar gewisse Indicationen aufzustellen vermag, sind: Neuralgieen des Kopfes und der Glieder, Kopfschmerz, Migräne, gewisse hysterische Anfälle (als Stummheit, Ohnmachten, Lähmungen), convulsivische Zuckungen einzelner Gesichtsmuskeln, Augenblinzeln, Taubheit, Lähmungen, Geisteskrankheiten, Grippe.

D. glaubt bestimmt, dass die Heilwirkung dieser Manipulation nur eine auf das homöopathische Aehnlichkeitsgesetz basirte ist und giebt ohne grossen Zwang eine gar nicht unwahrscheinliche Erklärung und Theorie des Vorganges bei dieser Heilwirkung. Dringend fordert er aber Alle zu Versuchen und Prüfungen dieses höchst einfachen und leicht anzustellenden Verfahrens auf, von dem er sich unendlich viel, gewiss wenigstens einen völligen Ersatz für die Elektricität verspricht.

Todesnachricht.

Abermals hat die Homöopathie einen schweren Verlust zu beklagen. Am 5. Februar Abends 9 Uhr starb in Pressburg Dr. Joseph Attomyr an den Folgen eines acuten Rheumatismus. Vergeblich blieben leider alle Anstrengungen, die mit aufopfernder Hingebung von den Freunden in Pressburg und Wien zur Rettung des Schwererkrankten gemacht wurden.

In ihm verlor unsre Sache einen ihren begeistertsten und begabtesten Jünger, der mit unermüdlicher Kraft sein ganzes Leben und Streben der Homöopathie gewidmet und gerade zur Zeit der heftigsten Verfolgung als kühner und glücklicher Vorkämpfer nicht wenig zu ihrem Gedeihen und Vordringen beigetragen hat. Dürfen wir doch mit Recht zum grösstem Theile die Bekehrung Ungarns, dieses Landes, das seit Jahren eine Wiege und Pflanzschule der Homöopathie geworden ist und noch mehr zu werden verspricht, seinen Verdiensten zuschreiben. Durch Wort, Schrift und That hat er nie aufgehört für seine Wissenschaft, der er auch im reifern Alter noch mit der ungeschwächten Begeisterung und Thatkraft eines feurigen Jünglings anhing und Alles aufzuopfern bereit war, zu wirken und so manchen schönen Saamen ausgestreut, der gute Früchte getragen hat. In allen seinen zahlreichen Schriften zeigt sich ein lebendiger, schwungvoller Geist, der, wenn er auch nicht immer den gewaltigen Drang und Flug einer reichen Phantasie ängstlich zu zügeln vermochte, doch selbst in seinen Excentricitäten noch wohlthätig anregte und nicht selten, namentlich in seinen letztern Arbeiten, durch klaren, scharfen Verstand, Witz und treffenden Ausdruck hervorstach und dabei die Wahrheit ungescheut zu Tage förderte.

Sein Andenken soll uns stets heilig bleiben.

Prolongation der Roth'schen Preisaufgabe.

Da bis zu dem bei der erstmaligen Veröffentlichung dieser Preisaufgabe gestellten Termin eine Preisbewerbungsschrift nicht eingegangen ist, so wird derselbe hierdurch bis *zum* 15. *Juni* 1856 verlängert. Die Preisaufgabe lautet wie folgt:

Ein Freund der Homöopathie, welcher nicht genannt sein will, hat Herrn Dr. *Roth* in Paris die Summe von 500 Francs übergeben, um selbe als Preis zu verwenden für eine:

„*Monographie der physiologischen und therapeutischen Wirkungen des Aconits, mit Benutzung und genauer Angabe aller Quellen der gesammten medicinischen Literatur.*“

Obgleich den Concurrenten die ausgedehnteste und vollkommenste Freiheit in der Aufgabe zugestanden wird, so wird ihnen doch besonders empfohlen

1) *Wo möglich überall, auch in der nichthomöopathischen Literatur, auf die Urquellen zurückzugehen und dieselben genau anzuführen.* 2) *Alle früheren Angaben unserer A. M. L., wie auch die Fragmenta de viribus medicamentorum sorgfältig zu vergleichen.* 3) *Sich aller botanischen und chemischen Disgressionen, wie auch aller hypothetischen Allgemeinbetrachtungen zu enthalten; vielmehr diejenigen Punkte, in denen wir noch in Unkenntniss sind, offen zuzugestehen und die sich eingeschlichen habenden Irrthümer hervorzuheben.*

Nachdem nun die DDr. **Clot. Müller** und **V. Meyer** in Leipzig und **Bernh. Hirschel** in Dresden von Herrn Dr. *Roth* zu Preisrichtern ernannt worden, werden die Bewerber ersucht, ihre betreffenden Arbeiten in **deutscher** Sprache und möglichst gut concipirt unter den bekannten Cautelen (Motto, Reinschrift von fremder Hand) noch **vor dem 15. Juni 1856** an einen der genannten Herren Preisrichter einzusenden, damit am nächsten 10. Aug. der genannte Preis, dessen Betrag bereits bei Dr. *Cl. Müller* deponirt ist, ertheilt werden könne.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

V.

Ein Beitrag

zur Behandlung traumatischer und überhaupt mechanischer Beschädigungen, mit Rücksicht auf Anwendung homöopathischer Mittel und der kalten Aufschläge bei denselben.

Von Dr. **Käsemann** in Lich, im Grossherzogthum Hessen.

Wir haben schon einige specielle therapeutische Abhandlungen, im letzten Jahre auch eine Therapie der Geisteskrankheiten und Seelenstörungen von Jahr erhalten, die immerhin Anerkennung verdient. Es steht zu erwarten, dass mit der Zeit auch die Chirurgie einen speciellen Bearbeiter findet, und es würde eine wesentliche Erleichterung sein, zur Ausführung eines solchen Werkes viel Material zur Grundlage zu haben. Ich habe mir darum vorgenommen, aus meiner nicht geringen Erfahrung auf diesem Felde auch kleine Beiträge gelegentlich zu liefern; aber über diesem Vorhaben ist schon mehr als ein Jahr hingegangen, die Zeit fehlt oft — auch wenn man noch so haushälterisch mit ihr zu Werke geht —, und so behält Manches bei einem guten Willen sein Bewenden. Es übertrifft mich nicht leicht Einer in bescheidener Abschätzung seiner Leistungen, man wolle mir darum nicht die Meinung unterschieben, als könne ohne meine Beihilfe nicht doch ein solches Werk zu Stande kommen, doch halte ich es für Pflicht eines Jeden, sein Scherflein nach Kräften beizutragen, und so sei es gewagt, hier einen kleinen Beitrag zur Behandlung mechanischer Verletzungen und Beschädigungen zu liefern, wobei mir zunächst die ersten

Tage dieser Behandlung, also der frische Zustand dieser Verletzungen vor Augen schwebt. —

Bei fast allen frischen mechanischen Verletzungen — Fracturen, Contusionen, Traumen, Luxationen — hat man, wie überhaupt fast überall in der alten Medicin, die Natur bei ihren Anstalten zur Bewerkstelligung einer Heilung beherrschen zu müssen geglaubt, — ich sage beherrschen, hätte vielleicht sagen müssen entgegen zu arbeiten gesucht. Anders kann man man es doch wohl nicht nennen, wenn man hier ungesäumt und fast ohne Unterschied kalte Aufschläge von reinem Wasser, oder Eis, Schmuckerschen Fomentationen, oder Bleiwasser etc. anwendet. Die Absicht liegt nahe und ist jedem bekannt, man will Entzündung verhüten, unterdrücken, mässigen, heilen. — Erfahrungen hat darin gewiss ein jeder, denn als Anfänger kann man ja nur das ausüben, was man in den Hörsälen gelehrt wurde und in succum et sanguinem aufgenommen hat, die Feile des Lebens, der Meisel der Erlebnisse nimmt Manches davon weg, wie wir Homöopathen insbesondere davon zu reden wissen, aber auch Andere ehrlich bekennen — z. B. der geistreiche Verfasser des „Stolpertus, oder ein junger Arzt am Krankenbette", welcher bekennt, dass er beim Beginnen seiner ärztlichen Laufbahn für jede Krankheit sieben Recepte im Voraus gehabt, nach siebenjähriger Praxis aber für sieben Krankheiten kein einziges Recept mehr gekannt habe. So erging es mir bei Anwendung der kalten Aufschläge, ohne welche ich Anfangs auch bei Fracturen etc. nicht bestehen zu können glaubte. Ein Zufall prellte mich um diesen Schatz und gewährte mir dadurch einen reicheren an Einsicht und Belehrung. Ich will diesen Zufall hier ganz getreu mittheilen. Ein kräftiger Bursche fällt Abends durch Ausglitschen auf glatter Eisfläche in der Strasse dahier und beide Knochen des Unterschenkels brechen in der Mitte desselben. Er wird lege artis von mir verbunden und mit kalten Fomentationen behandelt. — Dies war am 19. Januar 1832. Am dritten Tage sagte Patient, er müsse Maden am Beine haben, es krabbele darin so arg, dass er nicht schlafen und keine Ruhe haben könne. Ich lachte ihn aus, in so kurzer Zeit und im

Winter schon so etwas glauben zu können, setzte noch hinzu, er würde einen Floh darin haben, und der würde schon heraus zu kommen suchen. Am nächsten Tage bestand derselbe noch hartnäckiger auf seiner Behauptung, und im Aerger verstand ich mich dazu, den so gut liegenden Verband abzunehmen und neu anzulegen. Wie erstaunte ich darüber, den ganzen Verband von Maden wimmeln zu sehen. Ich tödtete dieselben durch Branntwein, wagte aber natürlich nicht mehr die Fortsetzung der kalten Aufschläge, war dadurch um so besorgter für den ferneren Fortgang, da ja jetzt die entzündliche Reaction erst recht zu befürchten war. Der fernere Verlauf aber versetzte mich bei dieser Neulings-Erfahrung noch in grösseres Erstaunen, denn ich hatte mit keiner Unannehmlichkeit mehr zu kämpfen, mein Verband blieb fester, als bei der Nässe, da ich gewöhnlich Papp- und selten Holzschiene anwende, der Kleisterverband damals aber noch nicht bekannt war; der Verlauf übertraf alles Erwarten. — Seit dieser Zeit wagte ich immer mehr mit den kalten Fomentationen spärlicher zu werden und schätze mich glücklich über diesen Zufall. —

Zunächst vergegenwärtige ich mir hiernach nun die Art und Weise der Ausführung jener Fomentationen, wie sie in Stadt und Land gehandhabt wird. Ein Gefäss mit kaltem Wasser — auch wohl Eis und Schnee darin — wird zur Hand gestellt, und aus demselben von Zeit zu Zeit Wasser aufgegossen oder ein darin befeuchtetes Tuch aufgelegt — nach Instruction durch den Arzt oder Chirurgen, so oft der Verband warm werden will. — Es giebt aber kaum jemals unter den gewöhlichen Bürgers- oder Landleuten ein Individuum, welches dieses so pünktlich besorgt; man hat darum mehr einen warmen als einen kalten Umschlag, der eigentliche Zwek ist also verfehlt und wird gar nicht erreicht; — wo unter andern Verhältnissen es anders gehandhabt werden kann, z. B. wie in Anstalten und bei guten Krankenwärtern, da kann wenigstens eher noch von wirklich kalten Aufschlägen die Rede sein, im gewöhnlichen Privatleben — wie gesagt — kann man es mit Fug und Recht nicht so nennen. —

Nun drängt sich die Frage auf, sind in oben genann-

ten Verletzungen kalte Aufschläge nöthig und nützlich? sollen sie hierbei überall angewendet werden?

Nach den Grundsätzen der Therapie muss immer nur nach bestimmten Indicationen das Heilmittel gewählt werden, und eben so gebieten diese Grundsätze auch die sogenannten Contraindicationen, welche streng genommen ganz wegfallen könnten, da überall, wo ein Mittel contraindicirt ist, es eigentlich nicht indicirt sein kann — man hatte da nicht genau genug individualisirt. — Ich weiss ganz gut, dass ein sonst gebotenes Brechmittel aus Rücksicht auf eine Hernia etc. nicht in Anwendung kommen kann, aber gerade deswegen ist auch das Individuum immer das Maasgebende. — Doch ich lasse diesen Faden fallen und stelle mir zuerst die Frage: was will die traumatische Reaction und Entzündung? Ist jede traumatische Reaction als etwas Krankhaftes zu betrachten? Ist selbst die traumatische Entzündung nicht geradezu nöthig in manchen Fällen?

Ueberall, wo das organische Leben irgendwie eine Hemmung oder Störung durch eine Noxe erleidet, macht der betroffene Organismus Anstalten, seine Individualität gegen diese feindlichen Angriffe und deren Folge zu behaupten. Diese Reactionen sind aber bekanntlich nicht sogleich und überall so tumultuarisch, dass sie einer Beschränkung von Seiten der Kunst bedürften, sie sind mitunter sogar geringer, als man sie wünschen möchte. Wo irgend ein Heilvorgang aber das normale Maas einhält, da hat die Kunst und der Heilkünstler, dem dieses Maas bekannt sein müsste, keinen Grund, einen Eingriff in diesen naturgesetzlichen Vorgang zu unternehmen; — Indicationen sind wenigstens da nicht vorhanden, wo keine Krankheiten sind, und mechanische Störungen werden bekanntlich ja meistens nicht für Krankheiten gehalten, sondern gelten nur als krankmachende Momente; — wollte man aber gegen jedes krankmachen könnende Causalmoment schon ankämpfen, dann müsste man wohl gegen manchen physiologischen Vorgang ohne Weiteres schon zu Felde ziehen, und da könnte es sich leicht ereig-

nen, dass man nachher mit den Kunsteingriffen mehr schadete, als der vermeintlich drohende Feind, der bis jetzt sich noch verborgen gehalten hatte. — Ich erinnere hier an das Dentitionsgeschäft, welches in seinem normalen Verlaufe unserer Kunst durchaus nicht bedarf, mitunter sogar ganz unvermerkt vor sich geht, eben so aber auch bis zur Lebensgefahr ausarten und den Tod zur Folge haben kann. Gerade so kann auch ein gebrochener Knochen heilen ohne Beihilfe der Kunst, ausser etwa des Contentiv-Verbandes und — bei gleichzeitiger Dislocation — der vorausgegangenen Coaptation, er kann aber eben so auch von Folgen bis zur Nekrose, Gangrän und zum Sphacelus — und selbst bis zum Ertödten des Individuums begleitet sein. Der Heilkünstler kann darum eben so gut zum mässigen Zuschauer gestempelt werden — wenn er in der Eigenschaft als Chirurg sein *Ἔργον της χείρος* verrichtet hat —, wie er andrerseits zu recht thätigem dynamischem Handeln aufgefordert werden kann. — Nun kann und wird Mancher sagen, man muss diesen üblen Ausgängen vorbeugen durch zeitiges Eingreifen, und damit stimme ich ganz überein, denn gerade das Zeitige schwebt mir vor, das Unzeitige und Verfrühte aber bekämpfe ich. Wo gleich anfangs ein energisches dynamisches Eingreifen eigentlich nöthig ist, da müssen auch Indicationen dazu vorhanden sein, und diese finden sich nicht selten in dem Vorhandensein heftiger Schmerzen, die auch nach erfolgter Einrichtung eines gebrochenen Knochens etc. noch fortbestehen, sie finden sich weiter in bedeutender Quetschungs-Geschwulst etc., sie können sich sogar in unterdrückter Lebensthätigkeit präsentiren — und local und allgemein. — Hier muss es heissen: principiis obsta. — Wollte man diese zwei Worte „principiis obsta“ auf jedes gebrochene und verrenkte Glied so wie auf jede frische Wunde von einigem Belange schreiben und damit andeuten oder dem Chirurgen den Fingerzeig geben, dass ungesäumt ein sogenanntes antiphlogistisches Verfahren eingeleitet werden müsse, so hätte man über diesem allgemeinen Satze, den nur eine allgemeine Therapie so nackt hinstellen kann, einen Hauptgrundsatz ver-

nachlässigt, den die specielle Therapie dringend gebieten muss, nämlich den, überall genau zu indivualisiren, und diesen Cardinalsatz finde ich bei der Behandlung mechanischer Störungen fast durchgängig mit Füssen getreten; — wäre dieses nicht der Fall, so könnte man nicht sogleich mit dem antiphlogistischen Apparat, besonders mit den allgemein gebrauchten kalten Aufschlägen bei der Hand sein, und wären die letzten stets mit solchem Heilerfolge gekrönt, wie man ihnen nachrühmt und von ihnen erwartet, so dürften üble Ausgänge der Art, wie ich oben einige nannte, nicht so oft vorkommen bei ihrem Gebrauche, als es doch der Fall ist und nicht weggeleugnet werden kann. —

Ich weiss, wie sehr man verliebt ist in die kalten Aufschläge bei solchen Fällen, weiss darum auch, wie ungern man darauf verzichten wird, denn gar mancher Fall verlief prächtig unter ihrer Benutzung, wovon auch ich reden kann, doch weiss ich auch zu erzählen von der Annehmlichkeit, die der Patient hat, der sie entbehren kann. Da ist weder er noch irgend ein Wächter belästigt mit der richtigen Handhabung derselben, wenn sie das sein sollen, was man verlangt, nämlich kalte und nicht warme Aufschläge, denn letztes werden sie — wie ich gezeigt habe — sehr leicht, und so bald sie warm geworden sind, erhitzen oder brennen sie den leidenden Theil, wecken aus dem Schlafe und stören überhaupt mannigfach. — Einen Nimbus verbreiten sie freilich um den Heilkünstler, denn der hat ja seine Hand fast gar nicht mit im Spiele, wenn er nur einen Verband besorgt und nun nichts weiter ab- und zu zu thun braucht. Diesen Nimbus möchte ich auch der alten Schule nehmen helfen, von der diese und manche andere Vielgeschäftigkeit herstammt, die namentlich in der Chirurgie bis zum Erbarmen und ohne alle Rationalität — selbst von Herren der sogenannten rationellen Schule — getrieben wird. Ich möchte die Fähigkeit haben, den Beweiss zu liefern, dass nirgends mehr als in chirurgischen Fälten das Verfahren der alten Schule ein sehr nutzloses ist, was auch bei Einigen, die den alten Schlendrian sich abwenden, hier und da schon sich zeigt;

gerade hier möchte ich der Physiatrik so recht ihren Triumph feiern helfen. — Zu diesem Zwecke wollen wir einmal einen kleinen Umgang halten, eine Rundschau auf einige Einzelnheiten, oder — wenn es besser klingen sollte — ein wenig individualisiren und einige Fälle speciell betrachten. — Nehmen wir Brüche des Vorderarms in Betrachtung, die unter allen am häufigsten vorkommen. Ein kräftiger junger Mann fällt auf die Hand, bricht den Radius dicht über dem Griffelfortsatz, Verschiebung oder Dislocation ist kaum zu bemerken, die Schmerzen bei der Untersuchung sind sehr heftig, sonstige Complicationen nicht vorhanden. Unter der üblichen Aus- und Gegenausdehnung wird der regelrechte Verband angelegt, die Binde zur bessern Anlegung und die Pappschienen werden angefeuchtet, nun aber kein Wasser etc. mehr aufgegossen; der Arm in eine Mitelle gehängt und ruhig gehalten. Nach dem Verbande verschwinden die Schmerzen, in den ersten 6—8 Tagen geschieht also gar nichts, nach 6—8 Tagen wird der Verband renovirt und nun der Stärkeverband angelegt; während des Anlegens dieses Verbandes stellen sich Schmerzen an dem gebrochenen Theile ein, dann aber bei wirklich gelungenem — nicht zu fest anliegendem — neuen Verbande nicht wieder. Es ist höchstens noch eine Renovation nöthig, oft auch nicht einmal, besonders wenn die Stärke gut war. — Das war ein Bruch in der Nähe des Gelenkes, der Verlauf ohne alle üble Folgen, der Gebrauch des Gliedes nach der Heilung alsbald möglich, Steifigkeit im Handgelenke gar nicht vorhanden. — Ein solcher Bruch kam mir vor einigen Wochen vor, er wurde nicht für einen solchen gehalten, man rieb sogar noch Terpentinöl ein, es entstand Schmerz, Geschwulst, Röthung, welche Erscheinungen ich für Folge der Einreibung hielt und nach meiner Ansicht cessante causa verschwinden würden. Ich verfuhr darum wie oben und sah denselben Erfolg. — Brüche in der Mitte des Vorderarms, durch gleiche Veranlassung entstanden, auch wenn starke Dislocationen bis zu starker Verkrümmung des Gliedes zugegen sind, behandle ich ebenso; ja einen solchen bei einem Knaben von 12 Jahren mit reizbarer Nervenconstitution, in letztem Sommer mir zur Behandlung kommend, wo ein Knochen

die Haut durchstossen hatte — also Complication mit Wunde — erfuhr dieselbe Behandlung mit demselben Erfolge. Interessant war hier die Veranlassung. Der Knabe half in der Scheune Heu abladen, springt von einer Anhöhe von einigen Schuhen herab auf das Heu und erleidet diesen Bruch. — Ein alter Mensch fällt und bricht in der Mitte des Gliedes — entfernt von der einwirkenden Gewalt — den oder die Knochen, jede Complication fehlt. Ist irgend ein Grund hier vorhanden, der traumatischen Reaction Grenzen zu setzen? Muss man nicht vielmehr froh sein, wenn sie hinreichend ist zur Ossification? Ich sah bei Achtzigern einen ganz regelmässigern Verlauf unter obiger Behandlung. — Ein gesunder, kräftiger, stämmiger Mann, dem Branntweintrinken ergeben, wird beim Planiren eines Erdwalles an einem Chausseebaue verschüttet, der Knochen des Oberschenkels ist dadurch gebrochen, in der Mitte des letzten eine Wunde, welche ziemlich stark blutete, so dass man auf dem ganzen Wege bis zu seiner Heimath — gegen zwei Stunden von dem Orte des Verunglückens entfernt — die Blutspur verfolgen kann. Nach gewöhnlichem Verbande mit der 18köpfigen Binde, Schienen und Strohladen wird eine Gegenausdehnung unterhalten, aber keine Aufschläge werden gemacht. Die Blutung mit ihrer Schwächung, so wie — um mit Stolpertus zu reden — das Sauftemperament hätten bei richtiger Individualisiruvg schon hinweissen können auf Erhaltung der nöthigen Reaction, denn es ist wohlbekannt, wie schnell bei Branntweintrinkern die Kräfte erschöpft sind, wenn ihnen der Spiritus entzogen wird, was doch bei solchen traumatischen Störungen nöthig ist. Mir kam noch eine Erfahrung zu Hilfe, und durch diese wurde ich ermuthigt zum Einhalten der abwartenden Methode. Begierig war ich auf das Verhalten der Wunde, doch nach den alle 2—3 Tage anfangs wiederholten Besuchen fand ich an den Verbandstücken keine Hinweisung auf Eiterung, Blutung etc., und da kein Grund zur Renovation des Verbandes vorlag, so liess ich den ersten acht Tage lang liegen. Nach Lösung desselben fand ich zu meinem Erstaunen die Wunde fest geheilt — also ohne Eiterung —, während ich früher bei Benutzung der Wasseraufschläge immer bei solchen

Fällen noch Nachblutungen sah und keine so rasche Heilung. Der Verlauf liess bis zur Heilung nichts zu wünschen übrig, als einen ruhigeren Patienten, denn der Mensch hatte mir später zwei Mal in seiner Unruhe den ganzen Verband abgelöst, was bei der unterhaltenen Gegenausdehnung keine weitern Nachtheile hatte. — Ad vocem Unruhe. Da fällt mir ein Knabe von etwa 4 Jahren dahier ein, welcher von einem Karren gefallen war und den Oberschenkelknochen gebrochen hatte. Dieser Knabe verhielt sich — wie vorgenannter Mensch — so lange ganz ruhig, als die Bewegungen während der entzündlichen Reaction noch Schmerzen verursachten, dann aber liess er mir fast keinen Tag den Verband unangetastet. Es war zum Verzweifeln, Züchtigungen und Alles vergebens. Ich kam auf den glücklichen Einfall, schmale Sandsäcke der ganzen Länge des Gliedes nach in der Art zu befestigen an den übrigen Verband, dass er die Befestigungsschnüre nicht öffnen könnte; das Glied konnte er nun wegen der Schwere der Sandsäcke nicht bewegen, und so gelang die Heilung ohne irgend eine Verkürzung etc. — Ich kann überhaupt nicht mit dem Ausspruche Henriques in der allgem. homöop. Ztg. Bd. 45 p. 45 mich vereinigen, dass es „zu den ausserordentlichen Seltenheiten gehöre, wenn bei einem Beinbruche das Glied nicht etwas kürzer wird, dieses variirt von einem Viertel bis zu 2 Zoll.“. Ich kann eine Menge aufweissen, wo dieses nicht der Fall ist, will aber nur ein recht sprechendes Beispiel hier mittheilen. Ein sehr starker Bursche wollte einen dicken Nussbaum zu sogen. Bohlen (dicke Diehle) verschneiden helfen, beim Zurechtlegen des Baumes kommt derselbe in einen starken Rutsch und zermalmt dem Burschen den Unterschenkel an einer festen, gefrornen Erdwand, so dass man mit Hebstangen das kolossale corpus delicti erst entfernen musste, um das Bein los zu kriegen. Ich fand eine Wunde in der Mitte des Unterschenkels, in welche man eine Faust legen konnte, die Ränder zerquetscht, viel Blutverlust, das Glied daselbst nur noch an einem Stück Haut und Muskeln befestigt war oberhalb der Wunde geschwollen und gespannt, fast prall. — Zum ersten Male in meinem Leben (und auch nie wieder) kam mir hier der

Gedanke, dass es wohl nöthig sei, augenblicklich zu amputiren. Mit diesem Gedanken im Kopfe ging ich einigemal im Zimmer auf und ab, den ganzen Fall nebst der kräftigen Constitution des jungen unglücklichen Menschen mir genau veranschaulichend, wobei mir auf einmal jede Furcht verschwand und mir es zu Muthe war, als riefe eine innere Stimme mir zu, ich solle die Heilung mit Belassung des Gliedes versuchen. Es geschah, ich richtete den Verband und das Lager her, dachte dabei, im schlimmsten Falle würde ja der Brand nicht so rasch das Kniegelenk überschreiten, dass nicht doch noch die Amputation im Oberschenkel mit Glück vorzunehmen sei. Die noch an der einen Seite unversehrt gebliebene Parthie der Weichtheile schien mir hinreichend zur Vermittelung der Ernährung des unteren Theils des Gliedes. Der Würfel war also geworfen, der Anfang unzähliger Mühe und Sorgen gemacht; der arme Mensch mit seinen Schmerzen, seiner ungewissen Zukunft, mein etwaiger Antheil an schlimmem Ausgange wegen Unterlassung der gewiss von fast Allen indicirt erachteten ungesäumten Amputation beschäftigte mich beständig. Jeden Tag war ich bei ihm, und vier Nächte nach einander musste ich zu ihm. Am zweiten Tage schon kamen dicke Brocken Mark aus der Wunde und dünner Eiter, so dass ich jeden Morgen ihn verbinden und zwei Männer in dortigem Orte anlernen musste, am Abend die frei gelassene Wunde zu verbinden, d. h. die alten auf der Wunde liegenden Lappen mit frischen zu vertauschen. Sobald diese aber Abends 10 Uhr ihren Auftrag erfüllt hatten, bekam er Schmerzen, dass er laut aufschrie und mehre Häuser weit gehört werden konnte; ich musste herbeigeschafft werden, und so kam es, dass ich vier Abende nach einander immer um 12 Uhr heraus citirt wurde. An einen festen Verband durfte ich nicht denken im Anfange, kalte Fomentationen waren hier nicht zu entbehren in den ersten Tagen, doch konnte ich sie bald weglassen, die Eiterung wurde stark, die Wunde reinigte sich bald, und als ich den Stärkeverband anlegen konnte, der nur auf einer Seite so wie unten und oben im Zusammenhang sein durfte, hatte ich mit dem Kranken die Nachtruhe gewonnen. Es gingen

34 Knochenstücke heraus, worunter ein Stück der Tibia von fast zwei Zoll Länge, theils mit theils ohne vorherige Dilatation etc. Die Heilung erforderte einen Zeitraum von der Mitte Februar bis zum October (1840), was sich begreifen lässt, wenn man nur den Wiederersatz des grössten Knochenstücks erwägt, denn dieser Zwischenraum war noch von weicher Knorpelmasse nur ausgefüllt, als alles Andere schon geheilt war und der Bursche mit seinem Stärkeverband an Krücken herumging; ja er arbeitete schon wieder als Zimmermann, als noch kleine Splitterchen sich Bahn brachen. In diesem Falle habe ich eine Zeitlang auch das Symphitum offic. benutzt, in einer Zeit, wo keine weiteren äusseren Mittel mehr angewendet wurden; Salben kamen nicht in Anwendung. Das Resultat war Erhaltung des unverkürzten Gliedes mit solchem ungeschmälerten Gebrauche desselben, dass sein Bemühen, den Rest seiner Militärpflicht erlassen zu bekommen, vergebens war, was deutlich bewahrheiten kann und beweisst, dass der Ausspruch des mir sehr achtbaren Henriques einer Beschränkung bedarf, besonders wenn ich beifüge, dass keine Gegenausdehnung hier in Anwendung kam und überhaupt von mir bei Unterschenkelbrüchen nicht angewendet wird. Ich will später meinen ganz einfachen Verband derselben angeben, füge hier nur noch an, dass — begreiflicherweise — meine Mühe, Sorge etc. bei diesem ungewöhnlich heftigen Verletzungsfalle durch die lebenslang frohe Erinnerung daran aufgewogen wird. Es ist leicht denklich, welchen Antheil und welches Mitleid bei allen Ortsbewohnern dieser Fall bewirkte, und darum verzeihlich, wie sich alle Leute von Einfluss es ein Anliegen sein liessen, bei der in die Länge sich ziehenden Heilung den Kranken zu veranlassen, einen specifischen Chirurgen von grossem Rufe, der damals oft auch in jenen Ort kam, einmal zu berathen, wozu aber Patient nicht zu bewegen war — auch dann noch nicht, als dieser Chirurg, dem man die ganze Geschichte erzählt hatte, den Auspruch gethan: „er begriffe die Geduld des Dr. Käsemann nicht, denn es möge noch so lange dauern, am Ende würde doch nichts übrig bleiben, als das Bein abzuschneiden. Ob sich der Prophet darüber gefreut hat, dass

er nicht Recht hatte, weiss ich nicht, das aber weiss ich gewiss, dass dieser und von 50 Andern wohl auch 49 das Glied sogleich abgenommen haben würden; — auch will ich einräumen, dass ohne Kenntniss der homöopathischen Heillehre und der daran sich reihenden grösseren Bekanntwerdung mit der Heilkraft der Natur und den Gesetzen des Heilvorgangs ich gewiss eben so wenig an die Möglichkeit der Erhaltung des Gliedes geglaubt hätte. Denn die Physiatrik, wie sie jetzt von der physiologischen Schule gehochachtet wird, ist ein Kind der Homöopathie oder doch wenigstens ein Seitensprössling derselben — man mag es eingestehen oder nicht.

Hieran reihe ich eine Mittheilung, die einen Mann in den vierziger Jahren betrifft, der arbeitenden Klasse angehörend, dem Trunke des Branntweins ergeben, von melancholischem Temperamente, welches sich auch geltend gemacht hatte durch einige Mal erfolgte melancholische Gemüthskrankheit. Dieser Mann hatte auf der Chaussee den Tag hindurch gearbeitet, wollte am Abend einen mit wenigstens 20 Centnern Stein beladenen Wagen benutzen, um sich darauf zu setzen, vorher aber einen Pack auf denselben werfen, während der Wagen im Gange war. Er war bei dieser Gelegenheit zu nahe hinzu getreten, wurde umgeworfen und das hintere Rad ging über den einen Unterschenkel. Ich könnte wohl der Deutlichkeit halber noch beifügen, dass der Mann zur Seite des Wagens stand, zwischen den beiden Rädern. Man hatte ihn nun auf denselben geladen und nach Haus gebracht, mir vorher schon den Unglücksfall angemeldet, so dass ich ihn noch hineinbringen helfen und vorher eine Lagerstelle nothdürftig zurichten konnte. Die Untersuchung ergab einen schrägen Bruch beider Knochen des Unterschenkels, das Rad schien von dem äussern Knöchel schräg nach oben und innen über das Bein gegangen zu sein. Der Fuss war kühl, blau, teigig — der Fingerdruck hinterliess Dölle, die lange stehen blieben, bei Untersuchung des Knöchels war es, als habe man eine Portion Erbsen unter den Fingern. Ein Glück war es, dass der Wagen in raschem Gange war, sonst hätte es wohl noch schlimmer sein müssen, aber dennoch muss noch irgend ein un-

bekannter Zufall statt gefunden haben, sonst wäre es unbegreiflich, wie die Weichtheile noch so durchkommen konnten. — In chirurgischer Beziehung mit prognostischer Berücksichtigung war der Fall übrigens bedeutsam genug. Denn ein Knochenbruch nach solcher Veranlassung, complicirt mit Quetschung des Knöchelgelenks und bedeutender Verletzung des Knöchels selbst, bei stark beeinträchtigter Lebensenergie des ganzen Fusses, lässt immer eine zweifelhafte Prognose zu, da es bekannt ist, dass starke Quetschung allein ja die Lebensthätigkeit so weit herabsetzen kann, dass das Reactions-Vermögen mitunter nur schwach erwacht und brandiges Absterben dadurch entstehen kann. — Ich reponire und lege den gewöhnlichen Verband an, bringe eine Schwebe an, sehe mich aber nicht veranlasst, durch Aufschläge die Reaction zu verhüten oder ihr entgegenzutreten, aber auch nicht anzufachen, welches letzte am Fusse, den ich mit einfacher trockner Leinwand bedeckte, hätte nöthig scheinen können, da er nach dem Verbande die tiefen Abdrücke der ganzen Hand des die Ausdehnung daselbst ausübenden Mannes zeigte, blau und kühl blieb. — Eine merkwürdige Erscheinung war mir die hier wahrgenommene Nervenverfassung dieses Mannes, welche fast an Indolenz grenzte. Die Schmerzen waren an den ersten 2 Tagen kaum nennenswerth, fast ängstlich gering — besonders da der Fuss ziemlich in obiger Verfassung blieb. Etwa in der dritten Nacht aber kommt der Sohn des Patienten zu mir und sagt, sein Vater habe arge Schmerzen und Brennen im Beine, lasse darum fragen, ob er diese tragen müsse und solle? er wolle es gern thun, wenn ich es befehle und für nöthig halte, möge es aber doch nicht für sich thun. Ich liess ihm sagen, er solle kaltes Wasser so lange wiederholt auf den Verband giessen, bis die Hitze und Schmerzen nachlassen. Bei meinem Morgenbesuche finde ich den Zweck erreicht, es wurden nun keine Wiederholungen nöthig, doch gab ich die Weisung, bei Wiederkehr dieser Zufälle sogleich wieder so zu verfahren, hatte diese aber auch gleich Anfangs für solche Fälle schon ertheilt. Da übrigens so bald die Schmerzen sich beschwichtigten, so bin ich ungewiss, ob nicht ein unruhiges Verhalten eine Reizung der Bruchtheile

verursacht hatte und dadurch diese Zufälle entstanden waren. — Die Heilung erfolgte in der gewöhnlichen Zeit von 7 Wochen, die ein Unterschenkelbruch nöthig hat; es blieb längere Zeit eine Steifigkeit im Fussgelenke zurück, die aber alsdann — nach Einreibungen von Knochenfett, welches ich hierzu am geeignetesten halte — so vollständig wich, dass keine Spur von Verkürzung oder irgend einer Beeinträchtigung wahrzunehmen ist. —

Bei Anführung der zurückgebliebenen Steifigkeit fällt mir ein Fall ein, der interessant ist und belehrend — auch wegen der Wasseraufschläge. Ein schwächlicher Knabe dahier hatte einen Bruch des äusseren Condylus des rechten Oberarms erlitten. Dieser fiel in die Zeit, wo ich ohne Ausnahme noch die kalten Umschläge benutzte bei Brüchen der Knochen. Ohne zu festes Anliegen des Verbandes empfand er bald im ganzen Vorderarme heftige Schmerzen, die den um so eifriger erneuerten Fomentationen nicht weichen wollten und darum mich nöthigten, den Verband abzunehmen, um nachzusehen. Ich fand den ganzen Vorderarm mit grossen und kleinen Blasen besetzt — Erysipelas bullosum —, sah mich also genöthigt, Alles wegzulassen, den Vorderarm in gebogner Haltung auf ein Brett über die Bettdecke zu legen, den Arm mit trocknen Tüchern zu bedecken, die grösste Ruhe zu empfehlen, und nach Umständen die Blasen aufzuschlitzen und trockne Läppchen oder Charpie darauf zu legen. Bis die Blasen geheilt waren, war der Arm schon ziemlich steif im Ellenbogengelenke geworden, und nach erfolgter Heilung des Bruches — bei später wieder angelegtem trocknem Verbande — war die Steifigkeit sehr gross, der Vorderarm stand zum Oberarme fast in geradem Winkel, über welchen hinaus man ihn nicht bringen konnte. Schon in letzter Zeit der Cur hatte ich künstliche Bewegungen versucht, die nun desto eifriger fortgesetzt wurden, zu welchem Behufe er täglich zu mir kommen musste. Anfangs wurden warme Localbäder von Malz etc. benutzt, später nur die Einreibungen von Knochenfett. Es dauerte wohl ein Vierteljahr, bis die Bewegungsfähigkeit des Arms so weit eingetreten, dass nur noch eine geringe Curvatur restirte. Ich überliess ihm nun die fleissige Uebung des Arms allein, wozu

ich besonders das Werfen mit diesem Arme und das Aufheben schwerer Gegenstände von der Erde empfahl. Der Zweck wurde so vollständig erreicht, dass er für dienstfähig beim Militair (seiner Zeit) erklärt wurde, und als Schuhmacher gar nicht gehemmt ist in recht weitem Drahtziehen. Man sieht hieraus, wie weit man es bei einer gewissen Ausdauer bringen kann, wie sie wohl überall nöthig ist, wo die Heilgymnastik in Anwendung kommen soll, und die Nachbehandlung war ja nichts anderes, als eine Heilgymnastik. — Man sieht weiter aus diesem Falle, dass nicht alles Heil bei Knochenbrüchen von kalten Fomentationen zu erwarten steht, ja sogar Nachtheile erfolgen können, da sonst wohl dieser Blasenrothlauf nicht erfolgt wäre. — In Bezug auf letzten muss ich mich rechtfertigen, weil ich nichts angebe von Rhus dagegen, was nur darin seinen Grund findet, dass ich damals noch nicht Homöopath war. Man kann es mir darum schon hoch genug anrechnen, dass ich nicht mit sonstiger Medication hervortrat, sondern die Hand rein hielt, denn ich zweifelte gar nicht daran, es würde cessante causa auch der Effect sich verlieren — einen Funken von Bescheidenheit muss man sich ja doch reserviren, sonst wird der Glaube an die Allgewalt der angewendeten Arzneien gar zu mächtig, und man geräth in Versuchung, Schlüsse daraus zu ziehen, bei welchen es Andern vielleicht schwarz vor den Augen wird — wo nicht gar der Verstand still steht, — und diese Bescheidenheit habe ich demnach schon früher gehabt, sie also nicht im homöopathischen Lager gelernt. —

An dieser Stelle möge die Erzählung einer Fractur des Darm- oder Hüftbeins (ossis ilii) stehen, die mir bei einem stämmigen, muskulösen, dem Trunke ergebenen Maurermeister von 64 Jahren dahier vorkam. Wahrscheinlich vom Branntwein etwas angeraucht, fiel er am 10. Mai 1849 Nachmittags von einem Gerüste herab auf die linke Körperseite. Man brachte ihn nach Haus, aber erst am 11. wurde ich gerufen. Bei der Untersuchung finde ich von dem linken Hüftbeine bis in die Mitte des Oberschenkels eine schwarzblaue Farbe, den Flügel des Hüftbeins in der ganzen Breite quer gebrochen, den unteren Theil des gebrochenen Knochens nach innen gekehrt, ganz lose und

leicht zu bewegen. Ausserdem hatte er eine scharf-gerissene, fast einer Schnittwunde gleiche, schräge über das linke Ellenbogengelenk sich hin erstreckende grosse Wunde, und Schmerzen — stechend — in der linken Brustseite beim Athmen, Bewegen, Husten etc.; — an Husten hatte er angeblich in seinem Leben noch nicht gelitten, er hatte eine gesunde Lunge stets gehabt und kräftige Constitution. Es hat sich schon starke Hitze und Durst eingestellt, der Urin ist ganz dunkel gefärbt, doch nicht blutig. Die stark gequetschten und bei der Untersuchung schmerzhaften Theile der Hüfte etc. werden mit Aufschlägen von kaltem Wasser, Salz und Branntwein belegt und nach Erforderniss erneuert. Ich hielt die Zusätze von Salz und Branntwein nöthig, um die Resorption des bedeutenden Extravasates zu erhöhen, mochte an deren Stelle die Arnica, welche ich sonst gewählt und vorgezogen hätte, nicht setzen, da ich wegen des Fiebers und Stechens in der linken Brustseite Aconit reichen zu müssen glaubte, welches ich am ersten Tage in der dritten und am zweiten Tage, wegen Erfolglosigkeit, in der zweiten Decimalverdünnung zu $^1/_2$ Tropfen p. d. in Wasser alle 2 Stunde nehmen liess. Einen Rippenbruch konnte ich nicht diagnostiren, es schien mir eine innere Quetschung auch hier statt gefunden zu haben, da er auf die ganze Rumpfseite gefallen zu sein scheint. Von physikalischen Erscheinungen der Brust finde ich nichts notirt. — Die Wunde am Ellenbogen wurde nur mit Heftpflaster und einer Zirkelbinde verbunden, wobei sie bald und ohne besondere Zufälle heilte. — Am 13. war das Fieber gemässigt, die Hitze an den gequetschten Theilen auch geringer, — am 15. konnte ich die Aufschläge weglassen, da die Hitze ganz weg war und auch die schwarzblaue Farbe schon lichter wurde. Jetzt liess ich Arnica-Tinctur (in Branntwein) einreiben und innerlich wurde ebenfalls Arnica (0,3 gtt. 6. in 12 Theelöffeln voll Wasser, alle 2 Stunden ein solcher) gegeben. Der Husten war noch stark, in letzten Tagen aber nicht mehr trocken, sondern mit vielen Schleimauswurf verbunden. In der Nacht vom 14—15. erfolgte der erste Stuhlgang (spärlich, hart und brockig). Ich hatte dadurch den Beweis vollständiger, dass innere Beschädi-

gungen nicht statt gefunden hatten in der Bauchhöhle. So bald es die Schmerzen zuliessen, legte ich einen breiten Gurt über den Hüftbeinkamm hin, um auf lezteren einen Druck anzubringen, wodurch es möglich wurde, den nach innen gekehrten unteren Rand des gebrochenen Knochenstücks mit dem oberen Theile des unteren Knochens in Berührung zu versetzen, was auch vollständig gelang, obschon allgemein angerathen wird, alle Verbandstücke hier fern zu halten. Man findet wohl nicht leicht einen solchen Bruch durch die ganze Fläche hindurch und mit dieser Dislocation, darum musste ich den Versuch dieses Verbandes machen und war froh, dass er vertragen wurde. — Die Heilung gelang vollkommen, ohne irgend einen Nachtheil zu hinterlassen. Den letzten Besuch finde ich am 9. Juni notirt. — Die Quetschung und Sugillation war längst beseitigt, als noch Husten und Auswurf, mitunter auch trockner Husten, belästigten, wogegen Hyosc. und Calcar. sulph. mit dem gewünschten Erfolge verabreicht wurde. —

Bemerken muss ich hier, dass Aconit und Aufschläge zugleich durch die besondere Complication nothwendig geboten schien, wenn man nicht rein hydropathisch behandeln und auf die Brust auch einen Aufschlag von Wasser legen wollte, was ich jetzt vielleicht des Versuches halber thuen würde, weil ich durchaus kein Freund bin von gemischtem Handeln. Doch ist es immer etwas ganz Anderes, wegen eines inneren Leidens ein indicirtes homöop. Mittel zu geben, als ein solches der äusseren Zufälle halber dem kalten Aufschlage **beizugesellen**, worauf ich hier einstweilen aufmerksam machen will, weil dieses so ganz modern zu sein scheint und ohne Noth geschieht.

Es gibt Brüche, bei denen fast nie kalte Fomentationen geboten sind, z. B. Schlüsselbeinbrüche, bei welchen ich in meinem Leben dieselben nicht anwendete. Diese Brüche haben das Eigenthümliche, dass sie gewöhnlich — nach allen mir bekannten Handbüchern über Chirurgie — ohne Verunstaltung nicht heilen sollen. Dem muss ich indessen widersprechen, seitdem ich den Verband des Dr. Eberl zu Bamberg, wie er in Rust's Magazin — 26. Band, 3. Heft — beschrieben ist, in An-

wendung bringe. Ich sehe dabei gar keine Deformität und finde, dass man bei einiger Vorsicht — namentlich wenn man den Riemen nicht zu fest schnallt und die Achselgruben gehörig mit Charpie oder Baumwolle ausfüllt — selbst die Umwicklungen des ganzen Arms entbehren kann. Dieses ist auch begreiflich, da ja sonst eben so gut auch der gesunde Arm eingewickelt werden müsste, welcher denselben Druck empfindet — mit Ausnahme desselben durch die Binde zur Befestigung der Schiene. — Ganz im Anfange meiner ärztlichen Praxis bekam ich einen Schlüsselbeinbruch bei einem kleinen Knaben hier in Behandlung, welcher so unruhig war, dass kein Verband zu erhalten war. Ich construirte mir einen ähnlichen wie den von Eberl — wenigstens ähnlich in Hinsicht des Zweckes, unterschieden aber dadurch, das die Riemen nicht rund etc. und an einem Kissen zwischen den Schultern ihre Befestigung fanden, welches Kissen nur das Unangenehme hatte, dass es hoch hinauf rutschte und das Hinterhaupt berührte, mit welchem der böse Bube sich immer daran rieb. — Der Bruch heilte so schön (obschon die Bruchenden anfangs ganz über einander lagen vor der Einrichtung), dass der Patient in seinen späteren Jahren, wo er freilich schon lange nicht mehr Patient war, von Hamburg aus, wo er von Heilungen dieses Knochenbruches mit stets zürückbleibender Deformität gehört hatte, an seine Eltern die Bitte richtete, sie möchten ihm doch einmal schreiben, welches Schlüsselbein bei ihm gebrochen gewesen sei. Diese Bitte kann gewiss als bester Commentar gelten. —

Rippenbrüche habe ich in Menge zur Behandlung bekommen. Oft sind dieselben sehr einfach und bedürfen nur eines ruhigen Verhaltens; wo die Schmerzen beim Athmen etc. arg sind, lege ich nur einen breiten Gurt um die Brust. Innerlich wird meistens Arnica, unter Umständen auch Acon. oder Bryonia nöthig; nur bei heftigen Zufällen werden kalte Fomentationen erforderlich sein, die ich wissentlich nur einmal anzuwenden nöthig hatte.

Obschon ich fühle, dass ich nur wenig einzelne Beispiele anführen darf, um den unter der Hand sich gegen den ursprüng-

lichen Plan weiter ausdehnenden Aufsatz nicht noch mehr anschwellen zu lassen, so dürfte doch dieser Fall einer speciellen Erwähnung werth sein.

Am 18. April 1854 fuhr der hiesige fürstliche Kutscher mit 2 raschen Pferden aus — in den Wald mit seinem Dienstherrn. Der Fürst stieg im Walde aus, und vielleicht gerade das langsame Zurückfahren nun mag die Ursache gewesen sein, dass die wenig beschäftigten, gut gefütterten und hitzigen Pferde wild wurden. Ein Pferd schlug dem auf einem niedrigen Bocke sitzenden Kutscher auf die Brust; derselbe hielt zwar immer noch die Zügel in der Hand, hatte aber nicht mehr die volle Kraft und auch die Besinnung und Geistesgegenwart nicht mehr vollkommen, ist überhaupt etwas ängstlich und hatte schon viel Unglück bei den Pferden gehabt, mehrmals schon Brustbeschädigungen erlitten. In diesem Zustande hat er vielleicht die Zügel etwas ungleich angezogen, der Wagen wurde zerbrochen, der Kutscher zu Boden geschleudert — und zwar an einer Anhöhe, welche das Pferd immer hinaufzuspringen suchte, doch gehemmt war. Bei diesen Ansprüngen sprang das Pferd ihm auf die Brust und Leib wiederholt, die Pferde wurden von zufällig vorbeigehenden Männern — durch Zerschneiden der Riemen — frei gemacht und sprengten heim, wo dieses eine grosse Sensation erregte, weil der Fürst mit diesen ausgefahren war und man grosses Unglück vermuthete. — Zu dem später nach Haus gebrachten Kutscher gerufen, fand ich an der Brust die Spuren der Quetschungen von dem Hufe des Pferdes, und an der rechten Brustseite verursachte die leiseste Berührung eine grosse Erhöhung der beständigen heftigen Schmerzen, was auch der Fall war bei Druck auf die hinteren Theile der Rippen — fern von der verletzten Stelle. Dieses liess mich auf Rippenbrüche schliessen, jeder Athemzug war von argen Schmerzen begleitet, tiefes Athmen unmöglich; dabei hatte Patient beständiges Frostzittern, wehklagte sehr und dachte an unvermeidlichen Tod.

Hier war es wohl dringend geboten, den anwesenden Erscheinungen und einem zu erwarten stehenden starken Congestiv- und Inflammations-Zustande der Lungen zu begegnen. Zu diesem

Zwecke liess ich fleisig kalte Aufschläge — mit Beihilfe von Eis — auf die Brust legen und gab Acon. 0,3 gtt. 6 in 12 Theel. voll Wasser, alle Stunde einen. — Dieses Mittel war auch dem heftigen Schrecken entsprechend. —

Am 19. hatte sich noch Hitze, Durst, frequenter etc. Puls hinzugesellt. Jede Bewegung des Rumpfes war fast unmöglich. — Dieselbe Ordination.

Am 20. höre ich, dass er in letzter Nacht viel Hitze und Schweiss bei mässigem Durste gehabt habe, jelzt hat er wenig Hitze und fast langsamen Puls, aber viel Husten und bei demselben ganz deutliche Crepitation. —

Da das Fieber wich und der Husten mir die Folge von etwaigem Extravasate etc. scheinen durfte, so hielt ich geeigneter, Arnica 0,3 gtt. 4 in 12 Theel. voll Wasser, alle 2 St. einen Theel. voll zu geben.

Am 21. hat er weniger Schmerzen und Hitze, aber sehr peinigenden Husten und viel grünlichen Auswurf. — Dieselbe Ordin., nur statt 4 Tropfen jetzt 6. — Aufschläge bleiben weg.

Am 22. erfuhr ich, dass er von gestern Abend 7 Uhr bis heute Morgen um 6 mehr Schmerzen an der Brust — auch auf der linken Seite — und im Bauche (an Stellen, die angeblich auch getroffen worden seien), viel Hitze und Schweiss gehabt habe, was in geringerem Grade noch fort besteht. Deshalb gebe ich wieder alle 2 Stunde eine Gabe Acon. (wie oben).

Abends 10 Uhr berichtet man mir, dass nach der ersten Dosis Acon. die Schmerzen nachliessen und er sich den Mittag hindurch ziemlich wohl befunden, mitunter sogar (zum erstenmal) geschlafen habe. Nach einer — für diesen Fall angeordneten — Gabe Arnica am Abend seien sogleich wieder die Schmerzen geweckt worden. Darum blieb es bei Acon.

Am 23., 24., 25., 26. und 27. bekommt er — wegen sehr gebesserten Befindens — nur Scheinpulver. Ich finde am 27. die Notiz in meinem Journal, dass er viel und guten Schlaf, guten Appetit und Stuhl etc., wenig Husten habe. —

Am 29. fange ich wieder mit Arnica an, aber nur einen Tropfen der 3. Decimal-Verd. auf obige Quantität Wasser. Vom

3. Mai an bekommt er 3 Tropfen Arnica, eben so zu nehmen, und verträgt sie jetzt sehr gut. —

Am 4. Mai ist er auf, hat nur beim Husten, der gering und selten ist, noch etwas Schmerz, ausserdem gar keinen. —

Dieses ist die letzte Ordination gewesen, denn von nun an schreitet er ungehindert seiner Genesung zu, und befindet sich nach dieser beträchtlichen Beschädigung ganz frei von allen Störungen. —

Ich will keine Epikrise dazu gesellen, aber ein allöopathischer Arzt, der so etwas liest oder hört, wird nicht begreifen können, dass dieses fertig gebracht werden könne ohne grossen Spectakel mit Blutentleerungen, Nitrum, Calomel etc. — Man lerne nur Demuth üben und maltraitire die Patienten und die Naturheikraft weniger, so wird sich eine ganz andere Aussicht eröffnen, was ganz besonders auf dem Gebiete der Chirurgie wünschenswerth wäre.

Brüche des Halses des Oberarmknochens habe ich einige geheilt ohne Fomentationen, und beim Schenkelhalsbruch sind kaum jemals solche nöthig, da hier die traumatische Reaction ja regelmässig gering ist. Die lästigen Verband-Apparate bei letztem verhüten nicht eine Verkürzung des Gliedes, weshalb ich ganz der Ansicht des Collegen Gauwerky (in der allg. homöop. Ztg. Bd. 36 p. 264), keine Extensionsapparate etc. anzuwenden, beipflichten möchte. —

Wenn Burggrave (in Brüssel) eine Abhandlung über den Watteverband schreibt, so ist daraus ebenfalls ersichtlich, dass die kalten Fomentationen entbehrlich werden können und nicht immer nöthig sind. Derselbe citirt daselbst (p. 69. in der Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Fr. Vocke) eine Stelle, die ich anderwärts schon einmal anführte, aber hier wiederholen muss. Diese heisst: „Schon der Vater der Medicin hat die Bemerkung gemacht, dass die Kälte für Wunden nachtheilig wirke, dass sie die Haut erhärte, die Schmerzen errege, die Eiterung verhindere und Frostschauer, Convulsionen und Tetanus herbeiführe.“ Es beweisst diese Stelle, dass gerade

da, wo mau jene für unentbehrlich halten möchte, sie am ersten nachtheilig werden könnte. Wo indessen, wie so häufig, die Erneuerung derselben von den Leuten seltener gemacht wird, als ihnen angerathen war, da könnten sie als warme Aufschläge wirken und von ihnen alsdann der Satz gelten, (besonders wo sie hauptsächlich der Schmerzen wegen in Anwendung kommen): „Omne calidum nervis amicum.“

In dem Aufsatze unseres Collegen Gauwerky: „Ein Beitrag zur Behandlung äusserer Verletzungen“ in der allg. homöop. Ztg. Bd. 36 p. 258. finde ich jetzt beim Nachschlagen eine mir aus dem Gedächtniss gekommene Stelle, nach welcher er — der Empfehlung des Dr. Faust in Bückeburg folgend — anfangs die einfachen und später auch die complicirtesten Beinbrüche mit trocknem, warmen und seltenem Verbande behandelt, oft sogar ohne alle Erneuerung des Verbandes bis zur Heilung. — Ich habe einmal den von Burggrave empfohlenen Watteverband bei einem Vorderarmbruch angewendet, ohne einen Vorzug finden zu können im Vergleich zu meiner ganz einfachen Behandlung, es fanden dabei sogar mehr Klagen über Schmerzen statt, als ich sonst zu hören gewohnt bin, doch will ich von diesem einen Falle nicht auf alle einen Schluss mir erlauben, da dieses eben so gut nur zu diesem individuellen Falle gehört haben dürfte. Die seltene Erneuerung des Verbandes ist ohnehin seit der von Frech im Jahr 1840 erschienenen Abhandlung über den Pappverband nach Seutin ziemlich allgemein geworden. Dieses Verbandes bediene ich mich — mit Ausnahme der Rippen- und Schlüsselbeinbrüche — in dieser Zeit allgemein, nur mit dem Unterschiede, dass ich die Pappschienen nebenbei fortgebrauche weil mir die blosse Binde mit Kleister etwas unsicher scheint dem Zweck des Contentivverbandes zu entsprechen, ehe die Stärke trocken geworden ist — und bei Oberschenkelbrüchen auch die Strohladen beibehalte und einen bei letzten meistens nöthigen einfachen Ausdehnungsapparat vermittelst eines an dem Fussende des Bettes aussen anhängenden Gewichtes, welches mit 2 Stricken, die durch die Bettlade durchgehen, an einem über den Fussknöcheln angelegten weichen Gurte befestigt ist

und von da aus den Zug bewirkt, wie er eben nöthig scheint. Auch behalte ich bei dem Pappverbande die vielköpfige Binde bei Brüchen der unteren Extremit. bei. Es ist mir hinreichend, eine öftere Erneuerung des Verbandes dadurch zu umgehen. Bei diesen Oberschenkelbrüchen hat man in der Privatpraxis oft recht seine Noth mit der Lagerung, da es in armen Häusern nicht selten an allem Nöthigen gebricht, man nicht einmal einen ganzen Strohsack haben kann. Wenn indessen auch ein Strohsack noch so gut gestopft ist, so bildet sich in demselben doch bald eine Vertiefung da, wo der Hintere des Patienten aufliegt; man muss dann mit Kissen etc. ausfüllen, und diese verliegen sich ebenfalls bald wieder. Diesem Uebelstande begegne ich seit langer Zeit nun dadurch, dass ich ein hinreichend langes und breites Brett auf einen gewöhnlichen Strohsack lege, auf dieses Brett aber eine mit Haferspreu ausgefüllte Matratze, die ich in folgender Art anfertigen lasse. Ein entsprechendes Stück Leinwand (Betttuch oder dergl.), welches vom Hintern oder Kreuze des Patienten bis über die Füsse hinaus reicht, wird in der angemessenen Breite zu beiden Seiten und unten oder oben zusammengenäht, dann mit der nöthigen Menge Haferspreu angefüllt und an der übrig gelassenen Oeffnung noch vernäht; darnach auf die Erde gelegt und die Spreu recht gleichförmig auseinander gemacht, nun nach der Länge und Breite durchsteppt. Darauf liegt der Patient sicher und fest, ohne leicht in Gefahr zu laufen Decubitus zu bekommen, und die Lagerung macht mir während der ganzen Kur keine Arbeit mehr; das Brett kann ich durch untergeschobene Holzstücke etc. reguliren.

Vielleicht erzeige ich einem oder dem andern Collegen einen Gefallen, wenn ich ihm einen eben so einfachen Schwebeapparat für Unterschenkelbrüche verrathe, worüber man mitunter ebenfalls in Verlegenheit kommen kann. Durch meinen Apparat komme ich nirgends in Versuchung, weil man ihn überall sogleich anfertigen kann. Ein nicht zu breiter Sack von der Länge des Unterschenkels wird unten aufgeschnitten, um zu jeder Seite einen etwas längeren Stock — etwa von einer Bohnenstange etc. — durchzustecken, an dessen beiden Enden ein Loch gebohrt

ist. Durch diese 4 Löcher werden 2 dicke starke Kortel durchgeführt — von der einen oberen zur andern untern Stangenöffnung — und mit einem Knopfe unter der Stange befestigt. Diese beiden Kortel müssen gleich lang sein, in der Mitte sich kreuzen, da in einen Riemen greifen, der mit nicht weit von einander stehenden Löchern und einer Schnalle mit guter Zunge versehen sein muss. Ueber dem Bette des Lagers wird ein Kloben in die Zimmerdecke eingeschlagen, an welchem ein Ring mit einem Gewinde angebracht ist. In dieses Gewinde wird der Riemen gesteckt, welcher mit dem einen Ende die beiden Stricke in der Mitte aufnimmt etc., darnach der Riemen entsprechend an der Schnalle zugezogen oder fest gehängt. Nimmt man bei diesem Aufheben die beiden Stangen in die Hände und hält sie dabei so lange fest, bis der Riemen eingeschnallt ist, so empfindet der Kranke bei der ganzen Tour keinen Schmerz. In dieser Schwebe liegt das Bein fest, und zur Sicherheit kann man zwischen diese und dem Fusse einen hohen Pappendeckel stellen, so verhütet man sicher jede Verdrehung des Fusses. Ich habe auf diese Art alle Unterschenkelbrüche ohne bleibende Gegenausdehnung geheilt und Verkürzungen verhütet, was darin seinen Grund haben mag, dass bei angemessener Erhöhung alle Muskeln erschlafft sind. Das Gewinde oben am Kloben hat den Vortheil, dass der Patient sich im Bette hin und her bewegen, ja selbst — wie ich erlebt habe — neben das Bette sich setzen kann, um das Bett machen zu lassen, und das Ganze bleibt in seiner Lage. Der Schwebe kann man unten an den Stangen durch einen Druck nach oben, unten oder zur Seite jede Richtung geben und also auch eine verschobene Richtung wieder gut machen, bei unruhigen Patienten (Kindern etc.) muss man wohl da, wo beide Kortel sich kreuzen, durch einen umschlungenen dicken Faden oder Bandstreifen unbeweglich machen. Würde man in der Mitte, wo beide Kortel sich kreuzen, letzte durchschneiden, an den nun erhaltenen 4 Enden Schlingen bilden, diese 4 Schlingen in einen Krabben hängen, der an dem Riemen befestigt wäre, so könnte gar keine Verschiebung der Schwebe vorkommen. Eine Gräfe'sche Maschine ist freilich schöner, aber nicht überall

zu haben, und übertrifft an Vortheilhaftigkeit kaum diesen einfachen Sackapparat. —

Im Allgemeinen verbinde ich — nach der Reposition — möglichst locker zum erstenmal, da in den ersten Tagen ja nicht selten jeder Verband wegbleiben könnte, wenn keine Dislocation statt findet und der Theil gut gelagert wäre, und ohne erheblichen Grund finden die kalten Fomentationen — wie oben schon gesagt — keine Anwendung. Nach etwa 6—8 Tagen lege ich den Stärkeverband an und lasse diesen so lange liegen als es geht — nur bei einer zwischen dem verletzten Gliede und dem Verbande entstandenen Lücke ist die Erneuerung nöthig, wenn sonst die Verhältnisse gut sind —. Es ist mir schon oft vorgekommen, dass ein einziger Stärkeverband bis zur Heilung hinreichte, und das ist ein wesentlicher Vortheil. Man muss freilich vorher von der richtigen Reposition überzeugt sein, und ich glaube, hierin dürfte der Grund liegen, dass manche Chirurgen sich so lange gesträubt haben diesen Verband anzuwenden, der dem Kranken und Arzte so vielfache Vortheile bietet. Für Ersteren kommt besonders in Betracht, dass er an weniger strenge Ruhe verwiesen ist, sogar vor der Heilung von Unterschenkelbrüchen das Bett verlassen kann. Von der frühzeitigen Benutzung des gebrochenen Gliedes ist mir ein Beispiel bekannt, wo ein Bursche dahier über den Stärkeverband (bei einem Vorderarmbruche) das Säetuch (voll Frucht) wickelte und mit der gesunden Hand die Frucht säete. Er versicherte mich darnach zu meiner eigenen Ueberraschung, er habe nicht den geringsten Schmerz etc. empfunden; es war etwa in der dritten Woche nach dem Bruchunfalle. —

Als Curiosum und Rarum will ich noch ein Erlebniss erzählen. Ein Knabe von 10—12 Jahren fiel von einem Baume herab und erlitt einen Oberschenkelbruch mit starker Verschiebung. Vor der Einrichtung sagte sein Vater zu ihm: „Dass du mir jetzt nur nicht so arg kreischt.“ Ich beginne diese und vollende sie, ohne einen Laut von dem Buben zu hören, und kann versichern, dass dieser Vorfall mir so ängstlich war, wie kaum ein andrer in meinem ganzen Leben; ich konnte es nicht

unterlassen, oft ihm in's Gesicht zu sehen, um mich davon zu überzeugen, dass er noch am Leben sei, Nach dem Verbande frug ihn sein Vater, dem ich das Unerhörte dieses Falles klar machte, ob er denn gar keine Schmerzen gehabt habe? worauf er zur Antwort gab: „ganz barbarische, aber ich biss die Zähne zusammen.“ Das mache ein Anderer diesem kleinen Schelm nach, — ich für meinen Theil habe aber lieber so viel Klagetöne, als zum Geschäft gehören. —

Ich breche hier ab von den Knochenbrüchen, worüber ich mehr gesprochen habe als ursprünglich im Plane lag; es tauchten bei dieser Mittheilung so viele Erinnerungen auf, dass ich Mühe hatte, so Mannigfaches zurückzuhalten, besonders da die Erinnerungen so erfreulicher Art waren und diese erfreuliche Seite ihren Grund in der einfachsten Behandlung findet. Wenn ich dieses mir aber recht vergegenwärtige, so muss ich mir auch gestehen, dass es uns demüthigen kann im Betracht der Naturheilkraft, wenn man diese letztere nicht ganz und gar stört oder irre leitet, was doch so vielfach geschieht und früher noch mehr geschen ist — zum Unheil und zur Qual der armen Leidenden. Will man sich getreue Rechenschaft geben lassen, und wäre es möglich, eine „incorrupta fides nudaque veritas“ (ich setze absichtlich nicht den Accusativ, um die Horazischen Worte rein zu zeichnen) zu erhalten als Antwort, so würde das traurige Geständniss zu Tage kommen, dass gar oft Ruhmsucht die Hand führt zu Handlungen, mit denen man sich den Schein geben will, als habe man einen grossen Antheil an dem günstigen Erfolge, der doch, bei Lichte betrachtet, noch besser hätte sein können, wenn man nur seine vielgeschäftigen unreinen Hände davon gelassen hätte. Doch darüber lässt sich nicht viel sagen und nicht viel dadurch erzielen, der sündige Mensch geht nicht gern mit sich ins Gericht, er mäkelt lieber an Andern; wenn Letztes in guter Absicht geschieht, so mag es immerhin sein, und die Wahrheit dann den Sieg davon tragen. — Das segne Gott! —

Bei den Luxationen — Verrenkungen —, denen ich jetzt eine kurze Betrachtung widmen will, geschehen jedesmal Zerreissungen der Gelenkbänder etc. und Quetschungen mancher-

lei Art, aber es ist merkmürdig, wie diese Beschädigungen meistens so leicht zur Heilung kommen, ohne einer weiteren Kunsthilfe, als der des Einrichtens, in der Regel zu bedürfen, wenn nicht sehr wichtige Theile gelitten haben (z. B. das Rückenmark bei Wirbel-Verrenkungen, wovon mir ein Fall vorgekommen ist, den ich unten bezeichnen will). — Wir wollen oben anfangen und unten aufhören, also eine kleine Revue halten. Da bekommen wir zuerst die Verrenkung des Unterkiefers zu Gesichte mit ihrer entstellenden Folge durch Aufstehen des Mundes; eine ganz einfache Einrichtung wird in der Regel ohne Schwierigkeit vollzogen, das Gesicht hat seine richtige Gestalt, der Unterkiefer seine Beweglichkeit wieder erhalten, die lallende Sprache ist zur Norm zurückgekehrt — und ausser der Vorsichts-Empfehlung, weites Aufsperren des Mundes zu verhüten, habe ich in einigen Fällen, die mir vorkamen, nichts nöthig gehabt. Will man die Vorsicht weit treiben, so kann man ein Tuch unter das Kinn bringen und auf dem Scheitel zusammenbinden. —

Der Reihenfolge nach kommen wir zur Verrenkung des Oberarms, die mir oft vorgekommen ist. Ich übergehe die mechanische Hülfe, die verschieden ist nach dem individuellen Falle und als bekannt vorausgesetzt wird, beschränke mich vielmehr nur auf die Nachbehandlung um so mehr, da mir eine eigentliche sogenannte Vorbehandlung nicht nöthig war; nur die Vorsicht möchte ich empfehlen, nicht sogleich sehr starke Züge bei der Ausdehnung anzuwenden. Ich habe auch hier nur sehr selten kalte Aufschläge nöthig gehabt, lege einige Tage lang einen Verband in Form der Spica an und lasse dann den Arm ruhig in einer Mitella etwa 14 Tage lang tragen, dann leichte Bewegungen machen, das starke Eleviren des Arms aber noch eine Zeitlang meiden. Merkwürdig ist, dass eine hier so leicht sich wiederholende Erneuerung der Luxation mir bei meinen Patienten nie vorgekommen ist. — In diesem Winter kam mir eine solche Verrenkung vor, durch Fallen bei Glatteis auf den ganzen rechten Oberarm. Der kräftige, 60 Jahre alte Mann dahier begegnete mir kurz nach seinem Falle, erzählte es mir und ging mit mir in mein Haus, um seine Leute nicht vorerst zu er-

schrecken. Die Untersuchung ergab eine Luxation des Oberarms nach vorn, die Einrichtung wurde sogleich bewirkt. Nach einigen Tagen war der ganze Arm etwas geschwollen, ich nahm die Binde weg, fand aber nun die Innenseite des ganzen Oberarms mit Sugillationen von blauer Farbe versehen, liess Arnicatinctur in Weingeist einreiben, wornach alsbald die Resorption erfolgte. Vierzehn Tage nach der Verrenkung liess ich eine Geschäftsreise nach Frankfurt und Darmstadt zu, wo er über acht Tage verweilte; es war und blieb Alles gut. — Bei vorsichtigen Leuten kann auch hier der Verband ganz entbehrt werden; ein geringer Schmerz hat gar nichts zu bedeuten, ist eine natürliche Folge der Zerreissungen, die eine entsprechende traumatische Reaction in ihrem Geleite haben müssen und vielleicht besser heilen, als wenn man Wasseraufschläge ohne Noth zu Hilfe nimmt. In manchen Fällen ist Arnica oder Rhus in der Gegend des Gelenkes einzureiben, wovon ich auch nicht ohne besondere Gründe Gebrauch mache, weil ich alles Ueberflüssige vermeiden möchte, um mich zu überzeugen, „quod natura faciat aut ferat.“ — Eine angenehme Erinnerung gewährt mir eine schon 14 Tage alte Verrenkung des Oberarms nach vorn, dessen Reposition mir durch Menschenhände gelang — freilich mit Anwendung fast viehischer Gewalt. — Eine besondere Nachbehandlung war dennoch nicht nöthig. —

Bei Schlüsselbein-Verrenkungen, deren mir zwei vorschweben, ist ein Verband nicht zu entbehren, sonstige Behandlung hatte ich nicht nöthig. —

Bei Verrenkungen des Vorderarms ist selten ein Verband nöthig, der Vorderarm aber muss in einer Mitella getragen werden. Mit der Einrichtung verschwinden gewöhnlich die meisten Beschwerden, kaum bleibt noch Schmerz zurück, der in geringem Grade mir keine Indication gibt zu Aufschlägen etc., nur wo durch directe Einwirkung der Gewalt auf das Gelenk noch Complicationen von Quetschungen etc. zugegen sind, lasse ich kalte Aufschläge machen. — College Gauwerky erzählt an oben genannter Stelle einen sehr interessanten Fall, den ich nachzulesen bitte. —

Eine Verrenkung des Radius an seinem oberen Theile kam mir zweimal zur Behandlung — bei einem Knaben und bei einem Mädchen vor, beide nach vorn. Da die Gewalt hier immer eine unmittelbare ist — nicht direct auf das Gelenk einwirkt —, so ist selten eine sonstige Complication vorhanden, mithin auch keine besondere Behandlung nöthig — wenigstens war dieses in meinen Fällen; aber ein Verband muss angelegt werden, und hier eignet sich der Stärkeverband wieder ganz gut, um die öfteren Erneuerungen zu vermeiden nnd des Erfolgs um so sicherer zu sein. In meinen Fällen blieb gar kein Nachtheil zurück. —

Verrenkungen an der Hand bedürfen des Verbandes und oft auch, aber nicht immer, der Fomentationen. — Verrenkungen der Finger sahe ich wenige, und ohne besondere Complicationen. —

Luxationen des Oberschenkels habe ich zwei reponirt, bedurfte aber keiner Fomentationen etc.; beide waren ganz frisch. —

Luxationen des Fussgelenkes kommen oft vor, nicht selten mit starker Quetschung, und da benutzte ich einige Tage lang die Wasseraufschläge. Ich habe aber auch Fälle gehabt, wo ich nichts weiter nöthig hatte, als den Verband, der hier nicht zu umgehen ist, und hier leistet der Stärkeverband sehr gute Dienste, weil dabei die Patienten früher das Lager verlassen können. In einem Falle konnte ich denselben sogleich anlegen, liess den Patienten darnach — als die Stärke trocken war — an Krücken herum gehen und als Schuhmacher sein Handwerk treiben. — Mitunter habe ich auch durch Arnica-Einreibungen Quetschungen allein bezwungen.

Wenn ich nun noch des Falles von einer Wirbel-Verrenkung hier gedenke, so habe ich alle Arten genannt, die mir vorgekommen sind. — Es möge mir erlaubt sein, diesen etwas ausführlicher zu betrachten, da er doch sehr wichtig und interessant ist. Er betraf die kräftige Dienstmagd des Carl Vogt I. dahier.

Am 24. Juni 1837 werde ich Mittags dahin gerufen und er-

fahre Folgendes: ihr Dienstherr hatte sie auf die Scheune geschickt, von wo sie mit einem Gefache durchbricht. Er hört den Fall, springt herbei, findet sie besinnungslos, hält sie für todt und schreit um Hilfe. Man erweckt sie, vernimmt ihre Klagen über Schmerzen im Rücken und Gefühllosigkeit des rechten Beins; sie kann sich nicht bewegen und wird ins Bett getragen, wo ich sie auf der rechten Seite und nach vorn gekrümmt liegend finde. Sie erzählt mir, dass sie mit dem Gefache ein Stockwerk hoch herab und auf den Hintern gefallen sei, — beim Hinfallen habe sie einen Schmerz im Rücken verspürt, woselbst es einen Krach gethan habe. — Die Untersuchung zeigt mir eine beträchtliche feste Geschwulst in der Gegend des ersten Lendenwirbels, die in der Ruhe schon äusserst schmerzhaft ist, bei weitem mehr aber noch bei nur geringem Drucke schmerzt, und hierbei hört man ein knarrendes Reiben. Das rechte Bein, an welchem keine Beschädigung ist, schmerzt sehr heftig, — das Wegnehmen des darauf liegenden Bettuchs, das Wiederauflegen desselben mit der grössten Vorsicht, die auf das blos liegende Bein einwirkende stille Stubenluft — alles dieses bringt sie zum Aufschreien über Schmerzen in demselben.

Ich erkenne die Geschwulst im Rücken, wo keine Hautveränderung eine direct einwirkende mechanische Gewalt zeigt, abstammend von dem ausgerenkten ersten Lendenwirbel und veranstalte die Reposition. Zu diesem Zwecke bringe ich ein langes Handtuch unter den Armen an und ein anderes um das Becken herum. Beide werden mit einem Knopf versehen und an jedes zwei Männer gestellt zur Aus- und Gegenausdehnung, wobei Patientin auf dem Bauche liegt und ich zur Seite stehe, um die Reposition zu verrichten, die vollständig und bald gelingt unter deutlichem Einknacken durch einen Ruck. — Nach der Reposition ist nur noch ein wenig Geschwulst an der bezeichneten Stelle in den Weichtheilen, die ich zwischen die Finger nehmen und in die Höhe halten kann, ohne dass sie Schmerzen darin empfindet, — nur der Druck auf den Wirbel schmerzt noch. — Zur Retention wird ein langes und breites Kuhhaarkissen — vom Becken bis in den Nacken reichend — und unter demselben

ein dünner, steifer Eisenstab benutzt. Erst nach Fertigung dieses Retentions-Apparates wird sie in die Rückenlage gebracht, zu jeder Seite des Rumpfes aber ein Strohpolster eingelegt, um die Lage zu sichern. Jetzt glaubt sie weniger Schmerzen im Rücken, im Beine aber noch keine Verminderung derselben zu haben. — Der Vollständigkeit halber füge ich noch an, was sich fast von selbst verstehen könnte, dass das Unterlager aus einem festen Strohsacke besteht.

Sie wird auf karge Diät beschränkt und bekommt nach Vollendung der mechanischen Verrichtungen Nachmittags sechs Uhr eine Gabe Aconit., 2 gtt. der sechsten Verdünnung.

Abends 9 Uhr komme ich nach Haus und erfahre, dass man seit $^1/_2$ 8 Uhr schon dreimal nach mir geschickt habe. Sie glaubt es nicht aushalten zu können wegen Schmerzen an der Wirbelsäule, verlangt die Entfernung der Eisenstange etc., welche an der Stelle der Verletzung den unerträglichen Schmerz, wahres Brennen verursache; wenn dieses nicht geschähe, dann könne sie den nächsten Morgen nicht erleben und müsse ersticken, weil sie nicht ordentlich athmen könne. — Sie hat Hitze, viel Durst, fieberhaften Puls, weisse und fast trockene Zunge; der Unterleib ist etwas aufgetrieben. —

Die Rollkissen zu beiden Seiten werden besser untergeschoben, ein Tropfen Acon. 12 wird ihr sogleich aus meiner Taschenapotheke gegeben und noch ein Pulver geschickt mit Acon. 9 gtt. 1 in 8 Theelöffeln voll Wasser, wovon stündlich 1 Theel. v. z. g.

Am 25. werde ich Morgens 5 Uhr gerufen. Sie hat die Nacht hindurch beständig gejammert, nicht geschlafen, doch weniger getrunken, als gestern Nachmittag und Abend, etwas feuchtere Zunge, weniger Gefässreizung, weniger Schmerzen im Rücken, dagegen unerträgliches Brennen im ganzen rechten Beine, was sie durch kalte Umschläge erleichtert glaubt, — dazwischen auch Kälte-Empfindung mitunter in demselben. — Einmal in der Nacht hat sie röthlichen Urin entleert — in einen untergeschobenen Teller —, gegen Morgen glaubte sie noch einmal uriniren zu können, doch vergeblich. —

Um 9 Uhr Vormittags ist der Durst etwas vermehrt, sonst nichts verändert. — Ordin. Aconit. 6 gtt. 3 in 12 Theel. v. W. alle St. einen. —

Mittags 1 Uhr musste ich eine Lagerveränderung bewerkstelligen, weil sie herunter gerutscht war und die Füsse über das Bettbrett hinüber hingen. — Sie hat ganz roth glühendes Gesicht, ganz trockne und feinrissige Zungenspitze, im linken Beine jetzt auch Schmerzen und kann kein Bein bewegen.

Abends 8 Uhr besuchte ich sie wieder und erfuhr, dass sie vor einigen Stunden dunkelgelben Urin entleert habe und gegen 5 Uhr Krämpfe bekommen hatte. In denselben stiess sie mit den Armen vorwärts, als wolle sie etwas von dem Körper wegschieben, — die Respiration war erschwert, die Sprache entweder unmöglich oder unverständlich, die Augen waren verdreht und fast beständig nach oben gerichtet, so dass nur das Weisse sichtlich blieb; der Unterleib ganz dick aufgetrieben, die unteren Extremitäten gefühllos, das linke Bein kalt; vorher war der ganze Körper kühl und der Kopf kalt; machte sie mitunter Bewegungen wie beim Trinken und man gab ihr auch nur einen Theelöffel voll, so konnte sie dieses erst nach langen Anstrengungen mühsam hinunter bringen. — Dieses war noch so bei meiner Ankunft, wo sie namentlich auf den Unterleib und die Brust als hauptsächliche Schmerzensstellen hindeutete. — Ich war am Nachmittage über Land, die Dienstherrschaft bei dieser Scene, die sie für die Vorboten des drohenden Todes hielt, in grösster Verlegenheit, erbat sich bei Hofr. Weber eine Aushilfe. Derselbe gab eine Gabe Acon., wornach keine Veränderung eintrat. — Ausser obigen Erscheinungen finde ich noch den Puls klein und krampfhaft, Zuckungen im Gesichte und namentlich auch oft Bewegungen des Unterkiefers. — Ordination: Stramonium 2 gtt. 2 mit etwas Milchzucker in den Mund geschafft, wornach ich einige Tropfen Wasser einflösste, zu welchem Zwecke sie kaum so viel den Mund öffnen konnte, um dieses bewerkstelligen zu können. — Weil sie schon einigemal hatte uriniren wollen und dieses nicht vermocht hatte, liess ich warme Milch-

aufschläge auf die Blasengegend appliciren, auch auf das kalte linke Bein heisse in Milch getränkte und schnell ausgerungene Tücher legen und warme Bettücher darüber.

Einige Minuten nach Stramon. — noch vor Application der warmen Umschläge — wurde sie ruhig und schien zu schlafen, der Puls ging weniger krampfhaft, — mitunter stöhnte und ächzte sie in schwachen Andeutungen von Brustkrämpfen, die nur kurze Zeit währten, und schien dann wieder zu schlafen, was sie später aber leugnete. — Ich blieb noch eine Zeitlang bei ihr, die Extremitäten wurden etwas wärmer, und als sie in ruhigen Schlaf alsdann versunken war, verliess ich sie, ohne dass sie mein Weggehen, Verabschieden etc. gemerkt hatte. Kaum war ich zu Haus, so verlangte sie mich wieder, um den bei den Krämpfen blos gelegten Eisenstab zu entfernen, der sie schneide. Sie sprach jetzt ganz kräftig; die Extremitäten und der ganze Körper warm und gelind schwitzend, der Puls normal, die Zunge feucht; sie kann die Beine bewegen, hat nur im rechten etwas Schmerz — viel geringer, als vorher; sie wollte uriniren, es war nicht sogleich der Teller zur Hand — und so ging der Urin ins Bett. Ich nahm den Eisenstab weg, sie hat im Rücken gar keinen Schmerz mehr, fühlt sich zufrieden und schläft ruhig ein. Der Unterleib ist nicht mehr so gespannt etc. —

In Bezug auf die Schmerzen in den Beinen sagte sie mir, dass sie deutlich den Ursprung derselben von der verletzten Rückengegend wahrnehme. Sie bezeichnet dieselben als bald reissend, bald brennend, und an Heftigkeit etc. sehr wechselnd.

Ich befahl, die Nacht hindurch gar keine Arznei zu geben — um Stramon. fortwirken zu lassen —; nur bei Schmerzanfällen solle Acon., und bei Kaltwerden der Beine äussere Wärme gebraucht werden. —

Am 26. Die Nacht hindurch hat sie nicht geschlafen, im Rücken wenig, im rechten Beine heftige Schmerzen gehabt, wenig getrunken, — keine Arznei bekommen. Am frühen Morgen bekam sie wieder einen leichten Krampfanfall von kurzer Dauer, wobei sie mit den Zähnen knirschte und sehr beschwerlich athmete.

Um 8 Uhr traf ich sie ziemlich munter an, — nach den Krämpfen hatte sie etwas geschlafen; die Hauttemperatur und der Puls sind normal. Der Rücken lag etwas hohl, ich musste sie hinauf ziehen lassen und etwas unter den hohlen Rücken legen. Darnach war sie zufrieden. — Acon. wird fortgegeben.

Um 11 Uhr bekomme ich die Nachricht, dass der Rest der Arznei verbraucht sei, Patientin fast den ganzen Vormittag geschlafen habe, nicht über den Rücken, sondern nur über Schmerzen im Beine klage, — der Unterleib sei weder aufgetrieben noch schmerzhaft; sie habe uriniren wollen, aber nicht gekonnt. —

Ordin. Arnica 3 gtt. 3 in 12 Theel. v. W, alle Stunde einen.

Abends 8 Uhr werde ich gerufen. Sie liegt seit $^1/_4$ Stunde in Krämpfen, mit kleinen Unterbrechungen: stöhnt, verdreht die Augen, schlägt den Unterkiefer an den Oberkiefer heftig an; das linke Bein ist etwas kühler als das rechte. Der Unterleib schmerzt wieder, wird mit warmer Milch gebäht, doch ohne Erleichterung. Sie erhielt Stramon. 2 gtt. 1 — und sogleich hörten die Krämpfe auf, kehrten auch nicht wieder während meines $^3/_4$stündigen Verweilens bei ihr. — Im rechten Bein war den Tag hindurch der Schmerz gering, im linken mehr gewesen, manchmal auch in beiden, was überhaupt wechselt. — Gegen 1 Uhr Mittags hat sie einen grossen Teller voll dunkelgelben Urin entleert, auf dessen Grunde sich Schleimflocken befinden. -- Sie lag nicht gut, es wurde nachgeholfen, und jetzt fühlt sie sich fast schmerzlos bis auf einen Rest im rechten Beine. Ihre Diät bestand — wie gestern — in etwas Suppe und Zwetschen.

Am 27. Die Nacht war schlaflos, sie trank viel, klagte fast beständig über Schmerzen im rechten Beine und Unterleibe. Gegen 3 Uhr Nachts urinirte sie (dunkelgelb und mit mehr flockigem Bodensatze); am Morgen gingen 2 kräftige flatus ab, die mich auf baldigen Stuhlgang hoffen liessen. — Die Schmerzen im Rücken sind nach einer besseren Lagerung kaum noch merklich, im Unterleibe und Beine geringer. — Während ich bei ihr

war, wurde ihr Blick auf einmal starr, sie gab auf Fragen keine Antwort, der Athem wurde stöhnend — ein Krampfausbruch drohte offenbar, was auch die Wärterin sagte. Eine Gabe Stramon. 2 gtt. wurde gegeben und beseitigte Alles sogleich. Hiernach erst wurde die Lage-Veränderung vorgenommen, sonst hätte man glauben können, dieser gebühre der Ruhm. Wegen der Neigung zu Krämpfen gab ich Stram. 2 gtt. in 8 Theelöffel voll Wasser, und liess davon alle Stunden einen Theel. v. n.

Abends 7 Uhr. Sie hat den Tag hindurch gut geruht, oft geschlafen, wenig getrunken, etwas Wassersuppe und Dörrobst mit Appetit gegessen, um 3 Uhr Nachmittags urinirt (von dem Aussehen wie heute Morgen). Bemerken muss ich hierbei noch nachträglich, dass das Uriniren immer lange Zeit braucht, denn schon stundenlang vorher lässt sie das Gefäss sich unterstellen und glaubt, es müsse kommen. Da sie keine Schmerzen und keinen Drang hat, sondern nur das Bedürfniss fühlt, so lasse ich die Natur das Geschäft vollenden, was ich immer dem Catheterisiren — wenn nicht wirkliche Nöthigung hierzu vorliegt — vorziehe, weil die Function sich um so eher regelt. — Der Unterleib ist jetzt wenig schmerzhaft und wenig gespannt, das rechte Bein schmerzt wenig, der Rücken selten; der Puls ist weich. — Einmal drohte am Mittag ein Krampfanfall.

Am 28. Die ganze Nacht gut geruht und oft geschlafen, wenig Durst, allgemeinen Schweiss gehabt; das seither braunrothe Gesicht hat jetzt sein normales Aussehen; um 2 Uhr Nachts Urinentleerung. Die Schmerzen im Rücken kamen „ruckweise“; der Unterleib fühlt sich ganz weich an und schmerzt auch selbst beim Durchfühlen nicht. Das linke Bein schmerzt etwas; im rechten Beine ist an die Stelle der bisher in verschiedenem Grade sich präsentirenden brennenden etc. Schmerzen ein Gefühl von Pelzigsein eingetreten, man darf es jetzt berühren etc., — bewegen kann sie es nicht; eine matte Röthe am rechten Unterschenkel — ähnlich einem schwachen Erysipelas — hatte in diesen Tagen bestanden und sich noch nicht ganz verloren, kalte Bähungen daselbst linderten das Brennen darin.

Dieselbe Ordination.

Abends 6 Uhr. Gegen Mittag hat sie eine grosse Portion Urin entleert, und jetzt hat sie wieder den Teller unterstehen und glaubt uriniren zu können. Sie hat wenig Schmerz, das linke Bein ist ganz frei, im rechten noch Pelzigsein, doch empfindet sie das Herumfühlen auf demselben; wenn dasselbe jetzt warm zugedeckt ist, so fühlt sie sich am behaglichsten — bisher umgekehrt. Es gehen flatus ab, vermehrter Appetit stellt sich ein. — Fortsetzung der Arznei.

Am 29. Die letzte Nacht und der heutige Tag verliefen ruhig, Fieberbewegungen sind fast gar nicht da, Schmerzen unbedeutend. Das Pelzigsein im rechten Bein ist geringer, einzelne rothe Ausschlagspunkte haben sich den Tag hindurch am rechten Oberschenkel gebildet, die Haut am Unterschenkel glänzt noch etwas; sie hatte am Tage noch mehr Kältegefühl in demselben und warmes Zudecken that ihr gut, — gegen Abend wird dasselbe wärmer. Den Urin hat sie zweimal heute entleert mit weniger Bodensatz. Am Morgen schon empfand sie ein Brennen im Mastdarme und glaubte Stuhlgang zu bekommen, weswegen ich frische Buttermilch trinken liess; das Brennen im Mastdarme hielt den ganzen Tag an, Stuhlgang erfolgte nicht. Darum Abends 9 Uhr Nux vomica 2 gtt. 2 in 12 Theel. v. W., alle 2—4 Stunden einen (d. h. seltenere Gaben, wenn Stuhlgang käme). — Sie schmeckte sogleich, dass dieses eine andere Arznei war.

Am 30. war noch keine Darmentleerung erfolgt, weshalb Morgens 10 Uhr ein einfaches Klystier, womit um 11 Uhr die Absicht erreicht wurde; die Abgänge waren wie Haselnüsse, schwarz und mit Schleim überkleistert. Urin wurde zweimal am Tage entleert. Das rechte Bein ist heiss, — sie möchte wieder kalte Aufschläge darauf haben, was ich nicht zugebe. Im mittleren Theile des rechten Oberschenkels bekommt sie das richtige Gefühl wieder, im Unterschenkel bleibt das Pelzigsein. Sie erklärt jetzt, dass sie seither auch bei den Schmerzen in diesem Bein doch nie „das rechte Gefühl nicht gehabt habe.“ —

Der Rest von Nux v. wird fortgegeben.

Den 1. Juli. Die Nacht und am Tage wenig geschlafen wegen Schmerzen im rechten Beine. Der Urin wird leichter

entleert; im Mastdarme noch Brennen, am Nachmittage wieder Schmerzen im Leibe, die ich dem noch nicht erfolgten ordentlichen Stuhlgange zuschreibe. Darum einige Klystiere, die zum Theil sogleich wieder abgingen. N. v. 9 gtt. 1 in 12 Theel. v. W, alle zwei Stunden einen.

Den 2. Gestern Abend um 10 Uhr normaler Stuhlgang. Die Nacht war ruhig; Brennen im After ist weg und auch der Leibschmerz, der Unterleib ganz weich; Urinıren erfolgt leicht, alle 10—12 Stunden. Das rechte Bein schmerzt wenig, das Gefühl in demselben ist bis über die Mitte des Oberschenkels hinaus normal.

Der Rest der Arznei wird alle 3—4 Stunden gegeben — und wegen Abwesenheit aller Fieberregung erlaube ich eine Fleischbrühe mit Reis, die gerade zur Hand war.

Den 3. Gute Nacht. Heute Morgen wieder Brennen im After; Urin in der Nacht und heute Morgen leicht entfernt; Gefühl im ganzen Oberschenkel. — Ordin. Nux vomica. 9 gtt. 1 8 Theel. v. Wasser, alle 3 Stunden einen, und Klystier.

Den 4. Gestern Nachmittag 5 Uhr — nach Clystieren — eine sehr copiöse Darmentleerung von erst nussförmigen, dann wurstartigen Excrementen, worauf das Brennen im After verschwindet. Die Nacht war die ruhigste unter allen. Der Urinabgang hat nichts Abnormes mehr. Das Gefühl im rechten Beine hat sich bis in den Unterschenkel ausgedehnt. Dieselbe Ordination.

Am 5. Brennen im After; Schwindel beim Aufrichten; Gefühl im rechten Beine bis fast zum Fussgelenke hin. Schmerzen an dem ausgerenkten Wirbel nur noch beim Drucke darauf. Alles Andere normal. — Dieselbe Ordination und Klystier.

Am 6. Das Gefühl fehlt nur noch in den Zehen des rechten Fusses. Seit vorgestern keinen Stuhl, doch keine Beschwerden dadurch. Nux vomica, ebenso.

Am 7. Die Nacht ruhig geschlafen. — Mittag etwas harten Stuhl. Gefühl wie gestern. — Dieselbe Ordination.

Den 9. Seit einigen Tagen erwartet sie schon die Men-

struation, wozu noch keine Vorboten. Hiermit hing wohl der Schwindel am 5. zusammen. — Pulsat. 3 gtt. 1 ebenso.

Den 11. Sie ist unter meinem Beistande aufgestanden und sitzt auf einem Stuhle, hat keine Klage, als dass sie die Zehen noch nicht bewegen kann; das Bein kann sie jetzt etwas bewegen, sich auch darauf stellen und den Oberschenkel an den Leib ziehen. Ordin. Agar. muscar. 12 gtt. 1 auf einmal z. n.

Den 12. Das Gefühl ist nun seit 5 Tagen über den ganzen Fuss verbreitet, aber die Zehen und den Unterschenkel im Kniegelenke kann sie nicht bewegen, das Bein auch ausgestreckt nicht in die Höhe heben, wohl aber sich darauf stellen und es an den Leib anziehen. Beim Stehen auf dem linken Beine hängt der rechte Unterschenkel schlaff und pampelnd, wie an einer Gliederpuppe; wenn sie auf dem rechten Beine stehen soll, muss man sie vorsichtig aufrichten. Wenn sie lange sitzt, schmerzt es an der verletzten Rückenstelle noch etwas, und beim Druck auf den Dornfortsatz knarrt es noch. Menstruation fehlt, sonst alle Functionen normal. Rhus 2 gtt. 1 in 6 Theel. v. W. alle 4 Stunden einen.

Den 14. Sie fühlt mehr Kraft im Oberschenkel, das Kniegelenk ist aber noch ganz schlaff und knickt über, wenn sie beim Stehen sich nicht in Acht nimmt, weil sie in demselben keinen Haltpunkt hat. — Rhus 2 gtt. 1 in 4 Theel. v. W. Morgens und Abends einen.

Den 18. Sie geht an Krücken im Zimmer herum, kann jetzt 2 Zehen bewegen. — Fortsetzung der Arznei.

Den 21. Sie kann ohne Krücken die Stube durchwandern, — nur 2 Zehen noch nicht bewegen. — Dieselbe Ordination. —

Hiernach wird sie nach Haus gebracht, bekommt allmälig ihre volle Bewegungsfähigkeit, heirathet später und ist — ein Beispiel der seltenen Heilungen solcher Beschädigungen; als Mutter mehrer Kinder wanderte sie später nach Amerika aus.

Ich habe die ganze Krankengeschichte — der Seltenheit des betreffenden Gegenstandes halber — fast wörtlich so hinge-

geben, wie ich sie in meiner ersten Aufzeichnung vorfand, voraussetzend, dass gerade der ganze Verlauf ein besonderes Interesse bieten möchte, da man oft in chirurgischen Werken Klage über dieses Unterlassen aussprechen hört. — Durch dieses ungeschminkte Wiedergeben könnte vielleicht aber ein Kritiker Manches auszusetzen finden, auch hier und da eine andere Ordination zu wünschen sich erlauben; dem will ich jedoch gleich im Voraus sagen, dass es keine Musterheilung und keine Muster-Krankengeschichte sein soll, besonders da ich damals erst 4 Jahre der homöopathischen Heillehre zugethan war, welches Letzere ich hauptsächlich denjenigen homöopathischen Aerzten, die so gern eine Meisterschaft zeigen wollen, zu bedenken geben will, und dabei nicht vergessen zu wollen bitte, dass der Erfolg, wenn dieser allein in die Waagschale fallen soll, hier als ein so selten günstiger gelten muss. Es schien mir Plicht zu sein, das seltene Beispiel zu veröffentlichen, welches — selbst in seiner Mangelhaftigkeit und Ungeschminktheit — gewiss noch über die ganze homöopathische Literatur hinaus — für die Chirurgie im Ganzen — ein specielles Interesse gewährt, was ich freilich schon lange hätte fühlen können. Es geht mir aber hier, wie manchem Anderen, der Vieles im Kopfe und Buche hat, ohne damit herauszurücken, — erst wenn sich besondere Gelegenheit bietet, kommt es ans Licht. So hätte ich jetzt noch nicht an diese Veröffentlichung gedacht, wäre ich nicht gerade an diese Bearbeitung des Gegenstandes, wie die Ueberschrift dieses Aufsatzes andeutet, durch Mancherlei angeregt worden. — Ich möchte die schon oft laut gewordene Aufforderung an ältere Aerzte, ihre gewiss mannigfaltige Erfahrung in ihrer homöopathischen Praxis über Dieses und Jenes der Welt zu geben, hier wiederholen und darum bitten; wir lernen ja Alle gern, wir wollen Hand in Hand gehen, gebe jeder etwas von seinem Reichthum her — was nützt er im Grabe? — ich rühme mich keiner grossen Besitzthümer, bin gewiss arm — vielen Andern gegenüber, — aber das Wenige, was mein ist und was ich mühsam am Krankenbette und durch Studien erworben, gehört Euch, die Ihr mit mir gemeinschaftlich nach einem Ziele hin-

strebt. Schenkt Gott mir Leben und Kraft, so sollt Ihr es in nuce bekommen, nehmt davon, was Ihr brauchen könnt, — einen grossen Anspruch auf Dank dafür oder auf Lobeserhebungen gründe ich nicht, und ein etwaiger Tadel — besonders in einer Zeit, die so reich ist an Armuths-Zeugnissen — genirt mich nicht, wenn er gerecht ist. — Darauf hin wünschte ich einen Bund zu flechten mit treuen, redlichen Arbeitern, denen es nicht um Rechthaberei und Eigenliebe gilt, sondern um Wahrheit in Wissenschaft, Kunst und ärztlichem Streben. —

In Beziehung auf kalte Aufschläge könnte der hier besprochene Fall beweisen, dass sie wirklich nicht einmal überall anwendbar seien, denn wer hätte hier zur Application derselben alle Paar Minuten eine Umwälzung etc. der Patientin vornehmen mögen? und wer weiss, ob das gekränkte Nervenleben durch dieselben nicht sehr beeinträchtigt worden wäre und sie so gutwillig hingenommen hätte? — Auch in Bezug der Mittelwahl bleibt zu berücksichtigen, dass die für solche mechanische Verletzungen angerühmten Mittel hier am wenigsten beachtet werden konnten, da die eigenthümlichen Krampferscheinungen eine besondere Berücksichtigung verdienten, so dass Stramonium gerade bei weitem die erste Stelle einnimmt — ein Mittel, das auch bei derartigen Krämpfen, denen ein anderes Causalmoment zu Grunde liegt, in die Wahl kommen musste. — Es sei ferne von mir zu behaupten, dass nicht auch ein anderes Mittel Aehnliches leisten könnte und anderwärts leisten würde, aber unglücklich war meine Wahl nicht zu nennen, das hat sich offenbar gezeigt, — und mehr behaupte ich nicht.

Ich breche hier ab und gehe von den Luxationen zu den wirklich traumatischen Verletzungen, zu den Wunden über. Als Uebergang benutze ich ein Beispiel, welches Verwundung des Knochens und der Weichtheile zeigt, betreffend den Knaben des Schreinermeisters Johann Hermann Zimmer dahier. Dieser Mann schnitt gegen Abend in der Eile noch etwas Holz, der Knabe legte immer die Hand auf den Holzspalten und genirte seinen Vater dadurch, wesshalb dieser einigemal ermahnt hatte, die Hand wegzulassen. Durch das Beachten des Knaben

war sein Blick mehr von der Säge abgewendet, welche aus der Schnittfuge herausspringt und dem Knaben die Hand trifft. Sogleich denselben zu mir bringend, finde ich den Zeigefinger schräg im mittleren Gliede von unten und aussen nach oben und innen durchsägt, den ganzen Knochen durch, nur an der Innenseite war noch eine kleine Hautparthie, an welcher der baumelnde Finger hing. Mit einer Scheere hättte ich nur einen Knips zu thun brauchen — und der Finger lag zur Erde oder mir in der Hand, wie es eben gefällig war. Ich hatte Grund, an der Erhaltung des Gliedes zu zweifeln, denn ich wusste in der That nicht, ob die Ernährung durch den kleinen Hautrest möglich war. Doch rechnete ich bei der ganz frischen Wunde auf eine baldige Vereinigung der durchschnittenen Weichgebilde, vermittelst welcher dann auch der Knochen eher erhalten werden könne. Ich nähete desshalb die Wunde zusammen, nahm noch Heftpflaster längs des Fingers zur Hilfe, legte schmale Schienen an und befestigte diese mit einer schmalen trockenen Binde. Kalte Fomentationen oder irgend ein anderes Mittel wurden nicht benutzt. Den Verlauf brauche ich nicht aufzuzählen. Die Vereinigung erfolgte vollständig, der Finger hat seine Beweglichkeit ganz bis auf das vordere Glied, welches beim Schliessen der Hand sich nicht ganz in den Handteller einbringen lässt, doch nur ganz wenig absteht. Der Finger ist aber in seinen zwei vorderen Gliedern viel dünner, was sich durch die grosse Narbe leicht begreift.

Eine sehr seltene Verwundung möge hier Platz nehmen. Der Knecht eines Pachters von Langsdorf — eine kleine Stunde von hier —, Heinrich Fuchs aus Srasen, sitzt auf einem Ochsenwagen, fällt herab und das Rad geht ihm über den Kopf. Ich werde gerufen und erfahre, dass die ganze Kopfschwarte von der Stirn bis zum Hinterhaupte hin abgestreift gewesen sei, die man sogleich wieder über den Schädel hingezogen habe. Man hatte keine Reinigung von Staub, der dick am Wege lag, vorher vorgenommen, und darum musste ich die Haut wieder zurücknehmen. Der so entblösste Schädel bot ein grässliches Bild dar, ich hatte eine lebendige Vorstellung eines Skalpirten vor

mir, nur in schmutziger Gestalt, denn die ganze Wundfläche war ganz voll Schmutz. Nach der Reinigung zog ich ihm die Haut wieder über den Kopf und legte ringsum die blutige Naht an, dazwischen Heftpflasterstreifen über, — muthmasslich auch kalte Aufschläge darüber, was ich mir nicht mehr genau vorstellen kann. Es gab eine furchtbare Anschwellung des ganzen Gesichtes in den ersten Tagen, die ich nie vergesse, denn bei Blatterkranken habe ich dieses kaum so wieder gesehen.

Am 27. Juli 1831 legte ich den ersten Verband an, am 30. nahm ich die Fäden der blutigen Naht weg und verband frisch und trocken, am 4. August kommt er selbst schon zu mir zum Verbande. Es bildete sich später caro luxurians, was sich leicht denken lässt bei einer starken Eiterung, die hier nach solcher Quetschwunde kommen musste, wesshalb mehrmals Aetzungen mit Höllenstein nöthig wurden. — Am 25. August wurde er völlig geheilt entlassen.

Es nimmt mir gewiss Niemand diese Mittheilung übel, da die Verwundung eine Seltenheit ist; auf Interesse für Homöopathie macht sie keinen Anspruch, — ich stand derselben damals noch ganz fern. —

Ich darf nicht durch viele specielle Fälle ermüden oder den Herrn Redacteur zumuthen, mir einen allzugrossen Raum zu lassen, werde darum bei den Wunden vorherrschend auf allgemeine Betrachtung mich beschränken und nur hier und da einen Einzelfall zum Beweiss des ausgesprochenen Satzes anfügen. —

Zunächst kommt in Berücksichtigung die Entzündung, wobei man vor Allem nicht vergessen darf, dass diese traumatischer Natur ist. Dieser Unterschied scheint mir wesentlich zu sein, ganz verschieden z. B. von einer Entzündung, die eine allgemeine Erkrankung im ganzen Körper voraussetzt, bedingt durch eine Noxe, die den Organismus heftiger gewöhnlich trifft und häufig ein Darniederliegen oder doch eine Kränkung des organischen Lebens der entzündlichen Localisation vorausgehen lässt, — im günstigsten Falle aber gleichzeitig bedingt, während die traumatische Verletzung in der Regel einen ge-

sunden Körper trifft. Es ist begreiflich, dass dadurch auch eine andere organische, respective eine traumatische Reaction gesetzt wird. Der Streit, ob Chirurgie und Medicin im engeren Sinne getrennt oder vereinigt werden sollen, gewinnt hier, nach meiner Ansicht, eine andere Bedeutung, als da, wo es sich um chirurgische Krankheiten aus inneren Ursachen handelt. Wenn bei letzten der specifische Chirurg die äussere Behandlung allein im Auge hat und das innere Causalmoment — Dyskrasie etc. — fast gar keiner Beachtung würdigt und deshalb selten eine Radicalkur erzielen kann, so läuft der vorherrschend innere Heilkünstler zu leicht Gefahr, auch bei mechanischen Störungen die innere Behandlung zu bevorzugen, wie man ja Beispiele hat, dass Aerzte, die keine Chirurgen zugleich sind, kaum einen Verband bei Wunden nöthig halten und durch innere Mittel die äussere Behandlung entbehrlich machen zu können glauben. — Da nun die Aufgabe der Chirurgie grösstentheils in Handhabung der Entzündung besteht, die verhütet, bekämpft, angeregt oder in ihren Ausgängen behandelt werden soll, so ist begreiflich, dass die individuelle Richtung des Heilkünstlers einen mächtigen Einfluss ausübt auf den heilkünstlerischen Act. — So lässt es sich auch erklären, dass der blosse Chirurg, der keine innere Mittel verordnen darf, um so freigebiger mit Benutzung äusserer Mittel ist; eine grössere Beschränkung derselben würde wohl dann zu erwarten sein, wenn in einem Hospital hier ähnliche Versuche angestellt würden, wie Dietl bei der Lungenentzündung es gethan hat. Ich zweifle nicht daran, dass die exspectative Methode den Sieg über die Kunst davon trüge.

Wie oft trifft den Körper eine allgemeine Kränkung, sie geht aber in unzähligen Fällen vorüber bei einem negativen Verhalten; — dasselbe ist der Fall bei kleinen Verletzungen, — aber durch Misshandlungen werden sie schlimmer und nehmen einen ganz anderen Verlauf, als den von der Natur intendirten. — Ich habe mich seit einer Reihe von Jahren überzeugt, wie viel mächtiger die Natur in ihrem Heilvorgange bei Wunden etc. ist, wenn man nicht zu geschäftig ist. — Man denke sich einen verwun-

deten gesunden Menschen, die Verletzung traf kein zum Leben absolut nöthiges Organ, es wird also auch vom Organismus kein so grosser Kraftaufwand gemacht, um mit aller Gewalt den Feind auszutreiben. Die Fieberregungen sind da viel geringer, eine mässige Entziehungskur, Versetzen auf schmale und mehr vegetabilische Kost ist schon hinreichend, denselben eine Hemmung anzubahnen, und der homöopathische Arzt hätte nöthigenfalls einfache Mittel zur Hand, einen grösseren Fiebersturm zu ermässigen, was namentlich bei leicht vulnerabelen Personen nöthig sein könnte. Gerade bei diesen vulnerabelen Individuen ist aber die Heilkraft nicht selten gering, und eine ärzliche Beschränkung derselben darum häufig übel angewendet. Ich will ein Analogon aus dem Gebiete der inneren Heilkunde in Betracht nehmen zur Veranschaulichung. Da haben wir ein sog. versatiles Nervenfieber, also ein Nervenfieber mit vorherrschendem Erethismus. Es ist bekannt, dass ein schwächendes und überhaupt energisches Verfahren hier nur nachtheilig wirkt, sich selbst überlassen, würde die Genesung wenigstens viel rascher erfolgen. Der geschäftige Arzt, welcher vorher schwächend verfuhr, sieht sich bald genöthigt, dem Körper wieder zu Kraft zu verhelfen, um die Genesung zu ermöglichen. — Wenn nun diese Aerzte erst schwächten, dann stärkende Mittel reichen mussten, und so auf Umwegen zum Ziele kamen, so glaubten sie noch ein Meisterstück verrichtet zu haben. — Aehnlich findet es sich in der Chirurgie vor. — Nicht überall darf jeder erhöhten Thätigkeits-Aeusserung sogleich energisch entgegen getreten werden; der Heilkünstler muss auf Erhaltung des zur Heilung nöthigen Kräfte-Vorraths stets bedacht sein, wenn er mit Umsicht handeln will. —

Es gab eine Zeit, wo man bei jeder Verwundung mit Aufschlägen von Goulard'schem Wasser oder mit einfachen Wasseraufschlägen fast jeden Chirurgen beschäftigt sah, um den Entzündungs-Process zu mässigen oder vielmehr zu hemmen; es ging noch gnädig her, wenn es dabei blieb, nicht noch Blutentleerungen zur Aushilfe dienten; in unserer Zeit, wo das Wasser zur Panacée geworden ist, fällt dieses weniger auf. — Wenn

dieses im günstigsten Falle nichts schadet — was ich vorerst dahin gestellt sein lassen will —, so halte ich eine allgemeine Anwendung doch für unnöthig, und bei richtiger Specialisirung würden nur wenige Fälle eine Ausnahme bilden — oder, wenn man lieber will, eine Regel gründen —. Der exsudativ-plastische Charakter der Entzündung nach reinen Wunden bedarf nichts, als Freihalten der Wunden von Schädlichkeiten und Störungen neben angemessener Ruhe, die vorzüglich schon durch den Verband erzwekt wird. — Auch bei Verletzungen mit Substanzverlust — also bei suppurativer Entzündung — reicht mindestens eine diätetische Behandlung mit einfachem Verbande hin, und diejenigen Chirurgen, welche hier anfangs hemmend entgegen wirken und später wieder eiterbefördernd verfahren müssen, weil sie überall meistern zu müssen glauben, kommen schwerlich oder niemals zu der Einsicht, dass sie der letzten wohl nicht bedurft hätten (nämlich der eiterbefördernden Mittel), wenn sie der ersten Eingriffe sich enthalten haben würden. —

Was ich hier über den einfachen — exsudativ-plastischen — Character der Entzündung gesagt habe, gilt durchaus nicht nur bei ganz kleinen Wunden, ich kann Zeugniss darüber ablegen von recht beträchtlichen Verletzungen, deren ich auch 3 anfügen will. Bemerken will ich nur noch vorher, dass kleine und tiefe Wunden viel eher noch eine prophylaktische Behandlung — Ermässigung der folgenden Entzündung — fordern könnten, als grosse und gehörig klaffende.

Ein robuster Maurergeselle dahier, etwa 20 Jahre alt, Namens Alles, fällt in vorigem Sommer 2 Stockwerke hoch, bei einem Neubau hinab. Der Bau stand schon in Mauer und Gefach, auf den beiden Boden eines jeden Stockes hatte man ein viereckiges Loch gelassen, um das Baumaterial durchpassiren zu lassen; diese beide Oeffnungen passten genau auf einander. Der Geselle geht unachtsam — eine Last vor sich her tragend? — über den Boden hin und fällt durch beide Oeffnungen hindurch bis in den Keller hinab. Zu irgend einem mir nicht mehr bekannten Zwecke befanden sich hervorragende starke Nägel an der

Innenseite der Oeffnungen. An diesen zerreisst er sich das ganze Gesicht vom Kinne durch die Lippen, Nase, Augenlider etc. hindurch bis zur Stirn auf eine grässliche Art und in den verschiedensten Richtungen und Gestalten; die Nase war bis auf den Knochen eingerissen, — am rechten innern Augenwinkel war ein Fetzen in die Höhe gerissen und dadurch eine Interminirung zum Stirnbein hin gebildet. Als mir die Meldung hiervon gemacht wurde, hiess es, er liege wie todt in dem Neubau. Ich eilte hin, aber unter Weges begegnete er mir, 2 andere Gesellen führten ihn, er sah leichenartig aus. Ich musste etwa 15 Nähte anlegen, um die verschiedenen Fetzen an einander zu bringen, dazwischen wurden Heftpflasterstreifen angebracht, wo es ging, und über das Ganze Charpie gelegt. — Ausser dem nöthigen Wasser zum Reinigen der Wunden kam kein Wassertröpfchen und auch sonst nichts in Anwendung. — Durch die Gewalt beim Fallen waren die gerissenen Wunden doch den Schnittwunden ziemlich nahe verwandt. Sie heilten ohne Eiterung in einigen Tagen, und ein gleichzeitiger Rippenbruch bedurfte auch keiner besonderen Behandlung. — Dieser Fall ist merkwürdig genug zu beweissen, wie wenig Beihilfe die Natur zu ihrem Heilgeschäfte nöthig hat. Ich setzte ihn natürlich auf schmale Kost, und die Fiebererregungen waren so gering, dass sie kaum diesen Namen verdienten. — Wunderbar war auch, dass der Mensch sich nicht im Fallen drehte und überschlug. Vielleicht stiess er in der zweiten Oeffnung mit der Brust an, erlitt da den Rippenbruch, und behielt dadurch die verticale Körperhaltung. —

Der zweite Fall, den ich anführen wollte, betrifft einen jungen Mann — Ludwig Gerhard II. aus Steinbach, eine Stunde von hier. Derselbe hat ein scharfes grosses Strohmesser und eine Axt in der Hand, übersieht beim Eingehen in ein fremdes Haus die hohe Schwelle des Durchfahrtthores, stolpert darüber hin und fällt in das Strohmesser oder in die Axt, was er nicht genau weiss. Kurz — er erhält an der linken Gesichtsseite eine scharfe Schnittwunde von den Schläfen bis unter das Ohr hin, welche theils bis zum Knochen geht und über einen Zoll weit klafft. Der mich rufende Bote meldet, dass er furcht-

bar blute und eine Pulsader verletzt scheine. Glücklicherweise konnte ich mit raschen Pferden schnell hinfahren. Die Hebamme des Ortes hatte dicke Tücher in kaltes Wasser aufgeschlagen, — die Blutung sistirte zeitweise, und als ich eben zur Thüre eintrat, schrie man aus mehren Kehlen, dass die Blutung wieder sehr stark sei und er sich verblute; der leichenblasse Verwundete lag bewegungslos auf einem Stuhle zurück gelehnt und sagte auch mit matter Stimme: Helfen sie schnell, sonst sterbe ich an Verblutung. Ich bringe ihn ungesäumt in die Nähe des Fensters, drücke auf die spritzende Arterie den Finger, und fasse sie dann mit der Arterien-Pincette. Während des Versuches der Unterbindung zieht der assistirende Bauer etwas die Pincette an, die Arteria maxillaris schlüpft zurück, und ich kann nichts thun als den Daumen eine Zeit lang auf die Mündung derselben halten, wobei ich fühlte, dass das untere Ende der durchschnittenen Arterie an der Kante des Processus coronoideus des Unterkiefers lag. Ich liess später durch einen andern Mann einen mit meiner andern Hand inzwischen angefertigten Tampon von Leinwand aufdrücken, strich mir Heftpflaster, machte mich zum Verband bereit, und dachte, wenn der Tampon ausreicht, so lasse ich es bei der Compression. Ich nähte die Wunde von der Schläfe herab zusammen, und hatte die Freude, die Blutung sistirt zu haben. Desshalb befestigte ich den Tampon mit der Halfterbinde, wodurch auch die Bewegungen des Unterkiefers fast unmöglich gemacht wurden, und liess durch eine Federspule nur flüssige Nahrung nehmen. Die Binde blieb trocken, das Bluten hatte ein Ende, und schon desshalb hielt ich die kalten Aufschläge nicht indicirt, weil der Blutpfropf dadurch leicht gelöst werden konnte. — Nach 3 oder 4 Tagen nahm ich die Binde ab, liess auf den Tampon so lange andrücken, bis ich die Fäden herausgenommen hatte. Die Wunde agglutinirte in ihrer ganzen Richtung, die Heftpflasterstreifen blieben liegen und wurden solche noch an die Stelle der entfernten Nähte gelegt, dann die Halfterbinde wieder darüber. Es erfolgte nirgends eine Eiterung, in etwa 8 Tagen war die Heilung vollkommen, nur die Bewegungen des Unterkiefers etwas behindert, was sich hiernach besserte.

— Diese Heilung ohne alle andern Mittel, als blossen Verband, war Allen ein Aufsehen und Staunen erregendes Ereigniss. —

Einen dritten Fall will ich noch zugeben, der in demselben Dorfe diesen Winter mir vorkam, und einen Holzmacher betrifft, welcher im Walde von dem Aste eines gefällten Baumes getroffen wurde, besonders an der Nase — was ich allein hier hervorheben will —. Diese war in ihrer ganzen Länge bis auf den Knochen und durch den Knorpel durchrissen, am unteren Ende des Nasenbeins lag ein Knochenstückchen, das ich mit der Pincette wegnahm. Die Wunde wird mit Nähten und Heftpflaster verbunden, weiter nicht das Geringste benutzt, und nur eine kleine Stelle kam zur gelinden Eiterung da, wo die Weichtheile gleich stark gequetscht waren. — Erzählen will ich noch, wie dieser Vorfall mein Zimmer auf einmal in ein halbes Lazareth umwandelte, da der Baum vier Männer zugleich traf; Einen auf den Kopf, daselbst über den ganzen Scheitel eine Querwunde bis zum Pericranium, die mit Heftpflaster und trockner Charpie darüber verbunden wurde, und ohne Eiterung heilte. Ein anderer hatte eine unvollkommene Fussverrenkung und eine starke Zerrung an der Seite des Kniegelenkes, — ein Anderer eine Verletzung des Schulterblattes erlitten — vielleicht eine Fissur? ich konnte wenigstens keine Quetschung und sonstige Erscheinung finden, die etwas Anderes diagnosticiren liessen. — Sie kamen Alle sehr leicht durch, — es war ein glückliches Unglück. —

Bei vielen Wunden mit Substanzverlust darf man nicht ausser Acht lassen, dass das Blut selbst sehr vortheilhaft sein kann. Meines Wissens haben französische Chirurgen zuerst darauf aufmerksam gemacht, wie unter dem Blute die Wunden so gut heilen können. Ich erinnere mich, dass ein Mann zu mir gelaufen kam, der sich eben beim Heckenhauen ein Stück vorn am Finger abgehauen hatte und den Finger der andern Hand darauf hielt, um das Bluten zu verhindern. Ich legte — ohne lange zu untersuchen — ein Stück Leinwand darüber und umgab es mit einer schmalen Binde. Der Verband wurde vom Blute sogleich durchdrängt, was mich nicht genirte, nur legte ich hernach noch ein reines Läppchen über, um dem Verband einen andern Schein zu

geben. Ich wollte mit Erneuerung des Verbandes warten, bis Eiterung sich unter demselben anmelden würde. Diese erfolgte aber nicht, somit liess ich Alles ruhig liegen und nach etwa 8 Tagen nahm ich den Verband weg, der Finger war geheilt. —

Möglichst seltener Verband ist überhaupt anzurathen, doch kann ich nicht so weit gehen, wie unser College Gauwerky — in oben citirtem Aufsatze —, der selbst bei stark eiternden Wunden selten verbunden haben will. Bei Eiterungen habe ich es immer für nöthig gehalten, die von Eiter durchtränkten Verbandstücke zu renoviren 1—2mal täglich, doch stimme ich ganz dafür, dieses nicht ohne Noth öfter zu thun, und halte es für rathsam, die neuen Granulationen nicht gröblich zu behandeln mit starkem Abwischen etc. — Abhalten der Luft ist ein wesentliches Moment, und vielleicht ist dieses die Haupttugend des Blutes, welches die Wunde bedecken hilft und hierin von keinem andern Mittel übertroffen wird. Dieses zeigt wieder, wie weise der Schöpfer Alles eingerichtet hat, da er zur Seite der Krankheit zugleich auch das Mittel zu ihrer Heilung legt. — Wollte man dieses nur immer gehörig würdigen und erkennen, und mit rohen Händen nicht frevelhaft eingreifen in den Heilplan der Natur. —

Bei dem Verbande ist zu bedenken, dass auch die einfachen Verbandstücke zu Heilzwecken benutzt werden können neben dem Zwecke der Vereinigung und Retention. Ich erinnere an Einwickelungen zum Behufe der Resorption; ich erinnere weiter daran, dass trockne Charpie bei eiternden Wunden mit torpidem Character anregend wirken können, während bei erethischem Character feuchte Charpie sehr wohlthätig wirkt, in welchem letzten Falle es schon hinreicht eine dünne Schichte mit etwas kühlem Wasser anzufeuchten und darüber noch trockne zu legen. Gerade bei erethischem Character ist möglichst seltenes Verbinden zu empfehlen. Salben etc. lassen sich dadurch entbehrlich machen. — Bei solchen Wunden, die gequetschte Ränder etc. haben und wo ein nothwendiges Ablösen durch die Eiterung erfolgen muss, wird durch den einfachen, trocknen Verband dieses verhältnissmässig rascher erzielt, als auf irgend eine andere Art, und besonders wenn man die hiernach erfolgende rasche

Heilung — auf dem Wege des Wiederersatzes — mit in Rechnung bringt, wird das Verhältniss ein äusserst günstiges. —

Ich gebe diese Beobachtungen und Erfahrungen der Oeffentlichkeit hin, um dadurch vielleicht zu Nachversuchen anzuregen, nicht aber sie irgend jemand aufdringen wollend oder ein Dogma daraus machend. Es können Andere mit ihrem Handeln und Resultate so zufrieden sein, dass sie keinen Grund finden, irgend einen andern Weg zu versuchen, denen will ich durchaus nicht eine Lehre gegeben haben; es gibt aber junge — und vielleicht auch ältere — Aerzte genug, die sich bei solchen Beschädigungen auch stets dynamisch recht thätig zeigen zu müssen glauben, diese möchte ich ermuthigen, recht grosses Vertrauen auf die Physiatrik zu setzen und ihre Geschäftigkeit zu beschränken.

Für Homöopathen allein und ausschliesslich ist dieser Aufsatz nicht berechnet, er gilt der Behandlung der mechanischen Störungen im Allgemeinen, er beabsichtigt eine Einfachheit der Behandlung, und in wiefern dieses überhaupt Absicht der Homöopathie ist, in so fern möge er zunächst auch von dieser ausgehend und abstammend betrachtet werden und bei einer etwaigen späteren speciellen Bearbeitung der Chirurgie vom Standpunkte der Homöopathie und naturgesetzlichen Heilung eine gefällige Beachtung des fraglichen Verfassers finden, der diese Grundlinien als einen vorläufigen Beitrag ansehen möge, wie ich in der Einleitung schon sagte. —

Es erübrigt mir nun noch, Einiges zu bemerken über Anwendung homöopathischer Mittel bei solchen mechanischen Störungen von einfacher oder complicirter Art. — Man hält zum Theil es nöthig, überall zur Anwendung homöopathischer Mittel zu schreiten bei mechanischen Verletzungen. Ich habe oben schon zu beweissen gesucht, dass diese noch keine Krankheit sind, sondern höchstens krankmachende Momente, und dass nur da, wo Complicationen statt finden, dynamische Mittel indicirt sein können. Einfache, reine Wunden und Knochenbrüche etc. bedürfen nichts, als die nöthigen mechanischen Vereinigungsmittel; selbst die verdünnte Arnica etc. ist überflüssig, mehr als Hei-

lung per primam Reunionem, Heilung ohne Eiterung ist nicht zu erzielen, und diese erreicht man ohne alle dynamische Mittel, welche letzte sogar nachtheilig werden können, so lange sie in einer Gestalt in Anwendung kommen, dass ihnen noch irgend eine Wirkung zuerkannt werden muss. Ich kann mir z. B. nicht denken, dass Arnica eine schnellere Heilung einer Wunde, oder Symphitum bei einen Knochenbruch um einige Wochen früher eine Ossification bewerkstelligen soll, als die Naturheilkraft; eine Anregung letzterer könnte unter Umständen sogar das naturgesetzliche Mass überschreiten und also die gute Absicht vereiteln. Wo man bei Knochenbrüchen solche Beobachtungen oder Erfahrungen aufweissen zu können glaubt, sind es wohl Querbrüche gewesen, die leichter eine Festigkeit gewinnen und selbst bei noch nicht völliger Callusbildung Benutzung des gebrochenen Gliedes ermöglichen. (Einen sehr instructiven Aufsatz konnte man hierüber lesen in den Annalen der Staats-Arzneikunde von Schneider, Schürmayer und Hergt Bd. IX. p. 229. etc: „zur Beurtheilung der Knochenbrüche in gerichtsärztlicher Beziehung“ von Dr. Bernhard Ritter). — Die Homöopathie bezweckt bei ihrem Heilbestreben zwar überhaupt eine gemässigte Einwirkung, lässt dieses auch auf dem Gebiete der Chirurgie nicht ausser Acht; wird aber hier noch einen Schritt weiter gehen und beweisen müssen, dass alle Medication bei den meisten frischen Verletzungen überflüssig ist, dass dadurch also bisher ungemein viel geschadet wurde. Durch dieses Anschliessen an die Physiatrik wird sie die alte Medicin bei weitem mehr entkräften, als wenn sie mit Beweisen der Vorzüglichkeit homöopathischer Mittel-Anwendung gegen sie zu Felde zieht, weil ein Physiatriker dann durch eine Menge Naturheilungen die Entbehrlichkeit aller Mittel, und somit die Nichtigkeit der Homöopathie überhaupt als Gegenbeweiss liefern könnte, da es bekannt ist, wie leicht und absichtlich solche gewisse Consequenzen gezogen werden. Gerade den Beweiss der Naturheilkraft — der Physiatrik — möchte ich aber aus unserm Lager geführt sehen, weil unser Princip mit der Reaction der Naturheilkraft Hand in Hand geht. — Welche Reac-

tion will man aber bei einem physiologischen Vorgange erzielen? und der Heilungs-Process einer frischen, einfach mechanischen Verletzung darf wohl als Analogon eines physiologischen Vorganges gelten, wenn er nicht auf krankem Boden vor sich geht. — In Bezug auf die Anwendung der Arnica stimme ich ganz bei, was Henriques in der allg. homöop. Ztg. Bd. 45 p. 47 sagt: „Nur in den Fällen, wo keine Trennung der Theile statt findet, ist Arnica indicirt. Bei Excoriationen, bei geschnittenen und zerrissenen Wunden muss ihr Gebrauch sehr eingeschränkt werden, da sie copiöse Eiterung herbeiführt, wodurch die Vernarbung verzögert wird;“ — ich möchte nur statt „indicirt“ sagen: zulässig, da auch ohne Trennung der Theile die Beschädigung mitunter so leicht ist, dass gar nichts nöthig wird. Die Neigung der Arnica zur Bildung eines Erysipelas — mit und ohne Bläschen — und eines Erythems kommt noch nebenbei in Betrachtung, und auch Henriques erwähnt dieses. —

Diese und jede andere nachtheilige Einwirkung der Arnica glaubt man nun bei äusserer Anwendung durch gleichzeitiges Adhibiren der kalten Wasserumschläge zu verhüten. Fasst man dieses genauer ins Auge, so muss vor Allem auffallen, dass hier die verschiedene Wirkung beider Mittel nicht gehörig gewürdigt zu sein scheint. Das kalte Wasser soll in seiner Erstwirkung doch wohl erhalten werden, die Aufschläge werden zu diesem Zwecke oft erneuert; das homöopathische Mittel — hier die Arnica, unter Umständen auch Rhus etc. — soll in der Nachwirkung seine Heilkräftigkeit entfalten. Hier ist offenbar Homöopathie mit Antipathie im Bunde, und das geht doch nicht gut. Die Kälte in solcher Anwendung übt gewiss eine besondere Präponderanz gegen das schwächere homöop. Mittel aus, was sich Jeder leicht bei näherem geistigen Anschauen erklären kann; — ich mag wenigstens den Faden nicht weiter verfolgen, wollte nur ganz einfach darauf hinweisen, dass wir mit Antipathie uns nicht verschwistern können und dürfen. — Nur darauf will ich noch aufmerksam machen, dass bei einem allgemeinen Empfehlen der Arnica ein grosser Schlendrian auch von Laien getrieben

wird, und wo solche Nachtheile alsdann dadurch entstehen, wie oben angedeutet, da könnte selbst bei Freunden der Homöopathie ein Misscredit gegen homöop. Mittel und Lehre erwachsen. — Ich mahne darum zur Vorsicht. Man würde manchen Conflicten vielleicht am ehesten noch bei der Anwendung der Arnica entgehen, wenn man sie bei äusserer Benützung kalter Umschläge innerlich reicht, was bei inneren Störungen — Gehirn- und Rückenmarks-Erschütterungen, Quetschungen etc. innerer Organe etc. ohnehin nöthig ist. Wie sie selbst von alloöpathischen Aerzten angewendet wurde und theilweise noch wird, ist bekannt. Eine sehr rühmliche Empfehlung derselben von einem alloöp. Arzte findet sich im zweiten Bande obiger Annalen der Staatsarzneikunde p. 518, wovon ich eine beachtenswerthe Stelle hier aufzeichnen will, welche also lautet: „Unstreitig gehört die Arnica aber zu den specifischen Erregungsmitteln des Nerven- und Gefässsystems, indem sie namentlich die innere Resorption der Venen- und Lymphgefässe in allen Organen steigert und Zustände der höchsten Laxität der arteriellen Gefässendigungen beseitigt, so wie nicht minder in den krampfhaft afficirten Gebilden und Systemen, wo namentlich Torpor, Unthätigkeit und ein der Lähmung analoger Zustand herrscht, Sensationen und Reactionen wieder erregt, was als das günstigste Zeichen ihrer Heilkraft und der durch sie bewirkten Wiederhervorrufung der Sensibilität im Procese der Metamorphose betrachtet werden muss. Da nun diese eben erwähnten Zustände durch traumatische Einwirkungen, nämlich durch Quetschung, Erschütterung, und dadurch veranlasste blutige Extravasationen hervorgerufen zu werden pflegen, so folgt daraus, dass sich die Arnica auch gegen dieselben äusserst hilfreich bewähren müsse, wie denn auch Crichton mit Recht bemerkt, dass sie fast beständig denjenigen Ort im Körper anzeige, welcher durch eine äusserliche Ursache beschädigt worden sei, weil sie nämlich die Thätigkeit des Gefässsystems erhöhe, wodurch nun die verletzten Gefässe stärker als die gesunden afficirt und Schmerz und andere hervorstechende Zufälle erzeugt würden.“ — Diese Stelle kann man mit einigen Mutationen, namentlich auch mit Berücksichtigungen der Resul-

tate der physiologischen Prüfungen, gewiss ganz gut zu Gunsten der Homöopathie verwerthen, und die Indicationen lassen ebenfalls sich ganz auf die Homöopathie verwenden; denn es werden genannt: „Gehirn- und Rückenmarks-Erschütterung; Erschütterung der Brust, des Unterleibs und des Beckens; Quetschung der Weichtheile des Körpers durch stumpfe Werkzeuge hervorgebracht; Lähmung der Gliedmassen, der Harnblase etc. durch Quetschung und Erschütterung hervorgebracht.“ — Schade, dass Verfasser seiner gewöhnlichen Gebrauchsform — Infusum — noch Nitrum depur. und Tart. emet. zumischen lässt, wodurch er seinen Empfehlungen wieder eine Abschwächung beigesellt, da diese Mittel doch nicht zu den indifferenten gezählt werden können. —

Die andern homöop. Mittel bei traumatischen und überhaupt mechanischen Störungen finden sich im ersten Bande des Handbuchs der homöop. A. M. L. von Noack und Trinks p. 107 vollständig specialisirt, so dass es unnöthig wäre, etwas Anderes darüber zu sagen, als darauf hinzuweissen. — In oben genannten Aufsätzen von Gauwerky und Henriques ist ebenfalls darauf Bezügliches zu finden. —

Es kommt vor, dass man ein angemessenes homöop. Mittel äusserlich anwendet und daneben ein anderes innerlich verabreicht, was wir eben so wenig gut heissen können, als dass der obige Empfehler und Lobredner der Arnica noch in Nitrum und Tart. emet. andere dynamische Qualitäten als Flügeladjutanten beigesellt. Eher lässt sich entschuldigen und rechtfertigen, bei innerer Verabreichung von Aconit als Antiphlogisticum — gegen Entzündungsfieber — äusserlich kalte Umschläge anzuwenden auf den Herd des Entzündungsfiebers zur Dämpfung oder Prophylaxis, wiewohl man auch damit spärlich sein könnte, um den Werth der homöop. Behandlung nicht abzuschwächen; dasselbe gilt auch für jedes andere homöop. Mittel. — Seitdem man durch die Hydrotherapie fast alle andern Arzneimittel entbehrlich machen zu können glaubt, darf man auch das Wasser nicht ohne Noth anwenden, und überhaupt es nur da benutzen, wo man eine besondere Heilabsicht damit aus-

schliesslich bezweckt — wie eben gezeigt —; wer es äusserlich mit homöop. Mitteln versieht, der müsste wohl von dem Grundsatze ausgehen, dass ihm kein höherer Werth beizulegen sei als jedem andern diätetischen Mittel, und dieses wäre etwas zu viel gewagt und auch zu viel behauptet — besonders in jetziger Zeit, wo das Wasser eine bedeutende Rolle spielt; — es muss wenigstens zugegeben werden, dass es der Träger verschiedener Temperaturgrade ist, und gewiss spielt die dadurch erzielte Veränderung der Temperatur des kranken Theils oder Körpers eine Hauptrolle — so bedeutend wohl, dass die Bezeichnung Hydro-Therapie kaum als die richtige gelten dürfte, namentlich da, wo durch nur locale Anwendung gewirkt wird. — Die Hydrotherapeutik hat wenigstens in letzter Zeit eine solche Umgestaltung erlitten, dass sie der ursprünglichen ziemlich fern gerückt ist, wo man gewöhnlich nur von Kaltwasser-Kuren redete. Man benutzt schon seit geraumer Zeit verschiedene Temperaturen des Wassers, tadelt die blosse Kaltwasser-Anstalten, macht auch weniger allgemeinen Gebrauch von dem vielen Wassertrinken, — und gerade dem vorherrschend inneren Gebrauche des Wassers zur Elimination dyskrasischer Stoffe, zur Resorption innerer Anschoppungen, zur Umstimmung der verstimmten Nerven etc. gebührt wohl am ersten noch der Name: Wasserkur. —

Wäre es erlaubt, von der Zukunft der sog. Hydrotherapie in specie und von der ganzen Lehre überhaupt eine Ansicht zu geben, wie sie eine ganz ruhige Anschauung mir aufdrängt, so wäre es diese. Sie fasste hauptsächlich Wurzel zu einer Zeit, als die Aerzte sich das aufrichtige Geständniss geben mussten, dass ihr Heilmittel-Apparat unzuverlässig und wenig oder gar nicht gekannt werde in seiner eigentlichen Wirkung auf den gesunden menschlichen Organismus, welche Kenntniss ihnen doch nun unerlässlich nöthig schien. Es wurde nun die diätetische Behandlung ein besonderer Gegenstand der ärztlichen Beobachtung, wozu sie die vorgefasste Meinung, dass alle homöop. Behandelte und Geheilte der Physiatrik zufallen müssten, zum Theil ermuthigte. — So lange die Arzneimittellehre nicht in besseren

Zustand kommt, wird unter denen, die sich mit der Homöopathie nicht befreunden und dem Stoffigen vorhersschend huldigen, eine Vorliebe für Hydrotherapie sich erhalten, — mit der besseren Kenntniss der Arzneimittellehre wird höchstwahrscheinlich die diätetische Behandlung und somit auch die Hydrotherapie zurücktreten, doch eben so wahrscheinlich eine sehr gemässigte Anwendung der Arzneistoffe allgemeiner werden — vorherrschend mit specifischem Charakter — wozu jetzt schon eine grosse Hinneigung wahrzunehmen ist. — Das Interim wird ebenfalls seine guten Früchte tragen, denn es zeichnet sich aus durch Beobachten von Naturheilungen. Der Anbau der Physiatrik und der Physiologie der Krankheiten, schliesst sich dann der Physiologie der Arzneimittellehre an, der crasse Materialismus der Gegenwart wird auch nicht viel mehr als eine Ephemera sein, aber die Brücke abgeben zur richtigeren Anschauung des Lebens in der Natur, wozu man bisher nur einen Hypothesenkram benutzte. — Dieses ist meine Ansicht von der medicinischen Zukunft, die vielleicht gar nicht so fern steht, besonders wenn man Männer ihre Stimmen erheben hört gegen den Materialismus, von welchen dieses kaum zu erwarten stand. — Irre ich mich, so habe ich wenigstens einen schönen Traum verlebt und ein Bild im Busen getragen, das genährt zu werden verdiente. Träte noch etwas Besseres an die Stelle meines Ideals, so würde das mir so erfreulich sein, als es nur irgend jemand sein könnte. —

Meine Ansicht in Verbindung mit Erfahrungen über den in der Ueberschrift bezeichneten Gegenstand liegt in dem Vorgebrachten wohl offen und verständlich genug da, doch kann ich es mir nicht versagen, gleichsam als

Anhang

noch ein Wort darüber zu sagen, was ich in Weimar am Vorabende der Centralversammlung daselbst bemerkt hatte, und worüber der College Blau in der homöop. Vierteljahrsschrift Bd. VI. pag. 298. eine Bemerkung anreiht. Es würde mir nicht einfallen, den daselbst gebrauchten Ausdruck: „ein mir sehr werther College“ auf mich zu beziehen, wenn es nicht zu klar

und jedem der Anwesenden bekannt wäre, dass gerade dieses von mir angeregt und der Gegenstand einer kleinen Discussion wurde. Nur ist die Hinstellung des Collegen Blau nicht ganz in meinem Sinne gegeben, was mich hauptsächlich antreibt, eine Berichtigung zu unternehmen. Es ist durchaus nicht meine Absicht gewesen, zu behaupten: „dass es mit den sog. kalten Umschlägen nichts sei“, da ich sehr wohl weiss, dass sie von Einfluss sein können, aber ihre allgemeine und unbedingte Anwendung bei allen mechanischen Störungen ohne Ausnahme — in specie bei Knochenbrüchen — bestritt ich und bestreite sie aus vielfacher Erfahrung, so wohl in ihrer Anwendung ganz lege artis — mit der sorgfältigsten Erneuerung, als auch noch mehr in der Art, wie sie von den Leuten gewöhlich besorgt werden, wornach sie allerdings mehr zu warmen Umschlägen werden, was ich auch damals schon geltend machte. Die guten Resultate, deren man sich damit rühmt, bestreite ich nicht, ich habe ja auch dasselbe erlebt, ich habe aber nicht weniger günstige Resultate aueh ohne dieselben in viel grösserer Zahl für meine Behauptung, wodurch es mir erlaubt sein muss, die Bedeutung derselben weniger hoch anzurechnen, da derselbe Zweck ohne jedes andere Mittel, ausser dem Verbande, erreicht werden kann, erreicht wird und erreicht worden ist. Würden die wärmsten Lobredner derselben bei einfachen Brüchen von der Wahrheit meiner Angabe durch Nachversuche sich überzeugen wollen, so müssten sie wohl sehr bald zu einem ähnlichen Geständnisse kommen können. — Der Einwirkung des kalten Wassers überhaupt allen Werth absprechen zu wollen, würde volle Unkenntniss verrathen, ich halte es sogar theilweise für indicirt bei solchen Beschädigungen, bin überhaupt kein Verächter desselben, benutze es sogar recht gern als diätetisches Mittel auch in andern Fällen, z. B. zur Abwaschung des Körpers bei trockner Hitze im Nervenfieber, zu Waschungen des Rumpfes bei unregelmässigen Hämorrhoiden, Menstruen etc., zur Abhärtung bei Neigung der Haut zu copiösen Schweissen, bei Anlage zu Rheumatismen etc. Einen zu ausgedehnten Gebrauch aber von demselben zu machen, das erlaubt mir mein Vertrauen zur Homöo-

pathie nicht; als zu eingefleischter Homöopathe mag ich dem homöop. Mittel seinen Ruhm und sein wahres Verdienst nicht streitig machen lassen; — wo nur immer möglich, soll mir dieses auch kein Wässerchen trüben.

Dieses zur Verständigung nur in wenigen Worten, um endlich ans Ende zu kommen. Ich habe mich überzeugt, wie leicht man missverstanden werden kann, stand in Weimar nur bald von weiterer Erörterung ab, um damit nicht einen längeren Zeitraum zu verschwenden, da ich mir lange schon vorgenommen hatte, den Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen in Form meiner Erfahrungen, wie es nun hier geschehen ist. — Zum Schlusse sage ich dem Herrn Collegen Blau nur noch meinen Dank für seine hieran sich reihende Mittheilung und für den mir geschenkten Ausdruck seiner Werthschätzung, woran ich die Bitte reihe — da ich in der Ueberschrift seines Aufsatzes ihn zugleich als den Director einer Anstalt sehe, in welcher die Fichtennadelbäder auch in Anwendung kommen —, dass es ihm gefallen möge, über die Erfolge der Fichtennadelbäder und über die Art ihrer Anwendung in seiner Anstalt seiner Zeit eine gefällige Mittheilung uns zukommen zu lassen, da dieses neue Mittel doch die Aufmerksamkeit Vieler auf sich zu ziehen scheint. —

Mittheilungen specieller chirurgischer Fälle mit rein homöopathischer Behandlung behalte ich mir vor; sie müssen nur erst zusammengesucht werden.

VI.

Bericht über die homöopathische Poliklinik zu Leipzig im Jahre 1855.

Von Dr. **Müller.**

Alphabetische Uebersicht der im Jahre 1855 in der Leipziger homöopathischen Poliklinik behandelten Krankheitsfälle.

Krankheitsnamen	Anzahl der Fälle	Geheilt	Gebessert	Nur 1 Mal dagewesen	Weggeblieben	Abgereist od. in andre Behandlg.	Gestorben	In Behandlung geblieben
Abscessus	4	—	—	2	1	—	—	1
Acne faciei	2	—	—	1	1	—	—	—
Agrypnia	1	1	—	—	—	—	—	—
Alopecia post typh.	1	—	—	—	—	—	—	1
Amaurosis	2	—	—	—	1	—	—	1
Amblyopia	7	2	—	2	3	—	—	—
Amenorrhoea	4	2	—	2	—	—	—	—
Amentia	1	—	—	—	1	—	—	—
Anchylosis digit.	1	1	—	—	—	—	—	—
Angina	21	17	—	1	1	—	—	2
Arthritis	15	3	—	5	2	—	—	5
Arthrokace	14	4	2	3	2	—	—	3
Ascites et oedema post intermitt.	2	—	—	1	1	—	—	—
Asthma (ex emphysemate etc.)	9	4	1	—	2	—	—	2
Asthma Millari	1	—	—	1	—	—	—	—
Atrophia intestin.	17	4	1	5	3	—	3	1
Balanorrhoea	4	1	—	3	—	—	—	—

Krankheitsnamen	Anzahl der Fälle	Geheilt	Gebessert	Nur 1 Mal dagewesen	Weggeblieben	Abgereist od. in andre Behandlg.	Gestorben	In Behandlung geblieben
Bronchitis chron. (laryngitis chron.)	14	11	—	2	—	—	—	1
Bubones	6	3	—	3	—	—	—	—
Caput obstip.	1	—	—	1	—	—	—	—
Carcinoma	3	—	—	1	2	—	—	—
Cardialgia	68	39	1	19	2	—	—	7
Caries	16	5	—	1	3	—	—	7
Cataracta	7	—	1	3	2	—	—	1
Catarrh. bronchialis acutus	78	69	—	5	—	2	—	2
„ „ chronicus	78	33	3	25	7	—	—	10
„ intestinalis acutus	17	14	—	2	—	1	—	—
„ „ chronicus	9	6	—	—	1	1	—	1
„ ventriculi acutus	51	45	—	4	—	—	—	2
„ „ chronicus	79	35	1	22	5	4	—	42
Cephalalgia	36	23	—	8	3	—	—	2
Cephalämatoma	1	1	—	—	—	—	—	—
Chalazion	2	1	—	1	—	—	—	—
Chloasmata	2	1	—	—	1	—	—	—
Chlorosis, Anaemia	38	12	3	20	1	1	—	2
Cholera nostras	2	2	—	—	—	—	—	—
Chorea St. Viti	2	1	—	1	—	—	—	—
Colica (rheumatica, flatulenta.)	16	10	—	4	—	1	—	1
„ saturnina	4	2	1	1	—	—	—	—
Combustio	1	1	—	—	—	—	—	—
Commotio cerebri	1	1	—	—	—	—	—	—
Condylomata	5	2	—	2	—	—	—	1
Congelatio	23	11	—	4	—	—	—	8
Congest. ad caput	11	5	1	2	2	—	—	1
Contusiones	26	16	2	5	—	2	—	2
Cordis vitia organ.	20	—	2	10	6	—	1	1
Coryza	2	1	—	1	—	—	—	—
Crusta lactea	8	6	—	—	1	—	—	1
Dentitionis molim.	2	2	—	—	—	—	—	—
Diabetes mellitus	2	—	1	—	—	—	—	1
Diplopia	1	—	—	—	1	—	—	—
Dolor fixus Parac.	3	3	—	—	—	—	—	—
Dysekoia	15	4	3	6	1	—	—	1
Dysenteria	10	10	—	—	—	—	—	—
Dysmenorrhoea	2	1	—	1	—	—	—	—
Dysuria c. perfor. urethrae.	1	1	—	—	—	—	—	—
Ekthyma	4	1	—	3	—	—	—	—
Ekzema	23	11	—	4	4	—	—	4
Emphysema. pulm.	26	1	6	9	6	—	—	4
Entropium	1	—	1	—	—	—	—	—
Epilepsia	10	1	—	2	1	—	—	6

Krankheitsnamen	Anzahl der Fälle	Geheilt	Gebessert	Nur 1 Mal dagewesen	Weggeblieben	Abgereist od. in andre Behandlg.	Gestorben	In Behandlung geblieben
Epistaxis	1	1	—	—	—	—	—	—
Erysipelas	8	6	—	1	—	—	—	1
Exulcerat. palpebrae super.	1	—	—	—	—	—	—	1
Favus	6	1	—	4	—	—	—	1
Febris gastrica	23	21	—	1	—	1	—	—
Fistula dentis	2	2	—	—	—	—	—	—
Fractura claviculae	1	—	—	—	—	1	—	—
Fungus haemat.	1	—	—	—	—	—	—	1
Furunculi	19	14	—	2	1	—	—	2
Ganglion	3	—	—	3	—	—	—	—
Glandularum tumores, abscessus etc.	42	19	3	10	3	2	—	5
Gonorrhoea	65	29	—	18	11	1	—	5
Haematemesis	2	2	—	—	—	—	—	—
Haematuria	4	4	—	—	—	—	—	—
Haemoptoë tuberculosa	8	7	—	1	—	—	—	—
Haemorrhoides	11	4	—	3	2	—	—	2
Helminthiasis	11	4	—	5	—	—	—	2
Hernia inguin.	3	1	—	—	—	1	—	1
Herpes	3	2	—	—	1	—	—	—
Herpes Zoster	4	3	—	1	—	—	—	—
Hydrocele	1	—	—	1	—	—	—	—
Hygroma patellae	1	1	—	—	—	—	—	—
Hysteria	5	2	1	—	1	—	—	1
Icterus	4	3	—	—	—	—	—	1
Impetigo	18	9	—	6	1	—	—	2
Incontinentia urinae noct.	5	3	—	2	—	—	—	—
Induratio hepatis	3	—	—	—	2	—	—	1
Induratio labii oris scroful.	3	1	1	1	—	—	—	—
,, ventriculi	5	2	2	—	1	—	—	—
Inflammatio articulorum	11	4	—	3	3	1	—	—
,, vaginae	2	—	—	1	1	—	—	—
Intermittens	101	61	—	36	3	—	—	1
Intertrigo	5	4	—	1	—	—	—	—
Intoxicatio adipis	1	—	—	1	—	—	—	—
,, Phosphori	1	1	—	—	—	—	—	—
Ischias	1	1	—	—	—	—	—	—
Ischuria	2	—	1	—	—	—	—	1
Leukorrhoea	16	6	—	4	—	—	—	6
Lichen	1	1	—	—	—	—	—	—
Lienteria post ablactat.	1	1	—	—	—	—	—	—
Lupus faciei	2	—	—	—	1	—	—	1
Luxationes	3	—	1	1	—	1	—	—
Marasm. senilis	3	—	—	1	1	—	—	1
Mastitis (abscess., indurat. mammae)	6	5	—	1	—	—	—	—

Krankheitsnamen	Anzahl der Fälle	Geheilt	Gebessert	Nur 1 Mal dagewesen	Weggeblieben	Abgereist od. in andre Behandlg.	Gestorben	In Behandlung geblieben
Menorrhagia und Metrorrhagia	16	9	—	6	—	—	—	1
Menostasia	5	3	—	2	—	—	—	—
Metritis chron.	1	—	—	1	—	—	—	—
Neuralgia coeliaca	1	1	—	—	—	—	—	—
,, supraorbit	5	3	—	2	—	—	—	—
Obstructio alvi chron.	1	—	—	—	—	—	—	1
Odontalgia	132	115	—	11	1	1	—	4
Onaniae sequelae	3	2	—	—	—	—	—	1
Opohoritis chron.	3	—	—	—	2	—	—	1
Ophthalmia catarrh. et rheumatica	52	31	3	7	3	—	—	8
,, scrophulosa	36	18	1	5	—	1	—	11
Orchitis	6	3	—	2	1	—	—	—
Osteomalacia	1	—	—	—	1	—	—	—
Otitis	19	13	—	5	1	—	—	—
Otorrhoea	2	—	—	1	—	—	—	1
Ozaena	4	3	—	1	—	—	—	—
,, syphilit.	1	—	—	1	—	—	—	—
Panaritium	29	22	—	7	—	—	—	—
Paraphimosis	5	3	—	1	1	—	—	—
Paresis, paralysis	10	2	1	3	1	—	—	3
Parotitis	2	2	—	—	—	—	—	—
Parulis	7	6	—	1	—	—	—	—
Pemphigus	1	1	—	—	—	—	—	—
Perforatio scroti	1	—	—	—	—	1	—	—
Periostitis	2	—	1	1	—	—	—	—
Peritonitis	3	1	—	—	2	—	—	—
Pityriasis	1	—	—	1	—	—	—	—
Pleuritis	22	21	—	1	—	—	—	—
Pleuriticum exsud.	3	—	1	—	1	—	—	1
Pleurodynia	20	17	—	3	—	—	—	—
Pneumonia	11	9	—	1	—	—	—	1
Polypus auris	1	—	—	1	—	—	—	—
Prolapsus ani	7	5	—	2	—	—	—	—
Prolapsus uteri	2	—	—	2	—	—	—	—
Prurigo	37	18	—	11	4	3	—	1
Pruritus	6	5	—	—	—	1	—	—
Pseudoerysipelas (inflamm. telae celull.)	7	5	—	3	—	—	—	—
Psoriasis	5	2	—	1	1	—	—	1
Rhachitis	9	3	3	2	1	—	—	—
Rheumatismus acutus	44	34	—	9	1	—	—	—
,, chronicus	75	25	1	27	7	1	—	14
Scabies	26	11	—	8	3	1	—	3
Scarlatina	2	1	—	—	—	1	—	—

Krankheitsnamen	Anzahl der Fälle	Geheilt	Gebessert	Nur 1 Mal dagewesen	Weggeblieben	Abgereist od. in andre Behandlg.	Gestorben	In Behandlung geblieben
Scoliosis (lordosis)	3	—	—	1	—	2	—	—
Scorbut	4	4	—	—	—	—	—	—
Scrophulosis	5	1	—	1	1	—	—	2
Stomacace	19	18	—	1	—	—	—	—
Stranguria	3	2	—	—	—	—	—	1
Struma	4	—	1	2	—	—	—	1
Subluxationes	9	4	—	4	—	1	—	—
Syphilis primaria	24	9	1	4	4	2	—	4
,, secundaria	16	4	—	1	5	1	—	5
Taenia	5	1	2	1	—	—	—	1
Tinea capitis	14	7	—	2	3	—	—	2
Tuberculosis	42	—	4	8	21	5	1	3
Tumor cysticus	5	—	2	—	2	—	—	1
,, lienis post intermitt.	7	3	2	2	—	—	—	—
Tussis convulsiva	27	20	—	7	—	—	—	—
Typhus	5	2	—	1	—	1	—	1
Ulcus ad angulum oris	3	2	—	—	—	—	—	1
,, corneae (obscurat.)	7	1	5	1	—	—	—	—
,, linguae	7	4	—	1	2	—	—	—
,, pedum	26	6	4	5	2	—	—	9
,, perforans ventriculi	5	—	3	—	1	—	—	1
Urticaria	8	7	—	1	—	—	—	—
Valgus pedis	5	1	—	3	—	1	—	—
Varicellae	4	3	—	—	—	—	—	1
Varicositates pedum	4	1	1	—	1	—	—	1
Veruccae	1	—	—	—	1	—	—	—
Vulnera	8	7	—	1	—	—	—	
Summa	2167	1175	74	480	172	43	5	218

2167

Wie die tabellarische Uebersicht nachweist, wurden im vergangnem Jahre zusammen 2318 Kranke behandelt, nämlich 151 vom Jahre 1854 in Behandlung Gebliebene und 2167 Neuaufgenommene. Es hat sich demnach abermals die Krankenfrequenz sehr beträchtlich gesteigert (gegen das Jahr 1854 um 449), indem

im Jahre 1843 428
1844 608

1845	713
1846	762
1847	777
1848	973
1849	1088
1850	1190
1851	1284
1852	1441
1853	1905
1854	1869
und 1855	2318

Kranke behandelt worden sind, so dass sich also die Zahl der Jahreskranken gegen das erste Jahr jetzt mehr als verfünffacht hat. Die Zahl der sämmtlichen während dieser 13 Jahre in der Anstalt Behandelten beträgt 15,656.

Von den 2167 Neuaufgenommenen des letzten Jahres sind nun 1175 völlig geheilt,
74 wesentlich gebessert,
480 nur einmal dagewesen,
172 ungeheilt weggeblieben,
43 abgereist oder in andre Behandlung gekommen,
5 gestorben und
218 in Behandlung geblieben.

Ferner waren davon 1251 männlichen und
916 weiblichen Geschlechts;
1634 Erwachsene und
533 Kinder (unter 15 Jahr);
1006 Männer,
245 Knaben,
628 Weiber und
288 Mädchen;
1097 in Leipzig und
1070 auswärts wohnhaft;
780 acut und
1387 chronisch Kranke.

Die für die 2318 Kranken gemachten Ordinationen beliefen sich auf circa 9500, so dass durchschnittlich auf jeden Kranken etwa $4^{1}/_{10}$ Recepte kommen; es wurden demnach im Durchschnitt wöchentlich $182^{9}/_{13}$, und täglich (die Woche zu 6 Tagen gerechnet) $30^{110}/_{313}$ Verordnungen gemacht. Hierzu kommen noch 497 Krankenbesuche bei solchen Patienten, denen das Ausgehen unmöglich war. Es würde demnach für die 2 ordinirenden Aerzte ganz unmöglich gewesen sein, allen diesen Anforderungen in den festgesetzten Verordnungsstunden nachzukommen, wenn sie nicht fortwährend durch einen oder mehre der Aerzte unterstützt würden, welche die Anstalt zum speciellen Studium der Homöopathie besuchen und benutzen. Die Anzahl dieser letzteren belief sich im letzten Jahre auf die ungewöhlich hohe Zahl von 14.

Ein ebenso günstiges Resultat hat sich auch hinsichtlich des Verhältnisses der Weggebliebenen zu den Geheilten im Vergleiche zu den bisherigen Erfahrungen herausgestellt. Es betragen nämlich die Geheilten diesmal $54^{482}/_{2167}$ pr. C., die Weggebliebenen und Nureinmaldagewesenen zusammen nur $30^{190}/_{2167}$ pr. C., während in den ersten Jahren der Anstalt die Weggebliebenen $43^{6}/_{27}$ und selbst in den Jahren 1853 und 1854 noch $32^{118}/_{951}$ und $31^{1}/_{2}$ pr. C. ausmachten. Dennoch bleibt es immer ein grosser Uebelstand, dass in einer derartigen Anstalt wie eine Poliklinik ist, dem nachlässigen und willkührlichen Wegbleiben so vieler Kranken durch kein Mittel vorgebeugt werden kann.

Von den 5 Todesfällen, die nur $^{500}/_{2167}$ pr. C. (d. i. etwa $^{1}/_{4}$ pr. C.) ausmachen, kamen 3 auf unterjährige Kinder, die an chronischen Darm- und Magenkatarrh (Atrophia intestinalis) litten, 1 auf einen Mann mit Herzklappeninsufficienz, Herzhypertrophie und Wassersucht und 1 auf eine Frau mit Lungentuberculosis.

Schliesslich muss auch noch eines Versuches Erwähnung geschehen, den die Leipziger Apotheker zur Unterdrückung der Dispensirfreiheit in der Poliklinik und zwar nicht ohne allen Erfolg angestellt haben. Die Anstalt besitzt nämlich seit ihrer Gründung eine eigne Apotheke, aus der den Kranken die verord-

neten Medicamente sofort und gratis geliefert werden. Zur Instandhaltung dieser Apotheke wird der Bedarf an Urtincturen, und Verreibungen, an Alkohol, Milchzucker, Streukügelchen etc. sämmtlich aus der hiesigen concessionirten homöopathischen Apotheke (sogenannte Central-Apotheke) entnommen und dafür jährlich eine Summe von circa 30—60 Thlr. bezahlt, so dass also in der Anstalt die der Apotheke per Recept entnommenen und bezahlten Arzneistoffe nur weiter verdünnt und gratis verabreicht werden. Dieser Modus war viele Jahre hindurch ebenso wenig geheim gehalten als von Irgendjemand beanstandet worden, als sich vor 3 Jahren die sämmtlichen Apotheker Leipzigs als gemeinschaftliche Besitzer der hiesigen homöopathischen Apotheke schriftlich wegen angeblicher Geschäftsbeeinträchtigung an den Vorstand der Poliklinik wendeten und verlangten, dass jedes an einen poliklinischen Kranken verordnete Medicament in Zukunft einzeln aus der homöopatischen Central-Apotheke verschrieben und entweder von dem betreffenden Kranken oder von der Poliklinik nach der gewöhnlichen, Etwas zu ermässigenden Taxe bezahlt werden sollte. Als ihnen aber gründlich auseinandergesetzt wurde, dass die jährlichen Recept-Kosten dann statt 50 Thlr. mindestens 500 Thlr. betragen würden und weder die Anstalt noch deren dem Armenstande angehörigen Patienten diese Summe zu bestreiten die Mittel hätten, liessen sie ihre Forderung fallen und verlangten nur, dass wenigstens den einzelnen weniger unbemittelten Patienten keine Medicamente gratis, sondern Recepte für die Central-Apotheke verabfolgt werden sollten. Dieses Verfahren wurde auch Seiten der Poliklinik von der Zeit an, da es ebenso billig als mit den bestehenden Gesetzen im Einklang erscheinen musste, in den betreffenden, nur höchst selten vorkommenden Fällen eingehalten. Trotz dieses scheinbar guten Einverständnisses und der friedlichen Beilegung dieser Angelegenheit schienen dennoch die Herren Apotheker sich dabei nicht beruhigt zu haben, wenigstens lief nach etwa 8 Monaten ein Rescript der Kreisdirection ein, in welchem den Aerzten an der Poliklinik kurzweg das Recht abgesprochen wurde irgend einem Patienten Medicamente zu verabreichen. Da diese Verordnung in offnem

Widerspruche mit einem Paragraphen unseres Staatsgesetzes stand, welcher einem jeden Arzte das Recht zuspricht, an Arme gratis Medicamente zu geben und zu verschenken, so konnten wir derselben um so weniger nachkommen und dadurch die Existenz der Anstalt geradezu vernichten, als wir uns durch das mündliche Uebereinkommen mit den Apothekern unterdessen völlig gesichert und die ganze Streitfrage bereits gütlich beigelegt glauben mussten. In der That blieben wir auch gänzlich unangefochten, bis plötzlich im vergangenem Jahre von Seiten der Apotheker gegen mich eine Klage wegen unerlaubten Selbstdispensirens anhängig gemacht wurde. Dieselben hatten nämlich einen Laufburschen in die Anstalt abgeschickt, dem gegen seine geklagten Zahnschmerzen 3 Pulver Merc. sol. verordnet und gratis verabreicht, so wie auf seine Anfrage, ob er dafür Etwas zu bezahlen habe, eine verneinde Antwort gegeben worden war; der hierauf basirten Denunciation gegen mich wurde auch von Seiten des Gerichts Richtigkeit zuerkannt, weil ich nicht berechtigt gewesen wäre den Denuncianten für einen „notorisch Armen“ zu halten, im Gegentheil aus dessen Anfrage auf dessen Fähigkeit die Kosten des Receptes in der Apotheke zu zahlen hätte schliessen müssen, und ich demnach zu 10 Thlr. Strafe und zur Tragung der Kosten verurtheilt. Mein bei dem betr. Ministerium dagegen eingelegter Recurs, sowie eine vom Vorstand der Poliklinik an das Ministerium des Innern gerichtete Beschwerde gegen das obige Rescript der Kreisdirection bewirkte zwar keine Abänderung meiner Verurtheilung im speciellen Falle, hatte jedoch wenigstens hinsichtlich des Princippunktes einen günstigern Erfolg. Statt nämlich wie das Kreisdirections-Rescript jede Verabreichung von Medicamenten schlechtweg zu verbieten, oder wie das Stadtrathsurtheil dieselbe nur an Solche zu gestatten, die sich durch gerichtliche Armuths-Zeugnisse etc. als notorisch Arme ausgewiesen haben, weist mich das Ministerium nur an, in Zukunft nicht an Solche, von denen ich nicht anzunehmen Ursache habe, dass sie zu den Armen gehören, Medicamente unentgeldlich zu dispensiren. Somit ist wenigstens die Poliklinik durch diese Ministerial-Entscheidung in ihrem Rechte geschüzt, und deren Zweck und Bestimmung völlig

aufrecht erhalten, da dieselbe von jeher der Behandlung von Armen und Unbemittelten gewidmet war und sein muss und ihre Patienten nur unter Diesen finden wollte und sollte. Die betreffenden Behörden aber, sowie die Leser dieser Zeitschrift sind wenigstens durch die Sache in den Stand gesetzt zu beurtheilen, welcher Partei, der denuncirenden oder der verurtheilten, dieser Process mehr Ehre macht. Ob wohl der Verlust von 10 Thlrn. oder die Last einer derartigen Denunciation schwerer zu tragen sein mag!

Meinem Vorsatze gemäss, in jedem Jahre wenigstens eine Krankheitsspecies hinsichtlich der Diagnose, Mittelindicationen und Heilerfolge, sowie der nähern persönlichen Verhältnisse der Erkrankten specieller auszuarbeiten, um dadurch statistische Nachweise und Erfahrungen über die Wirksamkeit einzelner Arzneimittel gegen bestimmte Erkrankungen zu ermöglichen, will ich auch in diesem Jahresberichte versuchen die betreffenden Materialien übersichtlich zusammenzustellen und dadurch sowohl die Anhänger als die Gegner der Homöopathie in den Stand zu setzen die nöthigen Folgerungen und Schlüsse zu ziehen. Jedoch will ich mir erlauben insofern eine Aenderung in dem ausgesprochnem Plane eintreten zu lassen, als ich mich nicht mit einer neuen Krankheitsspecies beschäftigen, sondern noch einmal zu dem schon im vorletzten Berichte abgehandeltem Wechselfieber zurückkehren werde. Und zwar bestimmen mich hierzu folgende Gründe. Für's Erste nämlich bilden die Wechselfieber eine sehr bestimmte und stetige Gruppe von Erscheinungen und sind dadurch mehr wie die meisten andern Krankheiten zu einer derartigen Bearbeitung geeignet; auch weiss ich selbst wohl am besten, wie wenig ich in meinem frühern Aufsatze erschöpfend gewesen bin und wie viel Lücken und Mangelhaftes derselbe gelassen hat schon in Betracht des verhältnissmässig geringen Materials an beobachteten Fällen. Sodann bot gerade das vergangne Jahr eine ungewöhlich reichliche Auswahl von Wechselfiebern dar, welche schon erlaubt und befähigt Schlüsse über die Heilwirkungen zu ziehen und Grundzüge und Bestätigungen brauchbarer Heilanzeigen zu geben. Vor Allem aber sind verhältnissmässig viele

von den erlangten Wechselfieberheilungen durch je ein einziges Arzneimittel zu Stande gebracht worden, so dass demnach die Beobachtung rein und ungetrübt ist und mit Recht allein dem betreffenden Arzneimittel die Heilung zugeschrieben und die gehörigen Consequenzen aus diesem Factum gezogen werden können. Namentlich dieser letzte Umstand musste mich noch einmal für die Wechselfieber bestimmen; denn es scheint mir eine unzweifelhafte Thatsache, dass nur solche Heilungen und Krankengeschichten, bei welchen nicht mehre, sondern nur je ein Arzneimittel in Anwendung gekommen sind, für die angedeuteten Zwecke besondern Werth haben können, und dass uns sehr daran gelegen sein muss, recht viel Material an solchen reinen Beobachtungen zusammenzubringen und zu verwerthen.

Wie schon die alphabetische Tabelle ergibt, so wurden überhaupt im vorigen Jahre 101 Fälle von Wechselfieber behandelt; und zwar wurden hiervon

61 geheilt,
36 blieben nach der ersten,
3 nach mehrmaliger Verordnung weg und
1 befand sich am Schluss des Jahres noch in Behandlung.

Von diesen 101 Fällen gehörten 70 dem Tertian-, 25 dem Quotidian- und 2 zwei dem Quartan-Typus an; hierzu kommen noch 4 Fälle, welche ohne eigentliche Paroxysmen zu zeigen doch sich deutlich als reine Intermittens-Dyskrasie aussprachen und besonders durch oedema pedum und ascites auszeichneten. Unter diesen 101 Kranken waren

67 Erwachsene
34 Kinder; und zwar 53 Männer,
22 Knaben,
14 Weiber und
12 Mädchen.

Hinsichtlich ihres monatlichen Auftretens kamen

5 Fälle auf den März,
4 „ „ „ April,
23 „ „ „ Mai,
21 „ „ „ Juni,

18 Fälle auf den Juli,
17 „ „ „ August,
10 „ „ „ September
2 „ „ „ October und
1 Fall „ „ December,

so dass also im Mai und Juni die meisten Erkrankungen vorkamen. Hinsichtlich des Wohnortes der Wechselfieberkranken waren 39 aus der Stadt Leipzig, 62 aber aus den benachbarten Dörfern; und zwar waren dies fast ausschliesslich solche Dörfer, welche sich in den Niederungen längs der Pleisse und Elster hinziehen und meist von Wiesen umgeben sind, die in den Frühlingsmonaten zeitweilig überschwemmt werden. Denn weniger oder vielleicht gar nicht das fliessende Wasser, sondern stehendes und namentlich solches, welches mit vegetabilischen Stoffen reichlich in Berührung kommt, und deren Vermoderung und Verfaulung veranlasst, scheint hier das Wechselfieber zu erzeugen.

Was nun zuvörderst die 40 nicht geheilten Fälle anlangt, so gehören hierzu 36, welche nach der ersten Verordnung nicht wiederkamen, 3, welche nach einigen Verordnungen ungeheilt wegblieben und 1, welcher am Schlusse des Jahres noch in Behandlung war. Mit einiger Bestimmtheit können deshalb etwa nur jene 3 Weggebliebenen als ungeheilt bezeichnet werden, da unter den 36 Nureinmaldagewesenen so Manche nur wegen des Ausbleibens des Fiebers möglicher Weise nicht wieder gekommen sein dürften. Uebrigens gehörten von den 36 Nureinmaldagewesenen 26 dem Tertian-, 9 dem Quotidian-, und 1 dem Quartan-Typus und die 3 Ungeheilten sämmtlich dem Tertian-Typus an. Diese Letzteren waren je 14, 6 und 5 Tage in Behandlung und eben so wie die 36 Nureinmaldagewesenen weder durch besondere Bösartigkeit noch durch längere Dauer im Allgemeinen ausgezeichnet. Der am Schluss des Jahres noch in Behandlung stehende Fall betraf eine 38jährige Frau aus Schleussig (einem Intermittens-Dorfe par excellence), welche am 17. December aufgenommen wurde und bereits seit 3 Monaten am Fieber gelitten hatte, das erst den Quartan-, dann den Quotidian-Typus behauptet hatte.

Indem ich nun aber von diesen 40 Weggebliebenen hier ganz absehe, weil nicht zu entscheiden ist, ob und wieviel davon durch die angewendeten Arzneimittel geheilt worden sind, wende ich mich sogleich zu den 61 Geheilten und lasse zuvörderst folgende Tabelle vorangehen zur allgemeinen Uebersicht und um mich darauf später immer beziehen zu können.

1) (396*) 17jähriger Mann, tertiana, den 26. März aufgenommen, den 1. Mai geheilt = 34 Tage (Bry., Nx. v., Ipec.)
2) (398) 11jähr. Knabe, tertiana, den 26. März aufgenom., den 21. April geh. = 27 Tage (Bry., Ars.)
3) (417) 26jähr. Frau, tertiana, den 29. März aufgenom., den 14. April geh. = 17 Tage (Ipec., Ars.)
4) (593) 23jähr. Mann, tertiana c. hypertr. cord., den 9. Mai aufgenom., den 23. Mai geh. = 14 Tage (Ipec., Nx. v.)
5) (605) 45jähr. Mann, tertiana, den 2. Mai aufgenom., den 24. Mai geh. = 22 Tage (Rh. t., Ars., Bry.)
6) (614) 9jähr. Knabe, tertiana, den 3. Mai aufgenom., den 19. Mai geh. = 16 Tage (Ipec.)
7) (647) 6jähr. Mädchen, tertiana, den 8. Mai aufgenom., den 19. Mai geh. = 11 Tage (Ipec.)
8) (655) 4jähr. Mädchen, quotidiana, den 10. Mai aufgenom., den 8. Juni geh. = 29 Tage (Nx. v., Ipec., Nux. v.)
9) (693) 45jähr. Mann, tertiana c. lithiasi, den 11. Juni aufgenom., den 30. Juni geh. = 19 Tage (Ars.)
10) (703) 24jähr. Mann, oedema pedum p. interm., den 10. Mai aufgenom., den 6. Juni geh. = 18 Tage (Ars.)
11) (220) 7jähr. Knabe, quotidiana c. taenia lata, den 21. Mai aufgenom., den 15. Juni geh. = 25 Tage (Ars.)
12) (718) 3jähr. Mädchen, tertiana c. ophth. scrof, den 21. Mai aufgenom., den 19. Juni geh. = 29 Tage (Nx. v., Ip., Op., Cina.)
13) (731) 39jähr. Mann, tertiana recidiva, den 22. Mai aufgenom., den 18. Juni geh. = 27 Tage (Ver., Nx. v.)
14) (760) 19jähr. Mann, quotidiana, den 6. Juni aufgenom., den 16. Juni geh. = 10 Tage (Ipec.)
15) (765) 7jähr. Mädchen, tertiana, den 29. Mai aufgenom., den 14. Juni geh. = 16 Tage (Bry.)
16) (768) 5jähr. Mädchen, tertiana, seit 4 Wochen bestehend, den 30. Mai aufgenom., den 4. Mai geh. = 6 Tage (Ipec.)
17) (771) 45jähr. Mann, tertiana, den 30. Mai aufgenom., den 3. Juni geh. = 5 Tage (Ipec.)

*) Fortlaufende Jahresnummer im Krankenbuche.

18) (751) 62jähr. Frau, tertiana c. rheum sacr., den 30. Mai aufgenom., den 16. Juni geh. = 17 Tage (Ars., Nx. v.)

19) (766) 66jähr. Mann, tertiana, den 29. Mai aufgenom., den 9. Juni geh. = 11 Tage (Bry., Ver.)

20) (778) 22jähr. Mann, tertiana, den 31. Mai aufgenom., den 5. Juli geh. = 36 Tage (Caps., Chi.)

21) (791) 31jähr. Mann, quotidiana, den 2. Juni aufgenom., den 16. Juni geh. = 14 Tage (Ars.)

22) (793) 18jähr. Mann, tertiana c. stat. gastr. praecedente, den 18. Juni aufgenom., den 6. Juli geh. = 18 Tage (Chi., Cina.)

23) (817) 3jähr. Mädchen, quotidiana, den 6. Juni aufgenom., den 1. Juli geh. = 25 Tage (Nx. v., Bry.)

24) (818) 35jähr. Mann, tertiana, den 6. Juni aufgenom., den 3. Juli geh. = 27 Tage (Nx. v., Ign., Ars.)

25) (831) 32jähr. Frau, tertiana, den 7. Juni aufgenom., den 26. Juni geh. = 19 Tage (Nx. v., Ipec., Ign., Ars.)

26) (855) 39jähr. Frau, tertiana, den 11. Juni aufgenom., den 15. Juli geh. = 34 Tage (Nx. v., Puls.)

27) (862) 4jähr. Knabe, tertiana antea Febr. gastr., den 12. Juni aufgenom., den 2. Juli geh. = 20 Tage (Puls., Nx. v.)

28) (864) $2^1/_2$jähr. Knabe, tertiana (c. carie tibiae praeced.), den 19. Juli aufgenom., den 27. Juli geh. = 8 Tage (Ipec., Ars.)

29) (877) 12jähr. Knabe, tertiana, den 14. Juni aufgenom., den 4. Juli geh. = 20 Tage (Nx. v.)

30) (900) 27jähr. Frau, tertiana, den 19. Juni aufgenom., den 9. Juli geh. = 21 Tage (Ipec., Ferr.), seit 14 Wochen bestanden, viel Chinin bekommen.

31) (913) 18jähr. Mann, quartana (seit $^3/_4$ Jahren), den 20. Juni aufgenom., den 4. Juli geh. = 15 Tage (Ars.) vorher viel Chinin bekommen.

32) (928) 8jähr. Mädchen, tertiana (seit 8 Wochen), den 23. Juni aufgenom., den 6. Juli geh. — 13 Tage (Ars.)

33) (953) 26jähr. Mann, tertiana, den 28. Juni aufgenom., den 2. Juli geh. = 5 Tage (Ipec.)

34) (966) 31jähr. Mann, tertiana sequ. cephalalg., den 29. Juni aufgenom., den 6. Juli geh. = 8 Tage (Ipec.)

35) (982) 34jähr. Mann, tertiana recidiva c. diarrh., den 2. Juli aufgenom., den 24. Juli geh. = 22 Tage (Ver., Ars.)

36) (989) 23jähr. Mann, tertiana, den 3. Juli aufgenom., den 18. Juli geh. = 15 Tage (Ars., Ipec.)

37) (999) 72jähr. Mann, quotidiana (seit 7 Wochen), den 4. Juli aufgenom., den 18. Juli geh. = 14 Tage (Ars.)

38) (1050) 10jähr. Knabe, quotidiana, den 11. Juli aufgenom., den 15. Juli geh. = 4 Tage (Cina.)

39) (1103) 21jähr. Mann, quotidiana (seit 2 Monat), den 19. Juli aufgenom., den 24. Juli geh. = 5 Tage (Nux v., Ars.)

40) (1139) 26jähr. Maun, tertiana (seit 6 Wochen), den 24. Juni aufgenom., den 6. August geh. = 13 Tage (Ars.) viel Chinin vorher bekommen.

41) (1143) 32jähr. Mann, tertiana, den 24. Juli aufgenom., den 3. August geh. = 10 Tage (Nux v.)

42) (1149) 34jähr. Mann, tertiana c. ictero (seit 7 Wochen), den 25. Juli aufgenom., den 30. August geh. = 26 Tage (Nx. v., Ars.)

43) (1171) 7jähr. Knabe, tertiana (seit 14 Tagen), den 28. Juli aufgenom., den 15. August geh. = 18 Tage (Ars., Cina.)

44) (1192) 55jähr. Frau, oedema ped. et ascites post interm., den 1. August aufgenom., den 16. August geh. = 16 Tage (Ars.)

45) (1257) 33jähr. Mann, tertiana, sequ. cat. bronch., den 10. August aufgenom., den 16. August geh. = 7 Tage (Ars.), (seit 8 Wochen das Fieber gehabt, Chinin gebraucht.)

46) (1272) 41jähr. Mann, tertiana, den 11. August aufgenom., den 21. August geh. = 10 Tage (Bry.)

47) (1273) 10jähriger Knabe, quotidiana (sine sudore), den 11. August aufgenom., den 3. September geh. = 23 Tage (Puls., Nux v.)

48) (1278) 12jähr. Knabe, quotidiana (dann tertiana), den 11. August aufgenom., den 20. August geh. = 9 Tage (Ars.)

49) (1285) 24jähr. Mann, tertiana (seit 9 Wochen), den 13. August aufgenom., den 17. August geh. = 4 Tage (Ars.)

50) (1318) 63jähr. Mann, quotid. c. emphys. et hypertr. cordis, den 18. August aufgenom., den 25. August geh. = 7 Tage (Bry., Ars.)

51) (1320) 24jähr. Frau, tertiana, den 28. August aufgenom., den 10. September geh. = 23 Tage (Nx. v., Chi., Ars.)

52) (1327) 39jähr. Mann, oedema ped. p. interm., den 20. August aufgenom., den 20. September geh. = 31 Tage (Ars.)

53) (1358) 27jähr. Mann, tertiana c. hypertr. et ektopia cordis, den 23. August aufgenom., den 4. September geh. = 15 Tage (Ars.)

54) (1410) 28jähr. Mann, tertiana recidiva, den 28. August aufgenom., den 11. September geh. = 14 Tage (Ars.)

55) (1447) 9jähr. Knabe, quotidiana, den 3. September aufgenom., den 14. September geh. = 11 Tage (Nx v., Cina.)

56) (1565) 22jähr. Mann, dyskrasia p. intermittent. et Chinini abusum, den 19. September aufgenom., den 3. October geh. = 14 Tage (Ars.)

57) (1599) 5jähr. Mädchen, tertiana, den 24. September aufgenom., den 8. October geh. = 15 Tage (Bellad.)

58) (1608) 24jähr. Mann, quartana, den 25. September aufgenom., den 6. October geh. = 12 Tage (Ars.)

59) (1623) $2^1/_2$jähr. Knabe, quotidiana, den 26. September aufgenom., den 8. October geh. = 13 Tage (Acon., Ars.)

60) (1645) 45jähr. Frau, quotidiana, den 29. September aufgenom., den 15. October geh. = 17 Tage (Ipec.)

61) (1715) 14jähr. Knabe, tertiana, den 8. October aufgenom., den 20. October geh. = 12 Tage (Bry.)

Es waren demnach unter den 57 Geheilten (mit Weglassung der 4 Fälle von Fieberdyskrasie):

41 Tertian-
14 Quotidian- und
2 Quartan-Fieber.

Auf die verschiednen Monate vertheilen sie sich so, dass

auf den März 3 Fälle kommen und zwar 3 Tertianen,
,, ,, Mai 14 Fälle kommen und zwar 12 Tertianen und 2 Quotidianen,
,, ,, Juni 15 Fälle kommen und zwar 11 Tertianen, 3 Quotidianen und 1 Quartana,
,, ,, Juli 10 Fälle kommen und zwar 7 Tertianen und 3 Quotidianen,
,, ,, August 9 Fälle kommen und zwar 6 Tertianen und 3 Quotidianen,
,, ,, September 5 Fälle kommen und zwar 1 Tertiana, 3 Quotidiana und 1 Quartana,
,, ,, October 1 Fall kam und zwar 1 Tertiana.

Hinsichtlich des Alters und Geschlechts der Patienten stellt sich Folgendes heraus:

29 Fälle betrafen Männer, und zwar 22 Tertian-, 5 Quotidian- und 2 Quartanfieber,
13 Fälle betrafen Knaben, und zwar 7 Tertian- und 6 Quotidianfieber,
7 Fälle betrafen Frauen, und zwar 6 Tertian- und 1 Quotidianfieber und
8 Fälle betrafen Mädchen, und zwar 6 Tertian- und 2 Quotidianfieber;

unter den 57 Geheilten waren demnach

36 Erwachsene (28 Tertian-, 6 Quotidian- und 2 Quartanfieber) und
21 Kinder (13 Tertian- und 8 Quotidianfieber);

42 männlichen (29 Tertian-, 11 Quotidian- und 2 Quartanfieber) und

15 weiblichen Geschlechts (12 Tertian- und 3 Quotidianfieber).

Der jüngste Patient war ein $2^1/_2$jähriger Knabe, der seit längerer Zeit an Caries der Tibia litt und am 19. Juli von einer Tertiana befallen wurde, der älteste eine 72jährige Frau, die wegen einer Quotidiana cum emphysemate pulmonum und cordis dextr. hypertrophia Hilfe suchte.

Was nun die Zeitdauer betrifft, welche zur Heilung dieser Wechselfieber erforderlich war, so beträgt die Duchschnittszahl bei allen 57 Fällen $16^{26}/_{57}$ Tage. Die längste Zeit (36 Tage) erforderte ein Tertianfieber bei einem 22jährigen Manne, die kürzeste (je 4 Tage) ein Quotidianfieber bei einem 10jährigen Knaben und ein Tertianfieber bei einem 24jährigen Knaben, das bereits 9 Wochen bestanden hatte, ehe es zu unsrer Behandlung kam. Diesem am nächsten kommen 3 Fälle (2 Tertian- und ein Quotidian-Fieber), welche je 5 Tage zur Heilung bedurften; dann ein Tertianfieber (seit 4 Wochen bestehend), welches nach 6 Tagen, dann 2 Fälle (1 Tertian- und 1 Quotidian-Fieber), welche nach je 7 Tagen, dann 2 Tertian-Fieber, welche nach je 8 Tagen völlig geheilt waren. Hinsichtlich des Typus ergibt sich dabei, dass die Quartan-Fieber (2 Fälle) die kürzeste, und die Tertian-Fieber (41 Fälle) die längste Zeit zur Heilung erforderten, die Quotidian-Fieber aber (14 Fälle) in der Mitte stehen, indem die Quartanen durchschnittlich $13^1/_2$ Tage, die Quotidianen $14^5/_7$ Tage und die Tertianen $17^7/_{41}$ Tage in Behandlung waren. Dieser Umstand ist insofern auffällig, als für gewöhnlich die Quartan-Form für die hartnäckigste und die Tertian-Form für die gelindeste gehalten wird. Zur Erklärung dieser Anomalie lässt sich nichts anführen, als etwa, dass vorzugsweise die Quotidian-Fälle bei Kindern vorkamen (8 Mal) und bekanntlich die Wechselfieber überhaupt bei diesen weniger hartnäckig als bei Erwachsenen zu sein pflegen, entweder weil der Organismus bei jenen weniger Disposition zur Intermittens besitzt, oder weil Kinder bei weniger nothwendigen Arbeiten und Anstrengungen sich leichter einer

zweckmässigen Ruhe und Pflege überlassen können und vor Allem die ärztliche Hilfe eher für sie aufgesucht wird, als bei Erkrankungen der Erwachsenen aus dem Arbeiterstande, die so lange ihren Geschäften nachgehen als sie eben nur können.

Wenn aber nach dem bisher Gesagten die Heilung durchschnittlich $16^{26}/_{57}$ Tage erforderte, so wird sich dieses Verhältniss bei genauerer Betrachtung noch etwas günstiger gestalten. Es wurde nämlich bisher zur Bestimmung der Behandlungsdauer stets der Termin vom Tage der Aufnahme in der Poliklinik bis zum Entlassungstage angenommen; begreiflicherweise konnte aber die Entlässung nicht an dem Tage, an welchem zum ersten Male der Fieberparoxysmus und alle andern Symptome vollständig ausblieben, sondern erst einige Tage später erfolgen, weil erst dann die Gewissheit feststand, dass nicht abermals eine Spur von einem Anfall oder etwa ein veränderter Typus sich eingestellt hatte. Mithin ging die Heilung des Wechselfiebers stets der Entlassung aus der Anstalt um einige Tage voraus, und zwar wurde wenigstens stets noch ein Fiebertag abgewartet, ganz abgesehen von den Fällen, in denen auch nach Ausbleiben der Anfälle noch dies oder jenes leichtere Symptom zurückblieb und besondere Berücksichtigung erforderte. Dies beträgt also bei den Quotidianen mindestens einen Zeitraum von 1, bei den Tertianen einen von 2, und bei den Quartanen einen von 3 Tagen, um welchen die Heilung eher als die Entlassung angenommen werden muss. Rechnet man also die Heilung des Wechselfiebers von dem ersten Tage an, der nach Verschwinden aller Symptome und nach dem letzten Anfalle folgte (eine Annahme die volle Berechtigung hat und von Allen gebraucht wird), so stellt sich das Verhältniss für die Dauer der Behandlung anders heraus. Dann beträgt die Durchschnittszahl der Heilung bei allen 57 Fällen nur $14^{38}/_{57}$ Tage, bei den 14 Quotidianen $13^{5}/_{7}$, bei den 2 Quartanen $10^{1}/_{2}$ und bei den 41 Tertianen $15^{7}/_{51}$ Tage. Hierdurch wird auch zugleich die schon als auffällig erwähnte geringere Hartnäckigkeit und Dauer der Quotidianen im Vergleich zu den Tertianen ermässigt, die der Quartanen aber allerdings noch mehr erhöht, wofür sich freilich keine Erklärung auffinden lässt; indessen ist ja

deren Anzahl (2) überhaupt so gering, dass sie eigentlich eine Durchschnitts-Rechnung ohnehin kaum erlaubt oder wenigstens kein besonderes Gewicht darauf gelegt werden kann.

Wird nun überhaupt die Zahl der Fieberanfälle, welche seit Beginn der homöopathischen Behandlung noch auftraten, zum Massstaab für die Schnelligkeit der Heilung genommen, so ergiebt sich folgendes Resultat:

gar kein Anfall erfolgte in 1 Falle (Tertiana)
nur 1 „ „ „ 2 Fällen („)
2 Anfälle erfolgten „ 2 „ („)
3 „ „ „ 4 „ (2 Tert., 1 Quodtid. u. 1 Quartana)
4 „ „ „ 6 „ (4 „ 1 „ „ 1 „
5 „ „ „ 2 „ (Tertianen)
6 „ „ „ 6 „ (5 „ u. 1 Quotid.)
7 „ „ „ 4 „ (Tertianen)
8 „ „ „ 5 „ (4 „ u. 1 Quotid.)
9 „ „ „ 4 „ (3 „ u. 1 „
10 „ „ „ 4 „ (3 „ u. 1 „
11 „ „ „ 1 Falle (1 Tertiana)
12 „ „ „ 5 Fällen (4 Tert. u. 1 Quotid.)
13 „ „ „ 3 „ (1 „ u. 2 „
16 „ „ „ 3 „ (2 „ u. 1 „
17 „ „ „ 1 Falle (Tertiana)
22 „ „ „ 1 „ (Quotidiana)
24 „ „ „ 2 Fällen (Quotidianen)
28 „ „ „ 1 „ (Quotidiana).

Durchschnittlich erschienen also nach Darreichung eines homöopathischen Arzneimittels noch $8^{49}/_{57}$ Paroxysmen ehe vollständige Heilung erreicht wurde. Bei den Tertianen erschienen durchschnittlich noch $7^{19}/_{41}$, bei den Quotidianen $13^{5}/_{7}$ und bei den Quartanen $3^{1}/_{2}$ Anfälle. Es zeigt sich hier also gerade das umgekehrte Verhältniss, indem bei den Tertianen wesentlich weniger Paroxysmen als bei den Quotidianen nach genommener Arznei sich noch einstellten, wodurch jenes Missverhältniss wohl völlig erklärt wird.

Die vier Fälle von Intermittensdyskrasie, welche sich durch Oedem der Füsse (in 1 Falle auch durch Ascites), durch fortwährende Milzgeschwulst, Dyspepsie und Hinfälligkeit charakterisirten, nachdem vorher mit grossen Gaben Chinin die Fieberparoxysmen unterdrückt worden waren, bedurften je 18, 16, 31 und 14 Tage zu ihrer Heilung, die durchgängig übrigens durch Arsen erzielt wurde.

Aus den bisherigen Angaben nun zeigt sich, dass die Heilung der Wechselfieber durch homöopathische Arzneimittel durchschnittlich keine lange Zeit erforderte, ja in nicht wenig Fällen sogar eine ungewöhnlich schnelle war selbst nach dem Massstabe der gewöhnlichen Chinindoctoren. Es wird aber diese Wirksamkeit der homöopathischen Heilmittel noch bedeutender und sicherer erscheinen, wenn man die übrigen höchst ungünstigen Verhältnisse berücksichtigt, unter denen die homöopathische Behandlung vorgenommen werden musste. Fast durchgängig lebten nämlich die Fieberpatienten in feuchten, ungesunden, dem Fiebermiasma ganz besonders ausgesetzten Wohnungen (sowohl in bestimmten Stadttheilen als noch mehr in von Sümpfen und stehenden Wässern umgebenen Dörfern) und waren zum grossen Theil dabei zu beschwerlichen und ungesunden Arbeiten, sowie zu unzweckmässiger Kost und Diät gezwungen; auch war natürlich die Entfernung dieser äussern Krankheitsursachen ganz unmöglich, und deshalb die Einwirkung der ursprünglich krank machenden Potenzen fortwährend mächtig. Vergleicht man mit diesen ungünstigen Verhältnissen z. B. diejenigen, welche bei der Behandlung der Wechselfieber in einem Krankenhause Statt finden, so wird selbst der bornirteste Gegner der Homöopathie zugestehen müssen, dass das hier erreichte Resultat nicht allein auf Rechnung der Selbstheilung und Naturheilkraft gebracht werden könne. Hierzu kommt nun noch, dass ziemlich Viele von den behandelten Fieberkranken schon eine lange Zeit an Intermittens litten, ehe sie sich an die Poliklinik wandten, zum Theil sogar schon mit Hausmitteln oder Chinin behandelt worden waren, so dass es sich also zum Theil um veraltete und eingewurzelte oder rükfällige Fieber handelte. So müssen z. B. als

dahin namentlich gehörig aufgeführt werden die in der Tabelle mit No. 16, 31, 32, 37, 39, 40, 42, 43, 45, 49, 54 u. 56 bezeichneten Fälle, welche je 2, 4, 6, 7, 8, 9, 14 u. 39 Wochen bereits bestanden hatten und mehrfach mit grossen Gaben Chinin und Chinoidin behandelt worden waren. Auch der mannichfachen und zum Theil sehr bedenklichen Complicationen muss hierbei als erschwerendes Moment für die Heilung Erwähnung geschehen. Im Ganzen wurden überhaupt in 14 Fällen derartige Complicationen beobachtet und zwar waren diese: Herzhypertrophie und Klappenfehler (in 2 Fällen), Lithiasis, Bandwurm, Darmkatarrh, skrofulöse Augenentzündung, chronischer Muskelrheumatismus, gastrisches Fieber (in 2 Fällen), Caries der Tibia, rheumatische Cephalalgie, Gelbsucht, Bronchial-Katarrh und Lungenemphysem. Von diesen können jedoch als wirkliche und mit dem Wechselfieber in unmittelbarem Zusammenhang stehende Complicationen nur die Gelbsucht und der Darmkatarrh betrachtet werden, indem die übrigen Krankheitszustände offenbar schon lange vor Ausbruch der Intermittens und unabhängig davon bestanden hatten und der Bronchialkatarrh und die rheumatische Cephalalgie erst gegen Ende oder gar erst nach Beseitigung der Intermittens auftraten. Dennoch liegt es aber auf der Hand, dass so bedeutende Krankheitszustände wie Herzhypertrophie, Lungenemphysem, Knochenfrass etc. nicht ohne wesentlichen Einfluss auf die Gestaltung, Bedeutung und Hartnäckigkeit des Wechselfiebers bleiben konnten und sogar bei der Behandlung zum Theil mit Berücksichtigung verdienen mussten. So sehr nun aber auch ein Wechselfieber in einem schon durch ein länger bestehendes schweres Leiden heimgesuchten und heruntergekommenem Organismus besondre Schwierigkeit in der Heilung mit Recht erwarten lässt, so ist es doch desto auffälliger und erfreulicher, dass gerade die 2 Wechselfieber-Patienten mit Herzhypertrophie und Lungenemphysem nur je 15 und 7 Tage zur völligen Genesung bedurften, und das ursprüngliche organische Leiden durch das überstandene Wechselfieber keineswegs erhöht oder der Organismus wesentlich heruntergekommen und geschwächt erschien.

Was nun aber die Dauerhaftigkeit der 61 in der Poliklinik geheilten Wechselfieber anlangt, so bin ich freilich ausser Stand mit positiver Gewissheit nachzuweisen, dass bei ihnen keine Rückfälle eingetreten sind; allein ich kann doch dabei mich wenigstens auf zwei Umstände berufen, welche die Gründlichkeit der Heilung sehr wahrscheinlich machen. Für's Erste habe ich nämlich von keinem Einzigen unter Denjenigen, mit welchen ich später wieder zusammengetroffen bin, Notiz von einem eingetretenem Rückfall erhalten, und zweitens liess sich auch bis auf wenige Ausnahmen stets nach den angewendeten homöopathischen Arzneimitteln nicht ein plötzliches und unerwartetes Ausbleiben der Anfälle beobachten, sondern diese wurden stetig schwächer und kürzer bis zur völligen Unkenntlichkeit und noch vor dem gänzlichen Verschwinden der Anfälle zeigte sich meisst schon eine wesentliche Besserung des allgemeinen Zustandes und selbst der Körperkräfte. Vergleicht man hiermit aber die plötzliche Unterdrückung der Paroxysmen durch grosse Gaben Chinin, so zeigt sich hier gerade fast stets ein noch sehr lange anhaltendes Unwohlsein, namentlich ein sehr langsames Erholen des Kräftezustandes und langes Darniederliegen der Verdauung, so dass weder der Arzt noch der Patient sehr verwundert ist, wenn nach ein oder zwei Wochen wieder von Neuem regelmässige Anfälle eintreten. Diese mit Händen zu greifende Verschiedenheit scheint gewiss nicht ohne guten Grund zur Annahme einer gründlicheren und dauerhafteren Heilung des Wechselfiebers durch homöopathische Arzneimittel zu berechtigen. Uebrigens kann das hier von der Unsicherheit der Chinin-Curen Gesagte natürlicherweise nur sich auf die gewöhnliche missbräuchliche Anwendung des Chinin gegen alle Wechselfieber beziehen; denn es ist sicher, dass dasselbe für nicht wenige Fälle das wirklich specifische oder homöopathische Heilmittel ist, also diese ebenso gründlich heilen muss wie jedes andre passende homöopathische Arzneimittel. Und ich muss es demnach für eine Thorheit und unverzeihliche Schwäche halten, wenn irgend ein Homöopath das Chinin ganz aus unserem Arzneischatz gegen Intermittens verbannen wollte, nur weil unsre Gegner dasselbe ebenfalls

(wenn auch viel zu allgemein) gegen diese Krankheit anwenden und mit grossartiger Selbstverkennung für ihr ausschliessliches Eigenthum ausschreien. Es wäre allerdings ein ganz geschicktes Manoeuvre, wenn es diesen Herren gelingen sollte die Sache so zu drehen, dass die Anwendung dieses specifisch wirkenden Mittels, welche doch, richtig betrachtet, von ihrer Seite nichts als ein Faustschlag in ihr Selbstheilung-System und ein Gaunergriff in das Lager der von ihnen geläugneten Arzneiheilmittel ist, künftig ihnen allein gestattet sein und uns als eine Verletzung unsrer Principien ausgelegt werden sollte. Es ist vielleicht selten oder niemals bis jetzt eine derartige unerhörte und das Unterste gerade zu Oberst kehrende Prätension aufgestellt worden, welche nur eben wegen ihrer Unverschämtheit eine Zeit lang Schwachköpfe zu verblüffen bestimmt sein kann. Mögen Jene dabei ihre Scrupeldosen und ihre gedankenlose, nicht specialisirende Art der Anwendung immerhin für sich behalten; um diese sollen sie wahrlich von Niemand beneidet werden. Aber uns sollen sie eben so wenig durch ihr Geschrei und Geschimpfe den Gebrauch eines Arzneimittels verkümmern, zu dem wir nach der Sachlage sowohl durch unser Heilprincip als auch durch unsre angestellten Arzneiprüfungen offenbar am meisten und sogar allein und ausschliesslich berechtigt sind.

Die bisherigen Notizen und Ausweise waren bestimmt Aufschluss und Sicherheit über die Heilung der Wechselfieber im Allgemeinen und über deren Zeitdauer zu geben; es erübrigt nun noch die einzelnen angewendeten Arneimittel zu betrachten und aus den erhaltenen Resultaten Folgerungen über deren Erfolg, Heilwerth und die zu ihrer Anwendung auffordernden Heilanzeigen zu ziehen.

In Anwendung kamen überhaupt 15 verschiedene Arzneimittel und zwar

Arsen 33mal mit Erfolg von 28 Heilungen,
Nux vom. 18mal mit Erfolg von 8 Heilungen,
Ipecacuanha 17mal mit Erfolg von 10 Heilungen,
Bryonia 9 „ „ „ „ 5 „
Cina 5 „ „ „ „ 5 „

China	3mal	mit Erfolg	von	1	Heilung,
Veratrum	3 ,,	,,	,,	1	,,
Pulsatilla	3 ,,	,,	,,	1	,,
Ignatia	2mal	ohne	,,		
Ferrum	1 ,,	mit	,,	1	,,
Belladonna	1 ,,	,,	,,	1	,,
Capsicum	1 ,,	ohne	,,		
Aconit	1 ,,	,,	,,		
Opium	1 ,,	,,	,,		
Rhus tox.	1 ,,	,,	,,		
				61	

Hieraus ergiebt sich, dass Ignatia bei 2maliger, Capsicum, Aconit, Opium u. Rhus tox. bei je 1maliger Anwendung überhaupt erfolglos blieben; von den übrigen Arzneimitteln aber blieb

Arsen	bei 33maliger	Anwendung		5mal	ohne	Erfolg,
Nux vom.	,, 18	,,	,,	10 ,,	,,	,,
Ipecac.	,, 17	,,	,,	7 ,,	,,	,,
Bryonia	,, 9	,,	,,	4 ,,	,,	,,
China	,, 3	,,	,,	2 ,,	,,	,,
Veratrum	,, 3	,,	,,	2 ,,	,,	,,
Pulsat.	,, 3	,,	,,	2 ,,	,,	,,

während Cina bei 5maliger, Ferrum und Belladona bei je einmaliger Anwendung jedesmal die Heilung bewirkte. Es wurde also Arsen am häufigsten in Anwendung gezogen und durch dasselbe auch absolut am häufigsten die Heilung erzielt, während relativ das günstigste Resultat durch Cina bewirkt ward, die bei 5maliger Anwendung auch 5mal die Krankheit heilte.

Begreiflicherweise war aber nicht immer ein einziges Mittel hinreichend zur Heilung, sondern es mussten öfters zwei und mehr Mittel in einem Falle angewendet werden, und zwar bedurften 32 Fälle nur 1 Mittel zur Heilung,

23 ,, aber 2 ,, ,, ,,

4 Fälle 3 Mittel zur Heilung,
und 2 „ 4 „ „ „„ so dass

Arsen	bei 33maliger	Anwendung	17mal	die Heilung allein bewirkte.
Nux vom.	„ 18 „	„	2 „	
Ipecac.	„ 17 „	„	8 „	
Bryonia	„ 9 „	„	3 „	
Cina	„ 5 „	„	1 „	
Bellad.	„ 1 „	„	1 „	

während Veratrum, China, Pulsatilla und Ferrum stets erst nach erfolgloser Anwendung andrer Arzneimittel ein günstiges Resultat hatten. Von diesen 32 Fällen nun, welche nur eines einzigen Arzneimittels zur Heilung bedurften, erforderten die 17 Arsen-Fälle 1mal 31, 1mal 25, 1mal 19, 1mal 18, 1mal 16, 2mal je 15, 4mal je 14, 2mal je 13, 1mal 12, 1mal 9, 1mal 7, und 1mal 4 Tage; die 2 Nux-Fälle je 20 u. 10 Tage; die 8 Ipecacuanha-Fälle je 17, 16, 11, 10, 8, 6 u. 2mal 5 Tage; die 3 Bryonia-Fälle je 16, 12 u. 10 Tage; der Cina-Fall 4 und der Belladonna-Fall 15 Tage, so dass die Heilung durchschnittlich

bei	Arsen	in $14^{15}/_{17}$ Tagen
„	Nux vom.	„ 15 „
„	Ipecac.	„ $9^{3}/_{4}$ „
„	Bryonia	„ $12^{2}/_{3}$ „
„	Cina	„ 4 „
„	Bellad.	„ 15 „

im Ganzen also durchschnittlich in $13^{1}/_{16}$ Tagen erfolgte. Nach der Anzahl der noch erschienen Paroxysmen geordnet (wobei jedoch die 4 Fälle von Intermittens-Dyskrasie ohne typische Anfälle, welche sämmtlich auf Arsen kommen, wegfallen müssen), stellt sich folgendes Resultat heraus:

Nach	Arsen	erschien	gar kein	Anfall	mehr	in 1 Falle
„	„	„	1	„	noch „	1 „
„	„	erschienen	3	Anfälle	„ „	1 „
„	„	„	4	„	„ „	1 „
„	„	„	5	„	„ „	2 Fällen
„	„	„	6	„	„ „	2 „

Nach Arsen erschienen 8 Anfälle noch in 2 Fällen
„ „ „ 12 „ „ „ 2 „
„ „ „ 24 „ „ „ 1 Falle
„ Nux vom. „ 4 „ „ „ 1 „
„ „ „ 9 „ „ „ 1 „
„ Ipecac. erschien 1 Anfall „ „ 2 Fällen
„ „ erschienen 2 Anfälle „ „ 1 Falle
„ „ „ 3 „ „ „ 1 Falle
„ „ „ 4 „ „ „ 1 „
„ „ „ 7 „ „ „ 1 „
„ „ „ 8 „ „ „ 1 „
„ „ „ 15 „ „ „ 1 „
„ Bryonia „ 4 „ „ „ 1 „
„ „ „ 5 „ „ „ 1 „
„ „ „ 7 „ „ „ 1 „
„ Cina „ 3 „ „ „ 1 „
„ Bellad. „ 6 „ „ „ 1 Falle

Durchschnittlich erschienen also
bei den Arsen-Fällen noch $7^{3}/_{13}$ Anfälle
„ „ Nux- „ „ $6^{1}/_{2}$ „
„ „ Ipecac.- „ „ $5^{1}/_{8}$ „
„ „ Bryon.- „ „ $5^{1}/_{3}$ „
„ dem Cina-Fall „ 3 „
„ „ Bellad.- Fall „ 6 „

Bei den 29 andern Fällen, zu deren Heilung mehr als 1 Arzneimittel nöthig war, lässt sich die Zeit, welche das zuletzt gegebene Mittel zur Heilung bedurfte, nicht mit Bestimmtheit angeben, weil öfters ganz deutlich wahrzunehmen war, dass schon durch das vorhergegebene Mittel eine günstige Einwirkung und wesentliche Besserung der Krankheit erzielt worden war, demnach die endliche Heilung durchaus nicht stets auf alleinige Rechnung des zuletzt gegebenen Mittels gesetzt werden darf. Natürlich bedurften aber diese 29 Fälle, schon wegen der wenigstens zuweilen wahrscheinlich nicht angemessenen Wahl der ersten Arzneimittel, längere Zeit zur Heilung und zwar durchschnittlich

die	11	endlich durch	Arsen	geheilten	$15^{10}/_{11}$
,,	6	,,	Nux vom.	,,	20
,,	4	,,	Cina	,,	$17^{1}/_{4}$
,,	2	,,	Ipecac.	,,	$22^{1}/_{2}$
,,	2	,,	Bryonia	,,	22
der	1	,,	China	geheilte	34
,,	1	,,	Veratrum	,,	9
,,	1	,,	Pulsat	,,	32
,,	1	,,	Ferrum	,,	19

im Ganzen also durchschnittlich $18^{25}/_{29}$ Tage. Nach der Anzahl der noch erschienenen Paroxysmen geordnet, stellt sich das Verhältniss so heraus:

in den	Arsen-Fällen	erfolgten	3	Anfälle	in 1 Falle
,,	,,	,,	4	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	6	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	7	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	8	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	10	,,	,, 2 Fällen
,,	,,	,,	12	,,	,, 4 ,,
,,	Nux-Fällen	,,	6	,,	,, 1 Falle
,,	,,	,,	7	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	9	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	12	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	22	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	28	,,	,, 1 ,,
,,	Cina-Fällen	,,	8	,,	,, 2 Fällen
,,	,,	,,	10	,,	,, 1 Falle
,,	,,	,,	13	,,	,, 1 Falle
,,	Ipecac.-Fällen	,,	6	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	16	,,	,, 1 ,,
,,	Bryonia-Fällen	,,	10	,,	,, 1 ,,
,,	,,	,,	24	,,	,, 1 ,,
in dem	China-Falle	,,	17	,,	
,,	Veratrum-Falle	,,	4	,,	
,,	Pulsatilla-Falle	,,	16	,,	
,,	Ferrum-Falle	,,	9	,,	

Durchschnittlich traten also

bei den Arsen-Fällen	$8^{8}/_{11}$	Anfälle auf
,, ,, Nux-Fällen	14	,, ,,
,, ,, Cina-Fällen	$9/^{3}_{4}$	,, ,,
,, ,, Ipecac.-Fällen	11	,, ,,
,, ,, Bryonia-Fällen	17	,, ,,
bei dem China-Falle	17	,, ,,
,, ,, Veratrum-Falle	4	,, ,,
,, ,, Pulsat.-Falle	16	,, ,,
,, ,, Ferrum-Falle	9	,, ,,

Im Ganzen ist bei den 61 geheilten Fällen 98mal eine Mittelwahl vorgenommen und zwar 32mal sogleich das richtige Mittel getroffen worden; in den 29 andern Fällen wurde 23mal das richtige Mittel bei der zweiten Wahl gegeben, 4mal bei der dritten und 2mal erst bei der vierten. Es könnte demnach scheinen, als wenn 37mal die getroffene Mittelwahl eine unrichtige und übereilte gewesen sei; allein diese Annahme würde nicht ganz haltbar sein. Denn obgleich nicht geläugnet werden soll, dass in einigen Fällen vielleicht ein anderes Arzneimittel besser gepasst und auch mehr Erfolg gehabt haben würde, so war es doch zuweilen ganz sicher, dass das zuerst gegebene Mittel keineswegs erfolglos blieb, sondern die nach dem darauf-gegebenen Mittel erfolgte Heilung gewissermassen vorbereitet und ermöglicht hat. Uebrigens war es in einzelnen Fällen wegen des Mangels aller sehr charakteristischen Symptome allerdings sehr schwierig das richtige Mittel sogleich herauszufinden, zumal da bei dem gewöhnlichen Bildungsgrade unsrer Kranken dieselben sehr schlechte Selbstbeobachter zu sein pflegen.

Es bliebe nun noch übrig diejenigen Arzneimittel, deren Wahl durch den Erfolg bestätigt wurde, näher zu betrachten und möglichst die einzelnen Umstände, unter denen die Heilung erfolgte, sowie die besonderen Anzeigen und Kriterien, welche die Wahl bestimmten, anzugeben. Da aber fast durchgehends dieselben Arzneimittel zur Wahl kamen, welche ich schon vor zwei

Jahren (hom. Viertelj.-Schr. V. Bd. p. 209) besprochen habe, und ich dieselben Angaben auch jetzt bestätigt fand, so kann ich im Allgemeinen darauf verweisen und brauche nur noch einige Einzelnheiten hinzuzufügen. Vor Allem jedoch scheint es mir nothwendig noch einmal auf das Verhältniss der China zum Wechselfieber zurückzukommen und deren Wirkungskreis möglichst genau zu bestimmen, weil offenbar dieses Heilmittel gerade hier viel zu wichtig und bedeutend ist, als dass wir es uns aus übelangebrachter Nachgiebigkeit und Schwäche ganz aus den Händen nehmen lassen dürften zu Gunsten von Gegnern, welche ganz unberechtigt und nur unter Verläugnung ihrer Principien sich desselben bedienen. Denn ich muss es noch einmal wiederholen, dass sowenig als die China mit ihren Alkaloiden ein Specificum und Universalmittel gegen alle Wechselfieber ist (weil es überhaupt ein souveraines Specificum gegen eine Krankheitsklasse nicht geben kann, sondern nur gegen einzelne Formen), dieselbe doch für einzelne bestimmte Formen desselben das wahre homöopathische Heilmittel unzweifelhaft ist und in diesen durch kein anderes ersetzt werden kann. Den sichersten und einfachsten Beweis dafür geben vor Allem die mit der China und dem Chinin angestellten Prüfungen an Gesunden (s. A. Noack, Journal für Arzneimittellehre II. Bd. 2. Hft.), welche ganz deutlich die Uebereinstimmung zwischen Intermittens und China-Symptomen in vielen Beziehungen documentiren und eine Auswahl von Krankheitserscheinungen bieten, deren überraschende Aehnlichkeit mit bestimmten Wechselfieber-Formen gar nicht zu verkennen ist. Aber ausserdem giebt auch noch für diese nahe Verwandtschaft der alltäglich mit dem Chinin getriebene Missbrauch ein sprechendes und unwiderlegbares Zeugniss durch das nach unpassender und übermässiger Anwendung des Chinins nicht selten auftretende und sich mit der Wechselfieberkachexie dann innig verbindende Chinasiechthum, ebenso wie sich bei gleichem Verfahren noch häufiger ein Mercurialsiechthum zur nahverwandten Syphilis gesellt: denn nur analoge und in einer nahen Verwandtshaft stehende Krankheiten können derartige Verschmelzungen im Organismus mit einander ein-

gehen. Um uns deshalb ein so bedeutendes Intermittens-Mittel durch lächerliche Prätensionen nicht nehmen zu lassen, uns aber zugleich auf der andern Seite vor dem schädlichen und unberechtigten Schlendrian und Missbrauch desselben zu bewahren, bedarf es Nichts weiter als den Wirkungskreis und die Anzeigen der China in der Intermittens auf Grund positiver Prüfungs-Symptome und reiner Erfahrung am Krankenbette scharf und deutlich festzustellen. Hierzu einen Beitrag zu geben mögen die folgenden Bemerkungen dienen, welche für mich wenigstens massgebend für die Anwendung der China gewesen sind und mich sehr selten irre geleitet haben, während ich im Gegentheil sehr häufig, ja fast regelmässig, in Fällen, die damit nicht übereinstimmten, das Chinin wirkungslos oder wenigstens nur palliativ wirksam von mir und Andern habe anwenden sehen.

Ausser dem stets zu berücksichtigenden Allgemein-Charakter der China-Wirkungen, der sich besonders durch wirkliche Erschöpfung des gesammten vegetativen Lebens in Folge gänzlichen Darniederliegens der Blutbereitung und durch Ueberreizung und Ueberempfindlichkeit des Nervensystems auspricht, sind es vorzüglich folgende specielle Punkte, welche meiner Ansicht nach sogleich die Aufmerksamkeit auf China lenken müssen. Es sind dies 1) die Schmerzhaftigkeit der Rückenwirbel bei Druck, besonders der Brustrückenwirbel, während des Kältestadiums, 2) die Milzvergrösserung und Empfindlichkeit, 3) das Vorkommen von ziegelfarbigem Bodensatz oder von Krystallen im Urin, 4) der zu der Heftigkeit und Dauer der Krankheit ganz unverhältnissmässig starke, auch während der Apyrexie fortdauernde Schwächezustand, 5) die deutliche und sehr schnelle Entwickelung von Erscheinungen, die auf Hydrämie und Anämie hindeuten, und 6) die directe und kräftige Einwirkung von feuchter, sumpfiger Luft als Entstehungs- und Unterhaltungsursache des Wechselfiebers.

Was den Rückenwirbelschmerz anlangt, so braucht man keineswegs der einseitigen Ansicht Kremers zu huldigen, welcher das Wechselfieber überhaupt für eine Krankheit des Rückenmarks (Hyperämie der Nervenmasse und deren Häute)

hielt, wenn man nur nicht seine Augen gegen die offenbare Thatsache verschliesst, dass in nicht ganz wenigen Fällen von Wechselfiebern eine auffällige Schmerzhaftigkeit eines oder mehrer Rückenwirbel bei Druck besonders während der Paroxysmen zu beobachten ist. Und sicher ist es, dass bei regelmässiger Untersuchung der Wirbelsäule dieses Symptom von den Aerzten noch weit öfter wahrgenommen werden würde. Eine hiermit ganz übereinstimmende Erscheinung bieten nun die Prüfungs-Symptome von Chinin, indem dasselbe speciell überhaupt Schmerzhaftigkeit der Brustwirbel bei Druck als auch besonders während des Frostes hervorbringt (s. Sympt. 275—277). Auch die Erfahrung am Krankenbette hat mir bereits hinreichend die specifische Wirksamkeit des Chinins gegen diese Affectionen bestätigt, indem es nicht nur fast constant die mit dieser Schmerzhaftigkeit verbundnen Wechselfieber schnell und dauernd heilte, sondern sich mir auch wirksam erwies in Fällen wo sich dieses Symtom bei andern Krankheiten vorfand. So heilte ich z. B. mit Chinin eine 50jährige Dame, die an chronischem Magenkatarrh mit cardialgischen Beschwerden in der Art litt, dass sich augenblicklich heftiger Magenschmerz mit Uebelkeit und Erbrechen einstellte, sobald auf einem bestimmten Brustwirbel ein nur mässiger Druck ausgeübt wurde.

Die Milzgeschwulst gilt seit Jahren allseitig als das constanteste und sicherste Symptom bei Intermittens; ebenso ist dieselbe unter den Chinin-Symtomen eine sichere und mehrfach verbürgte Thatsache (s. Sympt. 165—171). Auch wird die Heilkräftigkeit des Chinins gegen Milztumoren so wenig bezweifelt, dass selbst nicht homöopathische Aerzte, welche durchweg dieses Mittel gegen jedes Wechselfieber anwenden, dennoch dasselbe auch nach Verschwinden der Paroxysmen nicht eher aussetzen und die Heilung nicht eher als gesichert betrachten, als bis jede Spur von Milzvergrösserung gehoben ist. Deshalb könnte es fast scheinen, als wenn die Aufführung der Milzgeschwulst unter den charakteristischen Indicationen für Chinin dieses zum Universalmittel für fast alle Wechselfieber stempelte und mithin den alltäglichen Chininmissbrauch völlig rechtfertigte. Allein dies

ist in der That keineswegs der Fall, denn gerade die Milzsymptome, welche charakteristisch für Chinin sind, kommen durchaus nicht zu oft vor. Erstens kommen nämlich hierbei diejenigen unbedeutenden Milzvergrösserungen gar nicht in Betracht, wie sie sich in den meisten noch nicht lange bestehenden Fällen zeigen, sondern nur die umfangreichen, wirklich bedeutenden, wie sie oft in ältern oder rückfälligen Fällen, und nur sehr selten in frischen vorkommen. Sodann aber handelt es sich vielmehr um die Empfindlichkeit und Schmerzhaftigkeit der vergrösserten Milz und der Milzgegend als um die Vergrösserung selbst. Diese Schmerzempfindungen nun, die besonders in einem fortwährenden Drucke oder auch in Stichen, durch Bücken, Tiefathmen, Husten etc. vermehrt oder veranlasst, bestehen, sind es vorzüglich, welche unter Andern eine charakteristische Anzeige für Chinin bilden. Dass diese Schmerz-Symptome aber keineswegs so sehr oft vorliegen, ist gewiss, denn es ist eine häufige Thatsache, dass selbst sehr bedeutende Milztumoren ohne alle Beschwerden bestehen und erst durch die Percussion entdeckt werden.

Die Erscheinung von Harnkrystallen ist so constant bei der Noack'schen Prüfung des Chinin beobachtet worden und auch ausserdem oft genug von andern Beobachtern bemerkt worden, dass dieselben als besonderes charakteristisches Chininzeichen gelten müssen. Dieselben werden als kleine gelbliche, röthliche, oder wasserhelle Prismen, drusenartige Conglomerate, Rhomboide, Pyramiden und einzelne Säulen beschrieben, die aus phosphorsauren Salzen, harnsaurem Ammoniak, purpursaurem Ammonium, phosphorsaurem Magnesia-Ammoniak bestanden (s. Sympt. 229—243 und die chemische Analyse der Harnkrystalle pag. 220). Der Urin selbst reagirte sauer und enthielt kein Eisweiss. Nun werden zwar derartige Harnkrystalle und Sedimente bei sehr verschiedenen Krankheiten, wie Typhus, Gicht, Pocken, Scharlachfieber etc., und selbst in einzelnen Fällen bei Gesunden gefunden, aber keineswegs constant oder selbst sehr häufig. Es werden demnach unbedingt diejenigen Fälle, in denen derartige analoge Harnbestandtheile vorkommen, eine charakteristische Hindeutung für Chinin haben; auch ist es That-

sache, dass gerade im Wechselfieber zuweilen ganz entsprechende Harnkrystalle sich vorfinden. Selbst ein sehr voluminiöser Ziegelmehlartiger oder fettiger Bodensatz allein kann auch ohne Vorkommen von Krystallen unter Andern eine Indication mit für Chinin im Wechselfieber sein.

Die Schwäche und Mattigkeit ist überaus gross und ebenso in der Apyrexie wie an den Fiebertagen; besonders ist sie auch verbunden mit einer auffälligen Ueberreiztheit und Ueberempfindlichkeit, sowie mit heftigen allgemeinen Schweissen, die stets nach der geringsten Anstrengung und in jedem Schlaf auftreten. Hierzu kommt noch eine Reihe von Symptomen, welche in Verbindung mit dem allgemeinen Schwächezustand auf Anämie oder Hydrämie schliessen lassen, wie besonders Oedem der Füsse, Kurzathmigkeit, Herzklopfen, blasse, erdfahle oder gelbliche Färbung der Haut, Pulsationen im Kopfe, Ohrensausen, Kopfbenommenheit, Angst und Unruhe etc.

Was endlich die Einwirkung einer feuchten und sumpfigen Luft als Indication für China anlangt, so kann zwar angenommen werden, dass überhaupt wohl jede Intermittens wenigstens ursprünglich einem derartigen atmosphärischen Einfluss ihre Entstehung mit zu verdanken hat, allein es lässt sich doch nicht in Abrede stellen, dass bei einzelnen Fällen diese Noxe eine besonders wesentliche und directe Rolle nicht nur zur Entwicklung sondern auch zur Unterhaltung der Krankheit spielt. Es wird dies namentlich bei Personen sein, welche bei übrigens normaler Gesundheit und ohne sonstige Krankheitsdisposition in unmittelbarer Nähe von stehenden Wässern und Sümpfen oder in feuchten, moderigen Gebäuden ohne gehörige Lufterneuerung und Ventilation wohnen. Dass bei solchen die China zur Heilung des Wechselfiebers bei übrigens passenden Zuständen besonders geeignet und angezeigt sei, namentlich mehr als bei Wechselfiebern, die nur einzeln in höher und besser gelegenen Gegenden und Wohnungen vorkommen, ist eine Annahme, welche allerdings nur aus der Heilerfahrung hergenommen ist, aber doch keineswegs ohne gute Berechtigung zu sein scheint.

Das Zutreffen von diesen besprochenen Zuständen, oder

wenigstens von einigen derselben wird meines Erachtens stets berechtigen, die China als Heilmittel zu wählen, vorausgesetzt nämlich, dass auch die einzelnen Symptome des Falles eine gewisse Uebereinstimmung mit den China-Symptomen darbieten. Es folgt schon hieraus, dass dieses Arzneimittel im Wechselfieber zwar keineswegs constant, aber doch auch nicht ganz selten das geeignete Medicament sein werde. Dass es unter den 61 Fällen des vorigen Jahres überhaupt nur 3 Mal zur Anwendung kam, rührt unter Andern hauptsächlich mit daher, dass verhältnissmässig nur selten ein Wechselfieber-Kranker in die Poliklinik kommt, der nicht schon vorher Chinin oder Chinoidin genommen hätte; es lässt sich also a priori schon annehmen, das die Chinin-Fieber uns selten vorkommen, weil diese ausserhalb der Anstalt durch Chinin geheilt werden; wohl suchen aber Diejenigen bei uns Hilfe, bei denen das Chinin, weil es nicht specifisch passte, keine reelle Heilung bringen konnte.

Uebrigens zeichnete sich das durch China geheilte Wechselfieber (eine Tertiana bei einem 22jährigen Handarbeiter aus einem Pleissen-Dorfe) dadurch noch aus, dass bei den Anfällen ursprünglich zuerst Hitze, dann Frost und auf diesen Schweiss sich einstellte. Capsicum, welches zuerst in Anwendung gebracht wurde, hatte keinen Erfolg.

In Betreff der Frage ob in speciellem Falle China oder Chinin anzuwenden sei, glaube ich, dass für Wechselfieber meistens Chinin vorzuziehen ist, weil dieses offenbar vor der China den Charakter der Periodicität in den Symptomen deutlicher und hervorstechender ausgesprochen enthält (s. Noack, l. c.). Mit Rücksicht hierauf dürften wohl überhaupt die Wechselfieber, welche scharf getrennte Paroxysmen und reinere Apyrexien haben, wenn im Uebrigen die Erscheinungen den China-stempel tragen, besonders für Chinin, dagegen aber die Fälle von Wechselfieber-Kachexie ohne alle oder wenigstens ohne deutliche Paroxysmen mehr für China passen.

2) Arsen.

Es war dieses das Mittel, welches im vergangnen Jahre am

häufigsten in Anwendung kam und auch die meisten Heilungen bewirkte. Es wurde nämlich in 33 Fällen gegeben und heilte davon 28, und zwar 17 Mal ohne Beihilfe oder vorherige Anwendung eines andern Mittels. Die Heilung dieser 17 Fälle erforderte durchschnittlich $14^{15}/_{17}$ Tage. Durchgängig fast gehörten diese 28 durch Arsen geheilten Fälle zu den bedeutenderen und hartnäckigeren Fiebern, welche durch längere Dauer, Chininmissbrauch oder Heftigkeit der Zufälle die Kranken sehr geschwächt und heruntergebracht hatten. Auch die 4 Fälle von Wechselfieber-Kachexie fanden sämmtlich in Arsen ihr Heilmittel, ebenso wie auch die meisten von den Wechselfiebern, welche sich zu schon längere Zeit bestehenden Krankheiten hinzugesellten. Solche Complicationen waren: Bandwurm-Leiden, Lithiasis, Caries der Tibia, chronischer Darmkatarrh, chronischer Bronchialkatarrh, Lungenemphysem, Herzhypertrophie.

Diese ausgezeichneten Heilerfolge des Arseniks im vergangnem Jahre haben die bekannten, am treffendsten von Wurmb und Caspar zusammengesteliten Indicationen für dessen Anwendung gegen Wechselfieber durchweg bestätigt, und es bleibt mir deshalb nur noch übrig einige Bemerkungen über die zwischen Arsen und China stattfindende Uebereinstimmung und Verschiedenheit zu machen. Dass beide Mittel in ihrem allgemeinen Wirkungscharakter, so wie auch in specieller Beziehung auf das Wechselfieber viel Berührungspunkte haben, liegt klar vor Augen; beide entsprechen hauptsächlich Wechselfiebern mit bedeutendem und allgemeinem Ergriffensein des Organismus, mit heftiger Störung und tiefem Darniederliegen aller vegetativen Thätigkeiten, mit Schwächung der Lebenskraft und beginnendem Zerfall der organischen Substanz. Ja selbst einige der oben speciell für die China in Anspruch genommenen Charakteristica kommen auch dem Arsenik in vorzüglichem Grade zu, nämlich die Milzvergrösserung, der hohe Schwächezustand, die auf Hydrämie beruhenden Erscheinungen und die directe und heftige Einwirkung der Sumpfluft. Als unterscheidende Merkmale aber scheinen mir betrachtet werden zu müssen, dass bei Arsen die vegetative Thätigkeit in einem noch höhern Grade ergriffen, die materiellen

Veränderungen in den Unterleibsorganen, namentlich in Milz und Leber, grösser (wenn auch die schmerzhaften Empfindungen in der Milzgegend weniger stark hervortreten, wie bei Chinin) und die Zeichen der wirklichen Kachexie und einer serösen und septischen Krasis deutlicher und vorgeschrittener sind als bei China. Hierzu kommt noch, dass ganz besonders vorausgegangener Chininmissbrauch und eine daraus entstandene Complication von Wechselfieber- und Chinin-Krankheit eine Anzeige für Arsen abgibt. Wie wichtig diese letztere sei, haben unter Andern mehre der hier geheilten Fälle bewiesen, in denen Arsen fast ausschliesslich wegen des vorher massenhaft consumirten Chinins und zwar mit dem besten Erfolge gewählt wurde.

3) Nux vomica.

Dieses Mittel wurde im Ganzen 18 Mal und dabei 8 Mal mit vollständigem Erfolg angewendet; 2 Mal bewirkte es dabei die Heilung allein, während in den 6 übrigen Fällen vorher andere Mittel gegeben worden waren. Auch die durch Nux geheilten Fälle waren zum grössten Theil hartnäckige, alte und rückfällige Fieber, zum Theil auch mit störenden Complicationen (wie Herzhypertrophie und Icterus), weshalb die durchschnittliche Dauer von 15 Tagen keineswegs lang erscheinen kann. Als Indicationen galten durchweg die im vorigen Bericht ausführlich angegebenen Anhaltepunkte, die sich fast stets als stichhaltig bewährten, selbst in einigen Fällen, in denen zwar die vollständige Heilung nicht allein durch Nux erzielt, aber doch eine offenbar günstige Einwirkung derselben nicht verkannt werden konnte.

4) Ipecacuanha.

Sie wurde überhaupt 17 Mal und 10 Mal mit völligem Erfolg in Gebrauch gezogen; 8 Mal war sie das einzige Mittel, was dabei in Anwendung kam und nur 2 Mal ging ihr ein anderes Mittel voraus. Die von ihr geheilten Fälle waren durchweg leichtere und frische Fieber mit vorherrschend gastrischen Symtomen, daher auch im Durchnitt die Heilung nur $9^3/_4$ Tage erforderte.

Auch bei ihr bestätigten sich die früher aufgestellten Indicationen als richtig.

5) Bryonia.

Sie fand 9 Mal Anwendung, wobei sie 5 Mal die Heilung und zwar 3 Mal ohne vorhergegebenes anderes Arzneimittel zu Stande brachte. Durchschnittlich erforderten diese Heilungen $12^2/_3$ Tage. Die Indicationen für ihre Anwendung gaben die schon früher besprochenen Erscheinungen, welche auf eine Affection der Brustorgane hindeuten, namentlich ein heftiger trockner Husten kurz vor oder bei dem Froststadium und ein drückender oder stechender Schmerz in der linken Seite mit allgemeiner Oppression der Brust und Druck in beiden Hypochondrien. Dieser stechende Schmerz schien keineswegs allein von der Milz herzurühren und noch weniger sich allein auf diese zu beschränken; wenigstens war die Milzgeschwulst durchaus nicht sehr bedeutend noch der Schmerz ausschliesslich oder wenigstens vorzüglich nur während des Fieberanfalls vorhanden. Auch verbreitete sich zuweilen der Schmerz nicht nur auf die ganze linke Brustseite, sondern über die ganze Pleura aus und stand im Zusammenhange mit dem trocknen Husten.

6) Cina.

Dieses Mittel hat vor allen andern im vergangnen Jahre das günstigste Resultat gegeben, indem es in 5 Fällen angewendet auch ebenso oft die Heilung bewirkte, mithin niemals ohne Erfolg blieb. Schon dies bekundet, dass es nicht nur ein sehr wirksames Antipyreticum sein, sondern auch sehr deutliche und charakteristische Kennzeichen und Indicationen haben müsse, deren Vorhandensein nicht leicht übersehen werden und zugleich mit ziemlicher Sicherheit den günstigen Erfolg verbürgen kann. Vor Allem charakterisiren sich die für Cina passenden Wechselfieber durch ein ausschliessliches oder wenigstens vorherrschendes primäres Ergriffensein des Nervensystems mit Ausschliessung aller ursprünglichen und bedeutenden Störungen der vegetativen Thätigkeiten und aller materiellen Veränderungen. Daher zeigt

sich überall bei den Symptomen eine kurze Dauer, ein schneller Wechsel und ein häufiges Uebersprungen von einem Orte zum andern, meistens sogar eine ganz reine, von allen Beschwerden freie Apyrexie. Am auffälligsten ist dies mit den gastrischen Symptomen der Fall; denn überall, wo während des Frostes oder der Hitze bedeutende Uebelkeit, Erbrechen, Durchfall, Leib- und Magenschmerzen auftreten, welche in kurzer Zeit völlig verschwinden und sogar grosser Essgier und ganz reiner Zunge Platz machen, da wird meist Cina das specifische Heilmittel sein. Daher kommt es, dass man auch längst den intercurrirenden Heisshunger als Hauptanzeige für Cina im Wechselfieber aufgeführt hat. Ebenso richtig ist es auch, dass derartige schnell auftretende und wechselnde Beschwerden am häufigsten bei Kindern vorkommen, und dass sie eine gewisse Uebereinstimmung mit Wurmbeschwerden haben; daher können auch als einzelne Indicationen für Cina noch gelten: blasses, gedunsenes Gesicht, Augenränder, erweiterte Pupillen, Krampfzufälle. In Uebereinstimmung mit dem Gesagten wird es stehen, wenn bei den Cina-Fiebern geringe oder keine Milzgeschwulst gefunden wird.

Uebrigens waren in der That von den hier geheilten 5 Wechselfieber-Patienten 4 Kinder.

7) Veratrum.

Es wurde in 3 Fällen angewendet und zwar nur 1 Mal mit völligem Erfolg. Trotz dieses anscheinend geringen Erfolges muss Veratrum doch für ein sehr wichtiges Heilmittel gegen Wechfieber gelten, dessen Anwendung noch dazu sehr bestimmt und sicher durch seinen hervorstechenden Wirkungs-Charakter an die Hand gegeben wird. Man braucht nur das Bild der Veratrum-Krankheit, wie es sich z. B. am höchsten entwickelt in gewissen choleraartigen Erkrankungen zeigt, auf das Wechselfieber überzutragen, um diejenigen Wechselfieber-Fälle sich deutlich zu machen, welche für dieses Heilmittel passen (s. Wurmb und Caspar's homöopatisch klinische Studien). Ueberall, wo die vegetativen Lebenserscheinungen in verhältnissmässig kurzer Zeit so lähmungsartig ergriffen sind, dass statt der geregelten

organischen Thätgkeit zum Theil mechanische und chemische Gesetze zu walten beginnen, wo namentlich die wässrigen Bestandtheile des Blutes aus den Magen- und Darm-Wänden und der äussern Haut heraussickern ohne vitale Selbstthätigkeit der absondernden Organe, wo der Kreislauf des Blutes in den Capillaren zu stocken beginnt, Herz- und Pulzschlag langsamer und schwächer wird, die Haut eine kühle, wenig elastische Beschaffenheit erlangt, da muss vor Allem an Veratrum gedacht werden. Dass derartige hochgesteigerte perniciöse Wechselfieber zumal hier nicht häufig vorkommen, ist gewiss, aber nicht minder, dass Andeutungen solcher asphyktischer und Choleraartiger Zustände auch ohne Gegenwart einer Cholera-Epidemie zuweilen auftreten. Uns gab in den 2 Fieber-Fällen, deren Heilung später durch Nux vom. und Arsen gelang, ganz einfach das Vorhandensein einer profusen wässrigen Diarrhöe mit Brechwürgen Veranlassung zur Anwendung von Veratrum, welches auch diese Symptome binnen Kurzem beseitigte; in dem 3. Falle, einer Tertiana bei einem 66jährigen, höchst lebensschwachem Manne, entwickelten sich aber allerdings bei anfänglich unbedeutenden Fieberparoxysmen unter dem Gebrauche von Bryonia ziemlich schnell derartige perniciöse Erscheinungen mit plötzlichem Kräfteverfall, zeitweiligem stertorösen Athmen, cyanotischer Hautfärbung und wässerigem Durchfall, welche Lebensgefahr drohten, aber zugleich mit allen übrigen Wechselfieber-Symptomen durch Veratrum 3. völlig gehoben wurden.

8) Pulsatilla.

Sie bewirkte ebenfalls bei 3maliger Anwendung nur in 1 Falle Heilung des Wechselfiebers und zwar bei einer 39jährigen Frau, welche in einer sehr hartnäckigen Tertiana ein ziemlich charakteristisches Pulsatilla-Bild darbot, wie es zuerst Hahnemann und später unter Andern besonders Wurmb und Caspar treffend geschildert haben.

Ebenso wenig scheint es mir nöthig hier über Ferrum und Belladonna noch weiteres zu erwähnen und deren Indicationen festzustellen, da ich mich mich auf das im vorigen

Berichte Gesagte beziehen kann. Beide Mittel fanden je 1 Mal Anwendung und zwar mit bestem Erfolge.

Für die übrigen Arzneimittel, wie Capsicum, Opium, Aconit etc. bin ich ausser Stande bestimmte oder nur einigermassen zuverlässige Indicationen aufzustellen, da deren Anwendung sowohl eine viel zu seltene als auch ohne bemerkbare Heilwirkung bis jetzt war, und ich keineswegs aus Prüfungs-Symptomen gezogne Empfehlungen, sondern nur auf klinische Heilwirkungen gestützte Erfahrungen hier mitzutheilen die Absicht haben kann.

In Betreff der Uebrigen in Behandlung gekommenen Krankheiten will ich wenigstens in Kürze noch einige übersichtliche Notizen hier geben, indem ich mir vorbehalte speciellere Mittheilungen und einzelne detaillirte Krankengeschichten später zu veröffentlichen.

Zunächst reihen sich an die Wechselfieber noch 7 Fälle von Milzgeschwulst, die als Folge früher überstandener Intermittens in unsre Behandlung kamen. Von diesen wurden 3 vollständig geheilt, 2 wesentlich gebessert und 2 blieben weg. Die Heilung gelang in 3 Fällen durch Bryonia, Ferrum, China und Arsen in der Zeit von 4, 9 und 11 Wochen. Unter den Weggebliebenen zeichnete sich der eine Fall durch die ganz ausserordentliche Grösse der Milzgeschwulst aus; es reichte nämlich hier bei einem 24jährigen Manne die Milz bis auf 1 Zoll vor der Symphise des Schambeins herab und füllte soweit auf der linken Seite die Bauchhöhle bis etwas über die Linea alba hinaus. Die Eingeweide waren durch die Milz fast ganz auf die rechte Seite geschoben und der Leib dadurch furchtbar erweitert und angespannt. Der Rand der Milz oberhalb der Symphise und längs des Nabels herunter war hart und scharf zu fühlen. Dabei bestand sehr bedeutendes Oedem der Füsse bis an das Scrotum und zugleich die heftigsten Athem-Beschwerden; die Verdauung war völlig gestört und namentlich Stuhlentleerung ohne künstliche Nachhilfe gar

nicht vorhanden. Die angewendeten Arzneimittel, Arsen und Ferrum, brachten innerhalb 3 Wochen keine wesentliche Besserung hervor, obschon im Anfange der Behandlung eine mehrtägige Erleichterung eintrat, und so wandte sich Patient wieder an den Ortsarzt, in dessen Behandlung er nicht lange darauf gestorben ist.

Hautkrankheiten (Exantheme) kamen in 206 Fällen und zwar in 25 verschiedenen Formen zur Behandlnng, nämlich: Acne facialis (2 Fälle), Chloasmata (2), Crusta lactea (8). Ekthyma (4), Ekzema (23), Erysipelas (8), Favus (6), Furunculi (19), Herpes (3), Herpes Zoster (4), Impetigo (18), Intertrigo (5), Lichen (1), Lupus (2), Pemphigus (1), Pitiriasis (1), Prurigo (37), Pruritus (6), Psoriasis (5), Scabies (26), Scarlatina, (2), Tinea capitis (14), Urticaria (8), Varicellae (4) und Veruccae (1). Von den hierbei in Anwendung gekommenen Arzneimitteln will ich nur diejenigen aufführen, deren Wirksamkeit gegen bestimmte Auschlagsformen sich häufig bewährte; es sind dies: Arsen gegen Psoriasis, Lichen und Lupus, Rhus toxicod. gegen Crusta lactea, Ekzema, Herpes und Tinea capitis, Staphysagria und Spongia gegen Favus, Mercur gegen Ekzema, Impetigo und Scabies, Lycopodium gegen Favus und Intertrigo, Dulcamara gegen Pruritus und Urticaria, Iuglans gegen Intertrigo, Hepar Sulfuris gegen Tinea, Sulfur gegen Prurigo. Zu bemerken ist jedoch hierbei, dass trotz dieser ziemlich constanten Heilerfahrungen doch keineswegs die Arzneimittel ausschliesslich nur nach den äussern Erscheinungen auf der Haut gewählt wurden, sondern mitunter auch andre mit dem Exanthem direct nicht in Zusammenhang stehende charakteristische Krankheits-Symtome die Mittelwahl bestimmten. Aeusserlich wurden hierbei keine Mittel angewendet, ausser bei Milbenkrätze Einreibungen von schwarzer Seife und bei Favus in den meisten Fällen häufige Waschungen mit warmem Wasser.

An Syphilis wurden 40 Patienten behandelt und zwar an primären Schanker 24 und an constitutioneller Syphilis 16; von den erstern wurden 9 geheilt und 4 blieben in Behandlung, während die andern, zum Theil allerdings gebessert, wegblieben.

Die constitutionelle Syphilis wurde nur in 4 Fällen vollständig geheilt, während 5 davon in Behandlung blieben und 7 ungeheilt wegblieben. Dieses allerdings nicht günstige Resultat erklärt sich wohl hinreichend aus den Verhältnissen unsrer Patienten, welche theils aus Armuth jede Pflege, Schonung und Reinlichkeit entbehren müssen, theils aber auch aus Leichtsinn und Ignoranz absichtlich unregelmässig einnehmen, längre Zeit wegbleiben oder gar liederlich leben. Dennoch gelingen aber doch zuweilen einzelne sehr günstige und schnelle Heilungen bei scheinbar sehr vernachlässigten und bösartigen Fällen. Hinsichtlich der angewendeten Mittel zeigte sich bei gewöhnlichen Schankern Mercurius solub. und Merc. praecip. ruber am häufigsten hilfreich, während in der secundären und tertiären Syphilis je nach den besondern Erscheinungen Mercurius bijod., Merc. sublim., Cinnabaris, Kali hydrojod., Kali bichrom., Acidum nitricum, Sanguinaria mit mehr oder weniger Erfolg gegeben wurden. Erwähnenswerth ist noch, dass in einem sehr heftigen und veralteten Falle von Syphilid (Impetigo- und Ekthyma-Form) bei einem 26jährigen Freudenmädchen nach vielen fruchtlos angewendeten Mitteln Phosphor mehrmals sehr günstige Wirkung hervorbrachte und deshalb auch jetzt wieder in Gebrauch gezogen worden ist.

Hierzu kommen noch 5 Fälle von Condylomen und 1 Fall von syphilitischer Ozaena; von ersterem Leiden wurden 2 Fälle völlig geheilt und 1 blieb in Behandlung, während 2, ebenso wie der Patient mit Ozaena, wegblieben. Gegen die Condylome übrigens zeigte sich Acid. nitri meist wirksamer als Thuja.

An Tripper wurden 65 Patienten behandelt, von denen 29 geheilt wurden und 6 in Behandlung, die übrigen aber wegblieben. Natürlich gilt von diesen das bei der Syphilis Gesagte fast in noch höherem Grade, denn die Nachlässigkeit, Unreinlichkeit und Unfolgsamkeit dieser Art von Kranken übersteigt alle Grenzen. Mit mehr oder weniger Erfolg wurden dagegen angewendet: Merc. sol., Cannabis, Petroselin, Agnus

castus, Tussil. Petas., Cochlearea Armor., Badiaga, während das öfters Versuchsweise nach Empfehlung adhibirte Kobalt, Selen und Zincum bis jetzt ohne bemerkbare Wirkung blieb. Auch bei dem Eicheltripper, von denen 4 in Behandlung kamen aber nur 1 geheilt wurde, weil die 3 andern nach der ersten Verordnung nicht wiederkamen, zeigte sich nur sehr langsam die Besserung und endliche Heilung durch Cinnabaris, und wird man überhaupt bei diesem Leiden, das in den meisten Fällen eine rein locale Krankheit ist, gut thuen, kalte Waschungen und Umschläge dagegen mit zu gebrauchen. Nicht besser waren auch die Erfolge bei Leukorrhöe, indem von 16 Fällen nur 6 geheilt wurden, 6 in Behandlung blieben und 4 nur 1 Mal da waren. Auch hier empfehlen sich schon der Reinlichkeit wegen kalte oder wenigstens laue Sitzbäder, Abends vor Schlafengehen genommen, und unterstützen die innern Heilmittel wesentlich, die je nach den besondern Erscheinungen, Ursachen und Complicationen freilich sehr verschieden sein müssen, wie namentlich Merc. solub., Sepia, Thuja, Arnica, Pulsatilla, Kreosot, Natrum mur.

Entschieden günstigere Resultate bot die Behandlung der Katarrhe, die auch in diesem Jahre wieder sehr zahlreich vertreten waren. Es wurden nämlich behandelt 156 Fälle von Katarrh der Luftwege, 130 Fälle von Magenkatarrh und 26 Fälle von Darmkatarrh; hierzu kommen noch 14 Fälle von chronischer Bronchitis, 2 Fälle von Schnupfen und 27 Fälle von Keuchhusten, so dass also zusammen 355 Fälle in diese gemeinsame Kategorie gebracht werden können, ohne dass hierbei die Fälle von Lungen-Emphysem und katarrhalischer Augenentzündung mitgerechnet werden. Was zuvörderst den Katarrh der Luftwege anlangt, so sind von 78 acuten Fällen 69 geheilt, 5 nur 1 Mal dagewesen, 2 in andre Behandlung gekommen und 2 in Behandlung geblieben. Die Dauer der Behandlung schwankte zwischen 5 und 22 Tagen. Besonders erfolgreich zeigten sich: Aconit, Belladonna, Bryonia, Hepar. Sulf., Tartarus emet. und Spongia. Von den 78 chronishen Bronchial-Katarrhen wurden 33 geheilt, 3 gebessert, 32 blieben weg

und 10 in Behandlung. Die Heilung war natürlich hier ungleich schwieriger als in den acuten Fällen, dennoch aber im Ganzen das Resultat sehr günstig, wenn man bedenkt, dass dem Leiden sehr oft unheilbare organische Krankheiten, wie Emphysem, Bronchiektasie, Tuberculosis, Herzfehler etc. zu Grunde lagen, so dass wahrscheinlich von den 33 Geheilten verschiedene nur eben zeitweilig von ihrem Katarrh befreit worden sind. Hauptmittel waren hier Arsen, Bryonia, Jod, Ipecacuanha, Phosphor, Stannum und Tartarus emeticus. Von den 14 Fällen chronischer Bronchitis wurden 11 geheilt, 2 blieben weg und 1 in Behandlung. Am wirksamsten zeigten sich: Belladonna, Hepar Sulf., Mangan, Mercur, Jod und Sambucus. Von den 27 Fällen von Keuchhusten wurden 20 geheilt, während die 7 andern nach der ersten Verordnung nicht wiederkehrten. Im Ganzen waren sie gutartiger und leichter Natur und verloren zum Theil schon nach 10—14 Tagen alle bedenklichen und krampfhaften Erscheinungen; auch hier bewährten sich die früher aufgeführten Arzneimittel nach den im vorjährigen Berichte von Dr. Meyer ausführlich besprochenen Indicationen.

Magenkatarrh kam 130 Mal in Behandlung und zwar 51 Mal in acuter und 79 Mal in chronischer Form. Die acuten Fälle waren meist leichter Art, von Indigestion entstanden, so dass 45 Mal gewöhnlich schon nach wenig Tagen Heilung eintrat, während von den übrigen 4 weg- und 2 Behandlung blieben. Die gewöhnlichen Heilmittel waren: Aconit, Ipecacuanha, Nux vom. und Pulsatilla. Dieselben Mittel hatten auch den besten Erfolg in den 23 Fällen von gastrischem Fieber, von denen 21 geheilt wurden, 1 wegblieb und 1 in andre Behandlung kam. Sie wurden übrigens deshalb in der Diagnose von dem acuten Magenkatarrh unterschieden, weil bei ihnen heftiges Fieber zugegen und die Erscheinungen überhaupt einen weit bedenklicheren Charakter hatten. Schwieriger und langwieriger natürlich war die Kur der chronischen Magenkatarrhe, von denen 35 geheilt und 1 wesentlich gebessert wurden, 27 wegblieben, 4 abreisten und 12 in Behandlung blieben. Hieran reihen sich

auch gleich die 68 Fälle von Cardialgie, von denen 39 geheilt und 1 gebessert wurden, 21 weg- und 7 in Behandlung blieben. Als Hauptmittel für beide Krankheitsformen, unter denen begreiflicherweise nicht wenige sehr veraltete und bösartige, von organischen Leiden abhängige Fälle waren, zeigten sich wiederum: Arsen, Belladonna, Bryonia, Carbo veget., Chelidonium, China, Nux vom., Phosphor und Hepar Sulfuris, wegen deren specielleren Indicationen ich auf die früheren Berichte verweisen kann. Noch sind hier zu erwähnen 5 Fälle von Magenverhärtung, bei denen 2 Mal Heilung und ebenso oft eine wesentliche Besserung gelang, und 5 Fälle von rundem Magengeschwür von denen 3 wenigstens bedeutend gebessert wurden, 1 weg- und 1 in Behandlung blieb.

Darmkatarrh wurde 26 Mal behandelt und zwar 17 Mal in der acuten und 9 Mal in der chronischen Form. Die acuten Fälle waren meist leichte Erkrankungen und wurden 14 Mal in kurzer Zeit durch Ipecacuanha, Bryonia, Veratrum und Mercur geheilt. Von den chronischen Diarrhöen wurden 6 geheilt, während ein Patient wegblieb, 1 abreiste und 1 in Behandlung verblieb. Hierher gehören auch noch die 17 Fälle von Atrophia intestinalis, sämmtlich bei Kindern unter 1 u. 2 Jahren; von diesen wurden 4 geheilt, 1 gebessert, 8 blieben weg, 3 starben und 1 blieb noch in Behandlung. Das Hauptmittel hier so wie im chronischen Darmkatarrh blieb Calcarea, nebenbei zeigten sich auch Arsen, China und Phosphor zuweilen von guter Wirkung.

Von Entzündungen sind 1) vor Allem zu nennen 11 Pneumenien und 22 Pleuresien; von jenen wurden 9 geheilt, während 1 weg- und 1 in Behandlung blieb, von diesen 21 geheilt. Sämmtliche Fälle waren leichte und einfache und verliefen ziemlich schnell und ohne bedeutende Störungen zu hinterlassen. Viel bedeutender und hartnäckiger waren die 3 Fälle von pleuritischem Exsudat, weil sie schon lange bestanden hatten und andre Mittel bereits vergeblich dagegen versucht worden waren. Nur in einem Falle ist bis jetzt eine wesentliche Besserung durch Sulfur und Bryonia erzielt worden.

2) Halsentzündungen in 21 Fällen, meist Affectionen der Mandeln und des weichen Gaumens und von leichter Art, von denen 17 in wenig Tagen durch Belladonna, Mercur und Hepar Sulfuris geheilt wurden.

3) Gelenkentzündungen in 11 Fällen; 7 Mal betrafen dieselben das Kniegelenk und waren 5 Mal mit Ausschwitzung in das Zellgewebe oder auch die in Gelenkkapsel verbunden; in 2 Fällen wurde vollständige Heilung erreicht durch Belladonna, Mercur und Calcarea. Die 4 andern Fälle waren Entzündungen des Fussgelenkes, von denen ebenfalls 2 durch Arnica und Pulsatilla gehoben wurden.

4) Hodenentzündungen chronischer Form in 6 Fällen ohne Complication mit Tripper, von denen 3 durch Mercur, Clematis und Rhodod. geheilt wurden.

5) Entzündungen des Gehörgangs in 19 Fällen, 11 Mal mit Abscessbildung, von denen 13 geheilt wurden, 6 weggblieben.

6) Panaritien in 29 Fällen, zum grössten Theil zweiten und dritten Grades, von denen 22 geheilt wurden, die übrigen 7 nur 1 Mal da waren.

7) Ohrspeicheldrüsen-Entzündung in 2 Fällen, welche beide schnell durch Mercur geheilt wurden.

8) chronische Knochenhautentzündung in 2 Fällen, von denen 1 wenigstens gebessert wurde, der andere nach der ersten Verordnung wegblieb.

9) Bauchfellentzündung in 3 Fällen, von denen 1 durch Belladonna und Bryonia geheilt wurde, die beiden andern aber in andere Behandlung kamen; und

10) Entzündung und Vereiterung des Zellgewebes (Pseudoerysipelas) in 7 Fällen, von denen 4 geheilt wurden.

VII.

Dr. Joseph Attomyr.

Ein Nachruf an den Freund und Collegen.

Von Dr. **J. O. Müller** in Wien.

„Es ist ihm gut dort, denn er hat den Zweck seines Daseins erfüllt: den Gesetzen der Vernunft in seinen Gesinnungen und Handlungen treu geblieben zu sein.“

(Fessler, Aristides und Themistokles.)

Während drüben im Feindeslager abermals herausfordernd die Trommeten schmettern und der Gegner höhnendes Schiboleth die Streiter für die gute Sache Hahnemann's zu den Waffen ruft, lichtet hüben der Tod die Reihen der wackern Kämpen für Licht und Wahrheit, und wiederum ist Einer aus ihnen heimgegangen. — Attomyr ist nicht mehr.

Lasst uns Blumen der Erinnerung streuen auf seinen Grabhügel und seine Urne schmücken mit dem unverwelklichen Kranze liebevoller Anerkennung.

Inmitten früchtereichen Wirkens und den Segnungen einer ungebrochenen Geisteskraft erlag er — viel zu früh für die Wissenschaft, für seinen menschenfreundlichen Arztesberuf und die reiche Zahl seiner Freunde und Verehrer am 5. Februar 1856 zu Pressburg einer erneueten Invasion langjährigen tuberculösen Lungenleidens.

Joseph Attomyr, Doctor der Medicin, Magister der Augenheilkunde und Geburtshilfe, war am 9. September 1807 zu Diakovar in Slavonien geboren. Eine für sein zartes Alter ausserge-

wöhnlich rasche und lebendige Entwickelung der geistigen Anlagen bestimmte seinen Vater, einen ehrsamen Wagnermeister seines Ortes, den Knaben einem höheren Berufe zu weihen, er sollte zum Priester herangebildet werden. Den ersten Unterricht erhielt Attomyr zu diesem Behufe im bischöflichen Seminar seines Geburtsortes, verliess aber, nachdem er zu Esseg die Maturität erlangt hatte, die vorbestimmte Bahn und begab sich, dem inneren Berufe, Medicin zu studiren, folgend, nach Wien, um sich in den höhern medicinisch-chirurgischen Lehrcurs für Feldärzte an der k. k. Josephs-Akademie aufnehmen zu lassen.

Dort war es, wo Attomyr, 1825 als Praktikant im Wiener Garnisons-Spital angestellt, die erste Bekanntschaft mit der Homöopathie, aber freilich von einem ihr feindlichen Standpunkte aus, machte, indem ihm Mükisch' antihom. Schmähschrift in die Hand gespielt wurde. Der Eindruck, den dieses Libell auf den so sehr empfänglichen Geist des raschen Jünglings machte, war ein mächtiger und tiefer; der Hass gegen die mit solchen Waffen bekämpfte gleissende Irrlehre war in ihm um so fester gewurzelt, als er aller Urtheilsdaten bar ging, die ihn eines Bessern hätten darüber belehren können. Dieser Hass ging so weit, dass er nur mit schwerem Herzen einige Monate nach seiner Assentirung einem Rufe zum Regimente folgte, bei dem er den bekannten homöopathischen Regimentsarzt, Dr. Joseph Müller, als seinen Chef begrüssen sollte.

Indess wiederholte sich bei diesem Anlasse auch an Attomyr das alte Geschick homöopathischer Proselyten: die Ueberzeugung von der ewigen Wahrheit homöopathischer Doctrinen schlägt bei ihnen um so tiefere Wurzel, je strengere und festgerranntere Gegner derselben sie vorher waren. Aus ihnen hat sich stets die nicht bloss gläubige, sondern und zumal glaubenseifrige, für die Wahrheit dieser Lehre kampfgerüstete Phalanx der Homöopathen herausgebildet.

Auch Attomyr liess nicht lange auf sich warten, für die Geltung dieses Satzes lebendiges Zeugniss abzulegen. Die Lehren seines homöopathischen Vorbildes, Dr. J. Müller, fanden so freudig raschen Eingang in das Fassungsvermögen unseres

jungen Proselyten, sie erhärteten durch Induction und selbstgewonnene Erfahrung*) so sehr zur überzeugungstreuen Klarheit, dass Attomyr den Standpunkt eines Verfolgers gegen den eines eifrigen Vertheidigers der Homöopathie vertauschte, den er auch bis an das Ende seiner Tage nicht mehr verliess.

Der letztere Umstand, so günstig für einen zahlreichen Kreis von homöopathischen Schülern, den Attomyr durch Wort, Schrift**) und That um sich heranzubilden wusste, verfehlte doch nicht den Wahrheitseifer des neuen Apostels sofort in unheilbaren Conflict mit seinen Professoren zu bringen, in Folge dessen Attomyr aus der Akademie entlassen wurde. Aber die treue Anhänglichkeit an die Sache Hahnemann's, der brennende Eifer, womit er sich derselben annahm und so viel an ihm, einem 23 Jahre alten Manne, lag, sie zu fördern strebte, dann sein streng rechtlicher Charakter, gesellt mit höchst einnehmenden Formen, gewannen ihm nah' und fern Freunde, die es sich an's Herz nahmen, den ob Glaubenseifer verfolgten und in die Welt hinausgestossenen jungen Mann zu stützen und zu halten.

Obenan unter diesen stand der durch seltene Humanität und Biedersinn ausgezeichnete und bekannte homöopathische Leibarzt der Herzogin von Lucca, Hofrath Dr. Anton Schmidt. Ihm gebührt neben vielen anderen Verdiensten um Förderung der Homöopathie und ihrer Jünger noch die dankbare Anerkennung Attomyr der Homöopathie und der Medicin überhaupt erhalten zu haben. Der mächtigen Vermittelung dieses edlen Gönners nämlich gelang es, Attomyr die Mittel zu beschaffen, seine

---

*) Er ward damals durch Müller von einem höchst gefahrvollen hämoptoischen Tubercelhusten homöopathish geheilt.

**) Wer von uns erinnerte sich nicht mit Genugthuung der in jene Zeit fallenden glaubenseifrigen Ergüsse Attomyr's, worin er unter dem Pseudonym „Dulalethes" als „Dissonanzen im Gebiete der Physiologie und Pathologie der bisherigen Medicin" etc. (Arch. IX. 1. 1830) mit ebensoviel wissenschaftlichem Ernst als gebührend sarkastischer Würze die Blössen der Gegner homöopathischer Lehren schonungslos darlegt und Lauge giesst in ihre wunden Stellen.

medicinischen Studien an der Hochschule zu München fortsetzen und dort die Doctorwürde (26. März 1831) erlangen zu können.

Ein eingänglicher freundlicher Verkehr mit dem um die Homöopathie verdienten Obermedicinalrath Dr. Ringseis bot Attomyr Gelegenheit im Münchner allgemeinen Krankenhause homöopathische Heilversuche anzustellen, deren Ergebniss er im 2. Hefte 11. Bandes des Archivs veröffentlichte.

Ein günstiges Gestirn setzte ihn zu jener Zeit in die erfreuliche Lage, nach der Kaaba des damaligen homöopathischen Cultus, nach Cöthen wallfahrten zu können, und dort Hahnemann, der ihn eigens hiezu geladen, so wie Medicinalrath Dr. Stapf in Naumburg persönlich kennen zu lernen.

Von dieser Reise zurückgekehrt, trat er die Stelle als Leibarzt des Grafen Carl Csáky, damaligen Obergespanns zu Leitschau in der Zips, an, richtete sich da häuslich ein und krönte das Glück seines Hauses durch die Vermählung mit der lange vorher erwählten Freundin seines Herzens (1832).

Wir übergehen hier die auf das wissenschaftliche Leben Attomyr's weniger Bezug nehmenden Verbindungen, in welchen er als Arzt mit einigen Grossen stand, wie mit dem Grafen Csàky in der Zips, dem Lord Shrewsbury, der ihn als Reisearzt nach England einlud, sowie mit dem Herzog von Lucca, als dessen Leibarzt Attomyr auf Verwendung Hofraths A. Schmidt ernannt wurde, und erwähnen nur, dass ihm seine letztere Stellung zu der erfreulichen Musse verhalf, seinen gerne und mit besonderer Vorliebe gepflegten naturwissenschaftlichen Studien obliegen zu können. So ordnete er das herzogliche Hofmineralienkabinet, legte in Marlia einen kleinen botanischen Garten für homöopathische Arzneigewächse an und that seinem Wissensdrange in all' den bezüglichen Richtungen Genüge.

Allein sein eigenthümlicher Hang zu ländlichem abgeschlossenen Stillleben, nicht minder durch kränkliche Opportunität, als durch vorwiegend melancholische Gemüthsrichtung bedingt, stimmte wenig mit dem bewegten, geräuschvollen Hofleben, in das Attomyr sich als herzoglich Lucca'scher Leibarzt wider-

strebend versetzt sah, und gab wohl den nächsten Anlass, dass er nach drei Jahren schon diese Stelle aufgab, um sich auf sein bescheidenes Tusculanum in dem einsamen, aber von der Natur reich geschmückten Park des Grafen Csáky zu Mindszent in der Zips zurückzuziehen. Missverständnisse hatten hier nur zu bald seinen ländlichen Frieden gestört, und Attomyr sah sich theils dadurch, theils durch das angelegentliche Betreiben seiner Freunde und Verehrer veranlasst, abermals die bewegten Berufskreise des praktischen Arztes zu betreten und in Pressburg ein bleibendes Domicil zu suchen. Er sollte dort gerade zur Zeit eines Landtages eintreffen, einer Zeit, wo die Wogen des politischen und socialen Lebens sich im raschen Wechsel überthürmen, dem nüchternen, abgezogenen Beschauer aber nichts weniger als Bilder innerer Befriedigung bieten. Darum war dort wiederum seines Bleibens nicht länger, und wieder zog sich Attomyr fern von allen Zeugen seiner früheren Wirksamkeit in die stille Landeinsamkeit nach Hadersdorf bei Wien zurück, von da aus in Brunn den Vorlesungen der k. k. Forstakademie anzuwohnen.

Dieser Wandel zwischen abgezogener Musse und der Uebung seines sorgenschweren Berufes wiederholte sich an Attomyr, je nach dem mehr minder mächtigen Antriebe seines individuellen Bedürfnisses oder seiner ihn nur schwer missenden Freunde, zu wiederholten Malen, und so sehen wir ihn 1840 in Pesth einer sehr umfänglichen ärztlichen Praxis obliegen, von da aber nach mehrjährigem Aufenthalte nach Pressburg zurückkehren, dort das Ende seiner zu kurz gemessenen Tage zu beschliessen.

Werfen wir scheidend einen letzten Blick auf Attomyr's schriftstellerische Leistungen, auf sein intellectuelles Gebahren, so gewahren wir ihn, wie die Mehrzahl jener Männer, in deren Brust der Funke neuerkannter Wahrheit noch Begeisterung zu entzünden vermag, zunächst auf der heissen Arena polemischer Thätigkeit. Durchglüht von dem Eifer, jeden Makel, womit der Uebermuth damaliger Gegner bemüht war die Feinheit und Lauterkeit der Homöopathie zu besudeln, mit Strenge fernzuhalten, griff er sie durch klug gewählte Mittel im eigenen Lager an; und wahrlich, das von Begeisterung getragene Wort, der Schwung

seiner Ausdrucksweise, das Lebhafte und Prickelnde seiner Entgegnung, wie nicht minder die eindringlichen, tiefem Verständnisse der Streitpunkte entnommenen Argumente hatten sich stets des vollkommensten Erfolges zu erfreuen. Wie Gans fuchtelte seine „zermalmende Logik“ den Servilismus des alten bestäubten Herkommens in Wissensdingen auch in den elegantesten Livreen und riss dem Fetisch die angelegenen Lappen schonungslos vom Leibe.

Glaubte Attomyr so sein Tagewerk nach aussenhin abgethan, dann wendete er die stets verjüngte Kraft der Ergänzung des Innern zu. Hier sehen wir ihn besonders in der einen liebgewordenen Richtung thätig: er war, so viel an ihm lag, stets bestrebt, die Lehren der Homöopathie, ohne sie auf der Folter des Prokrustes zurechtzuzerren, mit naturwissenschaftlichen Satzungen in Einklang zu bringen.

Er that dies nicht aus schnöder Neuerungssucht; auch mass er sich damit kein Verdienst an, solches Vorgehen galt ihm Bedingung der wissenschaftlichen Begründung und der Einheit des scheinbar Disparaten in ihnen. Auch weiset er deshalb (in einem später zu nennenden Schreiben) dabei auf Hahnemann hin, indem er sagt: „Seit Jahrhunderten sagen die Aerzte, die Medicin sei die Anwendung der Naturwissenschaften auf Heilung der Krankheiten. Das ist auch ganz richtig. Allein die alte Medicin war a capite ad calcem so unnatürlich, dass dieser Satz immer nur als pium desiderium dastand. Durch Hahnemann erst ist eine naturwissenschaftliche Bearbeitung der Medicin möglich geworden.“

Und dieser Richtung ist Attomyr bis an sein Ende treu geblieben; sie führte ihn noch wenige Monate vor seinem Tode nach Wien, um da in der Schule Skoda's, Rokitansky's, Brücke's und Anderer seinem hierauf bezüglichen Wissensdrange genug zu thun. Noch sein Schwanengesang, seine letzte geistige Conception, der Vortrag, den er bei Gelegenheit der vorjährigen Generalversammlung des homöopathischen Centralvereins in Wien gehalten, dessen geistvolle Fassung durch allgemeine glänzende Anerkennung belohnt ward, gilt hiefür als unverwerflicher Zeuge.

Also liegen das wissenschaftliche und sociale Gehaben Attomyr's „ein aufgeschlagenes Buch“ vor uns, und es hiesse leere Worte machen, den Zeitgenossen mit sichtender Leuchte in Beschauung desselben voranzugehen. Wer auch immer, sei's mit günstigem oder ungünstigem Auge, aber mit klarem Verständnisse in ihm liesst, muss mit den andern sich wenigstens in dem Punkte einen: Attomyr hing mit voller Seele an der als wahr erkannten Sache, ihrer Förderung lieh er stets seine besten intellectuellen und moralischen Kräfte, und diesem schönen Streben, sowie der Biederkeit seines Charakters, wird Jeder, der ihn gekannt, selbst über das Grab hinaus gerne die liebevollste Anerkennung zollen. Sit illi terra levis.

Schliesslich mögen seine unzahmen Kritiker jene Worte beherzigen, die Attomyr in einem ,,vertraulichen Schreiben an einen Freund, der kein Arzt ist“, gerichtet: ,,Wer öffentlich auftritt, muss sich gefallen lassen, öffentlich kritisirt zu werden. Ich bin das gewohnt, und es wäre anmassend, für so manches Lob, das mir meine litterarischen Arbeiten eingetragen, nicht auch zuweilen eine Missbilligung hinnehmen zu wollen. Vielleicht habe ich diesmal auch wirklich Unrecht! Ich glaube es freilich nicht, aber ich bin ein parteiischer Richter in meiner eigenen Sache.“

,,Rechthaberei, Eigensinn, Eitelkeit, Egoismus sind Laster, die allen Classen von Gelehrten zukommen, aber keiner in so hohem Grade, wie den Aerzten. Mich kostet es nicht die geringste Ueberwindung, meinen Fehler einzugestehen. Wenn es auch bei Anderen so wäre, wäre es ein Leichtes, Schriftstellerei zu treiben. Wenn man mich mit Unrecht angreift, bin ich immer froh, dass ich nicht der Angreifer bin. Es ist dies bei mir kein Verdienst, denn mein Schädel ist zufällig gerade so conformirt, dass ich so und nicht anders denke; und ausserdem bin ich meinem Gemüthe nach schon ein Greis von 90 Jahren, dem die Eitelkeiten der Welt kindisch vorkommen.“

,,Mich greift so etwas nicht an. Ich habe mir's besonders in jüngeren Jahren herausgenommen, sehr vielen Leuten die Wahrheit zu sagen, und häufig auch die Leviten zu lesen;

warum soll man sie nicht auch mir manchmal lesen? Opinionum commenta delet dies. Unsre Nachkommen werden mich vielleicht besser verstehen und würdigen, vielleicht auch nicht; und ich werde mich vom Himmel aus im ersten Fall freuen und im letzteren auslachen.“

Folgende wissenschaftliche Vereine zählten Attomyr zu ihrem Mitgliede:

Die Gesellschaft der Aerzte in Palermo, in Leipzig und Anhalt-Köthen, der Centralverein homöopathischer Aerzte, der Verein homöopathischer Aerzte Oesterreichs für physiologische Arzneiprüfung, das homöopathische Collegium in Pensylvanien, in Philadelphia und in Rio Janeiro.

Aus seinem litterarischen Nachlasse heben wir hervor:

Primordien einer Naturgeschichte der Krankheiten. Wien, 1851. (2 Bände.)

Beiträge zur homöopathischen Arzneimittellehre. Wien, 1851. (1. Hft. Ueber das Fettgift.)

Briefe über Homöopathie. Leipzig. 1831—34. (3 Bde.)

Die venerischen Krankheiten, ein Beitrag zur Pathologie und homöopathischen Therapie derselben. Leipzig, 1836.

Theorie der Verbrechen auf Grundsätze der Phrenologie basirt. Leipzig, 1842.

Ueberdies fand sich nach seinem Ableben noch eine Zahl von Manuscripten vor, an deren Veröffentlichung mit Nächstem die Hand gelegt werden soll.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

VIII.

Beiträge zur Lehre von der homöopathischen Verschlimmerung.

Von Dr. **L. Reichenbach** in Leipzig.

Dass beim Verlauf von Krankheiten Verschlimmerungen eintreten, ist ein Zufall, der in jedes beschäftigten Arztes Praxis nicht selten vorkommt, und bedarf es kaum einer weiteren Auseinandersetzung, wie wichtig es oftmals ist, den wahren inneren Grund dieser Verschlimmerung zu kennen, um so mehr, da viele Kranke allzusehr geneigt sind, jede Besserung auf ihre heimlich gebrauchten Hausmittelchen zu schreiben, die etwaigen Verschlimmerungen aber jederzeit dem Arzte zur Last zu legen. Aber abgesehen von diesen Misslichkeiten, die bei verständigen Kranken nicht leicht vorkommen, ist es von höchstem praktischen Interesse, den Urquell des Bösen zu erforschen, um das Uebel beseitigen zu können, denn lag die Ursache am Mittel, so müssen wir die Nachwirkung (Heilwirkung) abwarten, vielleicht sogar ein Antidot geben; rührt sie dagegen von anderen Dingen her, so sind diese angemessen zu berücksichtigen, vielleicht auch hatten wir noch nicht das richtige Mittel, oder das richtige in unkräftiger Gabe gereicht.

Betrachten wir nun die Verschlimmerungen im Allgemeinen, so finden wir, dass sie auf dreierlei Art aufzutreten pflegen: entweder nämlich, dass vorhandene Beschwerden, Schmerzen oder dergl., heftiger auftreten als vorher, oder — dass sie länger

anhalten, als dies beim normalen Verlauf der Krankheit in Berücksichtigung des Kräftezustands, der Constitution u. s. w. des Kranken und der Specialepidemie der Fall sein müsste, oder endlich, dass neue, vorher nicht dagewesene Beschwerden sich einfinden. Unter die eine oder die andere dieser Rubriken dürfte wohl alles passen, was irgend Verschlimmerung in Krankheiten genannt werden kann.

Ob dies nun in einem vorliegenden Falle eine Folge der gereichten Arznei ist, ist bei allöopathischer Behandlung fast immer sehr leicht zu erkennen, weil da die Wirkungssphäre der Krankheit und des Mittels eine verschiedene, oft ganz entgegengesetzte ist. Dass Opium und Morphium den Stuhl verstopfen und Congestionen nach dem Kopfe bewirken, dass Canthariden und Nitrum Nieren- und Blasenreizung herbeiführen, Calomel Durchfälle und Hydrämie erzeugt, Digitalis bei anhaltendem Gebrauche auch selbst in mittleren Gaben (durch die sog. cumulative Wirkung) ebenso wie bei grossen und raschen Gaben durch Hirncongestionen das Leben bedroht, Mercurialien überhaupt Speichelfluss, Sublimat besonders Alopecie zu Wege bringt, dass nach vielem Jodgebrauch die drüsigen Gebilde schwinden und die Schleimhäute reichlicher secerniren u. s. w., das alles sind bekannte Dinge, und halten wir diese constanten Mittelsymptome mit den Symptomen derjenigen Krankheiten zusammen, bei denen die genannten Mittel von Allöopathen angewendet werden, so wird selten irgend ein Zweifel über die Frage unerledigt bleiben, warum dieses oder jenes dem Kranken unangenehme Symptom eintrat. Diese unerwünschten Nebenwirkungen der sonst indicirt erscheinenden Mittel nöthigen den Allöopathen diese mit anderen Mitteln zu verbinden, welche eben jenen Nachtheil verhüten oder beseitigen sollen: die Corrigentia. So verbindet er z. B. Calomel mit Opium, Opium mit Kali sulphuricum, Digitalis mit Mittelsalzen, so auch den Tartarus stibiatus, um seine Wirkung auf die Bronchialschleimhaut festzuhalten und die auf den Darmkanal zu mindern, mit Senega oder Salmiak (der dann als Dirigens auftritt). Wir bei der Gabenkleinheit in der Homöopathie brauchen nicht jene künstliche Lehre von corrigirenden und dirigirenden Mitteln.

Wir sind so glücklich, von unseren specifisch passenden Mitteln in sehr kleinen Gaben gute Heilerfolge zu sehen, während unsere Gegner ihre Specifica in sehr ansehnlichen Portionen verabreichen müssen, z. B. Pulv. Cubebarum zu einer Unze täglich bei Blennorhöa urethrae, Chininum sulphuricum in Scrupel-, selbst Drachmendosen (im tropischen Amerika, wo freilich bisweilen auch unreines Chinin mit unterlaufen mag, da ja bis vor Kurzem am Rhein eigene Fabriken zur Chininfälschung behufs Exports nach Amerika bestanden), Digitalis zu einer Drachme täglich, Natrum bicarbonicum zu $1^1/_2$ Gramm täglich bei Asthma, Bismuthum nitricum zu 2 Gramm mit Creta alba in gleicher Menge bei Intestinalkatarrh (vergl. Schmidt's Jahrb. 1855. 12. pag. 298). Ja, der gewaltige Einfluss dieser Mittelsymptome geht bei den grossen allöopathischen Gaben noch weiter, soweit, dass er geradezu die Anwendung des offenbar indicirten Mittels verbietet! So sind z. B. Opium und Canthariden pflaster bei Kindern verpönt, Nitrum und Cantharis bei Blasen- oder Nierenreizung, Calomel bei alten Leuten u. s. w., so sehr auch sonst etwa die Krankheitssymptome die Anwendung eines oder des anderen dieser Mittel wünschenswerth machen möchten. Ebenso sind China und Chinin bei gastrischer Reizung, Opium bei den meisten Entzündungen, Arsenik bei schwacher Verdauung und viele andere Mittel gerade da contraindicirt, wo man sie recht nöthig braucht; während wir auch hierin im Vortheil sind, indem wir unsere Heilpotenzen stets da, wo sie indicirt sind, anwenden dürfen, ohne irgend eine erhebliche Beschwerde erwarten zu müssen. Die Homöopathie hat keine Contraindicationen, wenn wir vielleicht den einzigen Fall ausnehmen, dass man beim Kältestadium der Fieber, z. B. der Intermittenten, kein Medicament, am allerwenigsten Aconitum anwenden soll, was verschlimmern könnte, sondern sich während dieser Zeitperiode auf bloss diätetische Hilfe zu beschränken hat. Und ob nicht auch für diesen Fall ein dem Aconitum ähnliches, aber noch schneller heilbringendes Mittel aufzufinden uns vorbehalten ist, wer möchte das bestreiten wollen?

Wie in den oben angezogenen Fällen es sehr leicht ist, durch einen Vergleich der Wirkungssphäre des Medicaments

einerseits und der Krankheit andrerseits aufzufinden, woher die Verschlimmerung kam, so ist es auch in dem Falle von einer Bauernfrau, aus der Praxis des Hrn. Dr. C. Haubold in Leipzig, unschwer auf den Grund zu kommen. Diese hatte wegen eines chronischen Exanthems (?) längere Zeit einen Aufguss des Rumex Nemolapathum Ehrh. (Lapathum acutum pharm., Rumex acutus L.) als Blutreinigungsthee getrunken und darauf eine bedeutende Leukorrhöe bekommen, die durch die geeigneten Mittel geheilt wurde. Dieser Rumex dürfte eine genauere Prüfung verdienen!

Bei weitem schwieriger dagegen ist es, bei einem während einer Krankheit heftiger auftretenden, länger dauernden oder neu auftauchenden Symptom zu entscheiden, ob dasselbe von der *Krankheit selbst* oder von der Arznei herrührt, wo die letztere homöopathisch passend gewählt war, denn hier waltet ja das Aehnlichkeitsverhältniss. Führen wit ein Paar Beispiele vor:

1) Ein Scharlachkranker hat wegen der bekannten Halsbeschwerden u. s. w. Belladonna erhalten. — Bald nachher klagt er über: „Krampfhafte Empfindung in der Lendengegend, schmerzhafte Steifheit im Kreuze, dumpfes Drücken in der Blasengegend, besonders des Nachts, *Unterdrückter Harnabgang oder *öfterer Harndrang mit sparsamen, tropfenweise unter Schmerzen abgehenden Urin. *Unaufhörlicher Harndrang. Während des Harnens Ziehen im Samenstrange. *Urin selten, trübe, dunkel, auch braunroth.“ Es ist nicht leicht möglich, deutlichere Belladonnasymptome aufzufinden, doch aber werden wir im vorliegenden Falle schwerlich diese Zeichen der Nieren- und Blasenreizung, resp. Entzündung, der von uns gereichten (höheren) Potenz des Mittels zuzuschreiben haben, da wir wissen, dass sie eine sehr gewöhnliche, ja bei vielen Epidemien unvermeidliche Localisation des Scharlachfiebers darstellen. Ebenso wird

2) bei einem Pockenkranken, dem wir Aconitum reichten, der Eintritt resp. Verschlimmerung folgender Symptome, als: „*Kurzer Athem, vorzüglich im Schlafe, *Schlaflosigkeit mit Unruhe und stetem Umherwerfen, *Erstickungsanfälle mit Aengstlichkeit, Engbrüstigkeit; *schmerzhafte

Stiche in der Brust, besonders beim Athmen, Husten und bei Bewegung, stumpfes Stechen; einzelne grosse Stiche von vorn nach hinten, mitten durch die Brust; Stechen in den Brustseiten, unter klagend weinerlicher Gemüthsstimmung, Angst und Verdriesslichkeit; Zusammendrücken der Brust in der Herzgegend, *Herzklopfen mit grosser Angst, allgemeine Hitze, besonders des Gesichts, und grosse Abgeschlagenheit der Glieder, langsame Stösse in der Herzgegend, stechend, bohrend, wühlender Schmerz daselbst, Missverhältniss zwischen Puls- und Herzschlag" u. s. w. im Geringsten nicht uns irre führen, so sehr es alles reine Prüfungssymptome des Aconitum sind, da wir das Aconitum in geeigneter Potenz reichten, andrerseits aber aus Erfahrung wissen, dass Pleuritis, auch Pneumonie und besonders Pericarditis sehr gewöhnliche Gefährten der Variolen sind.

3) Wenn ein Kranker über „Leerheits- und Schlaffheitsgefühl im Magen, als hinge er schlaff herab, auch mit Appetitlosigkeit, verbunden mit °Magendrücken, Leibschneiden in der Nabelgegend, Schauder, Frost und Kälte des Körpers und Hitzeaufsteigen nach dem Kopfe, Unruhe im Bauche; dabei öfterer flüssiger Stuhlgang mit weichlicher Empfindung im Unterleib, *durchfällige gleichsam gegohrene Stühle, oder *schleimige Stühle, oder °wässerig flockiger Durchfall" u. s. w. klagt, werden wir in den meisten Fällen auf Ipecacuanha hingeleitet werden. Tritt aber nach deren (homöopatischen) Darreichung früher oder später: „*Erbrechen grosser Schleimmassen, °gleich nach jedem Essen, und ohne vorheriges Aufstossen, *heftigstes Wehgefühl und entsetzliche Schmerzen in Magen und Herzgrube;" auch wohl: kneipende Schmerzen im Arme und Fuss, nächtlicher Krampf in den Schenkelmuskeln, worin es Knäuel zusammenzieht, Fippern und Kriebeln in den Wadenmuskeln, wie bei Eingeschlafenheit eines Gliedes" u. s. w. ein, so haben wir allerdings lauter Zufälle vor uns, die zum Ipecacuanhabild gehören, die wir aber wohl dem Genius epidemicus zur Last

schreiben werden, wenn wir wissen, dass in unserer Nähe die von den Calomelrittern so sehr gefürchtete Asiatin (Cholera) ihre Sichel schwingt.

Ebenso, wie wir im Verlauf der Krankheit selbst natürliche Verschlimmerungen eintreten sehen, die die Arzneiverschlimmerungen täuschend simuliren können so ist dies noch weit häufiger bei Einwirkung äusserer Schädlichkeiten der Fall, wie wir am Besten an einigen Beispielen zeigen möchten; so zunächst bei *fehlerhafter Diät.*

4) Ein Syphilitiker mit Entzündung des Zahnfleisches und Geschwüren daselbst, vielleicht auch am Zäpfchen, bemerkt (nach homöopathisch gereichtem Mercur) „stärkeren Speichelzufluss, °mit zähen Schleim im Munde, *stark belegte, auch °entzündlich geschwollene Zunge, Hitze im Gaumen, *Schmerz mit heissem Gefühl im Halse, auch wohl *schmerzhafte Trockenheit" u. s. w. Ein verbotener Weingenuss erklärt diess alles sehr einfach.

5) Ein Kranker mit Catarrhus bronchialis nimmt Ipecacuanha, und klagt später über Leibschneiden in der Nabelgegend und Reissen, *Blähungsanhäufung, °auch mit öfteren Durchfallstühlen, °gallige, *grasgrüne, *gelbe, °wässerige Durchfälle mit Uebelkeit" u. s. w., was alles aber schwerlich unserer Heilpotenz zur Last fallen dürfte, wenn wir erfahren, dass er einen Appetit nach frischem Obst etwas reichlich gestillt hat.

6) Bei einer häufig vorkommenden Art Schnupfen mit Kopfschmerz u. s. w. passt Nux vomica ganz vorzüglich, in deren Symptomenbild die Obstruction bekanntlich eine besonders charakteristische Hauptrolle spielt. Dennoch würden wir sehr zaudern, sie (mögen wir sie in der 15., 6., 3. oder einer andern Potenz gereicht haben) als Ursache einer eingetretenen Stuhlverstopfung anzuklagen, wenn wir erfahren, dass Patient eine gute Mahlzeit in schweren Mehlstoffen, (z. B. Klösse, Kartoffelbrei) oder eine fette Eierspeise genossen hat.

7) Bei Hämorrhoidalcongestionen ist ebenfalls Nux vomica eins der Hauptmittel, was die meisten dahin gehörigen Symptome

heilen, resp. auch hervorbringen kann. Es wird aber wahrscheinlich die Arznei an einer Verschlimmerung sehr unschuldig sein, wenn der Kranke dem Flandernkönig Gambrinus durch etwas reichlichen Genuss des von ihm erfundenen Gebräues gehuldigt hat.

8) Gegen chronische Blennorrhöen der Urethra wenden wir Zincum, Cobaltum und andere Mittel nach Umständen an. Verschlimmerungen des Ausflusses sind ziemlich häufig. In vielen Fällen finden sie durch Kaffeegenuss, zu grosses Warmhalten, zu viele Bewegung und dergl. ihre ganz natürliche Erklärung, und nach abgeänderten Regime bei einfachem Fortgebrauch des sonst passenden Mittels ihre baldige Heilung.

9) Dieselbe Krankheit verzögert manchmal wegen des gegentheiligen Fehlers, wegen zu karger Diät ihren Verlauf. Vor einigen Jahren hatte ich einen jungen Griechen an Tripper zu behandeln, der zwar seine Muttersprache, dagegen aber kein Wort deutsch und nur ein wenig lateinisch sprach, was aber durch seinen Dialect mir ziemlich unverständlich wurde, so dass, da er meine griechischen (Erasmisch gesprochenen) Reminiscenzen oft missverstand, wir grösstentheils auf pantomimische Verständigung angewiesen waren. Das entzündliche Stadium verlief vollkommen nach Wunsch, aber nachher wollte es mir trotz aller Mühe nicht gelingen den Abfluss zu beseitigen, der im Gegentheil schliesslich zunahm. Eines Tages suchte ich ihn in seiner Wohnung auf und fand ihn eben beim Mittagsbrod, wo dann das Räthsel sich löste. Er hatte meine Weisung, mehr zu essen, bloss quantitativ aufgefasst, war aber in der Qualität seiner Genüsse bei der für das erste Stadium streng verordneten Beschränkung auf blosse Respirationsspeisen stehen geblieben. Ich nahm ihn sofort mit in das Hôtel, wo ich damals (als Garçon) einkehrte, liess ihm Bier und gute Gerichte auftragen, sah ihn von nun an täglich im Speisesalon, und hatte die Freude nach wenig Tagen ihn gesund zu sehen. — Eine solche gute Kost wendete auch mein früherer Principal (Prof. Dr. Radius) im Georgenhospital bei den ausgehungerten abgelebten Lustdirnen oder auch männlichen Vagabunden an, welche als syphilitisch von der Sicher-

heitsbehörde dahin abgeliefert wurden, an und verordnete dabei den Mercur in wenn auch nicht homöopathischen, doch sehr kleinen Gaben. So sehr auch eine solche reichliche Fleisch- und Bierdiät den Vorschriften der meisten Lehrbücher widerspricht, so fand ich sie doch sehr oft von dem glänzendsten Erfolg gekrönt und habe sie auch später in geeigneten Fällen unter Berücksichtigung der ex simili nöthigen Abänderungen so befolgt, dass ich mit den Resultaten ganz zufrieden zu sein Ursache fand.

Wie nun Diätfehler manchmal das Arzneimittel in unschuldigen Verdacht bringen können, unbequeme Wirkungen erzeugt zu haben, so thuen dies manchmal auch *andere Umstände*. Theilweise wurde dies schon in dem Collectiv-Beispiel Nro. 8. erwähnt, indem körperliche, auch verhältnissmässig unbedeutende *Anstrengungen* häufig Nachtheil bringen. Sind wir ja genöthigt, bei sehr vielen Krankheiten solche zu verbieten. Hier mögen daher nur ein paar auffallende Beispiele stehen.

10) In der Kinderpraxis brauchen wir täglich Chamomilla, in deren Krankheitsbild wir u. A. folgendes finden: „Still, ernsthaft, in sich gekehrt; redet und antwortet nur, wenn er muss, und dann mit Widerwillen, abgebrochen und kurz; lässt kein Wort aus sich herausbringen. Mürrisch, verdriesslich; *grosse Aengstlichkeit, auch mit Engbrüstigkeit; *Aechzen und Stöhnen aus Unmuth; Nichts, was Andere machen, ist ihm recht, *zänkische Aergerlichkeit und Aufsuchen alles Aergerlichen; *weinerliche Unruhe; das Kind heult jämmerlich, wenn man ihm das Verlangte abschlägt, und giebt man es ihm, so verweigert es dasselbe; *nur auf dem Arme getragen, kann das Kind zur Ruhe kommen.“ Zeigt sich nun bei einem Kinde, was Chamomilla nahm, ein oder das andere, oder mehre Symptome, so werden wir sie dennoch schwerlich für Arzneiwirkungen halten, wenn wir die Puppe oder ein sonstiges Lieblingsspielzeug des Kindes zerbrochen am Boden liegen sehen.

11) Bei vielen chronischen Krankheiten, z. B. Magenkrampf haben wir Belladonnafälle. Finden wir nach Gebrauch dieses

Mittels einen Zustand von Exaltation des Gemüths, *grosse Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Sinne, *Unruhe, die nirgends bleiben lässt, grosse Lustigkeit und Ausgelassenheit, *Singen, Pfeifen und Trällern, *lautes, auch unbändiges und unwillkührliches Lachen, *Geschwätzigkeit u. s. w., so werden wir gewiss, ehe wir den Wahrspruch: „Belladonnawirkung, verlangt ein Antidot“ thuen, erst nachforschen, ob nicht etwa ein freudiges Ereigniss diess hervorgebracht, vielleicht Gott Hymen mit dem Myrthenreis oder Göttin Fortuna mit goldenem Füllhorn freundlich gewinkt habe, oder was sonst vorgefallen sei.

12) Ein Pleuritiskranker wurde durch Aconitum und Bryonia glücklich so weit wieder hergestellt, dass er am 5. Tage versuchsweise das Bett verlassen durfte. Gleichwohl fanden sich Tags darauf nicht nur einige Bruststiche wieder, sondern auch der völlig verschwundene Kopfschmerz war wieder da, und zwar *drückend auseinander pressend nach der Stirngegend, bei *Bewegung besonders beim Bücken verschlimmert, beim ruhig Liegen gebessert, mit *Schwere und Hitze im Kopfe, *Schwindel und Neigung zum Niederlegen, Drücken in den Augen.“ Neues Fieber. — Obgleich nun diess alles deutlich ausgesprochene Bryoniasymptome sind, und ich dieses Mittel hier niedrig (3 in scala decim.) gegeben hatte, glaubte ich doch im Interesse der Wahrheit weiter nachforschen zu müssen, und erfuhr so, dass er die erlaubte Zeit zum Aufstehen weit überschritten hatte und so etwas kalt geworden war, liess also die nunmehr doppelt indicirt erscheinende Bryonia ruhig fortbrauchen und bat die Frau des Kranken, strenger als gestern auf Befolgung meiner Verordnungen zu sehen.

Betrachten wir nun diese Beispiele von simulirten homöopathischen Verschlimmerungen genauer, so dürften wir vielleicht die wirklichen homöopathischen oder Arzneiverschlimmerungssymptome dann annehmen, wenn entweder ein zum Krankheitsbild gehöriges Symptom heftiger auftritt, als der Constitution des

Kranken, seiner Lebensweise, dem herrschenden Genius epidemicus entsprechend, oder wenn es länger als gewöhnlich dauert, oder wieder zurückkehrt, nachdem es verschwunden war, oder auch, wenn ein zur Krankheit selbst nicht gehöriges Symptom erscheint, welches aber in allen diesen Fällen zum Symptomenbild des Mittels gehören muss, wenn es ferner bald nach dem Gebrauch der fraglichen Arznei auftritt oder sich verschlimmert, diess auch bei Wiederholungen der Arznei sich wiederholt, nach dieser Verschlimmerung aber bald Besserung eintritt, und wenn dabei die sorgfältig anzustellende ätiologische Nachforschung jede andere Veranlassung ausschliesst.

Diese unsere Definition dürfte auch im Wesentlichen damit übereinstimmen, was unser grosser Meister im Organon, §. 155 — 163 sagt, aus denen ich besonders auf folgende Punkte noch besonders hinzuweisen mir erlaube. Die hom. Verschlimmerungen geschehen „ohne bedeutende Beschwerden.“ Es lässt sich in dem Befinden des stündlich sich bessernden Kranken fast nichts von ihnen bemerken (§. 155). — Sie erscheinen besonders bei zu wenig verkleinerter Gabe (§. 156), und bewirken bei sehr reizbaren und feinfühlenden (!) Kranken wenigstens eine kleine ungewohnte Beschwerde, ein kleines neues Symptom während der Wirkungsdauer des Mittels, die aber durch die eigene Kraftthätigkeit des lebenden Organismus leicht verwischt, und bei Kranken von nicht übermässiger Zartheit nicht einmal bemerkt (!) wird. Die Verschlimmerung tritt (§. 157 u. 161) bei mehr acuten, seit Kurzem entstandenen Uebeln in der ersten oder doch den ersten Stunden nach dem Einnehmen ein, bei chronischen Krankheiten dagegen aber, und Mitteln von langer Wirkungsdauer in den ersten 6—8—10 Tagen zu verschiedenen Stunden. Die Dauer dieser Verschlimmerung ist nur vorübergehend, kann aber bei etwas zu grossen Gaben mehre Stunden währen. Je kleiner (§. 159) die Gabe des homöopathischen Mittels ist, desto kleiner und kürzer ist auch diese anscheinende Krankheitserhöhung in den ersten Stunden. Sie ist (§. 158) von

guter Vorbedeutung für die Heilung der Krankheit durch das angewendete Mittel.

Hierdurch dürfte wohl unser Schluss gerechtfertigt erscheinen, dass eine bemerkbare homöopathische Verschlimmerung bei hinreichender Gabenkleinheit eine nicht allzuhäufige Erscheinung ist, und möchte eben dieses seltene Vorkommen auch der Grund sein, warum sie von Manchen geradezu bestritten wird. Freilich drängt sich hierbei unwillkührlich die hochwichtige, noch offene, und vielleicht niemals (!) in solcher Allgemeinheit zu lösende Frage auf: „Welche Gabe ist die richtige, kräftig genug, um den Krankheitsreiz zu überstimmen, klein genug, um keine Verschlimmerung eintreten zu lassen?“ Ohne hierauf tiefer eingehen zu wollen, gedenke ich an Folgenden ein paar Kiesel zum grossen Bau zu liefern, den diese Frage beansprucht. Zunächst sei es gestattet, die aus dem oben Gesagten sich ergebenden **Kriterien** zusammenzufassen, wonach wir dann die ächten homöopathischen von irgend welchen anderen Verschlimmerungssymptomen zu unterscheiden glauben.

a) Durch die Qualität der Symptome. Sie müssen dem Mittel eigenthümlich sein. Ein Belladonna-Kopfschmerz dürfte, wenn er beim Gebrauch des Rhus toxicodendron oder der Silicea eintritt, schwerlich diesen Mitteln zuzuschreiben sein; wohl aber möchte an einem Congestionenkopfschmerz mit Spannen und Drücken in der Stirn, mit Schwindel und Betäubung das Opium schuld sein, was ein Kranker in unhomöopathischer Gabe z. B. gegen Durchfall einnahm; oder bei einem anderen Kranken das wegen Rheumatismus gelegte Blasenpflaster eine eintretende Dysurie erklären. Ebenso dürften die in den Beispielen 13 u. flgd. aufgeführten Verschlimmerungen wirklich specifische gewesen sein.

b) Durch die Zeit des Erscheinens. Bald nach dem jedesmaligen Einnehmen (Organon §. 161). Berücksichtigen wir hier die neueren und neuesten Erfahrungen über die Resorption von Arzneien, die Forschungen von Buchheim, Lehmann u. A., binnen wie kurzer Zeit z. B. Jod (durch Reaction auf Stärke

und Silber), Terpentinöl (durch Geruch), Tartarus depuratus (durch alkalische Reaction des Urins), Arsenik (durch Schwefelwasserstoff, salpetersaures Silber, essigsaures Blei) u. s. w. theils im Urin theils in andern Secreten des Körpers nachgewiesen werden können (einen das letztere Mittel betreffenden Fall von Auffindung im Urin habe ich, weil er damals noch ziemlich vereinzelt dastand und der vollständige Durchgang des Arsens durch das Blut mehrfach bezweifelt wurde, in meiner Dissertation: Nonnulla ad diagnosin graviditatis, praecipue de Kyësteino, Lipsiae 1845 mit erwähnt, pag. 24. Fall No. 70): so können wir wie in vielen anderen Dingen so auch hier nur den tiefen Forscherblick und ausserordentlichen Scharfsinn Hahnemanns bewundern, dass er bei dem damaligen (!) Zustand der Physiologie so richtige Zeitangaben machen konnte. Wir dürfen hierbei noch zwei Dinge keineswegs übersehen, nämlich dass das fragliche Medicament früher durch das Blut gehen also auch noch früher seine physiologische Wirkung zeigen muss, als es in den Secreten des Körpers, z. B. im Schleim der Augenbindehaut, oder gar im Urin aufgefunden werden kann, zweitens aber und namentlich, dass unsere feinen Arzneigaben noch weit leichter in die Blutcirculation übergehen müssen, als diejenigen grösseren, die, wo wir an Auffindung des Mittels in Se- und Excretionen des Körpers durch chemische Mittel denken dürfen, nothwendigerweise vorausgegangen sind. Die Schnelligkeit, mit der manche unserer Mittel, besonders die grossen Polychreste in genau passenden Fällen wirken, ist ja auch eine ausserordentliche, und manchmal so gross, dass selbst der bescheidenste Skeptiker, der gern alles durch Zufall oder Naturheilkraft erklären möchte, doch schliesslich uns zugeben muss, dass es sehr kurios ist, warum die gute Natur doch vorher gar nichts gethan und gewissermassen erst auf unser „Nichts“, wie jene Skeptiker unsere Potenzen nennen, gewartet hat, um dann kurze Zeit nachher, vielleicht auf eine vorübergehende Verschlimmerung alsbald dauernd zu helfen. In demselben Verhältniss aber, in dem wir die Einwirkung bald erwarten, muss auch die Verschlimmerung nach dem jedesmaligen Einnehmen eine baldige sein, wenn wir sie dem Arzneimittel zu-

schreiben und sie als eine ächte homöopathische anerkennen sollen.

c) Durch das ätiologische Moment. Ausgeschlossen müssen sein alle anderen möglichen Veranlassungen, als die übermässigen Anstrengungen, Erkältungen, fehlerhafte Diät, Gemüthsbewegungen, Miasmen, schlechte Wohnung, unpassende Kleidung oder Bedeckung im Bett u. dgl. m. Hierbei dürften wir uns auch mit erinnern, dass, wie schon das Organon sagt, eine Arzneiverschlimmerung um so leichter eintritt und um so länger dauert, je weniger verdünnt wir das Mittel gaben, und je reizbarer und nervöser der Kranke ist.

Folgen nun endlich einige Fälle, die ich für wirkliche homöopathische Verschlimmerungen zu halten geneigt bin.

13) Madam L., aus einer zu Skropheln und Tuberceln geneigten Familie stammend, ist 30 und einige Jahre alt, Brünette, verheirathet gewesen, Mutter mehrer Kinder, welche sämmtlich skrophulös sind. Sie leidet seit ihrer Kindheit an einem Impetigo des Kopfes, Gesichts, der Brust bis unter die Achseln und zum Nacken und Rücken, (wir können daher sagen mit Crusta. serpiginosa und Tinea serpiginosa), welchen sie einer ungesunden Amme zuschreibt. Die Haut an den besagten Stellen entzündet sich bald hier, bald da, wird roth, gespannt, hart, schmerzhaft, lässt Pustelchen aufschiessen, aus denen gelbe dicke Flüssigkeit sich ergiesst, die stellenweise zu Broken verhärtet; zu anderen Zeiten aber ist dieses Secret wieder scharf, corrodirt die Umgebungen und bewirkt schmerzhafte grössere Excoriationen, besonders hinter den Ohren, auf dem Haarkopf, an den Stellen, wo beim Frisiren das Haar gespannt wird, namentlich an der Glabella; zu wieder anderen Zeiten oder an anderen Stellen zeigen sich keine Hautentzündungen, bloss ein höchst lästiges Jucken mit ausserordentlich starker Schuppenbildung, so dass wir also unsere Diagnose Impetigo noch mit der des Herpes und der Pityriasis combiniren oder das ganze Uebel für eine gemischte Form halten möchten. Dabei klagt Pat. über starken Verlust der Kopfhaare, häufige Schlaflosigkeit oder unruhigen unerquicklichen Schlaf mit Schweiss, Träumen und Auffahren; das Jucken in den be-

fallenen Hautstellen verschlimmert sich gewöhnlich gegen Abend; bisweilen erscheinen vorübergehende Kopfcongestionen mit Schwindel und Ohrenbrausen, beim Bücken und gegen Abend verschlimmert; einige Varices sind noch vorhanden. Sonst ist das Befinden normal, Verdauung und Appetit gut, Herz und Lungen gesund, Katamenien regelmässig und der Kräftezustand weit besser, als man ihn nach so langer Krankheitsdauer erwarten sollte; wiewohl sie allerdings so reizbar und nervös ist, dass ich genöthigt war, das gestattete einfache Bier (was hier in Leipzig sehr dünn gebraut wird) ihr wieder zu entziehen, indem dadurch ihre Kopfcongetionen verschlimmert wurden. Sie gab mir daher durch ihre ausserordentliche Reizempfänglichkeit, verbunden mit verständiger Befolgung der nöthigen Vorschriften, die in praxi freilich höchst unangenehme, doch aber wissenschaftlich sehr interessante Gelegenheit, von mehren Mitteln Verschlimmerungen zu beobachten; wobei mir nur die Anamnese, dass es meinen zahlreichen Vorgängern in Behandlung dieses hartnäckigen Uebels nicht besser ergangen war, und die Hoffnung, doch endlich das wahre simile zu finden, den Muth aufrecht erhielt. Ich begann natürlich mit Arsenicum, was in den ersten Wochen vollkommen zu befriedigen schien, bald aber seine weitere Hilfe versagte; Mercur. corrosivus 12., der wegen einer im vorigen Jahre mit vorhandenen Verhärtung der linken Mamma besonders angezeigt erschien, musste wegen der unerträglichen Unruhe, Schlaflosigkeit durch Hautjucken bald ausgesetzt werden, ebenso Staphys agria 10. — Die Tinctura Sulphuris sowohl fortis, als auch in Dilution leistete gar nichts, ebenso Rhus toxicodendron, das ich mehrmals anwenden zu müssen glaubte; Lycopodium 30. im Oct. v. J. versucht, mehrte das Hautjucken; als ich es nach mehren Zwischenmitteln am 15. Januar d. J. aus der 28. Verreibung dargestellt wieder gab, wurden die Träume so unerträglich, und es bildeten sich Furunkeln hier und da, besonders im Nacken, dass ich es bald aussetzen und eine Zeit lang nichts geben musste. Sulphur 17. im Dec. v. J. gegeben, vermehrte den Ausschlag. Belladonna, die ich am 28. Febr. d. J. für indicirt hielt, und ihr, da sie wegen der unerwünschten

Verschlimmerung durch Lycopodium dringend bat, ich möchte ihr etwas aus der allöopathischen Apotheke geben, als Tct. fortis gttjj mit Aqua ℥jj und Syr. rubi Idäi ℥jj, also nahegerade als Dilutio 3. ex scala dec. verschrieb, vermehrte Anfangs die Kopfcongstionen ziemlich bedeutend, brachte aber bei Verminderung der Gabe bald Erleichterung, so dass sie später bei Wiedereintritt der Congestionsymptome selbst nach der rothen Arznei verlangte, die ihr überhaupt, nächst Arsenicum, was ich neuerdings in dilut. 30 ex triturationе 28. gab, und äusserlicher Anwendung des Glycerin mit Wasser verdünnt, die meiste Erleichterung verschaffte, so dass ich nunmehr zu hoffen anfange, vielleicht eine länger dauernde Besserung erzielt zu haben.

14) Eine andere sehr nervöse und reizbare, glücklich verheirathete Dame aus meiner Praxis, Madam M., litt an epileptischen Anfällen, die besonders zur Menstruationszeit häufig, manchmal 2—3 Mal in 24 Stunden, ausser dieser Zeit aber 2—3 Mal wöchentlich eintraten. Ignatia 15 verschlimmerte die Dauer und Häufigkeit der Anfälle, während nachher beim Gebrauch derselben Ignatia in der 18. Verdünnung sie in beiden Beziehungen sich besserten.

15) Frau N. leidet an derselben Krankheit, ist robust, Wäscherin, sehr lasciv, Meretrix aus Neigung, dennoch blieb Lachesis und Ignatia ohne Wirkung. Nach Cotyledon umbilicus 6/x kamen die Anfälle viel häufiger. Ich erwähne hier nur beiläufig, dass für sämmtlich angewendete Potenzen, die hier verschlimmerten, ich mit leichter Mühe theils Parallelfälle aus meiner Praxis, theils gewichtige Autoritäten anzuführen vermag, nach welchen dieselben Mittel in weit niedrigerer Dilution angewendet keine Verschlimmerung hervorbrachten, dass z. B. Cotyledon in Paris in der Form des concentrirten Extracts zu 5 Gran und mehr zwei bis dreimal täglich gegen Epilepsie angewendet wird, Schmidt Jahrb. 1855. Die gewichtigste dürfte wohl zu meiner Rechtfertigung gegen den etwaigen Vorwurf im Allgemeinen zu grosse Gaben gereicht zu haben, bei

16) Petroselinum sprechen, welches Hahnemann selbst zu einem Tropfen der unverdünnteu Tinctur gegen manchen Tripper

gab. In einem solchen Falle bei einem sonst kräftigen Manne sah ich mich indess durch erhebliche Verschlimmerung genöthigt, von dieser Dosis herunterzugehen und sogar bei der dritten Centesimalverdünnung trat nach jedesmaligem Einnehmen Schmerz und vermehrter Ausfluss ein, dann aber beim Aussetzen des Mittels nach einigen Tagen Heilung.

17) Herr E., kräftig, vollblütig, bonvivant, mit einem chronischen Blasenkatarrh und bisweilen gesteigerter entzündlicher Reizung, klagte im Januar d. J. über einen neuen derartigen Anfall nach Erkältung und Durchnässung, dabei Brennen und Schmerz beim Harnen, namentlich zu Anfang, dunkelgelber Urin mit schleimigen Bodensatz. Arsenicum schien auch nach den Nebensymptomen indicirt, brachte aber (in 30 dilut. 1 : 100) eine so unwillkommene Steigerung hervor, dass ich Anfangs in Zweifel kam, ob nicht etwa ein Antidot am Platze sei, und schon glaubte, ich würde für die Folge dasselbe Mittel in Hochpotenz anwenden müssen. Ich brauchte sie aber nicht, denn die Heilwirkung trat vollständig ein. — Dasselbe Arsenicum ebenfalls in 30. Potenz half demselben Kranken bei derselben nur hochgradigeren Krankheit wenige Wochen später ohne alle und jede vorgängige Verschlimmerung. Durch Theilnahme an einem Schmause, bei dem nicht alle Regeln strenger Diät zu befolgen ihm möglich gewesen war, hatte er sich eine acute Cystitis mit starkem synochalem Fieber zugezogen, bei der weder Aconitum noch Cantharis (aus der Apotheke verschrieben) im Geringsten halfen, und ich mich genöthigt sah, am Abend desselben Tages mittelst des Katheders palliativ zu helfen, worauf ich Cantharis fortgebrauchen liess. Am folgenden Tag indess fand ich früh nicht nur wiederum die Nothwendigkeit zu chirurgischen Einschreiten, sondern das Krankheitsbild so verändert, Gesicht und Extremitäten kühl mit kaltem Schweiss bedeckt, und die Stimmung so verändert, dass der schöne kräftige Mann, der noch gestern mit glühendem heissem Gesicht wie wüthend im Zimmer umhertobte und nur in Abwechselung hiermit Depression zeigte, (so dass vielleicht nächst den Mitteln, die ich anwendete, auch Belladonna oder Hysocyamus in die Wahl hätten fallen

können) heute ganz kleinlaut und wehmüthig da lag, wenig und dann mit weinerlicher Stimme sprach, so dass ich keinen Augenblick mich besann, hier Arsenicum zu geben, und zwar es sogleich selbst zu geben (dilut. 30 wie oben ex trit. 28 bereitet, in Streukügelchen). Es trat keine Verschlimmerung ein, die Depression verlor sich, und gegen Abend war Pat. im Stande, ohne Katheder mit einiger Anstrengung selbst die Blase zu entleeren, und die weitere Besserung ging auffallend schnell von statten.

18) Hierher glaube ich auch noch folgende Beobachtung aus meiner frühern allöopathischen Praxis anreihen zu müssen. Madam F., 66 Jahr alt, Wittwe, tuberculös, leidet alle Jahre wenigstens einmal an einer Pneumonie. Als sie mich deshalb zum ersten Male 1851 consultirte, verordnete ich Tartarus stibiatus, nach Péchier, natürlich unter Berücksichtigung des Alters der Patientin schwächer als gewöhnlich, nämlich 4 Gran auf 6 Unzen, Esslöffelweise. Es trat aber darauf ein so heftiges Erbrechen ein, dass ich mich genöthigt fand, die Dosis zu halbiren, zu viertheilen, statt eines Esslöffels einen halben Theelöffel voll zu verordnen, bis endlich, da ich mich überzeugt hatte, dass selbst $^1/_{24}$ Gran des genannten Mittels pro Dosi noch heftiges Würgen und reichliches Erbrechen bewirkte, ich gänzlich davon abstand und mich sehr freute, als mir durch Essentia Bryoniae pharm. Saxon (= Tinct. fortis hom.) die Kur glücklich gelang; welche Erfahrung ich auch bei der im Herbst desselben Jahres wiederkehrenden pneumonischen Reizung treu benutzte. Im folgenden Jahre erkrankte sie zum Frühling wieder, und hatte, da ich zufällig verreist war, mein damaliger Famulus nichts Böses ahnend, in bester Meinung wieder zum Tartarus stibiatus gegriffen und dadurch der armen Dame die vorjährigen Erfahrungen wieder bereitet, bis abermals Bryonia half. Ich glaubte damals eine mir selbst unerklärbare Idiosynkrasie gegen Antimon annehmen zu müssen. Wenn ich mir aber das ausserordentliche Ueberfülltsein der Bronchien mit Schleim, das fortwährende Schleimrasseln bei jedem Athemzuge, dazu die Brustbeklemmung und die pleuritischen Schmerzen vergegenwärtige, die mich veranlassten,

ausserdem Senftteige aufzulegen, so ist vielleicht die Annahme, dass Tartarus gerade hier so bedeutend einwirkte, weil er das eigentliche Simile war, und dass er in geeigneter homöopathischer Verdünnung angewendet wahrscheinlich ausserordentlich schnell geholfen haben würde, dass also hier ich es mit einer Arzneiverschlimmerung zu thun hatte, nicht so ganz zu verwerfen. Wenigstens würde ich beim nächsten Recidiv, falls Pulsatilla oder Nux vomica, die in den letzten Jahren je nach den jedesmaligen Zufällen sich brav bewährten, oder Bryonia einmal nicht passen sollte, den Tartarus stibiatus wohl im Gedächtniss behalten.

Schliesslich möge noch ein brieflicher Bericht hier Platz finden, den eine Frau, Regina Hittig von Kesselshain bei Borna, die von uns in der homöopathischen Poliklinik behandelt wurde, am 9. März an uns richtete, und welcher wörtlich so lautet: „Meine lieben Herren! Mir ist es diesmal gar nicht gut gegangen in meinem Auge; als ich von der Medicin einnahm, bekam ich solche Hitze am Kopfe, das ganze Gesicht wurde roth und aufgeschwollen und im Auge solch heftiges Brennen, dass ich dachte die Rose zu bekommen. Im Gesichte hat es sich wieder verloren, aber im Kopfe und im Auge nicht.“ Ich gebe diesen Bericht darum zuletzt, weil ich dem Bericht einer bloss poliklinisch behandelten und obendrein weit von Leipzig wohnhaften Kranken nicht dieselbe Beweiskraft zugestehen mag, wie denen eines hiesigen Privatkranken, den wir in seiner Wohnung sehen und dessen Diät wie sonstige auf Verschlimmerung Bezug habende Verhältnisse wir genau controliren können, um uns vor Irrthümern zu sichern. Dennoch möchte ich ihn auch nicht gänzlich weglassen, da er gerade in einfacher ländlicher Auffassung ziemlich ausführlich und richtig ein Belladonnnabild entwirft; und allerdings hatte Patientin am 26. Februar wegen Cephalalgie das genannte Mittel in 6ter Dilution erhalten, und fanden wir durch diesen Brief uns veranlasst, das Mittel, jedoch in der 12. Verdünnung zu repetiren, was auch mit besseren Erfolge sich bewährte.

Theils aber, um den Vorwurf zu entgehen, als wolle ich ausschliesslich eigene Beobachtungen anführen und fremde Be-

obachtungen ignoriren, theils aber auch, weil mir jene fremden Beobachtungen besonders interressant erscheinen, sei es erlaubt, noch folgende 4 Fälle kurz zu erwähnen, die Dr. Gastier in dem Journal de la société gallicane 1856, Nro. 21. pag. 1006 flgde. berichtet:

20) Ein allöopathischer Arzt von kräftiger Constitution, 42 Jahre alt, erkrankte plötzlich ohne augenfällige Gelegenheitsursache an einer linksseitigen Orchitis, als deren möglicher Grund eine öftere Compression des Testicels durch vieles Reiten gemuthmasst wurde. Er wendete zuerst dreimal in zweitägigen Zwischenräumen jedesmal zwanzig Stück Blutegel an; ausserdem dicke Leinsamenumschläge mit oder ohne Laudanum, je nach dem Grade des Schmerzes in der Geschwulst. Doch während solcher vierzehntägiger Behandlung war die Geschwulst täglich immer grösser, härter und schwerer geworden, und war nunmehr unregelmässig eiförmig, am unteren Theile besonders aufgetrieben, roth, verhältnissmässig sehr schwer, überall gleichmässig hart, und hatte den Samenstrang mit ergriffen, der seit einigen Tagen ebenfalls geschwollen und sogar noch schmerzhafter als der Testicel selbst war. Das fortwährende Fieber hatte nächtliche Verschlimmerungen, wobei auch allemal die Schmerzen und die Aufregung des Kranken stieg.

Da die Mutter des Kranken vor Kurzem, 60 Jahre alt, an allgemeiner Krebsdyskrasie verstorben war, peinigte den Kranken die Angst, dass auch seinem Leiden diese Krankheit zu Grunde liege, auf das Höchste, und er wünschte selbst sehnlichst die Exstirpation des kranken Hoden, ehe es zu spät sein möchte. In einer deshalb abgehaltenen Conferenz wünschte ein allöopathischer College bevor man zur Operation schritte, eine Mischung von Siegelerde und Schleifpulver (terre d'émouleur) angewendet zu sehen, was aber der Kranke kaum einige Stunden vertrug, und nun endlich, denn er war ein harter Feind der Homöopathie, sich der Sorgfalt des Dr. Gastier anheimgab. Dieser gab ihm Abends 7 Uhr einen Tropfen Arnica 6. in 150 Gramm (etwas über 5 Unzen 1 Drachme) Wasser mit der Weisung, davon dreimal in zweistündigen Zwischenräumen einen Löffel voll zu

nehmen. Der Kranke aber in seiner Ungeduld trank in zweistündigen Zwischenräumen die ganze Flasche auf 6mal aus, und nach einer ebenfalls wie die vorigen unruhigen Nacht zeigte es sich, dass der bisher gesunde Testicel mehr geschwollen war, als der kranke. Es hielt schwer, den Patienten von der Castration abzuhalten, denn dass die geringe Arzneigabe, das „Nichts", was er erhalten, solche Wirkungen hervorbringen könne, war ihm unbegreiflich. Und doch bestätigte sich Gastier's Vorhersage so vollkommen, dass schon am nächstfolgenden Tage der linke ursprünglich kranke Testicel beinahe zur Norm zurückgekehrt war, der rechte aber noch einige Tage geschwollen blieb. Drei Tage nach dem ersten Einnehmen des ersten Löffels Arnica konnte Patient mit Hilfe eines Suspensorium wieder etwas herum- und nach 8 Tagen wieder seinen Geschäften nachgehen. Als Curiosum verdient erwähnt zu werden, dass trotz dieser auffälligen Heilung, wir möchten sagen trotz einer demonstratio ad oculos des Aehnlichkeitsgesetzes, das Hirn des Genesenen von seinen Vorurtheilen gegen die Homöopathie, die ihn doch von der schon beschlossenen Castration errettete, ungeheilt blieb.

21) Ein junger Maler, der von einer mehrjährigen Trunksucht durch Calcarca carbonica und Sulphur. 30. geheilt worden war, so dass er zwar den Wein noch liebte, aber das Uebermass zu vermeiden im Stande war, war im Verlauf des letzten Jahres auf dem rechten Auge amaurotisch erblindet. Er erhielt Nux vomica 12. in wiederholten Gaben, welches Mittel ihn auch vollständig wieder herstellte, vorher aber an dem gesunden linken Auge eine ganz ähnliche Affection hervorrief, so dass der junge Mann während beinahe 24 Stunden ganz blind war.

Schade nur, dass hier der allgemeine Begriff Amaurose nicht näher specialisirt ist, so dass wir bei diesem Falle nur vermuthen, aber auch nur vermuthen können, dass es eine Congestion nach den Gefässen der Chorioidea gewesen sein mag, indem wir wissen, dass dieses Uebel nicht selten als Folge von Excessen in Baccho auftritt, und zweitens die venöse Congestion gerade zum Charakterbild der Nux vomica gehört.

22) Ein 52jähriger Gerichtspräsident war seit 7 Jahren

ebenfalls auf dem rechten Auge amaurotisch blind, nachdem ein Jahr lang vorher verschiedene Gesichtsalienationen sich gezeigt hatten, insbesondere Verdunkelungen, Schiefsehen, Gesichtshallucinationen und Erscheinungen verschiedenartiger Gestalt, Bewegung, Glanz, Farbe. Die gleichzeitig vorhandenen gastrischen Kopfschmerzen fanden durch Nux vomica und Silicea 30. ihre Heilung. Endlich schickte Gastier dem Kranken Phosphorus 30., zu vier Streukügelchen auf einmal in einigen Löffeln Wasser zu nehmen. Am folgenden Tage war auch das gesunde linke Auge vollständig erblindet, am nächstfolgenden war auf dem rechten langjährig blinden Auge das Gesicht zurückgekehrt, so dass nur noch einige Hallucinationen stattfanden, wie sie der Erblindung vorhergegangen waren, und so, dass der Kranke seinen Bericht an den Arzt selbst niederschreiben konnte. Vierundzwanzig Stunden später waren beide Augen gesund.

Wir bedauern aufrichtig, dass auch bei diesem Falle als Diagnose nur der Collectivbetriff Amaurose zu finden ist, denn wenn auch bei den wechselnden Hallucinationen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Paralyse der Retina in Folge vorhergegangener Entzündung einigermassen schliessen dürfen, wenn auch diese Vermuthung dadurch einige Bestätigung erhält, dass unter den Phosphorsymptomen mehrfach entzündliche und paralytische Krankheitsbilder vorkommen, so sind dies doch bloss eben unsere Vermuthungen, während eine einzige Untersuchung mit dem Augenspiegel dafür volle Gewissheit gegeben haben würde.

23) Eine renommirte Pariser Sängerin, hatte bei einem 5jährigen Aufenthalt in Russland bemerkt, dass ihre Stimme sich leicht umflorte. Diess verlor sich bei ihrer Rückkehr nach Frankreich, indess trat nach einigen Vorstellungen, die sie gegeben hatte, eine andere Anomalie ein. Während nämlich die tiefen und die höchsten Töne in voller Reinheit erklangen, schlugen ihr die mittleren gänzlich fehl, und die Künstlerin selbst hatte das Gefühl, als ob die Anstrengungen ihres Larynx an dieser Stelle sich in das Leere verlören. Nachdem nun Gastier einen leichten Schnupfen, der bei den wiederholten Bemühungen, die

mittleren Töne zu erzwingen, entstanden war, durch Ipecacuanha und Dulcamara beseitigt hatte, gab er gegen die Hauptaffection Carbo vegetabilis, dann aber Argentum 30. Am Abend selbst, wo das letztere Mittel (Argentum) gegeben worden war, fand eine merkwürdige Umlagerung der Töne statt, indem die höheren Noten verschwanden, die mittleren dagegen wieder hervortraten. Nach einigen Tagen war die Wiederherstellung vollkommen.

Die Zahl dieser Beispiele, die ich allerdings für wirklich homöopathische Arzneiverschlimmerungen halten möchte, würde vielleicht, da die Reactionsfähigkeit der menschlichen Organismen gegen bestimmte Arzneigaben, ja sogar eines und desselben Organismus gegen dieselbe Gabe bei derselben Krankheit aber zu verschiedenen Zeiten (vergl. Fall Nro. 17.) eine so ausserordentlich verschiedene ist, da mithin unsere Gabengrösse immerhin einen weiteren Spielraum frei haben müsste, man also leicht einmal in den Fall kommen kann, eine im Allgemeinen vollkommen hinreichend verdünnte Arznei für den vorliegenden Fall relativ zu niedrig gegriffen zu haben, da ja selbst die 30. Potenz bisweilen noch Verschlimmerungen zeigte: diese Beispielszahl also würde sich vielleicht um einige vermehren lassen, wenn wir bei der Sichtung der wahren von den simulirten Fällen mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen hätten. Wir haben hierbei diese von drei Seiten zu erwarten, nämlich:

a) Die gewöhnlichen Schwierigkeiten der Praxis, Vorurtheile und fehlerhafte Begriffe des Kranken, Sprachunbeholfenheit, oder Mangel an richtiger Beoabachtungsgabe oder auch an Aufrichtigkeit desselben, z. B. bei Diätfehlern, u. s. w.

b) Unsicherheit des Umfangs bei Krankheitsbildern, Varietäten desselben nach Genius epidemicus, nach Constitution, Idiosyncrasie, pars minoris resistentiae u. s. w. des Kranken. Bei der diesjährigen Masernepidemie behandelte ich zwei Geschwister, beide sehr scrophulös und überfüttert, von scrophulösen Eltern, gleichzeitig an Masern, Knaben von 3 und resp. 4 Jahren, welche unter gleichen Verhältnissen sogar in demselben Bett lagen. Anfangs der Krankheit schien bei beiden Pulsatilla zu passen, bald

aber entwickelte sich bei dem älteren ein croupartiger Katarrh, der Spongia, bei dem jüngeren dagegen eine ziemlich heftige Blepharophthalmie, die Belladonna zur Heilung verlangte. Wie verschieden die Pneumonien, die Typhus u. s. w. verlaufen, wie schwer es daher oftmals ist, zu entscheiden, ob das vorliegende Symptom zum Krankheitsbild gehören oder nicht, brauche ich nicht zu erwähnen.

c) Die zum Theil noch mangelhafte Prüfung mächtiger Arzneimittel, von denen kaum einige wenige Symptome verzeichnet sind. So wissen wir z. B. aus allöopathischen Journalen, dass Kali bromatum stark depotenzirend auf die Geschlechtssphäre wirkt, Mangel an Erectionen bewirkt und den Begattungstrieb kräftig unterdrückt. Aehnliche Wirkungen wissen wir von Caladium seguinum und von Humulus Lupulus ebenfalls aus allöopathischen Quellen, und letztere Beobachtung namentlich erklärt sehr einfach die Erscheinung des täglichen Lebens, warum oft starke Biertrinker trotz übrigens guter Kost und vielleicht wenig Arbeit dennoch wenig für die künftige Recrutirung des Vaterlandes bedacht sind. Dennoch finden wir diese auffallenden Wirkungen genannter Mittel in keinem unserer Codices, wenigstens in keinem von den, die ich nachzuschlagen Gelegenheit hatte, verzeichnet, wie doch recht und billig wäre.

Schwierigkeiten indess finden wir überall und sind wir daran gewöhnt, sie zu bekämpfen. Sie sind um so weniger da zu achten, wo es sich um Erforschung tiefer und besonders praktisch wichtiger Naturwahrheiten handelt. Je grösser der Widerstand, desto grösser muss unsere Kraft sein, ihn zu überwinden. Per aspera ad astra!

IX.

Historisches über die Anwendung

der

Pulsatilla

vor Hahnemann und Kritisches über die Hahnemann'sche Benutzung der Quellen.

Von Dr. **Reil** in Halle.

Es ist an vielen Orten und von verschiedenen Autoren ausgesprochen worden, dass Hahnemann's Prüfung der Pulsatilla zu den genauesten und umfassendsten gehört, und dass es ein „glücklicher Griff" genannt werden müsse, dass Hahnemann diese Pflanze dem ärztlichen Publicum wieder nutzbar, ja sie zu einem Polychreste — (cf. Vorrede zur 3ten Aufl. d. r. A. M. L. Art. Pulsatilla) seiner Schule machte. Dieses glückliche Geschick, aus dem Wuste der Vergessenheit durch Hahnemann hervorgezogen und in wohlverdiente Rechte eingesetzt worden zu sein, theilt die Pulsatilla mit mehren anderen Pflanzen, z. B. Euphrasia, Ledum, Bryonia u. A., und es scheint dem Verfasser dieser Zeilen wahrscheinlich, dass Hahnemann bei seiner bekannten Vorliebe für die Arzneimittellehre und beim Uebersetzen aus anderen Sprachen mit vaterländischen Pflanzen und deren therapeutischer Anwendung bekannt wurde, welche zu seiner Zeit schon nicht mehr recht gäng und gäbe bei den Aerzten, ja von ihnen fast vergessen waren. Er spürte dann in

seiner Weise durch directe Versuche ihren Kräften nach, fand Manches das Alte Bewahrheitende und Auffällige und sein heller Geist liess ihn bald die Schätzbarkeit des Fundes erkennen. — In Beziehung auf die Pulsatilla mag es Hahnemann ähnlich gegangen sein, vielleicht lernte er sie ausser von Störck, bei seiner Uebersetzung A. v. Haller's Arzneimittellehre der vaterländischen Pflanzen 1806 kennen. Dieselbe war zur Zeit, als er die Fragmente de virib. med. positivis und die reine A. M. L. schrieb, fast gar nicht mehr im Gebrauche der Aerzte; selbst Störck's Versuche (1771) hatten dieselbe nicht zu solcher Berühmtheit gebracht, wie seinen Aconit oder seine Cicuta, und wir finden vor Hahnemann nur wenig Autoren ausser seinen Schülern angeführt, aus denen er einzelne Symptome entlehnte, nämlich Heyer, Sympt. 75. und 505. (3te Aufl.), Saur S. 97. 113. Störck, 112. 119. 125. 223. 348. 363. 399. 400. 456. 475. 504. 506. 521. 553. 584. 744. 745. 746. 1088. und ein unsicheres Symtom: 629. von Hellwing; ein nach Bergius mitgetheiltes, S. 645., bezieht sich wie H. in der Note sagt, auf die verwandte Wald-Anemone.

Um so mehr ist die Reichhaltigkeit zu bewundern, welche er durch seine und seiner Schüler Prüfungsresultate erlangt hat. In wie weit Hahnemann die Quellen vor ihm benuzt hat, namentlich die beiden einzigen Monographien über Pulsatilla von Helwing und Störck, werden wir später betrachten und uns zuvörderst mit dem historischem Theile, die Anwendung der Pulsatilla in Krankheiten vor Hahnemann betreffend, beschäftigen.

Nothwendiger Weise müssen wir jedoch auch des botanischen Theiles in so fern Rechnung tragen, als wir festzustellen suchen müssen, ob die von uns als Pulsatilla gekannte und als solche gebrauchte Pflanzenspecies den Alten bekannt war. Die Botaniker der Gegenwart unterscheiden deutlich nur 2 Arten der Pulsatilla, nämlich *Pulsatilla vulgaris* = Anemone Pulsatilla, und *Pulsatilla pratensis* = Anemone pratensis = *Pulsatilla Stoerckii* = Pulsatilla nigricans. Wenn manche Andere die P. nigricans von der P. pratensis verschieden halten, so ist dies botanisch nicht

begründet und beruht nur auf Varietät nach Lage und Standort. Andere blau oder violett blühende Pulsatilla- (oder Anemone der Alten) Arten gibt es nicht, denn Anemone hepatica ist eben keine Pulsatilla-Art. Ohne uns auf die botanischen charakteristischen Unterschiede dieser beiden Arten Pulsatilla, nämlich der vulgaris und der pratensis einzulassen — man findet sie in jedem neueren Handbuche der Botanik — genüge hier nur die Notiz in pharmaceutischer und medicinischer Hinsicht, dass zwar P. vulgaris dieselben medicinischen und chemischen Eigenschaften, welche durch ein scharfes Princip, der an Anemonasäure gebundenen Anemonkampfer oder das Anemonin repräsentirt werden, besitze, jedoch in geringerem Grade als Puls. pratensis; letztere ist schärfer und daher vorzüglicher, wo sie aber nicht zu haben ist, vertritt P. vulgaris dieselben Dienste, wie sich Verf. durch vergleichende Versuche hinlänglich überzeugt hat, da an seinem Aufenthaltsorte beide Arten gleich verbreitet vorkommen und er beide benutzt hat.

Der Name Pulsatilla kommt bei keinem einzigen alten Schriftsteller über Arzneimittellehre, weder bei den Griechen noch bei den Lateinern, noch bei den Arabern vor; er ist bei Theophrast, Dioscorides, Galen, P. von Aegina, Columella, Plinius, Razes, Avicenna, Averroes und Mesne nicht zu finden. Erst bei den Interpreten der alten Botaniker findet er sich und ist wahrscheinlich italienischen Ursprunges, wie wenigstens Rajus histor. Plantarum T. I. p. 633 mit den Worten — nomen pulsatilla italicum est, siquidem illibi ita vulgo dicitur, und Tournefort, Inst. rei herb. T. I. p. 284 mit den Worten: „verbum italum Pulsatilla latinum fecerunt herbarii“ — angeben.

Die Etymologie des Namens Pulsatilla zu erklären haben die Adversarienschreiber und Interpreten auch versucht und ihn meist mit dem deutschen Namen Küchenschelle als dem latinisirten Campano de Nola culinaria in Verbindung gebracht. Gewiss ist die Blume einer Glocke sehr ähnlich und dieses Glöcklein, sagt Menzel bei Hellwing S. 9: „ostia anni pulsat,“ es läutet den Frühling ein, oder auch: pulsat-illa, scilicet Campana, blos von der Gestalt hergeleitet, bei welcher Pisstill und Staub-

fäden den Glockenschwengel repräsentiren. Den deutschen Namen Kuhschelle od. Küchenschelle leitet schon Tragus von der Gestalt ab: „darum, dass seine Blumen den Schellen oder Cymbeln gleich sind," und Camerarius, Comment. in Matthiol. p. 202: quia in pulsatilla flos saepe scuri apertus, ut notam referat, inde ipsi nomen datum Küchenschelle.

Die anderen deutschen Namen sind sehr verschieden und auch von äusserlichen Erscheinungen oder vom Standorte und der Blüthezeit hergenommen. Z. B. Bocksbart von den bockartigen Samen, ebenso Grau-Bergmännlein nach Casp. Schwenkfeld und Wildmannskraut nach Bauhin. Ferner Hackelkraut, Hackenkraut, Hokenkraut, weil es auf Sandhacken, Hügeln und Hocken, auf höckerigen dürren Hügeln wächst, Hellwing. Ferner Osterbluhm, englisch Pasqueflower, französich Passefleur, weil sie um Ostern herum blüht. Bitz oder Beitzwurz von ihrer Schärfe, Schlotter oder Schlossenblume, weil sie oft in der Blüthe noch beschneit wird, Hellwing, oder Schlotterblume, nach Schroeder von Schlottern, tremere et huc illuc agitari, wie Glocken zu thun pflegen. Knuchel oder Küchelkraut, nach Clusius (hölländisch Ceuckenschelle mer gheschloten bloemen) weil sie zu derselben Zeit blüht, wenn die ersten jungen Hühner, Küchel, ausgebrütet sind. — In der Volkssprache meines Aufenthaltsortes heisst sie Kuckucksblume, wahrscheinlich, weil sie den Kuckuck anmeldet.

Nun könnte aber doch die von uns und den Botanikern des Mittelalters Pulsatilla oder Küchenschelle genannte Pflanze unter einem anderen Namen bei den Alten vorkommen; die Möglichkeit ist allerdings vorhanden, allein es ist dem nicht so. Wie leicht es uns auch durch die zum Theil meist deutliche Beschreibung im Dioscorides u. A. wird, zumal wenn wir die Interpreten zu Hilfe nehmen, eine dort beschriebene Pflanze wieder zu erkennen, so passt doch keine einzige Beschreibung gerade auf Pulsatilla, was bei der charakteristischen Farbe und Gestalt der Blume und der Blätter so leicht sein würde.

Ein gewisser Instinkt hat schon die Alten, namentlich Dioscorides veranlasst, gewisse nach äusseren Merkmalen zusammengehörige und verwandte Pflanzen zusammen abzuhandeln; oft schoss er freilich in unserem modern botanischen Sinne fehl, oft aber auch nicht; die Botaniker des Mittelalters waren hierin noch bewanderter. So finden wir die zu den Ranunculaceen gehörigen Pflanzen bei Dioscorides ziemlich zusammenstehend erwähnt, nämlich lib. II. Cap, 206 *περὶ Βατραχίου* (Ranunculus) und Cap. 207 *περὶ Ἀνεμόνης* (Anemone). Keine einzige der daselbst gegebenen Beschreibungen passt auf Pulsatilla, wenngleich bei einzelnen Species eine *ἄνθος φοινικοῦν*, flos puniceus, was vielleicht vielleicht violett sein könnte, erwähnt wird. Plinius lib. XXI. Cap. 23 — de Anemones medicina schreibt fast wörtlich aus Dioscorides ab; Avicenna, lib. II. tract. II. Cap. 664, de Sakaik, id est de Anemone giebt keine erläuternde Beschreibung, wenigstens ist aus dem Satze: et est rosa rubea vehementer nichts zu entnehmen. Paul v. Aegina spricht nur von den Anemonen überhaupt, lib VII.

Erst bei den Interpreten und Botanikern des Mittelalters finden wir deutliche Erwähnung der Pulsatilla gethan, ja die beigefügten Kupfer sind so treffend, dass gar kein Zweifel obwalten kann.

Valerius Cordus, annot. in Dioscoridem. lib. II. C. 306 und 307. (ed. Gesner 1501) fügt zwar an dieser Stelle keine auf Pulsatilla hinzielende Erläuterung an, dagegen handelt er in seinem Werke de Plantis, lib. II. (dieselbe Ausgabe S. 119) die verschiedenen Arten Ranunculus ab, als deren 10. Species, S. 121, eine Pflanze abgebildet ist, welche unsere Pulsatilla pratensis aufs deutlichste darstellt; noch deutlicher ist die Beschreibung und Ueberschrift, nämlich: Decima species (quam aliqui Anemonis adnumerant, Germani Kuchenschell vocant). Leptophyllon et cornatum cognominare possumus, folia habet agressi pastinacae similia, equorum medio singularis exit caulis, cujus medium aliud folium inciperis divisum, ac si multa essent amplectitur, in summo unicum florem sustinet, grandem, purpureum, foliis oblongis et repandis constantem, in quo stamina

lutea, quae vero in medio sunt stamina, in hirsutam cornam mutantur, sub quibus semen est clematidi simile.

Mathiolus, Comment. in Diosc. berichtigt bei der erwähnten Stelle, wo von 2 Arten Anemonen die Rede ist, einen Irrthum von Fuchs, weil dieser als Abbildung zu Anemone purpurea diejenige Pflanze gezeichnet hätte: quae plerisque Pulsatilla cognominatur, etsi nullam, quantum equidum sentio, habeat cum Anemone cognationem. Darauf folgt die vorzügliche Beschreibung: illa namque (Pulsatilla) cum primum erumpit, folia mittit admodum hirsuta, minutimque laciniata, quae sapore sunt perquam acri, adeo ut non minus exulcerent, quam ranunculus. Flos, qui in stellae modum, similiter hirsutus, ineunte vere dehiscit, anteaquam folia erumpant, nigricanti splendit purpura: e cujus medio quidam aurei flosculi emicant eos admodum aemulanter, qui rosis innascuntur: in quorum umbilico floccus quidam purpureus visitur, sericinum referes opus. Exteriori vero parte in ipsius caulis cacumine circa floris basim villosus alter circumquaque se pandit floccus colore cinereo, sericino stamini mollitia, ac laevore minime cedens. Semen capilloso incanoque capitulo juglandis fere magnitudine continetur. —

Otho Brunfels Kräuterbuch Francf. 1546 handelt S. XVIII mit folgenden Worten davon „Kuchenschell“ nennen etlich alte Kräutler Hacketkraut, und sagen dabei, dass es gewaltige Kraft habe, Wunden zu heilen. Weiter ist mir nit zu wissen, wie sein Nam im Dioscoride sei.“ Die nebenstehende Abbildung ist zwar roh und klein, aber ganz charakteristisch für Pulsatilla.

Bock's, Kräuterbuch Strasb. 1546, Beschreibung und nebenstehende Abbildung ist ebenfalls vollkommen deutlich, ja das Kupfer ist mit dem bei Valerius Cordus so vollkommen übereinstimmend, dass beide ihren Abdruck nur ein und derselben Platte verdanken können, was um so wahrscheinlicher ist, als beide Bücher, freilich 15 Jahre aus einander, in Strasburg gedruckt wurden.

Rembert Doedeus, stirpium historia, Antwerbia 1583, widmet das 6. Capitel im 4. Buche der Pulsatilla.

Die Beschreibung ist sehr treffend und gut, ja er erwähnt auch die verschiedene Farbe der Blüthen: purpurei ex coeruleo, ut pro locorum ratione aut intensior aut remissior; in silvis siquidem ac umbrosis dilutiore colore quasi inalbicat flos. Dazu giebt er 2 Orginalabbildungen, deren links stehende Pulsatilla vulgaris, die rechts stehende Puls. pratensis deutlich darstellen, indem bei ersterer die Blüthen mehr grade und offen, bei letzterer hängend und geschlossen abgebildet sind, auch die Blattbildung etwas anders ist.

Tabernaemontanus, neu Kräuterbuch, herausgegeben von Caspar und Hieron. Bauhin, Basel 1752 I. S. 50., zählt 5 Arten Küchenschellen auf, deren erste bei ihm Pulsatilla prima heisst und nach Beschreibung und Abbildung unserer Pulsatilla vulgaris entspricht. Die 3. Puls. coerulea minor ist Pulsatilla pratensis. Seine 2. ist eine rothblühende Varietät, nach ihm Pulsatilla rubra; die 3., eine weissblühende, wage ich nicht zu deuten; die 4., ebenfalls weissblühend, soll nach ihm in Gebirgen sparsam zwischen Lothringen und dem Elsass wachsen und ist wahrscheinlich Anemone alpina.

Lemery, Materialienlexica, deutsche Ausg. von Richter, Leipzig 1721 S. 926, beschreibt Pulsatilla nach seinen Vorgängern, ohne eine Abbildung zu geben, ebenso Sillröder, medic. Apotheke 4. Buch, S. 1100.

Wenngleich nun Pulsatilla fast in allen Apothekerbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts bis zu Störck gefunden wird und wenngleich aus ihr verschiedene Präparate gefertigt wurden, so scheint sie doch nie sehr in Aufnahme gekommen zu sein, wenigstens beweist die Dissertation Boecler's, de neglecto remediorum vegetabilium circa Argentinam nascentium usu, specimen primum, Argentorati 1733, woselbst sie als eine fast vergessene Drogue erwähnt wird, dass ihr Gebrauch bei den Aerzten kein zu grosser war.

Dennoch besitzen wir eine sehr umfassende Monographie über Pulsatilla aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, nämlich die auch von Hahnemann citirte Schrift M. Georgii Andreae Helwingii, Florae campana seu Pulsatilla cum suis speciebus

et varietatibus methodice considerata, Lipsiae 1719. 4. 100 S. Auf 12 Tafeln sind angeblich sehr verschiedene Species mit blauen oder violetten Blumen abgebildet; man sieht es ihnen jedoch deutlich an, dass sie meistens ein und dieselbe Art, nur in verschiedenen Entwickelungsstufen der Blüthe betreffen; höchstens kann man Puls. vulgaris und Puls. pratensis unterscheiden.

A. Störck, libellus de usu medico Pulsatillae nigricantis, Vindob. 1771, ein Buch, auf welches wir später tiefer eingehn werden, benutzte zu seinen Versuchen die Puls. pratensis (= nigricans) und sagt von ihr zum Unterschiede von Puls. vulgaris ganz richtig: dum haec Puls. vulgaris defloruit, tunc incipit nostra Puls. nigricans florere; die angefügte Abbildung ist sehr treu.

Aus dem Mitgetheilten erhellt, dass unsere beiden Arten Pulsatilla den Alten nicht bekannt waren, dass sich vielmehr erst vom Anfange des 16. Jahrhunderts deutliche Nachweise über deren botanische und medicinische Berücksichtigung finden und dass sie selbst von da bis Störck verhältnissmässig wenig in Gebrauch war. Ob sie nach Störck bis Hahnemann eine grössere Anwendung Seitens der Aerzte gefunden habe, werden wir später sehen.

Wenden wir uns nun zu der medicinischen Anwendung der Pulsatilla von dem angegebnen Zeitpunkte an, so finden wir zuerst, dass die der Pflanze innewohnende Schärfe die vorzüglichste Veranlassung war, dieselbe, und zwar meist äusserlich, zu benutzen.

Bock loc. c. sagt „Das Kraut brennt heftig auf der Zunge, mag derhalben zu ätzen das faule Fleisch und die faulen Wunden damit zu reinigen erwählt werden. Dann mit dem Saft mag man Zittermäler, Warzen und Flecke vertreiben. Das zerstossene grüne Kraut mit seinen Saft über die groben rauhen Nägel gebunden, verzehrt dieselbigen. Die gedörrte Wurzel gepulvert und in die Nasen empfangen macht Niesen.“

Tabernaemontanus. l. c. nennt das frische gestossene Kraut auf das zuvor abgeschorene Haupt gelegt „eine heilsame

Arznei wider die fliessenden Augen.“ Ebenso angewendet helfe es „wieder das schmerzliche Hüftweh.“

Das „Küchenschellenwasser“ in die Nase eingezogen reinigt Haupt und Gehirn gewaltig von allem zähen Schleim und Unreinigkeiten; Wunden und Schaden mit diesen Wasser gewaschen heilt sie schnell. Es erwärmt auch die erkalteten contracten und lahmen Glieder kräftiglich und bringt sie wieder zu recht, dieselben 2mal, Morgens und Abends damit eingerieben. „Ist derwegen den zitternden und paralytischen unempfindlichen Gliedern solches Wasser eine edle und heilsame Arznei, so man dasselbe eine Zeitlang, bis dass man gute Besserung empfindet, beharret.“

Simon Paulli und Olaus Borrichius lassen gegen Wechselfieber zerstossenes Pulsatillkraut auflegen, um Blasen und Geschwür hervorzurufen, welche die Mat. peccans entfernen sollen. cf. S. Borrich. de usu plant. indigenarum p. 9 und L'Obel, adv. stirp. p. 114.

Nach Hellwing, l. c. S. 81 sollen die Schweizer Wunden und Geschwüre des Vieh's, namentlich vom Sattel durchgedrückte Pferde, durch Kataplasmen aus frischer Pulsatilla heilen.

Dabei erzählt er alles Ernstes, dass auch die Thiere instinktmässig dieses Kraut suchten, um innere Schäden sich zu heilen; denn man habe einst 1694 ein im Thiergarten gehaltenes Elk wegen einer Kehlenschwulst operirt, die Kehle geschwürig aber zugleich darin Pulsatillenkraut gefunden, welches das Thier gewiss nur um sein Leiden zu heilen dahin gestopft habe!

Nach Schröder. l. c. vertreibt Pulsatillenwasser die „Flecken im Gesicht.“

Zur innerlichen Anwendung dieser Pflanze scheint man sich etwas später entschlossen zu haben. Noch Bock sagt: wenn sie zu den Ranunceln gehöre, dürfe man sie ihrer Schärfe wegen nicht innerlich sondern nur äusserlich gebrauchen. Doch suchte man diese Schärfung später durch besondere Präparate abzustumpfen und so die Pflanze für den inneren Gebrauch geeigneter zu machen. Solcher Präparate finden wir bei Schröder, Tabernaemontanus und Hellwing aufgezählt:

1) Aqua destillata Pulsatillae.
2) Syrupus e floribus.
3) Conserva Pulsatillae radicis.
4) Vinum Pulsatillae ex radice.

Helwig spricht auch von einem Sal, welches daraus dargestellt werden könne und von einen Spiritus Pulsatillae, der aber ,,ob ejus vim causticam non facile in usum vocandus est.“

An diese Präparate schliesst sich dann noch 5) das Extr. pulsatillae nigricantis von Störck an.

Wie die alten Aerzte überhaupt geneigt waren, gegen die gefürchtetste aller Krankheiten, die Pestilenz, Pflanzen von sonst gefürchteter Schärfe anzuwenden, so auch hier. Zuerst finden wir Pulsatilla innerlich gegen Pestilenz gerühmt, entweder die gepulverte Wurzel mit dem Wein oder dem präparirten Vinum pulsatillae oder die Conserva; vorzugsweise als Präservativ.

Sodann verordnete man die genannten Präparate gegen die Folgen von Biss und Stich giftiger Thiere.

Von der Aq. dest. Pulsatillae sagt Tabernaemontanus, dass es den Bauch erweicht und Stuhlgang macht, auch gewaltig den Schweiss treibt.

Besonders aber wurde es gegen febris intermittens gerühmt. Tabernaemontanus nennt es ,,eine heilsame Arznei zu dem viertägigen Fieber, so ein Mensch dasselbe anstösset, 4 oder 5 Loth getrunken und darauf wohl geschwitzt, denn es treibt den Schweiss gewaltig. Man muss aber das thun, so oft den Menschen das Fieber ankommt, so verhütet es die Wassersucht und andere Zufälle, die gemeinlich auf die Quartana folgen und verschaffet, dass das Fieber nicht lange währt.“

Dieselbe gute Wirkung bei Intermittens bestätigte Camerarius in Math. Germ. p. 202.

Eine andere in Preussen gebräuchliche Art, das Fieber durch Aqua pulsatillae zu vertreiben theilt Gottscheid, Flor. pruss. p. 209 mit: ,,Aqua pulsatillae verno tempore extracta experimento certo febrifuga est, unciarum trium pondere sumta: vomitum movet acri sapore.“

Tournefort, hist. des plantes etc. Paris 1698, meint, dass man die Pflanze wegen ihrer ausserordentlichen Schärfe „pourroit s'en servir dans les affections soporeüses, S. 131. Daselbst finden wir auch die erste Mittheilung einer chemischen Analyse nach dem Extrait des registres de l'Academie royale des Sciences mit den Worten: „cette plante donne beaucoup de marques d'acide, beaucoup de soufre et beaucoup de terre, peu de sel fix et point de sel volatile concret.

Der Syrupus florum Pulsatillae hat nach Hellwing eine blaue dem Veilchensyrup ähnliche Farbe und wird auch von den Apothekern fälschlicher Weise für letztern in Mixturen substituirt. Eine tödtliche Wirkung von anhaltenden Gebrauch dieses Syrups will Hellwing gesehen haben; wir kommen später darauf zurück.

Des Samens der Pulsatilla wird ebenfalls Erwähnung gethan und zwar als eines Mittels gegen Steinbeschwerden und Menstruationsanomalien. Bock sagt von ihm l. c. „Wo diess Kraut Oreoselinum ist, mag man den Samen in Wein sieden und denen eingeben, so von Stein gepeinigt werden, item den kalten Weibern, denen ihre Blume verstanden wäre, damit zu erfördern.“ Zu dieser Empfehlung Bock's fügt Hellwing l. c. S. 91 hinzu: cujus postremum consilium a mulierculis nostris non semel in usum vocatum fuisse, certo perspectum habemus.

So stand es um die Kenntniss von den Heilkräften der Pulsatilla, als Störck im Jahre 1771 seine Versuche bekannt machte. Er prüfte einen daraus dargestellten Extract an sich selbst und da er ihn nicht besonders giftig fand, reichte er ihn auch seinen Kranken. Diese litten an Ophthalmie, Hornhautverdunkelungen, Pannus, Amaurose, Cataracta, Glaukom, Zerstörung des Auges mit danach auftretenden heftigen Schmerzen, primärer und secundärer Syphlis, Ulcera, Aclampsia muscularis, Paralysis und Melancholie.

Die meisten wurden geheilt, namentlich war die gute Wirkung der Pulsatilla bei den Augenkrankheiten ihm so auffallend, dass er ihre specifische Wirkung besonders auf die Sehorgane

gerichtet annehmen zu müssen glaubt: S. 5. — Bei einem Versuche, alte Tinea capitis durch ein Jnfus. herb. Pulsat. äusserlich angewendet zu heilen, entzündete sich aber die Haut so und so heftige Kopfschmerzen traten auf, dass er von weiterer Anwendung abstand. — Die Dosis des Extractes war verschieden; er liess entweder von einer Mischung von 7 Gran auf 1 Drachme Zucker oder von 14 Gran auf 1 Drachme täglich nehmen, gab aber auch die Aq. destillata Puls. und zweierlei Infus. Pulsatillae, fortius und lenius.

Die Mittheilungen Störck's verfehlten nicht, unter den Aerzten seiner Zeit Aufsehen zu erregen und zu weiteren Versuchen anzufeuern. In Strassburg schrieb Zimmermann eine Dissertation circa virtutem Mercurii, extracti Cicutae et Pulsatillae, 1779, worin er die Störck'schen Erfahrungen bestätigt. Nach und nach mehrten sich beistimmende Mittheilungen der Aerzte, namentlich in Bezug auf die guten Wirkungen bei Amaurose, Pannus und Cataract; so berichten sehr günstig Mohrenheim, chirurg. Beobachtungen T. I. p. 77., II. p. 34 und Wiener Beiträge Vol. I. p. 287, von Tode, chirurg. Biblioth. VII. und Tode und Nielsen diss. de praestant. ratione illustrandi mat. med. pag. 11, von Hotz bei Zimmermann l. c. §. 14.

Natürlich fehlte es auch nicht, wie das bei jedem Mittel zu gehen pflegt, an Klagen, dass das Mittel den gewünschten Erfolg nicht gehabt habe; Schmucker, verm. chir. Schriften II. p. 26, sah bei seinen Versuchen im Berliner Militärlazareth keinen Erfolg; auch Berge, Mat. med. p. 491, will das Extract selbst in grossen Dossen bei Pannus und Amaurose erfolglos angewendet haben. Dasselbe behaupten Richter, chir. Biblioth. Vol. VI. p. 584 und Oberteufer, Hufeland's Journal Bd. IX. S. 94 Stück 3. So viel hatte Störck aber doch erreicht, dass von nun an die Pulsatilla einen Platz in den Handbüchern über Arzneimittellehre angewiesen bekam, ja sie figurirte seitdem, aber gewiss ohne Störck's Schuld selbst in den toxicologischen Lehrbüchern, z. B. von Puihn, Plenk, Gmelin und ist auch in die neuesten von Orfila, Marx, Sobernheim übergegangen.

Wenn die jetzige Generation der Aerzte von der Pulsatilla einen grösseren Gebrauch macht, als die vor Hahnemann lebenden Heilkünstler, so ist es unstreitig das Verdienst dieses Meisters; aber nicht etwa seine Schüler allein wissen mit diesem Polychrest umzugehen, sondern auch Viele der Gegenpartei wenden sie in ihrer Weise an, natürlich ohne die Quelle zu nennen, aus der sie schöpften. Doch das gehört nicht hierher.

Die Hahnemann'sche Prüfung der Pulsatilla ist in derselben Weise allmälig entstanden, wie die aller übrigen Mittel der reinen Arzneimittellehre. Die Zahl der Symptome war anfangs gering, wuchs aber durch eigne Beobachtung und durch Aufnahme der Beobachtungen Anderer an. Während wir in den Fragmentis de virib. medicamentorem positivis unter Pulsatilla, S. 217—232 von den von Hahnemann selbst beobachteten Symptomen 279 und von denen aus Störck 23, aus Saur 2, aus Heyer 2, aus Bergius 1, aus Hellwing entlehnten 1 zählen, finden wir in der 1. Aufl. der reinen A. M. L. S. 232—294 die eigenen Symptome auf 971 vermehrt und zu den oben angeführten fremden Beobachtungen noch die von Hahnemann's Schülern, Stapf, Homburg, Rückert, Michler, Summa 102, zugefügt. In der 3. Auflage dagegen sind die von den älteren Autoren, den genannten Schülern und Fried. Hahnemann beobachteten Symptome den von Hahnemann selbst aufgezeichneten einverleibt, so dass das Symptomschema 1153 einzelne Symptome zählt. Es sind mithin in der 3. Auflage noch 80 Symptome gegen die 1. Auflage zugefügt.

Die Symptome, welche Hahnemann als nicht von seinen oder seiner Schüler, sondern von fremden meist älteren Beobachtungen herrührend aufgenommen hat, sind weder sehr zahlreich noch von tiefer Bedeutung; die folgende kritische Betrachtung derselben nach ihrer Quelle wird den Beweis liefern, dass sie durchaus nicht so wesentlich sind, um als ein integrirender Theil der Prüfung und als ein nothwendiges Glied in der physiologischen Wirkungssphäre der Pulsatilla unantastbar zu sein.

Hahnemann r. A. M. L. II. Theil 3. Aufl. S. 276. ff.

Symptom 75: Stechender Kopfschmerz und Symptom 505: Harnfluss.

Citat: Heyer im Crell'schen Journ. II. S. 102 oder 106 (nicht 205 wie in der 3. Ausgabe der R. A. M. L. oder 502 wie in der 1. Ausgabe und in den Fragmenten steht).

Das betreffende Symptom findet sich in einem Aufsatze von Apotheker Heyer in Braunschweig, „Etwas vom Kampfer aus der Küchenschelle" überschrieben. Der Verf. fand im länger gestandenen destillirten Pulsatillawasser Krystalle abgeschieden, deren kampferähnliche Beschaffenheit er ganz richtig erkannte; er ist mithin als der Entdecker des Anemonin oder Pulsatillenkampfer anzusehen. Gewiss ist auch die früher gebräuchliche Aq. destillata Pulsatillae wegen dieses Anemonin-Gehaltes sehr wirksam gewesen. Von diesem selbst erhaltenen Pulsatillakampfer nun theilte Heyer in der Meinung, er leiste vielleicht mehr und schnellere Hilfe als die Störck'schen Präparate, einem Arzte in Hamburg mit. Dieser, so lautet es wörtlich:

„stimmte mir bei und gab einer armen Frau von 46 Jahren, „die seit einigen Jahren an beiden Augen den schwarzen „Staar hatte, alle Morgen und Abend $^1/_2$ Gran mit etwas „Zucker vermischt ein; die Kranke klagte während Ge„brauch dieses Mittels, dass sie ein erstaunliches Reissen „im Kopfe verspüre, auch der Urin häufig und oft „abginge; sie nahm es etwa 3 Wochen; länger wollte sie „es der Kopfschmerzen wegen nicht nehmen; sie hielt 14 „Tage inne, in welcher Zeit sie nichts von dem Reissen „verspürte. Sie liess sich doch noch bereden es 8 Tage „zu nehmen, weil aber die vorigen Zufälle sich wieder ein„stellten, wurde sie es ganz überdrüssig.

„Dass das Reissen im Kopfe davon herrühre, beweiset „noch eine andere jüngere Person, die beim Gebrauch des „Kampfers eben die Zufälle verspürte."

Aus dem Mitgetheilten erhellt, dass Hahnemann bei der Aufnahme dieser Symptome ganz im Rechte war, nur hätte er an-

geben müssen, dass sie von diesem eigenthümlichen Präparate beobachtet wurden; auch ist der Ausdruck „Harnfluss“ oder wohl gar der „Enuresis,“ wie in den Fragmenten steht, zu stark, da beide Ausdrücke mehr den unfreiwilligen Harnabgang, das Unvermögen den Harn zu halten, bedeuten, die Frau jedoch nur bemerkte, dass der Harn häufig und oft abging. Von unfreiwilligem Harnfluss ist nichts gesagt; gewiss hatte sie nur öfters Nöthigen zum Harnen und das Symptom 505 ist dann identisch mit dem vorgehenden, aus Störck entlehnten „verstärkter Harnabgang“ 504.

Symptom 97: „Gesichtsverdunkelung“ und 113: „Geschwulst und Röthe der Augenlider.“

Citat: Saur bei Bergius mat. med. p. 517.

Die mir zugängliche Ausgabe von Petr. Jon. Bergius, materia med. e regno vegetabili, Stockholmiae 1778, enthält unter dem Artikel Anemone pratensis S. 490 (nicht 517) folgende Stelle: „Sub inspissatione succi in extractum, vapor, qui exsurgit, perquam acris est; cujus rei exemplum mecum communicavit Saur, in puero quodam, cui, inter agitandem cum spatula succum sub evoperatione, palpebrae ita ex vapore corripiebantur, ut tumerent atque rubescerent, cum obnubilatione visus, quae tamen mala post nonnullos dies sponte evanescebant.“

Hahnemann hat diesem wohlberechtigten Symptome auch die Note „vom Dunste“ beigefügt.

Die aus Störck lib. de Pulsatilla entlehnten Symptome sind folgende.

Symptom 112: „Die Augen laufen voll Wasser, sie thränen“ und

Symptom 119: „Schmerz im Auge, als wenn mit einem Messer darin geschabt würde,“

beziehen sich auf die 8. Krankengeschichte, wo bei einem an secundärer Syphilis und Hornhauttrübung leidenden Mann während der ersten 8 Tage des Pulsatillengebrauches: magnus in oculis dolor ortus est et copiosissime plorabant oculi, Seite 25.

Ferner nach Vermehrung der Dosis: dixit aeger sentire ac si quis cultro aliquid in oculis abraderet — lacrymae multae exstillarent.

Symptom 125: „ungemein reissesende, bohrende, schneidende Schmerzen im Auge“

aus der 18. Krankengeschichte einer Amaurotischen nach täglich 3 mal 15 Gran des schwächern Pulvers: unde sensit in oculis validos dolores. Seite 37.

Ferner aus der 23. Krankengeschichte einer Amaurotischen nach derselben Dosis, qui pulvis in principio ingentes in oculis dolores produxit. S. 42.

Ferner aus der 21. Krankregeschichte einer an Mastitis Leidenden, die nach derselben Dosis: in principio magnos in oculis dolores passa est. S. 41.

Ferner Krankengeschichte 36. eines an Augentumor und Albugo Leidenden, nach 10 Gran desselben Pulvers 3 mal täglich: in principio magnos dolores excitavit in oculo et tumore. S. 50.

Ferner Krankengeschichte 38. eines Cataractösen, der nach dem stärkeren Pulver: magnos semper ex assumto remedis dolores sensit in oculo affecto. S. 52.

Ferner Krankengeschichte 39. bei einem ganz zerstörten Auge: dolor ingens in oculo oriebatur: nach dem schwächeren Pulver. S. 52.

Ferner Krankengeschichte 20. S. 38 bei einer Amaurotischen nach dem schwachen Pulver: „dolores validissimi disacerantes, perterebrantes et lancinantes in oculis a principio ortisunt, et coeperunt oculi vehementer plorare.“

Symptom 223: „Auf der Zunge, Anfangs Reissen, dann anhaltende Hitze darin,“

erfuhr Störck an sich selbst, als er etwas von dem Extrakt auf die Zunge nahm: in principio leniter adstringere videtur, dein pungentes dolores excitat, et tandem ardorem diu permanentem producit: S. 10. Hier hat Hahnemann nicht wörtlich übersetzt; es hätte heissen sollen: anfangs zusammenziehend, dann stechende Schmerzen, statt „Reissen.“

Symptom 348: „Brecherlichkeit.“

Aus der 2. Krankengeschichte, S. 17. Ein an Paralyse leidender 63jähriger Mann nahm 3 mal täglich eine halbe Unze Aquae Pulsatillae:

„mox autem nausea ipsum prehendebat et vomendi conatus,“ obgleich die Dosis verringert wurde:

„verum nec exiguam quantitatem amplius potuit deglutire quin vomitus moreretur.“

Ferner Krankengeschichte 1. S. 16: „aegra subinde levem vomendi conatum percepit.“

Symptom 363: „Speichelfluss.“

Aus der 8. Krankengeschichte S. 25. Der secundär Syphilitische erhielt 3 mal 20 Gran des schwachen Pulvers: „inde subsequatur multa salivatio, qua prodiit gluten tenacissimum; salivatio duravit per aliquot dies.“

Sonst sah Störck nie Speichelfluss entstehen, doch darf deswegen dieses Symptom nicht weiter angezweifelt werden, zumal es Hahnemann auch sonst häufig beobachtete.

Symptom 399 und 400:

„Reissender Schmerz im Unterleibe.“

„Stechende Schmerzen im Unterleibe.“

Aus Krankengeschichte 9., S. 27 bei einem Paralytiker nach 2 mal 15 Gran schwachen Pulvers: primis sex diebus dolorem sat acutum in ventre sensit, quotiescunque hunc pulverem assumsit, is autem ultra mediam horam nunquam duravit.

Ferner Krankengeschichte 11., S. 30:

primis diebus sensit dolorem in abdomine ex assumto pulvere und

Krankengeschichte 12. S. 31: in principio ex usu pulveris tormina sensit.

Auch hier hat Störck nur von dolor acutus gesprochen, nirgends von „reissendem Schmerz.“

Symptom: 397: „ein nichtschwächender Durchfall“ trat bei dem Syphilischen der 8. Krankengeschichte S. 25 ein:

cessante salivae fluxu insurgebat diarrhoea copiosa, foetidissima. Die Dosis wurde fortgesetzt: quoniam aeger nequaquam debilis reddebatur. —

Symptom 475: „Goldaderfluss drei Tage lang“ trat bei dem Gelähmten in der 9. Krankengeschichte S. 28 ein. Der heftige vorhergegangene Kreuzschmerz scheint auf Hämorrhoiden basirt gewesen zu sein, zumal er beim Gebrauch der Pulsatilla immer heftiger wurde, bis der Hämorrhoidalfluss eintrat, worauf er verschwand. Immerhin mag aber Pulsatilla den Eintritt der Hämorrhoiden befördert haben.

Symptom 504: „verstärkter Harnabgang“ und
506: „fast beständiger Harnfluss,“

entnahm Hahnemann aus fast allen Krankengeschichten, namentlich aus 1. S. 16: urina copiose educebatur; 8., S. 26: fluxit urina solito longe frequentior et copiosior; 12., S. 32: observavit quoque aegra urinam longe copiosius moveri; 14., S. 33: sub usu pulveris aegra advertit urinam solito copiosiorem cieri: 15., S. 34: urinam abundantius moveri sensit; 17., S. 36: aegra cogitur fere omni momento urinam dimittere. (Fast beständiger Harnfluss Hahn.) 37., S. 52: urina ex infuso Puls. copiose eliciebatur; 10., S. 29: sed urina ingenti copia profluxit.

Symptom 521: „Beschwerliches Harnbrennen“.

Hier ist es mehr als zweifelhaft, ob dieses Symptom Pulsatilla direct hervorgebracht habe: der Kranke, Krankengeschichte 4. S. 19, litt an Gonorrhoea venerea neglecta und orchitis; nach 2 mal $^1/_2$ Unze Aqua Puls. primo palim die oriebatur intollerabilis fere ardor urinae; altero die idem ardor continuavit et multus ichor foetidus exstillavit ex urethra.“

In diesen Worten ist zugleich

Symptom 553: „Abgang einer übelriechenden Feuchtigkeit aus der Harnröhre (Tripper?)

enthalten und es ist klar, dass das Harnbrennen mit der Wiederkehr des Trippers in Verbindung gebracht werden muss, mithin ist ersteres hier kein directes Pulsatillensymptom.

Symptom 584: „verstärkte, starke Monatsreinigung“ ist ein Resumée aus mehren Krankengeschichten, nämlich 1., 3., 12., 20., 22.,, wo nach Pulsatilla sowohl intensive und extensive Verstärkung der normalen Regeln als auch (bei 20. und 22.) sofortiger Wiedereintritt und dann regelmässige Wiederkehr derselben bei einer seit einem vollen Jahre nicht menstruirten 20jährigen und seit Jahren nicht menstruirten 39 jährigen beobachtet wurde. Also brauchbares Symptom.

Symptom 599: Eiterausfluss aus dem *rechten* (?) Nasenloche“

ist ein sehr zweifelhaftes Symptom. Die 65jährige Kranke (Krankengeschichte 39. S. 52) hatte ein durch Ophthalmie zerstörtes unförmlich verunstaltetes Auge. Nach mehrtägigem Gebrauch von dem schwachen Pulver: coepit pus per narem sinistrum mungendo prodire, dein ex partibus internis palpebrarum.“ Der Eiter stammte also gewiss nicht aus der Nase, sondern aus der Conjunctiva und wurde nur durch die Nase ausgeleert. Wie Hahnemann zum rechten Auge kommt, da doch vom linken die Rede, ist nicht einzusehen. Dieses Symptom hat er gewiss nur stehen lassen, weil er selbst ähnliche Symptome beobachtete.

Symptom 744: „Stiche hie und da im Arm“
745: „Am Arme nächtliches Jucken“
745: „Am Arme Bläschen, welche sich nachgehends mit Eiter füllen und mit Schuppen abfallen.“

Alle diese 3 Symptome beobachtete Störck an ein und derselben Kranken, die seit $5^1/_2$ Jahr an Lähmung des linken Armes litt, in dieser Reihenfolge nach verstärkten Gaben Pulsatillawasser. Sie lauten wörtlich, Krankengeschichte 1. S. 15:

„Percepit tunc vagos et lancinantes in brachio dolores, et noctu pruritum ingentem.“ — Quam diu menstrua fluebant, aegra nec dolorem nec pruritum sensit in brachio; his autem finientibus novus et valde molestus ortus est pruritus et comparuerunt pustulae rubrae, copiosissimae, quae dein pure repleban-

tur; dum primae pustulae exsiccatae sunt et in squamos secesserunt, novae iterum multae eruperunt."

Dabei wurde die Lähmung beseitigt. Ob hier Pulsatilla direct den Ausschlag hervorgebracht habe oder ob es nur ein Zeichen der wieder eingetretenen Nerventhätigkeit gewesen, oder mit der Menstruation zusammengehangen, ist zweifelhaft; am wahrscheinlichsten ist es, dass er durch die gleichzeitig verordneten Waschungen mit Pulsatillenwasser: „lavaretur aliquamdiu eadem aqua destillata ex Pulsatilla," verursacht wurde!

Symptom 881: „flüchtige brennende Schmerzen von den Zehen an bis in den Schooss,"

ist ein Symptom wiedererwachender Nerventhätigkeit bei dem Gelähmten der 9. Krankengeschichte, S. 27:

Postquam per 20 dies usus erat hoc pulvere, percepit dolores ardentes lancinantes et vagos a digitis pedum ad inguina usque.

Symptom 1088: „starker übelriechender Nachtschweiss"

ist der 3. Krankengeschichte S. 18, einer secundär Syphilitischen, entnommen; am 6. Tage nach Pulsatillagebrauch: noctu multum sudavit et sudor male olebat. — Am Uebelriechen des Schweisses ist gewiss Pulsatilla unschuldig!

Wir sehen, dass diese aus Störck entnommenen Symptome zum grössten Theil, mit Ausnahme von vielleicht: 521, 553, 599, 1088, und auch wohl von 744, 745 und 746 — ganz unzweifelhafte Pulsatillasymptome sind, die Hahnemann mit gutem Fug und Recht einreihen durfte.

Dagegen hat er mehre directe Symptome, die in den Krankengeschichten vorkommen, nicht benutzt, z. B. Kopfschmerz und Durchfall; letzterer steht aber in den Fragmentis S. 234 mit der Nota: in multis. Alle zahlreichen Heilsymptome

hat er ebenfalls weggelassen, während er sonst mit Aufnahme derselben bei Bearbeitung anderer Mittel nicht sehr ängstlich war.

Bei den Störck'schen Krankengeschichten fällt es besonders auf, dass trotz vieler ausgeprägter Symptome mancher Systeme und Organe doch nirgends Symptome von Affection der Bronchialschleimhaut und Lungen vorkamen, die sonst der Pulsatilla so eigen sind.

Symptom 629: „(Geschwürige, angefressene Lungen, hektisches Fieber, Blutauswurf, Eiterauswurf)*).

Citat: Hellwing, flora campana. S. 86.

Mit Recht hat Hahnemann selbst dieses Symptom in ( ) gestellt, lieber hätte er noch einige Fragezeichen anfügen oder es ganz weglassen sollen. Hellwing erzählt nämlich, dass er eine Frau gekannt, nobili genere notam, die den aus frischen Pulsatillblumen bereiteten Syrup als ein Hausmittel bei Husten, Heiserkeit, Katarrh, Pleuritis, variisque obstrictionibus tollendis, imprimis parulorum, gebraucht habe, und fährt fort: „Sed audiamus quam infelice succesu, ex syrupo ut putabatur salutifero, quotidie tam largiter propinato, factus est potus letifer, ex cujus acredine nobilissimi mariti pulmones brevi tempore ita fuere erosi, ut sensim hectica febre inducta sputum antea cruentum, tandem etiam purulentum insequeretur; cui malo, cum non aliis remediis quam syrupo Pulsatillae, multis licet dissuadentibus, succurrere voluerit, ex Scylla in Charybdin fuit deventum et mors brevi insecata: liberi duo, ab ulcere pulmonum, quod post mortem praesentiam suam in pectore cujusvis sat luculenter prodebat, misere suffocati sunt.“

Mindestens mit demselben Rechte kann man hier annehmen, dass Vater und Kinder Anlage zu Tuberkeln hatten — woher sonst die vielen Katarrhe, welche die Anwendung des Hausmittels erheischten? — und dass sie trotz nicht durch die Pulsatilla der Schwindsucht verfielen. —

---

*) Von Syrup etc.

Symptom 645: (Engbrüstigkeit*).

Citat: Bergius, Mat. med. S. 519.

In der oben citirten Ansgabe d. anno 1778 steht unter Anemone nemorosa, S. 491:

„Radix et folia recentia deglutita summam angustiam pectoris faciunt et 30 plantae comestae, letales dicuntur.

Wenngleich Anemone silvestris und Anemone Pulsatilla oder Puls. pratensis ein und demselben Geschlechte angehören und in ihren Bestandtheilen und Wirkungen einander sehr ähnlich sein mögen, so gehört doch dieses, bei Hahnemann allerdings eingeklammerte Symptom um so weniger in ein Symptomenverzeichniss der Pulsatilla, als es als ein ganz allgemeines und auf keine sichere Quelle basirtes Symptom ist.

*) Von der Waldanemone.

X.

Jahresbericht

über die im homöopathischen Hospitale der Appanagen-Güter in Nishni Nowgorod behandelten Kranken vom 1./12. November 1854 bis zum 1 /12. November 1855.

Von Dr. **C. Bojanus.**

In der Meinung, dass es unsere Collegen im Süden interessiren würde, Nachrichten von dem thatsächlichen Wirken und Ausbreiten der neuen Lehre zu erhalten, habe ich es unternommen einen Bericht über die Leistungen unseres homöpathischen Hospitals zu liefern; — ehe ich jedoch zu der Sache selbst übergehe, sei es mir vergönnt einiges über die Stadt Nishni Nowgorod selbst vorauszuschicken:

Das durch seine Messe berühmte N. N. liegt unter dem 56° 19′′ Grad*) nördlicher Breite an dem Zusammenfluss der Oka und der Wolga an dem rechten Ufer beider Flüsse. — Die Stadt selbst besteht aus drei Theilen, wovon der eine die Messgebäude fassend, auf einer im Vereinigungspunkte beider Flüsse gelegenen Halbinsel erbaut ist; der zweite Theil, die sogenannte Oberstadt, hingegen liegt auf einem hohen Berge, der zunächst mit dem schmalen die Unterstadt (dritter Theil) bildenden Streifen

*) 61° 40′ östlicher Länge und 560 englische Fuss über der Meeresfläche.

das eigentliche Ufer der Wolga und Oka ausmacht. — Die Messgebäude sind nur zur Zeit der vom 15. Juli bis Ende August dauernden Messe bewohnt, und eine Schiffbrücke verbindet während dieser Zeit diesen Theil der Stadt mit den beiden übrigen. Jeder der genannten Flüsse mag bei gewöhnlichem Wasserstande eine Breite von $1^1/_2$ bis 2 Werste (7 Werste = 1 deutschen Meile) haben, im Frühjahre hingegen, bei dem Austritte der Flüsse, wird der ganze zur Messe bestimmte Theil der Stadt unter Wasser gesetzt und es bietet sich dem Beobachter eine 40 Werste breite Wasserfläche dar, die von dem oberen Theile der Stadt aus gesehen einen imposanten Anblick gewährt; das rastlose Hin- und Hertreiben der Segelschiffe, Dampfboote und Fischerkähne, vereint mit dem sprossenden Frühlingsgrüne der durch die ganze Stadt sich windenden unzähligen Gärten, lassen es für einige Augenblicke vergessen, dass man kaum sich dem eisigen Winter und seinem Gefolge von Sturm, Schneegestöber und einer Kälte von 25 und mehr Grad entwunden.

Jedes der in verschiedenen Gouvernements des Reichs zerstreuten Kaiserlichen Appanagen-Güter hat eine Verwaltungsbehörde in der Hauptstadt des Gouvernements, in dem es sich befindet. — Bei einer jeden solchen Verwaltungsbehörde (Appanagen-Comptoir genannt) ist ein Oberverwalter als Chef, und mehre Gehülfen nebst verschiedenen Beamten angestellt. Jedes Appanagen-Gut hat einen Arzt und bei fast jedem Appanagen-Comptoir besteht ein Hospital, das für die vom Lande oder aus andern Gouvernements kommenden oder durchreisenden Appanagen-Bauern bestimmt ist. —

Dem Oberverwalter des Nischegorod'schen Appanagen-Gutes, dem als Schriftsteller auf dem Felde der russischen Litteratur rühmlichst bekannten Staatsrath Dr. Med. v. Dahl ist es gelungen, von dem Minister Grafen v. Peroffsky die Erlaubniss auszuwirken, dass in dem in Nishni Nowgorod befindlichen Appanagen-Hospitale ausschliesslich homöopathisch behandelt werde. — Als nämlich der Staatsrath v. Dahl noch seine ärztliche Laufbahn verfolgte, überzeugte er sich von den Vorzügen der neuen

Lehre und diese Ueberzeugung war es, die nun das jetzt bestehende Hospital ins Leben rief. —

Das Hospital hat 36 Betten, die in 6 geräumigen hohen, hellen und luftigen Zimmern zu je 6 vertheilt sind; dem behandelnden, in demselben Hause wohnenden Arzte sind 6 Feldscherer-lehrlinge beigegeben, die nicht nur die Kranken bedienen und sonstige kleine Geschäfte im Interesse des Hospitals verrichten, sondern auch von dem behandelnden Arzte in den unumgänglichen medicinischen Kenntnissen unterwiesen werden, die sie nach Verlauf der dazu bestimmten 5jährigen Lehrzeit geschickt machen, leichtere Fälle homöopathisch zu behandeln. — Sie werden nach Verlauf der Lehrzeit einer Prüfung unterworfen und wird dann einem jeden von ihnen ein gewisser District der im Gouvernement gelegenen Güter zum Wirkungskreis angewiesen.

Da es in N. N. keine homöop. Apotheke giebt, so sind wir darauf angewiesen uns unsere Arzneien selbst zu bereiten; die dazu nöthigen chemischen Stoffe werden von dem mir befreundeten Professor der Chemie aus Kasan, die Urtincturen hingegen von den Centralapotheken aus Petersburg oder Moskwa bezogen. — Die Zahl der im vorigen Jahre behandelten Kranken belief sich auf 261 Individuen, worunter:

Männer von 18—35 Jahren . .	195
„ „ 35—70 „ . .	52
Frauen	10
Kinder	4

Nachstehende Tabelle gibt einen Ueberblick der Fälle, so wie die Resultate der Behandlung:

Krankheitsbenennungen	Zahl der Fälle	Genesen	In Behandlung geblieben	Wesentlich gebessert	Ungeheilt entlassen.	Gestorben
Angina inflammatoria faucium	13	13	—	—	—	—
,, gangraenosa	1	—	—	—	—	1
Blepharophthalmia chronica	3	3	—	—	—	—
Bubones	1	1	—	—	—	—
Bronchitis acuta	1	1	—	—	—	—
Calculus vesicae urinariae	1*)	1	—	—	—	—
Chorea	1	—	—	—	1	—
Congestiones ad caput	1	1	—	1	—	—
Catarrhus pulmonum acutus	3	3	—	—	—	—
,, bronchialis	3	3	—	—	—	—
Caries	4	2	2	—	—	—
Diarrhoea	6	6	—	—	—	—
Encephalitis	1	—	—	—	—	1**)
Erysipelas	6	6	—	—	—	—
Emphysema scroti	1	1	—	—	—	—
Fungus oculi	1	—	—	—	—	—
Febris rheumatica	7	7	—	—	—	—
,, biliosa	1	1	—	—	—	—
,, intermittens	9	7	2	—	—	—
,, gastrica-nervosa	26	26	—	—	—	—
Gastralgia	1	1	—	—	—	—
Gonorrhoea	6	6	—	—	—	—
Gonitis	1	1	—	—	—	—
Hemicrania	1	1	—	—	—	—
Haematemesis	1	1	—	—	—	—
Hydrops	4	2	—	—	—	2
Hypochondria	1	1	—	—	—	—
Herpes	1	1	—	—	—	—
Ischias rheumatica	1	1	—	—	—	—
Laryngitis	1	1	—	—	—	—
Lumbago	4	4	—	—	—	—
Luxationes cum fractura	2	2	—	—	—	—
,, sine fractura	4	4	—	—	—	—
Ostitis	1	1	—	—	—	—
Ophthalmia catarrhalis	6	6	—	—	—	—
,, rheumatica	2	2	—	—	—	—
,, blennorrhoica	2	2	—	—	—	—
,, arthritica	4	4	—	—	—	—
,, Iritis	1	1	—	—	—	—
Otorrhoea	6	5	1	—	—	—
Otitis	1	1	—	—	—	—
Orchitis	7	7	—	—	—	—

*) Durch Operation geheilt.
**) Sterbend überbracht.

Krankheitsbenennungen.	Zahl der Fälle	Genesen	In Behandlung geblieben	Wesentlich gebessert	Ungeheilt entlassen	Gestorben
Panaritium	1	1	—	—	—	—
Paresis	1	1	—	—	—	—
Parotitis	4	4	—	—	—	—
Periostitis	1	1	—	—	—	—
Prolapsus ani	2	1	1	—	—	—
Polypus auris	1	—	—	1	—	—
Phthisis pulmonum	3	—	—	—	—	3
Pleuritis	4	4	—	—	—	—
Pneumonia	14	14	—	—	—	—
Rubeolae	1	1	—	—	—	—
Scabies	1	1	—	—	—	—
Surditas rheumatica	1	1	—	—	—	—
Syphilis	20	17	3	—	—	—
Tetanus	1	—	—	—	—	1**)
Typhus abdominalis	11	9	—	—	—	2
,, cerebralis	7	6	—	—	—	1
,, petechialis	2	2	—	—	—	—
,, icterodes	1	1	—	—	—	—
,, Pneumotyphus	7	6	—	—	—	1**)
Ulcera varicosa	4	4	—	—	—	—
,, gangraenosa	3	3	—	—	—	—
,, phagedaenica	4	4	—	—	—	—
,, scrophulosa	2	2	—	—	—	—
,, artificialia	3	3	—	—	—	—
Urticaria	3	4	—	—	—	—
Variola	2	2	—	—	—	—
Vulnera varia	9	6	3	—	—	—
Total	261	234	12	2	1	12

Von diesen 261 Fällen sind 234 genesen, 12 gestorben, 12 in Behandlung geblieben, 2 wesentlich gebessert, 1 ungeheilt entlassen; das Mortalitätsverhältniss stellt sich also auf 4,977. — Nimmt man in Erwägung, dass die grösste Hälfte der Aufgenommenen von acuten Krankheiten befallen war, so giebt dieses dem ohnehin geringen Mortalitätsverhältnisse noch eine grössere Bedeutung. — Was nun die einzelnen Fälle anbelangt, so heben wir diejenigen Krankheitsgenera hervor, die ein besonderes In-

*) Sterbend überbracht.
**) Sterbend überbracht.

teresse bieten und bei deren Behandlung die Mitteldiagnose auf festen Indicationen beruht, die diese Bestimmtheit eben durch vielseitige Beobachtung erlangten. —

1) Febris gastrica. Der im Mai und Juni herrschende Krankheitsgenius war vorzugsweise der gastrische, und die zur Behandlung gekommenen gastrischen Fieber waren ohne Ausnahme von sehr heftigen nervösen Erscheinungen begleitet; der Verlauf der Krankheit war meistentheils langsam und es verschleppte sich auch wohl hie und da die Reconvalescenz. — Alle dieser Art Fieber waren von Hause aus mit starkem Gefässreiz verbunden, es fehlten nie Delirien, Schwindel, Ohrensausen, geröthetes Gesicht und injicirte Albuginea, der Puls war meist voll, hart, frequent, die Schmerzen in der Herzgrube waren meist, besonders bei äusserer Berührung, sehr intensiv und erstreckten sich zuweilen über den ganzen Unterleib; die Zunge war dick und gelb belegt, zuweilen trocken und rissig, Harn- und Stuhlsecretion spärlich, und letztere zuweilen ganz unterdrückt, zuweilen aber auch gallig, durchfällig und übelriechend. — Erbrechen war fast gar nicht zugegegen, der Durst und die Unruhe aber bedeutend. — Im Ganzen genommen wich die Krankheit den homöop. Mitteln nicht so schnell, als man es sonst wohl gewohnt gewesen, auch traten die Krisen durch Haut und Harn nicht so zeitig ein. In vielen Fällen nahm die Krankheit einen typhösen Charakter an und zog sich dann sehr in die Länge; da wo der Kranke schon so weit Revonvalescent war, dass er das Bett verlassen konnte, waren Recidive nichts seltenes, und diese nahmen stets den typhösen Cararakter an. — Was nun die Mittel anlangt, die besonders in Anwendung kamen, so steht die Bryonia oben an. — Sie wurde in einer niedern Centesimalverdünnung (4—5) 2 stündlich zu 1—2 Tropfen pro dosi angewandt, namentlich da wo die Stuhlausleerungen träge oder unterdrückt waren, wo die Zunge trocken und rissig wurde, wo viel Delirien und starke Congestionen nach dem Kopfe zugegen waren, also auf der Höhe der Krankheit. Nur in höchst seltenen Fällen sah man nach dem 3—4 tägigem Gebrauch dieses Mittels wenig oder keine Veränderung der Symptome. — Das anerkannteste Symptom der

Bryonia-Wirkung ist das Feuchtwerden der Zunge, der Nachlass der Delirien und die duftende Haut. Nur muss man sich nicht gleich abschrecken lassen, wenn nach 24—36 stündigem Gebrauch der Bryonia keine Veränderung eintritt, sie muss beharrlich fortgegegeben werden, und wenn nicht das Auftauchen anderer Symptome noch ein anderes passenderes Mittel erheischt, sondern vielmehr die Krankheit denselben der Bryonia entsprechenden Symptomen-Cyclus nicht überschreitet, so bringt dieses Mittel gewiss zum ersehnten Ziele. — In vielen, wo nicht den meisten Fällen reicht dieses Mittel allein zur Heilung vollkommen aus, nur muss das Fieber den pathogenetischen Bryonia-Symptomen verwandt sein; es dürfen namentlich weder die trockene Zunge, noch das ziemlich ausgesprochene Darniederliegen der Kräfte, noch die Schmerzhaftigkeit des Unterleibes, noch die Delirien, die meist auf Berufsgeschäfte des Kranken gerichtet sind, noch die Stuhlverstopfung, oder wenigstens die Neigung dazu, fehlen.

Pulsatilla war stets ein ausgezeichnetes Mittel, wo bei milderem Verlauf der Krankheit der Mundgeschmack sauer oder pappig war, wo die Zunge nicht gelb, sondern weissbelegt, wo viel Aufstossen, namentlich übelriechendes, Uebelkeit und meist geringe oder keine Stuhlverstopfung zugegen waren oder wo in der Genesungsperiode die genossenen Speisen Beschwerden machten, besonders Auftreibung des Unterleibes, Aufstossen und wo besonderes Verlangen nach Milch sich einstellte.

Nux vomica entsprach mehr den leichteren Fällen, wo die Krankheit sich auf die Verdauungsorgane concentrirte und das Gehirn wenig oder gar nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde, wo die gastrischen Symptome ganz besonders hervorstechend waren, namentlich Druckgefühl und Aufgetriebenheit in der Herzgrube, bitterer Mundgeschmack, gelb belegte Zunge und Ekel vor allen Speisen, träger Stuhl oder hartnäckige Stuhlverstopfung. —

Von Aconit wurde nur selten Gebrauch gemacht, da wir die Kranken schon in ziemlich vorgerückten Stadium aufnehmen mussten, wohl aber musste bei vielen Belladonna gereicht wer-

den, wenn die Congestionen zum Gehirn in den damit verbundenen Delirien sehr lebhaft hervortraten. —

Antimonium crudum kam in Anwendung, wo nach dem Gebrauche der Nux vomica die gastrischen Symptome dieser nicht weichen wollten, wo sie vielmehr einen sehr hohen Grad erreichten, und wo trotz des beseitigten allgemeinen Reactionssturmes die functionelle Thätigkeit der Verdauungsorgane nicht angeregt war, wo starker Zungenbeleg, ekelhafter, bitterer, fauliger Mundgeschmack oder gänzliche Geschmacklosigkeit aller Speisen, Widerwille gegen dieselben und gegen Getränk, Verlangen nach Salzigem und Saurem, Verstopfung, leeres oder übelriechendes Aufstossen zugegen waren.

Alle diese Mittel wurden in Centesimalverdünnungen nicht über die 12. hinaus, Tropfenweise alle 2—3 Stunden wiederholt. —

Ehe ich zu einem anderen Krankheitsgeschlechte übergehe, muss ich noch zweier sehr interessanter Fälle gedenken, die unter den gastrischen Fiebern zur Behandlung kamen, und die dem von P. Frank entworfenen Bilde einer Febr. gastrica-nervosa so sprechend ähnlich sind.

Zwei Kranke, beides Leute von 30—32 Jahren, robuster Constitution, wurden ins Hospital mit Febr. gastrica aufgenommen, ohne dass jedoch die Krankheit einen wesentlichen Unterschied von den vor und mit ihnen aufgenommenen darbot, das Einzige, was man dabei hätte bemerken können, war, dass das Fieber und namentlich die gastrischen Symptome hartnäckiger den angewandten Mitteln widerstanden, als es bei den übrigen Kranken der Fall war; so zog sich die Krankheit ohne merkliche Oscillationen bis zum 9. Tage fort, ohne dass die bisher gereichten Mittel, Aconit, Bryonia, Nux v. eine wesentliche Veränderung zu Wege zu bringen im Stande gewesen wären. Am Ende des 9. Tages stellte sich sehr starke allgemeine Transpiration ein, und nun war also ein Nachlass aller übrigen Symptome zu erwarten, allein dem war leider nicht so, und die Sache nahm einen ganz andern Charakter an, die Transpiration dauerte fort, wurde

sauerriechend und so profus, dass trotz Matratzen und öfteren Wäschewechseln Pfützen unter den Betten standen; dabei nahmen die Delirien immer mehr überhand, die Kopfschmerzen wurden unerträglich, die Augen stark injicirt, der Blick unstät, das Bewusstsein schwand, der Kranke murmelte unverständliche Worte Tag und Nacht hindurch vor sich hin, der Puls wurde hart, klein, 120—140 Schläge in der Minute, die Zunge trocken, schwarz, rissig und blutend, konnte wenig und nur mit grosser Anstrengung hervorgestreckt werden und zitterte dabei. Die Lippen wurden schwarz, rissig und ebenfalls blutend, Der Durst war fast unlöschbar, es stellte sich Taubheit ein, der Unterleib war weich, doch überall schmerzhaft, die Stühle wurden brockig, frequent, gelb, orangenfarbig, zuweilen sogar mit Blut tingirt, Harnsecretion lag vollständig darnieder, die profusen Schweisse hielten in demselben Grade an, endlich ging der Stuhl und später auch stark ammoniakalisch riechender Harn unwillkührlich ab. Die Kranken nahmen keine andere als die Rückenlage an, es stellte sich Dyspnöe und Husten mit schleimigem, blutgestreiftem sehr copiösen Auswurfe ein, und die Percussion und Auscultation liess deutlich in dem untern linken Lungenlappen auf der linken Seite, rechts aber auch in dem mittleren, hypostatische Pneuomie erkennen. So dauerte dieser Zustand ohne Unterbrechung in Begleitung der pofusen Schweisse 5 Tage fort, die angewandten Mittel, Mercur, Sambucus, Arsenik, Phosphor, Muriat. acid. blieben erfolglos, die rissige, blutende, trockne, schwarze, beim Hervorstrecken zitternde Zunge brachte auf Lachesis, die in der 5. Centesimalverdünnung 2stündlich zu einem Tropfen in Wasser gereicht wurde. — Nach 12 Stunden trat bei beiden Kranken Nachlass der Symptome ein, die Delirien legten sich, die Zunge wurde feucht, der Puls hob sich, verlor an Frequenz, und die Kranken genasen, freilich langsam unter dem Gebrauch obenerwähnten Mittels, dem später Phosphor 30. und Sulphur. 30. interponirt wurden, doch liessen die Schweisse nur sehr allmählig nach, und auch noch während der Reconvalescenz transpirirten die Kranken oft und viel, obgleich nicht mehr profus. —

2) Typhus. Unter den an Typhus Leidenden befanden sich mit

Typhus abdominalis . .	11	davon starben 4, genasen 24
„ cerebralis . .	7	
„ icterodes . .	1	
„ petechialis . .	2	
Pneumotyphus . . .	7	
Im Ganzen . .	28	

Alle Typhuskranken wurden in schon ziemlich vorgerücktem Stadium überbracht und liessen von Hause aus keinen günstigen Ausgang erwarten, obgleich das Resultat eben als kein ungünstiges betrachtet werden kann. — Der Verlauf und die Gestaltung der Krankheit bot nichts von dem gewöhnlichen Abweichendes dar, so dass der Leser nichts verliert, wenn ich sogleich zu den in Anwendung gebrachten Mitteln übergehe. —

Auch hier ist wieder Bryonia ein souveraines Mittel, und die Symptome, die mich zu ihrer Anwendung bestimmen, sind folgende: trockene Zunge, schwarzer Anflug an den Zähnen, geröthete aber nicht glänzende, mehr matt und thränende Augen, Stirnkopfschmerz, reissend, drückend, Taubhörigkeit, stille Delirien, die sich besonders auf Berufsgeschäfte beziehen, Durst, trockne, brennende Hitze mit bedeutender Pulsfrequenz und Härte desselben. Weicher aber schmerzhafter Unterleib, besonders in der Darmbeingegend rechts, träger Stuhl oder hartnäckige Stuhlverstopfung. Auch hier gilt dasselbe bei Febr. gastrica über dieses Mittel gesagte: das constanteste Symptom der Bryonia-Wirkung ist das Feuchtwerden der Zunge, der Nachlass der Delirien und die duftende Haut. — In vielen Fällen reicht dieses Mittel allein vollkommen zur Tilgung der Krankheit aus, selbst dann, wenn Petechien vorhanden sind, nur dürfen, meinen Beobachtungen zu Folge, keine durchfälligen Stühle vorhanden sein, wenn Bryonia indicirt sein soll. —

Arsenik war ein Hauptmittel, wenn bei dem obenbeschriebenen Zustande entweder trockene, pergamentartige, brennende Haut oder klebrige Schweisse zugegen, wenn Petechien vorhanden,

durchfällige, unwillkührlich abgehende, blutig tingirte Stühle und ein allgemeines höchst ausgesprochenes Darniederliegen der Kräfte auftreten. — Mir scheint es, dass für die Anwendung des Arsen ganz besonders die blutig tingirten Stühle sprechen, bei trägem Stuhle hingegen oder gar bei Verstopfung wird wohl schwerlich derselbe von Nutzen sein und steht in diesem Falle gewiss der Bryonia nach. —

Rhus war besonders dann angezeigt, wenn das Ohrensausen den Kranken sehr belästigte und sich Schwindel bei jedem Versuche sich zu erheben einstellte, wenn Durchfall zugegen und dieser besonders in der Nacht an Frequenz zu nahm; doch blieb Rhus wirkungslos bei Verstopfung oder trägem Stuhle. — Im Ganzen genommen steht Rhus, meiner Meinung nach, nicht im Ansehn eines reinen Typhusmittels und kann keineswegs mit den beiden vorhergenannten concurriren, für leichtere Fälle und als Zwischenmittel bleibt jedoch Rhus immer sehr beachtenswerth.

Mercur. solub: Ein unschätzbares Mittel bei solchen Typhusarten, die mit Leberaffectionen complicirt sind, besonders bei Typhus icterodes, wenn icterische Färbung der Haut und der Albuginea des Auges deutlich ausgesprochen und schmerzhafte aufgetriebene Leber, zusammen mit den übrigen Typhussymptomen das Krankheitsbild ausmachen. Ob Mercur in höheren Verdünnungen dasselbe leistet, was er mir in der trit. jjjj leistete, wage ich aus Mangel an Beobachtungen nicht zu bestimmen, denke aber, dass in Folge der trägen Wirkung des Mercur die Gaben in peracuten Fällen nicht ganz des Materiellen beraubt sein dürfen, und dass dieser Umstand gerade seine Wirkung beschleunigte. —

Belladonna kam in Anwendung, wenn von Hause aus der Typhus mehr das Gehirn in Anspruch nahm und ein entzündlicher Zustand desselben oder seiner Häute unverkennbar war, doch steht dieses Mittel, besonders bei vorgerücktem Stadium der Krankheit dem

Stramonium bei vielen nach, besonders dann wenn furibunde Delirien und eine unaufhörliche Unruhe den Kranken fortwährend aus dem Bette treiben und er Versuche zum Entfliehen

macht oder in Wuth geräth und die Umgebenden zu misshandeln sucht.

Phosphor: Von diesem Mittel wurde besonders schöne Wirkung im Pneumotyphus gesehn, besonders dann, wenn das begleitende Fieber nicht lebhaft und matter, weicher obgleich frequenter Puls zugegen war, wo sich der ganze typhische Process auf die Lungen gelagert hatte. Blieb im Stadium der Reconvalescenz noch Husten mit copösen, farblosen, schaumigem Schleimauswurfe zurück, war bei der Expectoration Brechwürgen oder wirkliches Erbrechen zugegen und ergab sich bei der Auscultation Schleimrasseln in den Bronchien, so werden diese Symptome von Tart. emeticus in einer niedren Verdünnung stets bald beseitigt.

3) Syphilis. Von den 20 Kranken, alles Männer in den dreissiger Jahren, die aufgenommen wurden, genasen 17, in Behandlung verblieben zum Schlusse des Jahres 3. Von dieser Anzahl waren 16 secundäre und 4 primäre Fälle, die meisten hatten schon eine Mercurialcur durchgemacht, so dass die Heilung gewöhnlich sehr viel Zeit erforderte und oft eine Modification des curativen Verfahrens erheischte. Diejenigen, welche vor ihrem Eintritte ins Krankenhaus mercuriell behandelt oder misshandelt worden waren, hatten die bei uns im Volke üblichen und von alten Weibern ausgeübten Zinnober-Räucherungen durchgemacht und ausserdem die so beliebte Lösung des Sublimat in Branntwein larga manu gebraucht. — Obgleich die Heilungen dieser Fälle sich 6—8 Monate und in einem Falle sogar noch 12 Monate hinaus zog, so kann man jedenfalls mit diesem Resultate zufrieden sein, besonders wenn man es unter gleichen ungünstigen Umständen dem durch allöopathische Behandlung gewonnenen parallelisirt. — Mit dem minutiosen Referiren von Krankengeschichten will ich niemand belästigen, auch gestattet es weder der Raum noch steht es mit dem Zwecke dieses Berichtes in Einklang.

Nur noch ein paar Worte über die Grösse der Gaben der in der Syph. angewandten Mittel.

Es haben sich gewiss alle Praktiker davon überzeugt, dass

man in der Syphilis mit den Infinitesimaldosen nicht weit oder vielmehr zu keinem günstigen Resultate kommt, dass die Gaben, obgleich viel verschieden von denen der alten (besser veralteten) Schule, dennoch etwas Materielles beibehalten müssen. — Steht nun dieser Erfahrungssatz für die Krankheitsform Syphilis fest, so frage ich weiter: wer verbürgt mir, dass nicht auch andere Krankheitsformen demselben Gesetze unterworfen sind? — Dieses zur Beherzigung für diejenigen, die alles mit Streukügelchen in hohen oder gar Höchstpotenzen heilen wollen. Ich stelle gar nicht in Abrede, dass es gewiss auch Krankheitsformen giebt, die nur dieser Medication zugänglich sind; weiter unten ein freilich nur isolirt stehender Fall der für diese Ansicht zu sprechen scheint. — Der Zeit und einem späteren Geschlechte ist es vorbehalten das Chaos, welches in der Lehre von der Gabengrösse herrscht, zu lichten!

Die bei den ebenangeführten Kranken in Anwendung gebrachten Heilmittel waren: Sublimat, rother Praecipitat, Zinnober, Thuja, Salpetersäure, Jodkali und Arsen. —

Mercur. subl. corros. Sein Wirkungskreis ist der indurirte oder Huntersche Schanker, der syphilitische Tripper und die syphilitischen Leistengeschwüre, was die primären Affectionen anbelangt. — Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass er in diesen Fällen, vorausgesetzt dass nicht schon mit ihm oder einem anderen Mercurialpräparat Missbrauch getrieben, ein herrliches Mittel ist. — Doch auch hier, wie überall, ist strenges Individualisiren von grösster Wichtigkeit, denn sehr oft besteht neben der primären syphilitischen Affection noch eine chronische Dyskrasie, die von Hause aus selten der Beobachtung zugänglich, im Verlaufe und während des Gebrauchs des Sublimat sich herausstellt und dann ein anderes Mittel erheischt, unter dem die Heilung, die dem Sublimate nicht glücken wollte, schnell zu Stande kommt. Liesse sich beim ersten Blick auf den Kranken die Natur dieser Dyskrasie, oder überhaupt ihr Dasein bestimmen, so würde die Wahl des specifisch passenden Mittels nicht so schwierig sein, noch würde dabei Zeit verloren werden, und es stände dann die homöop. Behandlung, was das cito, tuto et jucunde anlangt,

oben an. — Wie oft habe ich es sehen müssen, dass wo der Sublimat treffend angezeigt schien, die Heilung sich sehr in die Länge zog, dass das primäre Geschwür Neigung zu Excrescenzen bekam, dass es seinen primitiven Charakter gänzlich mit einem andren vertauschte, dass secundäre Symptome im Rachen und auf der Haut auftauchten! Sind dieses alles Zufälligkeiten, gewiss nicht. — Wenn der Sublimat von Hause aus das passende Mittel war, warum heilte er nicht eben so sicher, wie wir es bei anderen Mitteln in anderen Affectionen gewohnt sind zu sehen; die Chancen bei der Wahl bleiben dieselben unter ähnlichen Verhältnissen. — Ich glaube kaum dass es ein Uebel giebt, welches so geneigt ist, sich mit einer schlummernden Dyskrasie zu verbinden, als gerade die Syphilis, und dieser Umstand ist es, wie mir scheint, der die Heilung so schwierig macht; die Verschiedenheit der Schankerformen selbst, liesse sie sich nicht auch auf diese Weise erklären? Als Beleg dafür mag die Beobachtung dienen, dass ich einmal 4 Individuen, die von einer Dirne inficirt waren, behandelte, davon hatte einer einen einfachen Schanker an der Eichel, der 2. einen Hunterschen ebenfalls nahe der Eichel und die beiden letzten serpiginöse Geschwüre an der Corona glandis und der einen Fläche des Praeputium; dieser Umstand war mir so auffallend, dass ich die Dirne aufsuchte und bei der Inspection ergab es sich, dass sie an den kleinen Lefzen und in der Vagina einfache Schankergeschwüre hatte; ich behandelte alle 5 Kranke während 5 Monate, sie genasen natürlich beim Gebrauche verschiedener Mittel. — Mir ist es in dem einfachen syph. Geschwür oft gelungen die Heilung mit dem Solubilis allein zu erzielen, oft aber musste ich doch zum Sublimat greifen; der Huntersche Schanker ist oft sehr hartnäckig und leider sieht man sehr oft zugleich mit dem Bestehen des primären sich secundäre Rachengeschwüre bilden, trotzdem dass der Sublimat ungesäumt angewandt worden, hier muss man ihn mit einem anderen Präparate, sei es nun Cinnabaris oder Praecipitatus ruber vertauschen; in den bei weitem meisten Fällen wird hier wohl der Praecipitat angezeigt sein. — Bilden sich, nachdem schon das primäre Geschwür (ich meine hier das indurirte) zu

granuliren begonnen, in den nahanliegenden Theilen harte Knoten, die erbsenförmigen, kleinen, indurirten Drüsen nicht unähnlich sind, oder bleibt der Grund des primitiven Geschwürs und die ganze Basis, auf der es ruht, noch hart, so ist der Mercurius jodatus ein ausgezeichnetes Mittel und schon nach einigen Gaben sieht man die Verhärtungen gleichsam schmelzen. — Nie habe ich die Aussage Jahr's, dass nach 8—10 Tagen während des Mercurgebrauches in jedem primären Schanker sich Granulation bilde, bestätigt gefunden; ob dieser Umstand in klimatischen Einflüssen oder in einer vorwaltenden Volksdyskrasie zu suchen sei, lasse ich dahingestellt.

Vom Praecipitatus ruber sah ich ausgezeichnete Wirkung da, wo nach der Anwendung des Sublimat das Geschwür zwar ein besseres Aussehn erlangt hatte, und auch schon Granulation sich bildete, wo es aber doch mit dieser langsam vorwärts ging und wo um das primitive Geschwür kleine phlyktänöse Geschwürchen sich bildeten. — Wurde hingegen die Granulation wuchernd oder bildete sich gar ein Ulcus elevatum, oder zeigten sich an verschiedenen Stellen des Scrotum trockne Condylomata, so musste der Cinnabaris in der 1. Verreibung zu 1 gr. pro dosi täglich 2—3 repetirt längere Zeit fortgegeben werden. Gesellen sich zu diesem noch Hautausschläge, namentlich die Psoriaris, wie ich dieses bei schon mehrmals inficirt gewesenen, allopathisch Behandelten zu beobachten Gelegenheit hatte, so kenne ich kein wirksameres Mittel als den Zinnober, dessen Wirkungskreis gerade in diesem Hautübel zu liegen scheint. Waren aber die Condylome flach, breitbasig und nässend oder wohl schmerzhaft und nahmen, trotz der Anwendung der indicirt scheinenden Mercurialia, die Geschwüre ein schmutziges phagedänisches Aussehen an, mit Absonderung übelriechender, dünnflüssiger, fleischwasserfarbe ähnlicher Jauche, stellten sich dabei brennende Schmerzen in den Geschwüren ein, so war die Salpetersäure ein ausgezeichnetes Mittel, aber nicht in Verdünnung sondern in dieser Form:

Rp. Acidi nitrici gutt vj.
Aquae destillat. ℥vj. } M. Capiat aeger mane et vespere ℥ß.

Einer von den obenangeführten Kranken, wo die syphilitischen Geschwüre keinem Mercurialpraeparate weichen wollten und den oben beschriebenen Charakter annahmen und wo der Patient vor dem Eintritte ins Hospital keiner Mercurialbehandlung unterworfen gewesen, genas in ungefähr 1 Monat bei dem Gebrauch der Salpetersäure in obiger Form.

Was nun die Thuja anbelangt, so scheint es mir, dass da wo neben Feigwarzen auch noch syphilitische Geschwüre bestehen, wie dieses nicht selten vorkommt, sie nicht das geeignete Specificum ist und oft musste ich beobachten, dass während ihres Gebrauches die Condylomata theilweise schwanden, sie aber auf die Geschwüre keinen Einfluss ausübte, und ich dann genöthigt war zu meinen geeigneten Mercurialpraeparaten oder zur Salpetersäure meine Zuflucht zu nehmen.

Bei serpiginösen Geschwüren, den hartnäckigsten von allen, war mir einige Mal der Arsen in der 4—6. Verdünnung ein ausgezeichnetes Mittel. — Die 2 Fälle, an denen ich mich im vorigen Jahre von neuen seiner Wirksamkeit versicherte, waren mit Scorbut complicirt (eine der ungünstigsten Complicationen!). — Die Kranken hatten nicht allein blutendes Zahnfleisch, sondern waren ausserdem noch am ganzen Körper von Blutflecken, wovon einige die Grösse einer flachen Hand hatten und schwarzes dickes Blut wie aus einen Abcess absonderten, besäet. — Mit dem Arsen gelang es die serpiginösen Geschwüre der Genitalien vollkommen zu beseitigen und den scorbutischen Symptomen Grenzen zu setzen, obgleich diese dem Arsen nicht weichen wollten. Carbo veget. und Acid. nitricum und muriaticum hatten auch keinen Einfluss bis endlich die Citronensäure (frische Citronen, $^1/_2$ täglich zu verbrauchen) zum erwünschten Ziele führte.

4) Pneumonie. Von den ins Hospital aufgenommenen 14 Pneumonieen genasen alle; einige von ihnen wurden schon in ziemlich vorgerücktem Stadium gebracht und liessen zu Anfang der Behandlung keinen günstigen Ausgang erwarten. Die dabei in Anwendung gebrachten Mittel waren hauptsächlich:

Bryonia: bei starkem synochalem Fieber, Seitenstechen, vielem quälenden Husten, mit Auswurf rostfarbenen Schleimes;

später wo schon Hepatisation nachweisbar war, that die Bryonia doch noch sehr viel und in einigen Fällen reichte sie allein vollkommen aus. — Wenn nach gelöster Hepatisation noch ziemlich lange das Schleimrasseln zu hören war und wenn dieses mit vielem Husten und copösem weissen, schaumigen Auswurfe sich verband, so leistete Tartarus emeticus in niederer Verdünnung (3—4—6) ausgezeichnete Dienste. — Was dieses Mittel specialiter anbelangt, so habe ich von ihm in der Pneumonia biliosa eine bei weitem weniger günstige Wirkung gesehen als von Solubilis trit. jjj.; — da aber, wo die Pneumonie mit rheumatischer Affection der Pleura und des Peritoneum complicirt war, wo bei jedem Hustenstosse die unerträglichsten Schmerzen in den Brustseiten und dem Bauche hervorgerufen wurden, wo Schmerz sowohl beim Bewegen als auch Berühren erregt wurde und wo sich der Kranke durchaus nicht auf die afficirte Seite legen konnte, wo das begleitende Fieber ziemlich lebhaft, und deutlich ausgesprochene gastrische Complicationen zugegen waren, da ist der Tartarus emeticus ein wahres Specificum, ich möchte ihm also weit eher die Pneumonia rheumatica als die biliosa zum Wirkungskreise anweisen. — Der Mercur. solubilis ist nun wieder in d. P. biliosa das was der Tart. emetic. in der rheumatica ist, nur muss er wie dieser in niedriger Verreibung (jjj) und wiederholt gegeben werden; ob eine höhere Verdünnung von demselben Resultate gekrönt sein würde, weiss ich nicht, bezweifle es aber. Selbst da, wo vollkommene Hepatisation eingetreten, wo aber die biliösen Symptome, namentlich der Schmerz und das Gedrungensein der Leber, icterische Färbung der Haut und der Albuginea des Auges, galliges Erbrechen und grüne, schleimige, frequente aber nicht copöse, geruchlose Ausleerungen oft von Tenesmus begleitet zugegen waren, war die Wirkung des Solubilis eine überraschende und hat mir schon so manches Mal Kranke gerettet, die von Allöopathen mit Aderlass, Potio Riveri u. s. w. behandelt, ihnen endlich das Geständniss ihrer Ohnmacht begleitet von einem frommen Achselzucken abgezwungen hatten. — Jedenfalls ist das Mittel der hier ebenfalls angezeigten Nux vomica weit vorzuziehen. —

Was nun eines unserer Hauptmittel in der Pneumonie, den Phosphor, anbelangt, so habe ich mich von dessen Heilkraft besonders dann überzeugt, wenn die Entzündung in eine Lähmung überzugehen drohte oder wenn sie den typhösen Charakter annahm, wenn der ganze Organismus so zu sagen der deprimirenden Macht des Uebels zu unterliegen drohte, der Puls schwach, frequent und klein wurde, wenn sich Flockenlesen und Sehnenhüpfen u. s. w. einfanden. — Im Ganzen entspricht der Phosphor einem sehr weit vorgerücktem Stadium der Krankheit. In Lungenentzündungen solcher Individuen, die den phthisischen Habituszur Schau tragen, wo schon Tuberceln nachweisbar sind, und die oft schon längere Zeit hindurch von kurzem trocknen Hüsteln geplagt wurden, wo der entzündliche Process bekanntlich einen so traurigen Ausgang nimmt, ist der Phosphor wahrlich noch die ultima salutis ancora. —

Sulphur passt, meinen Erfahrungen zu Folge, nicht, so lange noch Fieber und die eigentlichen Entzündungssymptome nicht beschwichtigt sind, er leistete mir nur dann Nutzen, wenn das stadium reconvalescentiae sich in die Länge zog, der Husten mit geringem Schleimauswurfe sich nicht legen wollte und ein eigenthümliches Gefühl von Schwäche in der Brust diejenigen Symptome waren, über die die Kranken sich beschwerten, ohne aber dieses Schwächegefühl näher beschreiben zu können. —

5) Erysipelas. Von den ins Hospital aufgenommen 6 Erysipelas-Kranken litten 4 an E. faciei und 2 an E. bullosum pedis, das beim Eintritte schon in Gangrän überzugehen drohte; alle genasen, die beiden letzten freilich nach ziemlich langer Zeit. — Unter den an E. fac. leidenden befand sich ein höchst robuster 30 jähriger Soldat, wo das Erysipelas das ganze Gesicht, Hals, Nacken und sogar den Haarkopf mit ergriffen, und wo der entzündliche Process die Gehirnhäute in Mitleidenschaft gezogen hatte, wo sich so furibunde Delirien einstellten, dass er von 6 Menschen nicht gebändigt zu werden vermochte; er schimpfte, tobte und schlug so wild um sich, dass eine Zwangsjacke angelegt werden musste; hier that, nach vergeblicher Anwendung der Belladonna, Hyoscyamus vj. 2stündlich zu 2 Tropfen gereicht, aus-

gezeichnete Dienste. — Die Belladonna ist wohl eines der Hauptmittel bei Erysipelas simplex, während Rhus mehr dem Erys. bullosum entspricht; droht aber bei dieser Gangrän (was leider sehr oft, bei uns wenigstens der Fall ist) so ist der Arsen am Platze, doch gelingt es auch mit ihm nicht immer den Feind zu besiegen und die Gangrän bricht dennoch aus. — Von den beiden oben angeführten Kranken wurde bei dem einen das Erys. trotz Arsen und Lachesis gangränös und es stiessen sich später sämmtliche Integumenta communia von dem ganzen Fussrücken so los, dass man die Sehnen der Extensoren wie mit dem Scalpell präparirt vor sich liegen sah; die nachfolgende Eiterung war gutartig, doch brauchte es viel Zeit ehe sich das Geschwür durch Granulation gefüllt hatte. Bei dem anderen gelang es die Gangrän durch den Gebrauch des Arsen vj zu verhüten. —

Einen obgleich einzelnen Fall kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, es ist dieser der mit Ohrenpolyp aufgenommene Kranke. — Ein junger robuster 20 jähriger Bauer von guter Constitution hatte bereits seit 2 Jahren einen Polyp im linken Ohre; der Polyp war von zarter, schwammiger Construction, von rosenrother Farbe und so gross, dass er nicht allein die ganze Ohrmuschel ausfüllte, sondern auch noch in der Grösse eines Taubeneies zum Ohre heraushing; dabei blutete er zuweilen, besonders bei unvorsichtiger Berührung und sonderte fortwährend eine gelbliche, ziemlich consistente, schleimige Flüssigkeit ab, die theils auf den Polyp selbst, theils auf den benachbarten Theilen Krusten bildete, die an Farbe dem Tischlerleim sehr ähnlich waren; dabei war der Kranke auf diesem Ohre taub, und hatte seit Jugend auf, noch vor der Bildung des Polyp, an Ohrausfluss des linken Ohres gelitten. — Ich hatte schon längst vorher das, was Jahr in seinen „Klinischen Anweisungen“ über die Behandlung der Ohrenpolypen sagt, gelesen und damals schon fiel mir auf, dass er mit so grossen Nachdruck darauf dringt kleine und seltne Gaben in dieser Krankheit zu reichen. — Ich beschloss also den Versuch zu machen und gab dem Kranken Calcarea carbonica $\overline{\text{X}}$ alle 6 Wochen eine Gabe; äusserlich wurde natür-

licher Weise nichts weiter angewandt als Einspritzungen von lauwarmen Wasser, was auch nur der Reinlichkeit halber geschah. — Nach 3 Gaben Calcarea, also nach 18 Wochen, war der Polyp so weit eingeschrumpft, dass man sein äusseres, früher Taubeneigrosses und zum Ohre heraus hängendes Ende von der Dicke eines Federkieles 2—3 Linien von äusserem Rande des Gehörganges entfernt, liegen sah; seine Farbe hatte sich nicht verändert, nur war das Secret nicht mehr vorhanden. Der Vater des jungen Mannes, der zu dieser Zeit zur Stadt kam, reclamirte seinen Sohn der Feldarbeit halber, weder Bitten noch Vorstellungen vermochten ihn dazu zu bewegen seinen Sohn bis zum Ende der Cur im Hospitale zu lassen, und so musste ich mich mit dem gewonnenen Resultate, freilich schweren Herzens, begnügen. Seit der Zeit habe ich den jungen Bauer nicht wieder gesehen, hoffe aber ihn auf einer im nächsten Sommer bevorstehenden Rundreise noch aufsuchen zu können und werde dann gewiss nicht ermangeln weiter Bericht über seinen Zustand zu erstatten. — War dieses auch etwa Naturheilung, und wäre ich besser gefahren, wenn ich dasselbe Mittel in niedriger Verdünnung und oft wiederholt gegeben hätte?

Es wurden ausserdem noch, wie aus nachstehender Tabelle zu sehen, 403 Kranke ambulatorisch behandelt; alle bekamen die Arznei unentgeldlich, da die meisten dem unbemittelten Stande angehörten. Die acuten darunter vorkommenden Fälle mussten in ihrer Behausung verpflegt werden und wurden deshalb auch dort von mir besucht. — Wenn die Zahl der Genesenen im Vergleich zu der Anzahl der Fälle klein zu nennen ist, so ist der Grund davon wohl hauptsächlich darin zu suchen, dass es unbestimmt geblieben, wie viele von den Weggebliebenen und 1 Mal dagewesenen genesen sind. — Die Zahl der Fälle ist noch nicht sehr gross, doch aller Anfang ist schwer, in der Folge wird die Anzahl hoffentlich wachsen.

Tabellarische Uebersicht der im Hospital des Appanagen-Comptoir's zu Nishni Nowgorod vom 1. November 1854 bis zum 1. November 1855 ambulatorisch behandelten Kranken.

Krankheitsnamen	Zahl der Fälle	Geheilt	Gebessert	1 Mal dagewesen	Weggeblieben	Gestorben	In Behandlung geblieben
Abscessus	2	2	—	—	—	—	—
Amaurosis	3	—	—	3	—	—	—
Amblyopia	2	—	—	1	1	—	—
Amenorrhoea	12	4	—	7	1	—	—
Angina chronica	3	—	—	3	—	—	—
,, membranacea	1	1	—	—	—	—	—
,, parotidea	1	1	—	—	—	—	—
Aphthae	2	1	—	—	1	—	—
Arthritis	3	—	1	1	—	—	1
Asthma nervosum	1	—	1	—	—	—	—
Atrophia meseraica	5	3	—	1	—	—	1
,, bulbi oculi	1	—	—	1	—	—	—
Blepharitis acuta	2	2	—	—	—	—	—
,, chronica	4	3	—	—	—	—	1
Bubones	1	—	—	1	—	—	—
Cancer mammae	1	—	—	1	—	—	—
,, labii inferioris	1	—	—	1	—	—	—
Cataracta	2	—	—	2	—	—	—
Catarrhus chronicus pulm.	15	8	—	6	—	—	1
,, intestinalis	5	5	—	—	—	—	—
,, ventriculi	5	4	—	—	—	—	1
,, pulmon. acutus	8	8	—	—	—	—	—
Cephalalgia rheumatica	3	2	—	1	—	—	—
Chlorosis	1	1	—	—	—	—	—
Chorea	2	—	—	2	—	—	—
Cholera infantum	6	6	—	—	—	—	—
Contractura brachii	1	—	—	1	—	—	—
Coujunctivitis	1	1	—	—	—	—	—
Congestiones	26	13	—	12	1	—	—
Crusta serpiginosa	5	3	—	2	—	—	—
Cyphosis	4	1	—	3	—	—	—
Dacryocystitis	2	2	—	—	—	—	—
Descensus uteri	4	2	1	1	—	—	—
Diarrhoea	8	8	—	—	—	—	—
Dysmenorrhoea	1	1	—	—	—	—	—
Dysenteria	3	3	—	—	—	—	—

Krankheitsnamen	Zahl der Fälle	Geheilt	Gebessert	1 Mal dagewesen	Weggeblieben	Gestorben	In Behandlung geblieben
Eczema	1	1	—	—	—	—	—
Emphysema pulmonum	1	—	—	1	—	—	—
Epilepsia	3	1	1	1	—	—	—
Erysipelas	6	5	—	1	—	—	—
Exostosis	1	—	—	1	—	—	—
Febr. intermittens quotidina	6	2	—	3	1	—	—
,, ,, tertiana	7	4	—	3	—	—	—
,, ,, quartana	7	3	—	3	1	—	—
,, rheumatica	3	3	—	—	—	—	—
,, puerperalis	2	2	—	—	—	—	—
,, gastrica	1	1	—	—	—	—	—
Furunculus	2	2	—	—	—	—	—
Fungus durae matris	1	—	—	1	—	—	—
Gastralgia	11	7	—	2	2	—	—
Gonorrhoea acuta	2	1	—	—	—	—	1
,, chronica	1	1	—	—	—	—	—
Hydrops post scarlatin.	2	2	—	—	—	—	—
,, ,, Feb. interm.	3	1	—	2	—	—	—
,, anasarca	4	2	—	2	—	—	—
,, ascites	1	—	—	1	—	—	—
Haemoptysis	3	1	1	1	—	—	—
Hemicrania	3	2	—	1	—	—	—
Helminthiasis	4	3	—	1	—	—	—
Hepatitis	1	1	—	—	—	—	—
Herpes	10	4	2	2	2	—	—
Hygroma patellae	1	1	—	—	—	—	—
Hysteria	2	1	—	—	1	—	—
Icterus	1	1	—	—	—	—	—
Incontinentia urinae	1	—	—	1	—	—	—
Influenza	2	2	—	—	—	—	—
Induratio glandul. submax.	6	3	2	1	—	—	—
Intertrigo	1	1	—	—	—	—	—
Ischuria	2	2	—	—	—	—	—
Iritis	3	2	—	1	—	—	—
Ischias nervosa	6	2	—	2	2	—	—
Laryngitis chronica	4	1	1	2	—	—	—
Lienteria	2	2	—	—	—	—	—
Lumbago	1	1	—	—	—	—	—
Maculae corneae	2	—	—	—	2	—	—
Mastitis	1	—	—	—	—	—	—
Menorrhagia	4	3	—	1	—	—	—
Mentagra	1	—	—	—	1	—	—
Metrorrhagia	1	1	—	—	—	—	—
Molimina post abusum vini	1	1	—	—	—	—	—
Molimina haemorrh.	10	9	—	—	—	—	—
Neuralgia facialis	1	—	—	1	—	—	—

Krankheitsnamen.	Zahl der Fälle	Geheilt	Gebessert	1 Mal dagewesen	Weggeblieben	Gestorben	In Behandlung geblieben
Ophthalmia arthritica	2	1	—	1	—	—	—
,, blenorrhoica	1	1	—	—	—	—	—
,, rheumatica	6	4	—	2	—	—	1
,, scrophulosa	19	10	—	8	—	—	1
Otorrhoea	2	1	—	—	—	—	—
Ozaena scrophulosa	1	—	—	1	—	—	—
Pannus	1	—	—	1	—	—	—
Paralysis	2	—	2	—	—	—	—
Periostitis	1	—	—	1	—	—	—
Perniones	1	1	—	—	—	—	—
Plethora abdominalis	4	2	—	1	1	—	—
Pleuritis	1	1	—	—	—	—	—
Phthisis	5	—	2	1	—	2	—
Paedarthrocace	2	—	2	—	—	—	—
Prolapsus ani	4	3	—	1	—	—	—
Rheumatismus	26	9	—	15	1	—	1
Scarlatina	2	2	—	—	—	—	—
Scabies	2	2	—	—	—	—	—
Scirrhus ventriculi	1	—	—	1	—	—	—
Scorbutus	1	1	—	—	—	—	—
Surditas	9	1	1	4	1	—	2
Sycosis	1	—	—	—	1	—	—
Syphilis	8	2	—	3	2	—	—
Tinea capitis	2	—	—	1	1	—	—
Trichiasis	1	—	—	1	—	—	—
Tussis convulsiva	1	1	—	—	—	—	—
Ulcera corneae	1	1	—	—	—	—	—
,, herpetica	1	—	1	—	—	—	1
,, varicosa	4	—	1	1	1	—	1
,, phagedaenica	3	—	—	—	—	—	—
Urticaria	1	1	—	—	—	—	—
Vitium organicum cordis	2	—	—	1	1	—	—
Total	403	211	19	132	25	2	14

Darunter waren:

Männer von 20—50 Jahre . .	101
„ „ 50—80 Jahre . .	13
Kinder beiderlei Geschlechts .	98
Frauen	191
	403

XI.

Die Homöopathie in Tirol.

Von Dr. **Kaan** in Innsbruck.

Tirol bildet durch seine geographische Lage, durch die Anhänglichkeit seiner Bewohner an die Ueberlieferungen der Väter, durch den Mangel aller Eisenbahnen, durch den geringen industriellen Aufschwung und den schwachen geistigen Verkehr eine Felseninsel im übrigen Europa.

Obgleich die natürliche Völkerstrasse nach Süden das Land durchzieht, bewahrte der Tiroler ungefälscht die Religion und Sitte seiner Ahnen, und selbst in Kleidung und Lebensweise bildet jedes Thal eine geschichtliche Erinnerung der Vorzeit.

Die Homöopathie, Frucht des intellectuellen Fortschrittes unseres Jahrhunderts, konnte sich nur mühsam in diesem Lande verbreiten und stiess auf zahllose Gegner und Widersacher.

Der Brenner bildet die Grenzscheide zwischen den Herren der Alltagsmedizin: dem Abführmittel und dem Aderlass, und Hahnemann und seine Jünger erschienen dem einfachen Gebirgsbewohner als Rebellen, die seinen Autoritätenglauben an die Medizin seiner Vorfahren zu erschüttern wagten.

Der Bauer in den zerstreuten Gemeinden und Dörfern ist bei seiner Erkrankung an den Bader (Wundarzt) angewiesen, der nach vollendeten Studien mit der Erwerbung einer Gemeindearztstelle das Siegel seinem medizinischen Wissen aufdrückt und jede weitere Fortbildung für unnütz hält; da er zugleich Apotheker ist, so ist Hahnemann's Heillehre schon aus mercan-

tilen Gründen für ihn ein Gräuel, und er zieht weit vor, seine alten Extracte und selbstgesammelten Kräuter an den Mann zu bringen, als Tröpfldoctor*) zu werden. Auch trägt nach ihrem eigenen Auspruch die Apotheke mehr als die ganze ärztliche Kunst.

In den Städten ist das Bürgerthum zum Theil mit Apothekern und Aerzten der alten Schule verwandt, fremd jeder naturwissenschaftlichen Bildung, an Massen-Medizin gewöhnt und verwirft jede Neuerung ohne Prüfung.

Die Homöopathie greift ihre Lieblingsgetränke, Wein und Kaffee, an, die in der Nahrung beider Geschlechter eine Hauptrolle spielen, und deren Enthaltung für sie oft unangenehmer ist, als eine Krankheit.

Ein einziger Stand verbreitete Hahnemann's Lehre in Berg und Thal und machte es homöopathischen Aerzten möglich, sich in Tirol niederzulassen; es waren dies die Geistlichen, die oft auf dem Lande theils aus Mangel an ärztlicher Hilfe, theils aus Ueberzeugung von der Unwissenheit ihres Baders, theils aus natürlicher Liebhaberei zu einer Beschäftigung sich mit homöopathischen Handbüchern versahen, Hausapotheken sich anschafften und mittellosen Kranken Rath und Hilfe ertheilten. Solche Priester gab es viele in Tirol, zwei sind mir persönlich bekannt, der eine der Canonicus von Tschiderer in Südtirol, der andere Pater Joseph Holzknecht aus dem Servitenorden in Nordtirol. Beide hatten ob ihrer Anhänglichlichkeit an die Homöopathie genug Wiederwärtigkeiten und Verdriesslichkeiten zu erdulden.

Unter den Aerzten, die dem neuen Systeme Achtung selbst von ihren Gegnern zu verschaffen wussten, steht obenan der leider zu früh verstorbene Dr. Marchesani in Bozen, der eine ungeheuere Anzahl Kranker mit Vertrauen, Liebe und Dankbarkeit für diese Heillehre erfüllte. Ferner der ebenfalls verstorbene Dr. Tschan, der beste Operateur Tirols.

Der gegenwärtig als Stabsarzt nach Padua versetzte Dr. Strassnicki erwarb früher schon in Brixen und später in Inns-

*) Die Homöopathen heissen hier so.

bruck während seines vieljährigen Aufenthaltes der Homöopathie viele Anhänger.

Zu den gegenwärtig in Tirol domicilirenden homöopathischen Aerzten muss gerechnet werden Dr. Luggin, Leibarzt der Erzherzogin Elisabeth in Bozen, wo ebenfalls Dr. Rottensteiner und ausserdem noch zwei Chirurgen die Homöopathie ausüben. Ferner in Obermais bei Meran Dr. Mazegger, in Bregenz Dr. Müller, in Feldkirch Dr. Greising, in Innsbruck ausser mir noch Dr. Schenach.

Dr. Merz, der, wie ich hörte, die Homöopathie in Leipzig studirte, hat sich von ihr abgewendet und ist Rademacherianer.

Eine Schattenseite der homöop. Aerzte Tirols liegt darin, dass sie auch auf Verlangen der Patienten allöopathisch behandeln, wodurch natürlich ihre Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer eigenen Heilmethode untergraben und das Vertrauen der Kranken erschüttert wird, was blos darin seinen Grund hat, dass die Aerzte leben müssen und die Zahl der sich mit der Homöopathie begnügenden Kranken in Tirol noch eine sehr geringe ist.

Um zu beweisen, zu welch lächerlichen Mitteln die Gegner unseres Systems greifen, um dessen Fortschreiten zu hindern, will ich hier in einigen Worten die Hauptentgegnungen gegen unsere Heilmethode anführen:

Die Homöopathie ist nichts, denn sie gibt zu kleine Gaben, um auf eine so kräftige Natur, wie die eines Gebirgsbewohners wirken zu können, der Homöopath gibt Tropfen und Kügelchen

„Um es am Ende geh'n zu lassen
Wie's Gott gefällt!“

Der Homöopath verabfolgt lauter Gifte und erst nach Jahren treten die schädlichen Folgen dieser Methode hervor. Die Homöopathie greift die Nerven an und macht den Menschen nervös, sie passt nicht für alle Krankheiten und natürlich nie für die, woran der Kranke gerade leidet. Sie wäre nur gut, so lange der Kranke ausser Bett ist, aber bei ernstlichen Krankheiten, wo Gefahr im Verzug ist, müsse man zur Lanzette greifen; sie verbrennt die

monatliche Reinigung, macht die Frau unfähig Kinder zu gebären, ja sogar die homöopatisch Verstorbenen gehen schneller in Verwesung über.

Da muss man unwillkührlich ausrufen:

„Gegen Wahnsinn kämpfen Götter selbst vergebens."

Diese und andere Gründe erklären zur Genüge, warum mehre Homöopathen, wie z. B. der ausgezeichnete Dr. Mader, der gegenwärtig in Laibach einen enormen Ruf geniesst, nicht durchgreifen konnten. — Es ist wirklich eine Sysiphus-Arbeit, bei jedem gefährlichen Kranken mit dem Heere von vorurtheilsvollen Tanten und Basen zu kämpfen, die mit erlaubten und unerlaubten*) Mitteln den Fremdling zu verdrängen und einen theuern bekannten oder verwandten ärztlichen Sprössling der alten Schule einzuführen trachten.

Ich würde daher keinem meiner Collegen rathen, die dornenvolle Bahn eines homöopathischen Arztes in Tirol zu betreten. Vielleicht erst künftige Jahrzehnde oder ein durch die Eisenbahnen schnell erwachsender grösserer Verkehr mit dem Ausland kann bessere Tage für die Homöopathie versprechen.

Ich lasse nun zur Beurtheilung meiner Thätigkeit eine übersichtliche Tabelle der von mir seit $1^1/_2$ Jahr behandelten Kranken folgen, hielt aber diese Auseinandersetzung vorher für nothwendig, um zu erklären, warum einer Seits verhältnissmässig so viele Kranke, wenn sie nicht schnellen Erfolg sahen, wegblieben, und um andererseits es glaublich zu machen, dass bei tödtlichem Ausgang das Herbeirufen eines Allöopathen beinahe allgemeine Sitte ist; denn es würde für ein Verbrechen angesehen werden, mit so geringen Dosen in eine bessere Welt hinüberzusegeln.

---

*) Ich verlor einst eine Patientin, die ich einige Monate früher in einer schweren Krankheit gerettet hatte, weil einer guten Freundin von ihr im Traum ein verstorbener Schüler der Theologie erschienen war, der sie aufforderte, ihre Freundin vor der Homöopathie zu warnen. So erschien selbst ein Traumgebilde als Beweis für die Gefährlichkeit unserer Methode.

Ich folgte daher, was in einer so kleinen Stadt leicht möglich ist, den Verlauf der mir untreu gewordenen, unheilbaren Kranken, und las mit Ausnahme eines Einzigen in kurzer Zeit trotz Lanzette und lateinischer Küche, ungeachtet des Leberthran, des Morphium und Chinin's, Alle in der Liste der Verstorbenen.

Die Kurpfuscherei hat in Tirol eine grosse Verbreitung und durch die Gewohnheit eine Art Allgemeingiltigkeit gewonnen, und in Dorf und Stadt trifft man Naturärzte, sogenannte natürliche Genies, die ohne Diagnose, gewöhnlich mit heroischen Abführmitteln ihr Unwesen treiben, dem Gesetze Hohn sprechen und vor den Augen der Medicinalbehörden quacksalbern.

Die Aerzte sprechen sich über sie im Allgemeinen weniger ungünstig aus, als über die Anhänger Hahnemann's, und sehen einen Kranken lieber in ihren Händen, als in denen eines Homöopathen.

Obwohl meine Collegen sich öffentlich dahin äussern, die Homöopathie sei für manche Krankheiten ganz angezeigt, so ist mir unter der Masse meiner Kranken noch nie einer von meinen Collegen zugeschickt worden. Die Praxis straft also ihre Theorie Lüge, denn da ich der einzige ausschliessliche Homöopath in Innsbruck bin, so müssten derlei Fälle sich ereignen, wo ihre Kunst zu Ende, und im Interesse des Kranken die Homöopathie des Versuchs werth wäre.

Die Patienten gehörten theils dem hohen Adel, höhern Beamtenstand, theils den niedersten Schichten der Bevölkerung an und waren vorzüglich aus dem weiblichen Geschlechte. Der Uebergang in die Allöopathie fand gewöhnlich statt, wenn ich am Krankenbett den Fall für gefährlich erklärte, oder nach einer längeren Behandlung kein sichtlicher Erfolg zu bemerken war.

Verzeichniss.

Name der Krankheit	Zahl	Geheilt	Gebessert	Ohne Erfolg	Gestorben	Ausgeblieben	Anmerkung
Bleichsucht	6	3	3	—	—	—	
Blutung der Gebärmutter	5	1	1	—	—	3	
Brüche	5	2	1	—	1	1	
Cataracta	3	—	1	2	—	—	
Cholerine	13	13	—	—	—	—	
Cholera	6	4	—	—	2*)	—	*) einer in allöopath. Behandlung bei einem andern Arzt
Durchfälle	17	16	—	1	—	—	
Entartung							
,, der Baucheingeweide	1	—	—	—	1**)	—	**) allöopath.
,, der Leber, krebsige	1	—	—	—	1***)	—	***) alleopath.
,, der Gebärmutter, fibröse	1	—	—	—	—	1	
,, der Ohrspeicheldrüse	1	—	1	—	—	—	
,, des Eierstocks	1	—	—	—	—	1	
Entzündung							
,, des Magens mit Erweichung	1	—	1	—	—	—	
,, des Auges, katarrhalische	7	6	—	—	—	1	
,, ,, ,, gichtische	2	—	1	1	—	—	
,, ,, ,, scrophulöse	10	8	1	—	—	1	
,, des Bauchfells	6	5	—	—	1†)	—	†) starb an Ruptur
,, der Brustdrüse	1	1	—	—	—	—	
,, des Eierstocks	1	1	—	—	—	—	
,, des Gehirns	13	9	1	—	—	3	
,, des Hodens	1	1	—	—	—	—	
,, des Kehlkopfs	9	9	—	—	—	—	
,, der Luftröhre	5	4	1	—	—	—	
,, der Lungen	6	6	—	—	—	—	
,, der Mandeln	2	2	—	—	—	—	
,, des Nagelgliedes	2	2	—	—	—	—	
,, der Ohrspeicheldrüse	3	3	—	—	—	—	
,, der Ohren	4	2	—	1	—	1	
,, der Schilddrüse	7	6	—	—	—	1	
,, der Speiseröhre	2	1	—	—	—	1	
,, der Zunge	1	1	—	—	—	—	
Fussgeschwüre	14	6	1	—	—	7	

Name der Krankheit	Zahl.	Geheilt	Gebessert	Ohne Erfolg	Gestorben	Ausgeblieben	Anmerkung
Fieber							
„ entzündliche	11	10	—	—	—	1	
„ rheumatische	2	1	—	—	—	1	
„ gallige	4	4	—	—	—	—	
Gebärmutterkrankheiten	18	13	3	1	—	1	
Gliedschwamm	3	—	—	2*)	1	—	*) starben später allöopathisch.
Hautausschläge acute							
„ „ Blattern	2	2	—	—	—	—	
„ „ Rothlauf	4	4	—	—	—	—	
„ „ Erythem	3	3	—	—	—	—	
„ chronische							
„ „ Ekzem	5	4	1	—	—	—	
„ „ Flechte (Zoster)	1	1	—	—	—	—	
„ „ Psoriasis	2	—	—	1	—	1	
„ „ Lichen	1	1	—	—	—	—	
„ „ Mentagra	1	—	—	1	—	—	
„ „ Gutta rosacea	1	—	1	—	—	—	
Harnbeschwerden	7	3	1	1	—	2	
Herzfehler	17	4	8	3	—	2	
Katarrhe, acute							
„ „ der Blase	3	2	—	—	1**)	—	**) starb an einer Hoden - Blasenfistel.
„ „ des Darmes	6	6	—	—	—	—	
„ „ der Harnröhre	1	1	—	—	—	—	
„ „ des Magens	15	13	—	—	—	2	
„ „ der Lungen	14	14	—	—	—	—	
„ „ der Stirnhöhle	2	2	—	—	—	—	
„ „ der Scheide	2	1	—	—	—	1	
„ chronische							
„ „ der Lungen	8	5	2	—	—	1	
Leberanschwellung	13	10	2	—	—	1	
Nervenfieber (Typhus)	9	7	—	—	2***)	—	***) Einer allöopathisch
Nervenkrankheiten							
„ Epilepsie	4	1	1	—	—	2	
„ Gesichtsschmerz	6	4	2	—	—	—	
„ Hüftweh	5	4	—	1	—	—	
„ Hysterie	12	5	2	1	—	4	
„ Hypochondrie	2	—	1	—	—	1	
Krämpfe							
„ allgemeine	4	1	—	2	—	1	
„ vom Zahnen	5	4	—	—	—	1	

Name der Krankheit.	Zahl	Geheilt	Gebessert	Ohne Erfolg	Gestorben	Ausgeblieben	Anmerkuug
Krämpfe							
,, des Magens	9	7	1	—	—	1	
Krampfhusten	11	9	—	—	1*)	1	*) alloeopath.
Lähmung	6	—	—	4	—	2	
Regeln, krankhafte	10	7	—	—	—	3	
Rheumatismus							
,, acut	23	20	—	1	—	2	
,, chronisch	7	3	1	1	—	2	
Rückenmarksreizung	6	4	2	—	—	—	
Schwäche	3	—	2	—	—	1	
Syphilis	6	2	—	—	—	4	
Tuberculosis							
,, des Gehirns	4	—	1**)	2	1	—	**) noch in Behandlung
,, der Lungen	15	5	4	2	4	—	
Wassersucht	1	—	—	—	1***)	—	***) alloeopath.
,, des Bauches							
,, der Brust	1	—	—	—	1	—	
,, des Gehirns	1	—	—	—	1 †)	—	†) alloeopath.
Unterleibsvollblütigkeit	11	9	1	—	—	1	
Wechselfieber	2	2	—	—	—	—	
Zahnschmerz	11	8	—	1	—	2	
Summe	477	318	49	29	19	62	

Diese Tabelle gibt eine genaue Uebersicht der von mir in einem Zeitraume von $1^1/_2$ Jahren behandelten Kranken, deren Zahl, wenn man sie mit den Gesundheits-Verhältnissen Innsbrucks und den mir entgegenstehenden Hindernissen vergleicht, gewiss eine bedeutende ist.

Ich füge zur genauern Orientirung des Lesers einige Zeilen über Innbrucks topographische Verhältnisse bei.

Innsbruck liegt in einer Seehöhe von beinahe 2000 Fuss unter dem 47° 15′ 30″ der nördlichen Breite und dem 29° 3′ 3″ der Länge und geniesst eines gemässigten gesunden Klima's.

Der Sirocco, der im Früh- und Spätjahr mit besonderer Heftigkeit wüthet, verursacht nach der verschiedenen Constitution

Empfindungsveränderungen, als: Schwindel, Eingenommenheit des Kopfes, Wallungen zu den verschiedensten Organen, und besonders stört er die monatliche Reinigung, so dass selbst im Bauernstand die Fälle ziemlich häufig sind, dass Mädchen bloss durch die Wintermonate menstruirt sind, ohne dass Bleichsucht oder andere Krankheiten folgen. Die Lage Innsbrucks in der Nähe von Hochgebirgen und die häufigen Windströmungen reinigen die Luft, und Epidemien gehören hier zu den Seltenheiten (die mittlere Jahrestemperatur ist $7^1/_2{}^0$ Reaumur), daher gibt es verhältnissmässig wenig Kranke, und Todesfälle im mittleren Lebensalter gehören zu den Ausnahmen.

Bei einer Bevölkerung von 14,000 Menschen stellt sich das Sterblichkeitsverhältniss durchschnittlich auf $2^1/_2{}^0/_0$.

Das Trinkwasser ist gesund und da der Bewohner Innbrucks ziemlich vernunftgemäss lebt, die Strassen sehr rein gehalten sind, Uebervölkerung nur in den ärmeren Stadttheilen (St. Nikolaus, Höttnig, Kohlsstadt und Mariahilf) stattfindet, so fehlt hier der Grund für miasmatische Krankheiten.

Zahllose Wohlthätigkeitsanstalten und eine gut organisirte Armenpflege vermindern den Pauperismus, der mehr in Faulheit und Arbeitsscheue als wahrer Erwerblosigkeit seine Quellen hat.

Innsbruck hat 25 Doctoren und 9 Chirurgen, wovon der grösste Theil Praxis ausübt; diese sind sämmtlich der Homöopathie abhold und erschweren nach Kräften theils aus Ueberzeugung, theils aus Brodneid das Wirken jedes Homöopathen.

In meiner Tabelle fällt besonders die grosse Zahl der Ausgebliebenen auf, so dass durchschnittlich der 10. nur einmal sich bei mir Raths erholte, und wenn sein jahrelanges Leiden nicht gleich gebessert wurde, laut in den Chorus der Feinde Hahnemann's mit einstimmte. Dieses Ausbleiben hat vorzüglich seinen Grund in der Uebersättigung Innsbrucks mit den Schülern Aeskulap's, die im harmlosen Gespräch den Kranken von der Thorheit unserer Methode zu überzeugen sich bemühen.

Vergleicht man die Zahl der Erkrankungen nach Abzug der Ausgebliebenen mit der Zahl der Todesfälle, so ergiebt sich ein Sterblichkeitsverhältniss von $5^0/_0$ worunter die meisten unheilbare

Kranke waren, wie Krebs, Tuberkulosis im Erweichungsprozess, Gliedschwamm und Hypertrophie des Gehirnes.

Unter den 19 Verstorbenen sind 2 Typhöse, die 12 Stunden nach meinem Erscheinen, unter den 4 Tuberkulosen der Lunge drei, die 8 Tage nach meinem ersten Besuche hinweggerafft wurden. Auch ein Cholerakranker, den ich gewiss gerettet hätte, wurde nach 24 Stunden auf Anrathen eines mich verdrängenden allöopathischen Collegen meinen Verordnungen untreu und starb ruhig den 2. Tag, umgeben von grossen Phiolen und Tiegeln.

Eine krebsartige Entartung der Leber wurde von einem unserer renommirtesten Praktiker als Pyothorax behandelt und die Paracenthesis pectoris gemacht, worauf sich statt Eiter Krebsmasse entleerte. Die Diagnose war schwierig, dumpfer Percussionston bis zwei Finger über die rechte Brustwarze und Mangeln des Respirationsgeräusches liessen ein Exsudat der Brust vermuthen; die Zwischenrippenräume waren aber eingefallen, die Leber bedeutend vergrössert.

Der Patient lebte bei mir noch 3 Wochen. Die Section erwies eine krebsartige Entartung der Leber, die um das Dreifache ihres Volums sich vergrössert und die Lungen hinaufgedrängt hatte.

Ein einziger Fall von einem 8jährigen Kinde liegt mir schwer am Herzen; es war eine einfache Bauchfellentzündung. Das Kind war bereits im vollen Wege der Besserung. Bei meiner Morgenvisite erlaubte ich bereits das Aufstehen; da man in mich gedrungen, doch etwas für die Leibesöffnung zu sorgen, so verordnete ich eine Klystier, was leider im Momente angewandt wurde, als das Kind Nasenbluten hatte. Unmittelbar nach dem Klystier traten Symptome ein, wie sie bei Exsudaten in der Brusthöhle stattfinden. Nach 12 Stunden verloren wir das Kind. Mein College Dr. Strassnicki war der Ansicht, die Todesveranlassung sei eine Ruptur gewesen; die Section wurde nicht gemacht.

Einen Bruchkranken verlor ich, dessen Bruch eingeklemmt

war, wie die Section nachwies, obgleich zwei Chirurgen beigezogen wurden, wovon keiner traute die Herniotomie zu machen.

Ich kann mein Todten-Resumé nicht schliessen, ohne des Arseniks dankbar zu erwähnen, der am Sterbebette gewiss mehr leistet als die berühmten Opiate, mindestens sind die wenigen, die ihn erhielten, ruhig und ohne Aufregung eingeschlafen und der Todeskampf wurde bedeutend dadurch erleichtert.

In wenig Worten folgt nun meine Therapie, d. h. eine Aufführung der Mittel, die mir am meisten nützten in den geeigneten Krankheitsfällen.

In der Chlorose bewies sich mir vorzüglich Pulsatilla und Chamomilla hilfreich, auch Ignatia, wenn die Nervensphäre vorzüglich ergriffen war.

Bei Cholerine und den im Frühjahr und Herbst habituellen rheumatischen Diarrhöen fand Ipecacuanha die meiste Anwendung. Nur in der Cholera selbst Veratrum und Camphora.

Eine krebsige Entartung der Ohrspeicheldrüse bei einem Schmidt, der ganz kachektisch war, wurde durch Arsenik und China bedeutend gebessert, so dass die Schmerzen verschwanden, der bösartige Ausfluss aufhörte und der Kranke wieder an sein Geschäft gehen konnte. Es geschah dieses im Stubaithal in einem Dorfe, wo die Bewohner durchschnittlich homöopathisch gesinnt sind, und, da der Chirurg nichts davon versteht, vier aus ihrer Mitte (sämmtlich Schmidte) nach Büchern Kenntniss in der Homöopathie sich zu verschaffen suchen.

Bei den katarrhalischen Augenentzündungen hat Belladonna und Pulsatilla, bei den schrophulösen Sulfur und Hepar sulf. ihren alten Ruf bewährt.

Bei Fussgeschwüren war Silicea das Nützlichste, nur musste ich sie, damit nicht eine unpassende Salbe (Emplastrum Noricum) angewendet wurde, mit Lapis ätzen.

Die Medicina externa spielt hier zu Lande eine so ungeheure Rolle, dass bei jeder Krankheit der Patient selbst frägt, ob er nicht irgend eine Salbe oder ein Pflaster erhalte. Theils aus diesem Grund, theils damit nichts Schädliches angewendet

werde, habe ich dem Höllenstein nicht ganz Lebewohl gesagt, sowie auch das Cloroform in Salbenform bei sehr ungeduldigen Kranken, die die Wirkung eines homöopathischen Arzneimittels nicht abwarten, hie und da verschrieben.

Bei den Gebärmutterkrankheiten wagte ich es das Speculum in Anwendung zu bringen, hier zu Land eine unbekannte Grösse, theils um meine Diagnose sicherer zu stellen, theils um durch örtliche Mittel, wie Aetzung, Einspritzungen u. s. w. kräftiger einwirken zu können.

Von den Hautausschlägen war ein Ekzema impetiginoides, was die halbe Backe und Ohrläppchen einnahm und 3 Monate dauerte, nachdem es früher mit Prager Balsam tractirt worden war, besonders interessant und wurde durch Arsenik vollkommen geheilt.

Bei Erysipelen wandte ich Rhus, Belladonna und Glonoin hilfreich an.

In Unterleibskrankheiten danke ich der Harnanalyse eine genauere Diagnose und sie war auch ein Fingerzeig für die Therapie; so erwies sich mir bei Zuckerbildung Dulcamara, bei Vorwalten von dreifach phosphorsauren Salzen Sulfur, bei Vorhandensein von Gallenfarbstoff Bryonia, bei saurer Diathese und überwiegender Gallensäure Calcarea carbonica am nützlichsten.

In der Epilepsie muss ich des Cocculus, sowie im Ischias der Colocinthen erwähnen, im Krampfhusten des Cuprum und der Belladonna. Drossera leistete mir gar nichts.

In einer Quotidiana duplicata kam ich bei einem 78jährigen Manne nach vergebener Anwendung von Veratrum und Arsenik zu Chinin I., was nach wenig Tagen Heilung brachte.

Folgende Grundsätze habe ich mir als Regeln für mein Handeln abstrahirt:

1) Bei Pflanzenstoffen nicht über die 3., bei Metallen nicht über die 10. Verdünnung zu verordnen.

2) Die Arzneien möglichst oft in flüssiger Form und in Streukügelchen so selten als möglich zu geben.

3) Bei chronischen Krankheiten mit Sulfur zu beginnen und oft zu sogenannten antipsorischen Mitteln zurückzukehren.

4) Die Gabe einer Arznei öfters zu wechseln.

5) Bei chronischen Krankheiten nicht viel zu versprechen.

Ich schliesse diesen rhapsodischen Aufsatz mit dem Wunsche, er möge meinen Collegen eine kleine Photographie verschaffen von dem mühsamen Walten eines homöopathischen Eremiten in Tirol. —

XIII.

Zur Diätfrage.

Von Dr. **Gruber** in Merseburg.

Cl. Müller schloss seinen: „die homöopathische Diät“ betitelten Aufsatz mit dem Wunsche, dass die Collegen ihre Entgegnungen und Verbesserungen nicht zurückhalten möchten, da die Frage eine allgemeine Beachtung und eine baldige definitive Lösung verdiene. Es ist erfreulich, dass dieser Aufforderung die gewünschte schleunige Folge gegeben wurde, doppelt erfreulich, dass dies von einem Manne geschah, von dessen Kenntnissen, Scharfsinn und rücksichtsloser Gerechtigkeitsliebe viele frühere Nummern der A. H. Z. Zeugniss geben. Offenbar hat auch in vorliegendem Falle eine gewisse Pietät gegen die Bestrebungen und Leistungen früherer Zeiten (wie solche ehrenhaften und historisch gebildeten Männern eigen ist) Hencke bewogen, sich gegen die Consequenzen zu erklären, welche Müller aus der Exegese des §. 259 des Organon zieht. Denn nicht gegen die Absicht Müllers: „für das schon bekannte den leitenden Grundsatz zu suchen und statt der Willkür und der unmotivirten Inconsequenz und Halbheit das Gesetz bewusstvoller Consequenz aufzustellen“ erhebt Hencke die Stimme; vielmehr weiss er es Müller Dank, die „so wichtige“ Lehre von der homöopathischen Diät wieder zur Sprache gebracht zu haben, und erkennt mit ihm die Nothwendigkeit einer exclusiv homöopathischen Diät an. Aber er wirft Müller Vorurtheil und Einseitigkeit vor, wenn er sagt: Müller ging an die Kritik der diätetischen Vorschriften Hahnemanns offenbar mit dem Glauben, Hahnemann habe nur wegen der nothwendigen

und zweckmässigen Kleinheit der Arzneigaben eine Diät für nützlich und erforderlich gehalten, und stützte daher seine Beurtheilung auf den §. 259 des Organon ohne die übrigen §§ viel zu würdigen und ohne die weitere Ausführung in den chronischen Krankheiten gross zu berücksichtigten, — und wenn er weiter unten schreibt, Hahnemann habe nicht ausführlicher über Diät zu sein brauchen, da zwei gediegene und echt wissenschaftliche Abhandlungen von Stapf und Gross dergleichen Auseinandersetzungen überflüssig gemacht hätten.

Hencke glaubt mit Recht schon durch eine kurze Inhaltsangabe des Stapf'schen Artikels bewiesen zu haben, dass die homöop. Diät der Hahnemann'schen Schule auf wissenschaftlicher Basis ruhe und fortbildungsfähig sei; ein speciellerer Auszug aus derselben Schrift wird Jedem, dem das alte Archiv nicht zur Hand ist, in Stand setzen ein eigenes Urtheil über die Richtigkeit der Grundsätze und die Schärfe der Consequenzen zu fällen.

Stapf sagt (Arch. Bd. I, G. 3. S. 118 ff): „die Diätetik kann von einem zweifachen Gesichtspunkte aus angesehen werden; als die Wissenschaft, die Verhältnisse des Lebens so zu ordnen, dass die vorhandene Gesundheit nicht durch feindliche Einwirkungen der verschiedensten Art beeinträchtigt, sondern vielmehr das normale Befinden stetig erhalten werde; und — bei verlorener Gesundheit die Lebensweise so einzurichten, dass entweder dadurch allein die pathologische Störung der Thätigkeiten des Organismus beseitigt, oder, wo dies, wie meistentheils, in Folge der Beschaffenheit der Krankheiten, nicht möglich ist, dass das Uebelbefinden dadurch nicht vermehrt, die oft heilsame Thätigkeit der Natur nicht gestört und die Wirkung der eigentlichen Heilmittel nicht beeinträchtigt oder gar aufgehoben werde. Es gibt daher eine Diätetik für Gesunde wie für Kranke, eine somatische und psychische, welche vereint ein innig zusammenhängendes Ganze bilden. Das oberste Gesetz der Diätetik lautet: Da Gesundheit das Ergebniss eines nach wohlbekannten Naturgesetzen geordneten und geführten Lebens ist, und hingegen jede Abweichung von diesem naturgesetzlichen Wege das normale Befinden des Organismus beeinträchtigt und die Harmonie der or-

ganischen Thätigkeiten zu mehr oder weniger bedeutender Krankheit umstimmt, so vermeide der Gesunde, zur Erhaltung der Gesundheit, alles was ihn krank zu machen fähig ist (ihn von der Natur entfernt); der Erkrankte kehre, so viel nur irgend möglich, zur Natur zurück, um ihren schönsten Segen, Gesundheit, wieder zu empfangen. Um jedoch diesem Gesetze Leben und Thätigkeit zu verschaffen, wird nothwendig gefordert 1) genaue Kenntniss des normalen oder physiologischen Zustandes des menschlichen Organismus; 2) genaue Kenntniss und Würdigung der Aussendinge, insofern sie auf den menschlichen Körper entweder schädlich (pathogenetisch), oder positiv wohlthätig (z. B. rein nährend, rein durstlöschend) einwirken; theils nach ihrer Beziehung zu einander selbst. In Beziehung auf den zweiten Punkt thut sich die Eigenthümlichkeit der Diätetik im Geiste der homöop. Heillehre an deutlichsten kund: denn wie diese Lehre alle ihre Beobachtungen unter Anleitung und treuer Befolgung eines höchsten und naturgesetzlichen Princips anstellt und auf diesem Wege sich selbst ausgebildet und den ganzen Reichthum ihrer Kenntnisse erlangt hat, so verfolgt sie auch zu diesem Zwecke den sicher leitenden Pfad scharfsinniger und ruhiger Naturbeobachtung. Denn zu erforschen, wie jede der verschiedenen Potenzen auf den gesunden Organismus specifisch einwirkt, dies ist die Basis, auf welche sich ihre Bestimmungen über Schädlichkeit oder Nützlichkeit derselben gründen, und nur erst dann, wenn sie sich auf diesem Wege erfahrungsmässig von der wahren Natur des Stoffs überzeugt hat, hält sie sich für berechtigt, ihm seine Stelle anzuweisen. Den Ansichten der homöop. Heilkunst zufolge bedarf der menschliche Organismus zur Erhaltung der Gesundheit 1) angemessene Nahrungsmittel und Getränke; 2) den möglichst freien Genuss gewisser Einwirkungen, welche gleichsam als primäre Nahrungsmittel zu betrachten sind, z. B. Luft, Licht, Wärme u. s. f.; 3) angemessene Thätigkeit der verschiedenen, in ihm liegenden Kräfte, sowohl des Körpers als des Geistes. Was aber angemessen sein soll, muss der Natur entsprechen; sie ist die höchste Norm für alle unsre Handlungen. Aus ihrer sorgfältigen Beobach-

tung geht nun hervor, dass zur Erhaltung der Gesundheit des Leibes und des Geistes, zum festen und normalen Bestehen, ja selbst zum vollen Wohlsein der Mensch keiner andern äusseren Reize bedarf, als rein nährender Speisen und rein durstlöschender oder auch zugleich rein nährender Getränke; dass Alles, was diesen Kreis überschreitet, dem physiologischen Zustande, also auch der Diätetik fremd ist und in das Reich der eigentlichen Arzneistoffe fällt. Wie genügend und vorzüglich aber auch die rein nährenden Speisen und rein durstlöschenden Getränke zur Erhaltung der vorhandenen Gesundheit sind, so ist es doch die in den Organismus unverkennbar waltende Kraft: auf ihn eindringende Schädlichkeiten möglichst zu bekämpfen und bis auf einen gewissen Punkt mehr oder weniger unschädlich zu machen, welche gestattet, den Kreis der Genüsse einigermaassen zu erweitern und manches, wenn auch nur bedingt, unter die Zahl der diätetischen Stoffe aufzunehmen, das, streng genommen, eigentlich mehr zu den arzneilichen gehören dürfte. Wir sehen auf ihren sehr mässigen und sehr seltnen Genuss keine dauernden Beschwerden entstehen, da ihre nachtheilige Wirkung von der Kraft des gesunden Organismus schnell und siegreich bekämpft wird, und eben hierin mag es liegen, dass sie so oft als ganz unschädlich angesehen werden. Häufig uud längere Zeit hindurch genossen, würden sie ohnfehlbar den Organismus zu dauernder und fühlbarer Krankheit verstimmen, und sein heilsames Streben: fremdartiges bis auf einen gewissen Grad unschädlich zu machen, überwältigen. Sehr mässiger und seltner Genuss ist also die Bedingung, unter welcher ihre Anwendung zu diätetischen Zwecken gestattet sein mag. — Je überwiegender aber das Verhältniss des arzneilichen (pathogenetischen) Princips zu dem rein nährenden in einer Substanz ist, oder je kräftiger und wirksamer dieses Princip seiner Natur nach ist, desto weniger eignet sie sich zu diätetischem Gebrauch, desto mehr fällt sie in die Klasse der reinen Arzneien. -- Hat sich nun auch, was bisher über Diätetik für Gesunde gesagt worden ist, mit den allgemeinen diätetischen Ansichten im Ganzen übereinstimmend und nur in Einzelheiten eigenthümlich gezeigt, so

wird jedoch die Diätetik für Kranke vielfache Gelegenheit darbieten, das Charakteristische der Diätetik im Geiste homöop. Heillehre zu erkennen".

(Arch. Bd. II. H. 1. S. 3 ff): „Haben wir bei der Diätetik für Gesunde gesehen, dass nur die Nahrungsmittel und Getränke zum diätetischen Gebrauche zulässig sind, welche blos rein nähren und rein Durst löschen, so gilt dies für Kranke in noch viel höherem Grade. Denn hier, in einem Zustande höherer, oft ausserordentlich erhöhter Reizbarkeit und Empfänglichkeit werden naturwidrige Einwirkungen jeder Art weit lebhafter und mit weit lebhafteren Folgen begleitet empfunden, als in den kräftigem normalen. Konnten daher einige wohlbedingte Ausnahmen von dem allgemeinen und strengen Gesetze gemacht werden, so kann dies hier auf keine Weise stattfinden, die Diätetik muss vielmehr alles Ernstes auf ihre unbedingte Entfernung von Kranken dringen. Es kann hier nicht zur Entschuldigung ihrer diätetischen Anwendung dienen, dass ja die Kraft der Natur nach längeren oder kürzeren Kampfe sie unschädlich mache; denn eben dieser Kampf ist es ja, welcher theils die in Krankheiten so hoch zu achtende Kraft des Organismus unnöthigerweise erschöpft und vergeudet, theils seine Erscheinungen — Arzneikrankheitssymptome — mit dem der ursprünglichen Krankheit vermischt, ihre Physiognomie vielfach verändert, ja oft ganz unkenntlich macht, und überdem die Wirkung der wahren Heilmittel beeinträchtigt, schwächt, oft genug ganz vernichtet. — Haben sich nun bisher die genannten Potenzen als geeignet gezeigt, den normalen Gang der Krankheit zu stören, ihre ursprüngliche Gestalt vielfach zu verändern und sie auf diese Weise wesentlich zu verschlimmern, und haben wir hieraus die Ueberzeugung gewonnen, dass schon aus diesem Grunde eine rationelle Heilkunst genöthigt ist, sie aufs strengste von den Kranken zu entfernen, so ist noch eine zweite Rücksicht übrig, welche nicht weniger als die bereits erörterte dazu beiträgt, auf ihre gänzliche Beseitigung zu dringen, ich meine: ihr Verhältniss zu den eigentlichen Heilpotenzen. Wie diese Potenzen, jede eigenthümlich, das Befinden Gesunder umstimmen, wie sie da,

wo sie nicht in naturgesetzlicher Heilbeziehung zu den gegebenen Krankheiten stehen, ohne sie zu heilen, ihre ursprüngliche Gestalt vielfach verändern und ihren normalen Verlauf stören; so befinden sie sich in einem sehr ähnlichen Verhältnisse mit den von der Kunst zur Heilung der Krankheiten mit Ueberlegung herbeigeführten Arzneiwirkungen. Zwei auf den Organismus zugleich oder in naher Folge einwirkende pathogenetische Stoffe beeinträchtigen sich, laut eines unverkennbaren Naturgesetzes, gegenseitig in ihren Wirkungen. Sind sie sich in ihren Wirkungen ganz oder theilweise ähnlich, so heben sie sich gegenseitig schnell und mit Bestimmtheit auf — homöopathisch; sind ihre Wirkungen sich scharf entgegengesetzt, so erfolgt eine palliative Stockung der Wirkung des einen, schwächeren — enantiopathisch; und stehen sie zu einander in einem, weder homöopathischen noch enantiopathischen, sondern allöopathischen Verhältnisse, so vernichten sie sich zwar nicht geradezu gegenseitig, aber die stärkere wird die schwächere unfehlbar beeinträchtigen, d. i. ihre Richtung und die Dauer ihrer Wirkung verändern, abkürzen. Auf diesen unumstösslichen Satz gründet sich die richtige Lehre von den Antidoten, welche allein im Geiste der homöop. Heillehre ausgebildet, die Würde einer wohlbegründeten und nutzbaren Wissenschaft erlangen kann. — Unmöglich kann es in den Plane des verständigen Heilkünstlers liegen, seine wohlgewählten Heilmittel durch anderweite auf den Körper daneben einwirkende Potenzen beeinträchtigen oder wohl gar aufheben zu lassen, was jedoch offenbar geschehen muss, wenn nicht alle und jede pathogenetische, diätetische oder medicamentöse Einflüsse von den Kranken auf das strengste entfernt gehalten werden. Dass der homöop. Heilkünstler diesen Umstand vor allen zu beachten habe, muss jedem einleuchten, welcher nur einigermassen mit dem Wesen der Homöopathie vertraut ist. Wohlbegründeten Naturgesetzen unwandelbar treu in der Wahl, einfach und sicherstellend in der Anwendung ihrer Mittel, sieht sie sich in Folge zahlreicher und sicherer Erfahrungen überdem veranlasst, dieselben in einer quantitativen Kleinheit anzuwenden, welche nicht allein von alledem, was bis jetzt in Hinsicht auf

die Gabenbestimmung (freilich willkürlich genug) angenommen war, unendlich abweicht, sondern auch, was nicht zu läugnen ist, die engen Schranken unsrer Einsichten in das Wesen und Wirken der Natur weit übersteigt und nur durch gewisse Analogien einigermassen erklärt, durch die Ahnung fast unendlicher Theilbarkeit und Kräftigkeit der Materie und des in ihr ruhenden geistigen Princips glaublich, am kräftigsten und sichersten jedoch durch zahlreiche und wohlbestätigte, unwiderlegliche Erfahrungen gerechtfertigt werden kann. Und eben diese, der Homöopathie so vorzugsweise eigenthümliche Einfachheit in der Anwendung der Arzneimittel, und die nicht minder unerlässliche Kleinheit der Gaben, in welcher sie sie darreicht, lässt uns wohl erkennen, wie gerade sie vor allen auf Entfernung alles Störenden, Fremdartigen bedacht sein muss. Denn wenn schon grössere Gaben kräftiger Arzneien von anderweitigen pathogenetischen Potenzen in ihren Wirkungen beeinträchtigt, ja oft genug gänzlich vernichtet werden, wie viel mehr muss dies der Fall sein da, wo die unermesslich kleine Gabe des für den vorliegenden Krankheitsfall naturgesetzlich gewählten specifischen Arzneistoffs zu Heilzwecken gereicht wird. Für solche, wiewohl gut berechnete Gabe, muss eine hinzutretende anderweite pathogenetische Potenz den Kalkül durchaus verändern und ihre Wirkungen, stark genug zur gründlichen und schnellen Beseitigung des reinen Krankheitsfalls, selbst bei sehr schwacher und vorübergehender Reaction, entweder schnell und plötzlich vernichten, oder ihr doch wenigstens eine dem Zwecke des Arztes und ihr selbst unangemessene Richtung geben, wodurch in den meisten Fällen der Heilerfolg nothwendig aufgehoben werden muss.“ —

Es ist mir ordentlich schwer geworden, mich bei dem Ausschreiben auf dies Nothwendigste zu beschränken; wenn man den ganzen Aufsatz liest, so sieht man Stapf in seiner ganzen Liebenswürdigkeit vor sich, man erfreut sich an dem Ernst der Forschung, an den Scharfsinn der Beobachtung, an der Logik der Schlüsse, mehr noch an der Begeisterung für die Kunst und an der mit kummervoller Gereiztheit geführten Polemik gegen die

alte Schule, an der natürlichen, verstand- und geistvollen Darstellung. Mag man die Grundsätze oder das Detail prüfen, in jeder Hinsicht wird man sich befriedigt fühlen, wie nur selten. Hätte Müller sich gegen die obigen Diätsprincipien oder deren Consequenzen erklärt, so würde ich mich nicht versucht fühlen für ihn aufzutreten, denn ich unterschreibe fast durchweg die Stapfschen Ansichten, und ausserdem kann kaum Jemand eine grössere Pietät gegen dessen Person fühlen, als ich.

Aber — thut denn das Müller?

Nach unbefangener Ansicht — gewiss nicht. Ich kann in seinem Artikel keine einzige Stelle finden, die in principiellem Widerspruche gegen die Stapf'schen Ansichten stände. Mit keinem Worte greift er die Zweckmässigkeit der hauptsächlichsten Forderung einer „rein nährenden" Diät für Gesunde wie für Kranke an; nirgends entschuldigt oder empfiehlt er gar eine schlaffe Diät, im Gegentheil entspringt ja der Aufsatz dem Bewusstsein dringender Nothwendigkeit, nicht nur einer allgemeinen vernünftigen, sondern einer rein exclusiv homöop. Diät.

Die Arbeiten von Stapf und Müller haben jede ihren besonderen Zweck, daher mussten auch beide von verschiedenen Punkten ausgehen und konnten nur in einem Punkte zusammentreffen.

Wie es praktisch mit der Diät in der Zeit vor der Stapfschen Abhandlung aussah, sieht man am besten aus den eignen Geständnissen Hahnemann's (kl. med. Schriften Bd. I. S. 7): Ein dem Anscheine nach sehr schwelgerischer alter Obrist von grossem Körper, hatte seit 40 Jahren aufgebrochne, fast über und über geschwürige Schenkel und an den Dickbeinen Fontanellen. Er ass stark und sehr nahrhafte Speisen, trank viel Liqueur dazu und nahm seit vielen Jahren monatlich einmal Ailhaudisches Pulver. Sonst war er munter. Ich liess die Fontanelle zuheilen, die Schenkel mit einer schmalen Flanellbinde eingewickelt erhalten, sie täglich etliche Minuten in kaltes Wasser setzen und mit geschwächter Sublimatauflösung verbinden. An seiner Lebensordnung änderte ich nichts, gar nichts, selbst das monatliche Purgirpulver nicht, da es ihm so

sehr zur Gewohnheit geworden war. Seine Schenkel wurden allmälig, binnen Jahres-Frist, gesund und seine Munterkeit nahm in diesem seinem 73. Jahre mehr zu, als ab. Ich habe ihn noch zwei Jahre gesund gekannt und noch nachher von seinem guten Befinden Nachricht gehabt. Die Schenkel blieben geheilt. — Darf ich hoffen, dass er schneller oder sicherer wäre wieder hergestellt worden, wenn ich ihm seine acht bis zehn Schüsseln und seine Becher voll Kümmelliqueur entzogen hätte, u. s. w. Mir würde leicht, vor allen Schulen zu bestehen, wenn ich ihn der gewöhnlichen Regeln der Diät methodisch aufopferte, aber auch vor meiner bessern Ueberzeugung, vor meinem Gewissen, vor dem obersten Gesetze des Arztes, der Einfachheit? — Ich nehme mir nichts vor meinen Amtsbrüdern heraus, wenn ich bekenne, dass ich die schwersten chronischen Uebel ohne sonderliche Diätänderung geheilt habe (Geschrieben 1797).“ Wollte Stapf unter solchen Umständen eine den durch die Homöopathie veränderten, pathologischen und therapeuthischen Principien adäquate Diätetik aufstellen, so musste er ab ovo beginnen, er musste das gesammte somatische und psychische Leben des Menschen regelnd umfassen. Aber Stapf selbst giebt zu, dass die Grundsätze seiner Diätetik für Gesunde mit den allgemeinen diätetischen Ansichten im Ganzen übereinstimmen, und dass erst die Krankendiät das Charakteristische der Diätetik im Geiste der homöop. Heillehre erkennen lasse. Hier stossen wir nun zuerst auf die Forderung: alle pathogenetischen Potenzen zu entfernen, weil sie den normalen Gang der Krankheit stören, ihre ursprüngliche Gestalt vielfach verändern und auf diese Weise wesentlich verschlimmern könnten oder müssten. Nur kann ich aber auf keine Weise weder in der Forderung selbst noch in der Begründung derselben etwas der Homöopathie Eigenthümliches erblicken, denn ohne Zweifel muss dem Arzte jeder Schule daran gelegen sein, dass sein Urtheil über den jedesmaligen Zustand oder seine Erwartungen vor dem muthmasslichen Verlaufe durch nichts getrübt werde, und es wird daher jeder Arzt jeder Methode die Aussen-Umstände und -Einflüsse zu berücksichtigen, resp. alles den

Krankheitsverlauf Störende zu entfernen haben. Da ebenso jeder „verständige Heilkünstler“ sich hüten wird. Potenzen auf den Körper einwirken zu lassen, welche die Wirkung „seiner wohlgewählten Heilmittel beeinträchtigen oder wohl gar aufheben“ könnten, da ferner eine principielle Trennung der Homöopathie von den übrigen Schulen weder in der strengeren Handhabung der diätetischen Vorschriften noch in einer grösseren Reichhaltigkeit des Katalogs verbotener Sachen — also in beiden Fällen in einem plus oder minus — liegt, so haben wir bisher noch keine Regel gefunden, die nicht ebenso bindend für Allöopathen wäre (oder doch sein sollte), als sie es für Homöopathen ist, und müssen folglich das Charakteristische der homöp. Diät, d. h. den eigentlichen Grund, weshalb wir Homöopathen vor allen auf Entfernung alles Fremdartigen, Störenden dringen müssen, mit Stapf nur in der, allein der Homöopathie eigenthümlichen Anwendungsweise der Arzneien suchen. Hier bekennt nun Stapf (s. oben) ausdrücklich, dass der hauptsächlichste Grund der Forderung strengster Diät von Seiten der Homöopathen in der unerlässlichen Kleinheit der Gaben beruhe; er trifft also hier ganz und gar mit der Hahnemannschen Regel des §. 259 zusammen. Ganz dasselbe sagt auch Gross in seinem „diätet. Handb. für Gesunde und Kranke“ p. 220: „Am deutlichsten offenbart sich der Nachtheil und die Unstatthaftigkeit der Zulassung fremdartiger Arzneistoffe neben den eigentlichen Heilmitteln in der homöop. Heilkunst. Wie diese die Kräfte jedes pathogenetischen Stoffes mit allen ihren Eigenthümlichkeiten genau und bestimmt durch Versuche an gesunden Menschen kennen zu lernen bemüht ist, bevor sie ihn in Krankheiten überhaupt zulässig findet; wie sie durch diese reinen Versuche zu der festen Ueberzeugung gelangt, dass die meisten Arzneistoffe eine unendlich reichhaltigere Wirkung besitzen, als man ihnen bisher zugetraut hat, und schon aus diesem Grunde eine einzige Arznei, auf ein Mal in Krankheiten gegeben, völlig ausreichend findet u. s. w. —, so findet sie sich noch überdiess dringend veranlasst, ihre wohlgewählten Heilmittel den Kranken in einer Gabenkleinheit zu reichen, die u. s. w. Denkt man sich nun

die Wirksamkeit der ein für allemal zu reichenden Gabe soweit herabgestimmt und modificirt, dass sie nur so eben noch hinreicht, die obwaltende Krankheit in Gesundheit umzuwandeln —, so wird es begreiflich, warum der homöop. Arzt seinen Kranken vor allen die strengste Entfernthaltung und Beseitigung aller und jeder fremdartigen Arzneireize zur unerlässlichen Bedingung macht —; seine kleine, wiewohl genau berechnete, Gabe würde von dem Einflusse der gewöhnlichen diätetisch-medicamentösen Genüsse in Nichts verschwinden u. s. w. — Wer mit dieser Stelle noch die Anwendung zu S. 227 vergleicht, der wird nicht zweifeln, dass Gross mit Stapf und Hahnemann den wesentlichen Grund einer möglichst strengen Diät für Homöopathen in der Kleinheit der Arzneigaben erblickt habe.

Cl. Müller's Arbeit hat einen ganz verschiedenen Zweck, und man wird das Vorzügliche darin nie richtig beurtheilen, wenn man nicht den Grund und das Ziel seiner Argumentation im Auge behält. Müller beabsichtigte nicht eine homöop. Diät zu schaffen, sondern fand eine ausgearbeitete und anerkannte Diät vor. Diese wurde von einem verdienstvollen Manne aus unsern eignen Reihen angegriffen und sollte als unausführbar und nachtheilig bei Seite geworfen werden. Das Gewicht der von Russel beigebrachten Gründe musste anerkannt werden, und ausserdem war es Müller bekannt genug, dass „selbst unter den eifrigsten und orthodoxesten Homöopathen seit langer Zeit abweichende Ansichten hierüber geherrscht hatten, indem Einige die ursprünglichen Diätregeln auf das Penibelste, andere höchst lass oder selbst wohl gar nicht von ihren Patienten befolgen liessen". Wenn sich nun Müller der mühevollen Arbeit unterzog, „die gegen die Hahnemann'schen Diätprincipien gemachten Einwürfe mit grösster Gewissenhaftigkeit und ohne Beengung irgend eines einseitigen wissenschaftlichen oder parteilichen Standpunktes nochmals zu betrachten und Nichts unversucht zu lassen, was für Aufrechterhaltung derselben spricht (p. 122)", so heisst das mit andern Worten: er ergriff die Feder zur Vertheidigung der sogen. homöop. Diät. Sieht man von diesen Punkt aus, so legt sich der Plan der Müller'schen

Arbeit ganz klar und natürlich vor Augen. Zuerst musste die Frage beantwortet werden: zu welchem Zwecke verordneten Hahnemann und seine Schüler eine so strenge Diät? und M. fand deren Lösung in den §. 259, mit dessen Inhalt, wie wir gesehen haben, die Aussprüche von Stapf und Gross durchaus übereinstimmen. Aus der Zerlegung des Inhalts dieses §. ergiebt sich, dass Hahnemann das Fernhalten aller fremdartigen arzneilichen Reize zum Schutze der Potenzen für nöthig gehalten habe. Darauf geht Müller zur Untersuchung der Russel'schen Frage über die Möglichkeit und Nützlichkeit der strengen Diät über, stellt diese sowol von dem Standpunkte der sog. reinen Homöopathen aus, als von dem der sog. Specifiker an, und kommt zu den Resultate, dass „auch selbst eine relative Immunität, wie sie Hahnemann verlangt, nicht zu erreichen ist", indem „die homöop. Arzneidosen, die massiveren der Specifiker so gut wie die hohen Verdünnungen der Potenzirtheoretiker, nicht gross und stark genug sind, um nicht berührt zu werden von den fremdartigen Noxen, die wir nicht abzuhalten im Stande sind". Wie ist es also möglich, fragt M. weiter, dass trotzdem unsere Arzneimittel, selbst in sehr feinen Gaben ihre vollständige Wirksamkeit äussern, und löst den erscheinenden Widerspruch dieser beiden, ihm als unwiderlegliche Thatsachen geltenden, Sätze aus dem homöop. Aehnlichkeitsgesetze, aus dem er auch die Nothwendigkeit und die Aufgabe einer exclusiv homöop. Diät deducirt. —

Gegen diesen Gang der Müller'schen Untersuchung im Allgemeinen wird schwerlich Jemand etwas zu erinnern haben. In dem Hencke'schen Aufsatze wenigstens findet sich in dieser Beziehung ein ausdrücklicher Tadel nicht. Aber wie Hencke könnten sich auch Andere durch die Bezeichnung der Hahnemann'schen Diät als einer 1) negativen, 2) medicamentösen, 3) generellen und 4) Potenzendiät verletzt fühlen, und dadurch zu einer gerechten Würdigung dessen, was Müller für Rettung der homöop. Diät thut, ungeeignet werden. Nun ist aber jede Pietät sicher als übertrieben und schädlich zu bezeichnen, sobald sie den Verstand unter die Herrschaft des Gefühls stellt, sobald

sie sich gegen Aufgeben erwiesener Irrthümer oder gegen Anerkennung der Wahrheit sträubt. Und alles dies würde in unserem Falle stattfinden. Denn die Müller'schen Bezeichnungen der Hahnemann'schen Diat sind wahr; es gibt keine generellere Regel als die: vermeidet alles Störende; diese Regel ist wirklich zum Schutze der kleinen Arzneigaben (daher medicamentöse und Potenzendiät) hingestellt, und ein bloses Entfernthalten von Schädlichkeiten ist und bleibt ein negatives Verfahren. Der Verstand muss diese Bezeichnungen unterschreiben; wer sich dabei gemüthlich afficirt fühlt, dem liegt guter Trost nahe, denn unmöglich kann M. in diese Worte einen Tadel haben legen wollen, da ja schliesslich in einer Hinsicht seine Diät ebenfalls als eine medicamentöse und negative bezeichnet werden muss. Zwar hebt M. mehr als Stapf die Nothwendigkeit der positiven Seite der Diätetik hervor, aber auch bei ihm dürfen wir natürlich diesen Theil als einen der Homöopathie ausschliesslich zukommenden nicht anerkennen, müssen ihn vielmehr stets für Gemeingut erklären. Es bleibt demnach einer exclusiv homöop. Diät nur das eigenthümliche Verhältniss der einzelnen Arzneimittel zu einzelnen Reizen übrig. Müller's Verdienst ist es nun, dies Verhältniss an die Spitze gestellt zu haben; der Fortschritt seiner Diät im Verhältniss zur Hahnemann'schen besteht darin, dass beide zwar in gewisser Hinsicht medicamentös und negativ sind, dass aber die Müller'sche Diät nicht mehr eine generelle, sondern eine ächt **homöopathisch** individualisirende ist. Noch mehr. Es muss anerkannt werden, dass nur erst durch die Müllersche Formulirung überhaupt von einer wissenschaftlich begründeten homöop. Diät die Rede sein kann, denn die bisher so genannte war nichts als eine äusserst strenge, aber grundsätzlich für alle Heilmethoden gültige, während die wissenschaftliche Anerkennung und praktische Beachtung homöop. (physiologischer) Antidote nur der Homöopathie eigenthümlich ist und ebenso wie die Forderung des Individualisirens aus dem homöop Heilprincip mit Nothwendigkeit hervorgeht.

Es ergiebt sich von selbst, dass die Müller'sche Formel

nicht für die Theorie allein, sondern auch für die Praxis von grösster Bedeutung ist. Sollte das letztere bestritten werden, so möge man beachten: 1) dass Müller sowenig wie irgend ein verständiger Allöopath principiell gegen Durchführung einer möglichst strengen Diät ist, dass aber 2) vor allem der Nachweis geliefert werden muss, dass es „möglich ist jede medicamentöse Substanz nicht nur in Kost und Diät, sondern — überhaupt zu vermeiden".

XIV.

Die Versammlung des Central-Vereins homöopathischer Aerzte am 10. und 11. August d. J. in Dresden.

Wien, im August 1856.

Die Bedeutung, die schon die vorjährige Versammlung des C.-V. in Oesterreichs Residenzstadt für unsere Sache hatte, und die weiteren Folgen, die sie auf die Umgestaltung dieses freien noch zu Lebzeiten unseres grossen Meisters aus Pietät für ihn gebildeten Vereines, und die sie durch ihn auf unsere gemeinsame gute Sache überhaupt haben sollte, übte auf die diesjährige Zusammenkunft einen grossen Einfluss, und erregte gewiss die Theilnahme vieler für die Homöopathie als solcher Begeisterter ärztlicher Anhänger. Bei dem also allgemein vorherrschendem günstigeren Gesundheitszustande als im Vorjahre liess sich eine zahlreiche Betheiligung erwarten. Und diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Die freien und treuen Anhänger der Lehre Hahnemann's, die Collegen jung und alt, schaarten sich diessmal zahlreicher als seit Jahren zusammen. Denn war auch die vorjährige Wiener Versammlung eine nummerisch gleiche oder vielleicht grössere, so erschien die diesjährige für den unbefangenen Theilnehmer dennoch besser und allseitiger vertreten. Es fanden sich Collegen aus allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes zusammen, und Dresden, selbst Sachsen, lieferte keineswegs die Majorität der sich Betheiligenden. Ein anderes Verhältniss sahen wir zu Wien. Die Mehrzahl der dort tagenden

Homöopathen waren österreichische und zum Theil nur Wiener Collegen. Der demnach zu Wien gefasste Beschluss zur Reorganisation des Centralvereines, an dem Oestreicher bis dahin sich nur schwach betheiligten, konnte keineswegs als ein treuer Ausdruck der Gesinnung der Majorität des Centralvereines betrachtet werden, abgesehen davon, dass an der damaligen Abendversammlung selbst Nichtmitglieder sich betheiligten, während viele Andere aus mannichfachen Rücksichten sich von der Discussion entfernt hielten oder wenigstens nur selten und unfrei das Wort ergriffen. Wenn es demnach andererseits auch anerkannt werden muss, dass unsere österr. Collegen sowohl für die wissenschaftliche als staatliche Begründung der Homöopathie verhältnissmässig sehr viel, ja vielleicht mehr, als caeteris paribus alle übrigen homöop. Zeitgenossen zusammen geleistet haben, so konnte sie diess doch noch nicht berechtigen, die Leitung der Gesammtinteressen aller Vereins-Mitglieder in ihre Hand zu nehmen. So wenig wie wir es auch zweckmässig und verständig finden können, hier nur im Geringsten an eine ganz ungehörige Rivalität und künstlich hereingezogene Trennung zwischen Oestreich und dem übrigen Deutschland zu appelliren, so drängt sich doch mit Recht die Frage auf, mit welcher Zuversicht man Jenen diese Priorität zugestehen könnte, wenn es ihnen selbst noch nicht gelang, ein gemeinsames Wirken unter sich selbst, als doch von gleichen staatlichen Verhältnissen begünstigt, zu Stande zu bringen? Was könnte diese nicht geringe Cohorte österreichischer Verfechter unserer trefflichen Lehre leisten, würden sie den Wahlspruch ihres thatkräftigen Monarchen „viribus unitis“ auch treuherzig zu dem ihrigen machen? Es war daher eine natürliche Folge, wenn in der Abendversammlung des 10. zu Dresden die Reformfrage des Vereins neuerdings vielseitig ventilirt wurde und das freie Wort gewiegter Collegen, darunter auch Oesterreicher, am Ende einen den vorjährigen aufhebenden Beschluss zu Stande brachte. Dabei darf es aber durchaus nicht auffallen und missdeutet werden, wenn dieselben Männer diess Jahr nach reiflicher und unbefangener Erwägung und Ueberlegung anders stimmten als mündlich oder schriftlich zu Wien. Abgesehen aber von diesen mehr

individuellen oder internationalen Verhältnissen, waren es vorzugsweise auch die finanziellen, die schwer allgemein zu befriedigen waren und wären. Es wird sich dies, bei der praktischen Durchführung des neuerdings bestätigten Beschlusses: „dass von nun an jedes Mitglied einen jährlichen Beitrag von zwei Thalern zu leisten hat," bald zeigen. Es wird sich zeigen, von wem, und von welcher Seite dem Vereinsbeschlusse bindende Folge gegeben und die Beiträge willig und pünktlich werden geleistet werden? Hier wird es die Erfahrung erst lehren, in wie weit parlamentarische Ordnung und Unterordnung unseres Ichs, selbst gegen unsere individuellen Anschauungen uns schon befähiget, zu einer gebundenen Vereinigung schreiten zu können? Denn sei die anerkennende Regierung, welche immer, so muss man vor Allem der Thatsache gewiss sein, dass die einmal von einer Regierung anerkannten Statuten auch von der überwiegenden Mehrzahl der Theilnehmer, selbst wenn sie ihren individuellen Ansichten entgegen sind, beobachtet und als Norm beachtet werden. Insolange wir dessen durch die Erfahrung nicht sicher sind, wäre es wahrlich ein Missgriff, wollten wir ins grosse Horn blasen und dann auf eine oder die andere Art unseren Gegnern schwache Seiten zeigen, von denen aus sie uns, wenn auch nicht auf wissenschaftlichem Boden, so doch vom populären Standpunkte ins Lächerliche zu ziehen trachten würden. Wer den mit vielem Fleisse und vieler Umsicht verfassten Statutenentwurf einer aufmerksamen Prüfung unterwarf, musste zur Selbstüberzeugung kommen, dass er einestheils nicht durchführbar war, anderentheils es noch nicht an der Zeit sei, an solche bestimmte und bindende Förmlichkeiten zu denken. Die Homöopathie ist in ihrer staatlichen Stellung und praktischen Ausübung unter allen deutschen (wenn nicht auch europäischen) Staaten in Oesterreich ohnstreitig am besten gestellt. Es hat dies eine traurige Mittheilung, die uns in derselben Abendversammlung aus dem Mutterlande der Homöopathie gemacht wurde, zum Theil auch neuerdings bestätiget. Es trachte daher ein jeder Einzelne im Vereine mit gleichgesinnten Landsleuten der Homöopathie auch in den anderen deutschen Gauen

gleiche Stellung und gleiche Anerkennung zu erringen. Wir sagen „erringen," denn zur Erreichung solcher Zwecke genügt es nicht, nur für die Praxis tüchtig zu sorgen, sondern man darf es nicht scheuen, auch unliebsame, Zeit und Praxis raubende Schritte zu thun. Die Wahrheit muss und wird endlich durchdringen, nur darf man dies nicht von der Zeit allein erwarten. Dies mögen besonders unsere höher gestellten älteren Praktiker beherzigen, die mittelst ihrer ärztlichen Connexionen, wenn sie dieselben, dieses Ziel im Auge, gehörig auszubeuten trachten würden, viel, ja sehr viel zu leisten im Stande wären. — Aber erst dann, wenn solche Resultate, wie in Oesterreich, mehrseitig erreicht sein werden, wird es ein Leichteres sein, an eine grössere Vereinigung zu denken. Unsere baierischen Collegen scheinen trotz der vielfachen, ihnen entgegenstehenden Hindernisse, dennoch rüstig vom praktischen Standpunkte aus ihr Ziel kräftig anzustreben. Wir zweifeln nicht, dass auch die Sachsen, die, wie es scheint eben nur durch die glücklichen Resultate der Leipziger Poliklinik hervorgerufene locale Reaction, im Sinne des Ausdruckes des Central-Vereines zu überwinden wissen werden; wobei wir nur erinnern möchten, dass eine allzufeine Diplomatik nicht leicht zum Ziele führt und der festbetretene Standpunkt des offenen Wortes doch eher seinen Erfolg findet. — Nach dieser über einen einzelnen Punkt, der freilich seiner Allgemeinheit halber vielseitige und wesentliche Interessen berührte, etwas ausfürlicheren Discussion, wollen wir über den weiteren Verlauf und die Ergebnisse dieser Versammlung uns um so kürzer fassen, da deren wesentlicher Inhalt doch in dem officiellen Organe des Vereins, der allg. h. Zeitg., ohnediess ausführlich vorliegt. Eine wesentliche Mittheilung war die Preisertheilung an Dr. Reil über die Roth'sche Aconitbearbeitung. Die Preisfrage war leider so gestellt, dass es nicht leicht war, viele Concurrenten zu finden. Es ist keine wohl überlegte Anforderung zu verlangen: die gesammten homöopathischen *und* allöopathischen journalistischen Quellen eines Arzneimittels möglichst in originali zu verfolgen und durchzuarbeiten. Wer nur wenige solcher Arbeiten versuchte,

wird bald finden, was diess bedeutet. Nichtsdestoweniger schien aber, so viel die flüchtige Durchsicht der aufgelegenen Preisschrift erkennen liess, diese eine an und für sich höchst fleissige Arbeit. — Die Preisrichter mussten demnach auch vom Standpunkte der Homöopathie, dem der Preiswerber nicht besonders gewogen zu sein schien, mit Recht abstrahiren, und konnten nur das Materielle, nicht aber die Reflexion des Bearbeiters, mit dem Preise krönen, indem sie sich gegen letztern zum Theil zu verwahren genöthigt sahen. Der Preis für die Rummel'sche Frage wurde durch die mittlerweise angewachsenen Interessen erhöht, und die Lösung selbst prolongirt. Ein weiterer löblicher Beschluss war es, das zu gründende homöopathische Spital zu München aus der Casse des Vereins bei seinem Inslebentreten mit 100 Thalern zu bedenken, so wie es auch ermunternd und anerkennend für unsere Collegen in Bavaria sein dürfte, den nächsten Central-Verein in ihrer Metropole tagen zu sehen.

Von den am nächsten Tage gehaltenen Vorträgen wollen wir nur zuvörderst die Reflexionen über die physiologische Schule erwähnen, welche Meyer seiner erfreulichen Mittheilung über das Prosperiren der homöop. Poliklinik zu Leipzig folgen liess. Nur von dem von Meyer innegehaltenen Standpunkte aus können wir jedoch überhaupt dieser Schule eine anerkennenswerthe Wichtigkeit noch einräumen, denn die praktische Unbrauchbarkeit derselben ist bereits eine abgemachte Sache; daher wir dieser für uns vom therapeuthischen Standpunkte werthlosen Doctrin viel zu viel Ehre erweisen, wenn wir sie fleissig besprechen. Ingleichen würden wir den diagnostischen und pathologischen Theil der Abhandlung von Trinks über den noch in Behandlung befindlichen Fall von Diabetes mellitus vielleicht mehr berechnet für ein medicinisches Collegium oder für den Vortrag in einer medicinischen gelehrten Gesellschaft, die ihre therapeutischen Lücken durch gelehrte Untersuchungen zu bedecken suchen will, gehalten haben, als für uns praktische Homöopathen bei dieser Gelegenheit. Aus den übrigen wollen wir Kafka's interessante Mittheilungen über Atropinum sulfuricum hervorheben, so wie Gerstel's zeitgemässe Auffindung Hahne-

mann'scher vorhomöopathischer praktischer Bemerkungen, die Hahnemann mit derselben Bestimmtheit auf Erfahrung basirt mittheilte, wie uns etwa die zu erwartenden posthumen Mittheilungen dictatorisch aufgetischt werden sollen. —

Zum Schlusse einen herzlichen Gruss den freundlichen Dresdnern und ihrem würdigen und gastfreundlichen Präsidenten. Möge uns Allen ein fröhliches Wiedersehen in München beschieden sein.

XV.

Dr. Caspar in Wien und Dr. Eigenbrodt in Darmstadt *).

Von Dr. **V. Meyer** in Leipzig.

Aus vollem Herzen erfüllen wir den zu Anfang und zu Ende der vorliegenden Broschüre ausgesprochenen Wunsch des Vf's: „Möge des Schriftchens verspätetes Erscheinen sein grösster Fehler sein!“ Es ist sein grösster, und wir möchten hinzusetzen, sein alleiniger. Denn trotz der Glaubwürdigkeit der für diese so lange Verzögerung angeführten Gründe mögen dieselben doch für Manche unter uns, die wir Alle dieser Entgegnung mit Sehnsucht und Spannung entgegensahen, nicht ganz ausreichend sein. Auch wir gehörten zu Denen, welche bisher diese andauernde Zurückhaltung nicht begreifen konnten, jetzt aber, nachdem das Ersehnte erschienen, müssen wir weit mehr noch die Enthaltsamkeit des so hart angegriffenen Theils bewundern. Wir wenigstens besässen nicht Geistesruhe genug, dergleichen Angriffe nur zwei Monate mit Stillschweigen zu ertragen, viel weniger zwei Jahre, zumal wenn wir mit ähnlichen trefflichen Vertheidigungsmitteln ausgerüstet wären, wie der geehrte Vf. Dennoch aber freut es uns, dass wir ihm nur das „Sehr spät,“ nicht aber das „Zu spät“ zuzurufen nöthig haben. Läuft ja auch so mancher Verläumder und Lügner einige Jahre umher, ehe ihm

---

*) Parallelen zwischen Homöopathie und Allopathie von Med. Dr. Caspar, Arzt im Krankenhause der ehrw. Barmherzigen Schwestern zu Wien. Wien und Olmüz 1856. Ed. Hölzel's Verlagsexpedition.

die Maske abgezogen wird, und einiger Zeit bedurfte es allerdings zur Zusammentragung des Materials, um diesem Leumund gehörig den Mund zu stopfen. Es ist vielleicht dieser Ausdruck zu stark im Vergleich zu der chevaleresken Art und Weise, mit welcher der Vf. seinen Gegner behandelt, denn in wahrhaft ritterlichen Gängen verfolgt der Herausgeforderte seinen Feind Schritt vor Schritt — und doppelt ehrenvoll ist der Sieg, den die Waffen der Redlichkeit gegen den Kampf der Schlauheit erringen. Ohne Hinterlist und ohne den geringsten schulwidrigen Hieb schlägt der Vf. seinem böswilligen Feind das pseudowissenschaftliche Visir vom Gesicht und wenn er ihm dabei auch etliche so tiefe Schmarren beibringt, dass er dieses Kainszeichen sein Lebelang mit sich herumtragen wird, so ist dies nichts als eine regelrechte Folge und eine wohlverdiente Strafe für jenen kecken Jüngling, der unter dem prahlerischen Vorgeben einer „höhern Sendung," sich erkühnte, gegen eine Veste anzurennen, die schon tapferere und klügere Kämpfer blos durch den gewaltigen Schall ihres Hohngelächters von dem weiteren Verfolgen ihres verwegnen oder aber kindischen Unternehmens zurückgeschreckt hat. Und wer ist denn in der That dieser Herr Eigenbrodt? Hat die Welt vor seiner Reise nach Wien etwas von diesem Helden vernommen? Oder hat er vielleicht später die Früchte seiner in Wien gesammelten Kenntnisse dazu verwendet, um seine medicinische Befähigung öffentlich zu bezeugen? Nichts von alledem; der Herr hat bis jetzt nichts weiter gethan, als nichtswürdige Beschuldigungen und Verläumdungen gegen die so leicht zu verfolgende, weil schutzlose, Homöopathie zusammenzuschreiben, und hat bei diesem billigen Kauf vielleicht gar noch einen kleinen Zuschuss zu seinen wiener Reisespesen erschwungen, die wohl kaum von jener „höhern Sendung" bestritten worden sein mögen. Mit vollkommnem Recht fragt daher Caspar, wer wohl diesem Herrn Eigenbrodt die Befähigung ertheilt habe, Wurmb's Diagnosen in Frage zu stellen, da er zur Zeit, als Wurmb schon ein berühmter Arzt war und bereits die neuere Diagnostik übte, „wahrscheinlich noch auf der Schulbank gesessen." Dennoch verschmäht es der Vf. nicht, die Fälle, deren Diagnose von Eigen-

brodt angezweifelt worden ist, einzeln vorzunehmen, die diagnostische Ansicht, welche in dem Spitale in der Leopoldstadt geltend ist, näher zu besprechen und in einem Falle sogar einen wirklich stattgehabten, aber leicht zu entschuldigenden Irrthum in der Diagnose zuzugestehen. Der Kern der Widerlegung und Entlarvung des mit falschen Zahlen und ebenso unrichtigen Resultaten rechnenden Herrn Eigenbrodt findet sich aber in den folgenden Kapiteln. Mit einer seltenen Unparteilichkeit, ja an manchen Stellen mit wirklicher Grossmuth, werden die Zahlenverhältnisse der Mortalität der anderen nicht homöopath. Spitäler den Sterblichkeitsverhältnissen in dem Wurmb'schen Spitale entgegengehalten und trotz aller Erschwerung und Skrupulosität in der Vergleichung, die sich Vf. selbst auflegt, sprechen alle Ergebnisse für die Vortheilhaftigkeit und Vorzüglichkeit der im Wurmb'schen Spitale gebräuchlichen hom. Behandlungsweise. Wir können daher dem Vf. nur beistimmen, wenn er nach solcher ehrenhaften Beweisführung seinem Gegner zuruft: „Nun aber fragen wir Dr. Eigenbrodt auf seine Ehre und sein Gewissen, ob er keine Schamröthe, kein Gewissensbisse verspürte, als er jene tabellarischen Angaben zur Waffe gegen uns benützte. Wenn Herrn Dr. Eigenbrodt's Gewissen ihn nicht abhielt, so musste seine Klugheit es ihm verbieten, denn er befähigte uns damit, unseren Lesern auf eine unwiderlegbare Weise darzuthun, dass er sich nicht nur ungerechter Mittel zur Erzielung seiner Zwecke bedient, sondern auch, dass gerade die Quellen, aus denen er schöpft, als Zeugen für unsere Sache auftreten." Vf. gesteht selbst zu, dass eigentlich auf dergleichen allgemeine Daten und Zahlenverhältnisse kein zu grosses Gewicht zu legen und in wissenschaftlicher Hinsicht eine derartige Beweisführung nicht so werthvoll sei, als dies auf den ersten Anblick der Fall zu sein scheint; allein es blieb ihm ja nichts Anderes übrig, als den Provocanten mit derselben Spitze abzuwehren, die dieser ihm entgegenstreckte.

Eben dieserhalb musste der Vf. sich auch über das Verhältniss der Homöopathie zu den unheilbaren Krankheiten ergehen. Von den Allopathen sagt er in dieser Beziehung sehr wahr und treffend, dass sie das bekannte Sprüchwort: Ars longa, vita

brevis in Vita longa, ars brevis umkehren, während wir mit freudiger Hoffnung an das Krankenlager treten, weil wir wissen, dass wir im Besitze unschätzbarer Mittel seien, die zuweilen auch in den sogenannten unheilbaren Krankheiten Heilung herbeiführen, oder aber wenigstens das Uebel lindern und das Leben verlängern; nur wenn beides nicht mehr möglich, greifen auch wir nach der Palliative. Mit logischer Schärfe und mit richtigem Takte zieht Vf. für ein solches palliatives Verfahren die engsten Gränzen und beweist, dass im Letztern nicht etwa ein Zugeständniss an die Allopathie liege. Wie günstig aber oft noch die Homöopathie in solchen Krankheiten wirke, in denen die alte Schule ihr ganzes Armamentarium vergeblich erschöpft und die sie dann selbstverständlicher Weise für unheilbar erklären musste, erläutert Vf. durch eine kleine Blumenlese an und für sich schon interessanter, aber durch die ihnen hier angewiesene Stelle noch interessanter werdender Fälle, aus denen die herrlichen Vorzüge der Homöopathie ebenso, als die grosse Unzulänglichkeit ihres Antipoden hervorgehn. Bei dieser Gelegenheit kommt Vf. auch auf den allbekannten Radetzky'schen Fall zu sprechen und weist auch hier mit entschiedenem Glücke die falschen und verläumderischen Behauptungen des Herrn Eigenbrodt zurück. Es ist ja übrigens auch das Manöver der Herren Allopathen in solchen Fällen hinlänglich bekannt; ihre Eintheilung der Krankheiten in heilbare und unheilbare, von denen die ersteren von selbst heilen sollen, die letzteren aber nicht geheilt werden können, erleidet nämlich oft, und vorzüglich durch die Homöopathie einen heftigen Stoss; wird nun eine solche von ihnen gewöhlich für unheilbar gehaltene Krankheit dennoch von einem Homöopathen geheilt, so sagen sie ganz einfach: nun dann gehörte die Krankheit zu den selbst nach unseren Begriffen heilbaren Leiden.

Das Beste spart sich aber Vf. bis zu Ende auf, wo er im letzten Kapitel seiner Schrift die Gründe, welche Eigenbrodt; schlau genug, für die etwaige Frage aufstellt, wie es denn komme, dass trotz aller bewiesenen Nichtigkeit die Homöopathie sich so lange habe halten können, unter die Scheere nimmt. Hier gesellt

sich zu der in der ganzen Broschüre wehenden Gelassenenheit des Vfs. männliche Kühnheit, der man es sofort ansieht, dass sie aus der tiefsten Ueberzeugung von der Wahrheit der Lehre, für die Vf. in die Schranken tritt, entspringt, und man kann es dem Vf. wahrlich nicht verdenken, wenn ihm hier manche ironische und witzige Bemerkung entschlüpft, wie z. B. „den ersten Grund, den Dr. Eigenbrodt für die so lange Existenz der Homöopathie anführt, nämlich die Nichtsnutzigkeit der Allopathie, unterschreiben wir mit voller Ueberzeugung. Wir haben dieser Ansicht nur noch hinzuzufügen, dass wir keine, selbst nicht die neueste Schule hiervon ausnehmen, und dass solange man auf diesem Wege zu Heilresultaten zu gelangen fortfahren wird, dieser Ausspruch seine Giltigkeit behalten werde". Treffend skizzirt er sodann das Lager unserer Gegner, das er in vier Theile theilt, in das der Allopathen, Nihilisten, Physiologiker und Specifiker, wobei wir nur in dem Satze, wo Vf. die Parallele zwischen der exspectativen und unserer Heilmethode zieht (S. 82) etwas mehr Klarheit und Vorsicht gewünscht hätten, da unsere Gegner, wie dieses ja auch dem Herrn Eigenbrodt nachgewiesen wird, gar so gern unsere Aussprüche aus dem Zusammenhange reissen, um damit Waffen gegen uns zu schmieden. Vorzüglich nennen wir die wenigen Schlussworte, in denen Vf. die wahren Gründe nicht nur dafür, dass die Homöopathie so lange schon bestanden, sondern auch, dass sie sich immer mehr und mehr ausbreiten werde, ausspricht: „Die Vernunftgemässheit des Simile, die Folgerichtigkeit der Gabengrösse sind es daher, welche der Homöopathie ihren Bestand sichern, und auch, wenigstens noch für so lange, als kein höheres Heilgesetz gefunden worden, sichern werden."

Wir dürfen hoffen, dass ein Jeder das Schriftchen mit eben derselben Befriedigung lesen werde, als dies bei uns der Fall war, und sind der festen Meinung, dass die Lectüre desselben Manchen unserer Gegner ebenso von der Verwerflichkeit solcher Angriffe als von der Wahrheit unserer Lehre und der Redlichkeit ihrer Anhänger überzeugen werde. Dem Herrn Eigenbrodt möchten wir aber, nachdem wir nun erfahren, welchen Geruches

dieser Mann ist, die uns eben von einem aus Paris kommenden Freunde mitgetheilten Worte zurufen, mit welchen eine Französin bei einer öffentlichen Schaustellung einem neben ihr stehenden rauchenden Corporal von sich und den umstehenden Damen zurückdrängte: Allez plus loin, Monsieur, votre cigarre ne donne pas trop d'odeur — — —!

Miscellen.

1) Das Extractum der Urtica Dioica in Hautleiden.

Dr. Bullar, Arzt an der Royal Infirmery zu Southampton, hat dieses Mittel viele Jahre hindurch gegen chronische Hautleiden verschiedener Art, gegen Eczema, Lichen, Lepra, Flechten, Psoriasis etc. angewendet; er folgert aus seinen Erfahrungen, dass dieses Ertract in allen chron. Hautaffectionen und zwar besonders bei Gegenwart kachektischer Zustände verabreicht werden sollte. Er beginnt mit 5 Gran, 3mal täglich, Wochen und Monate lang und steigt bis auf 20 Gran pro die. Arzneisymptome waren mitunter: Imprägnirung des Athems mit dem Mittel, Hautjucken. Die Heilung erfolgte zuweilen sehr schnell, zuweilen erst nach Monaten.

Im Bull. thérap. ist zugleich folgende eigenthümliche Wirkung der Urtica erzählt. Einer 38jährigen an Leukorrhöe und Magenkrampf leidenden Dame wurde von einer Somnambule der Gebrauch der Urtica comm. angerathen; sie nahm vor dem Schlafengehen 2 Tassen voll eines concentr. Decocts der Pfl. In der Nacht wurde die Haut des Gesichts, der Arme und des Rumpfes von Jucken und Brenngefühl, Ameisenkriechen befallen. Das Gesicht war geschwollen, die Augenlider oedematös. Am folgenden Tage war der Oberleib bis zum Nabel herab mit confluirenden Bläschen bedeckt. Das Allgemeinbefinden war ungestört. Scarificationen liessen mehr als 3 Litres Flüssigkeit aus-

fliessen. (Aderlass, Sinapismen, Fussbäder). Am 3. Tage verlor sich die Gesichtsgeschwulst, blos die Eruption an den Armen und der Brust bestand fort, ebenso das Jucken; erst am 6. Tage trat Abschuppung ein. Aus den Brüsten der Kranken, die 12 Kinder geboren und nur eines gesäugt hatte, floss 8 Tage hindurch eine milchartige Flüssigkeit aus, dagegen blieb die Urinsecretion 12 Tage hindurch trotz aller Diuretica gänzlich aus. Der Berichterstatter, Dr. Fiard, folgert daraus, dass man das Decoct. Urticae als Antidiureticum im Diabetes und dann auch in Krankheiten aus Unterdrückung der Milchsecretion anwenden solle (?). (Wiener medic. Wochenschrift, 1855, Journalrevüe Nro. 11, pag. 85).

2) Heilung einer Hydrocele.

Ich kann mir nicht versagen, eines Falles hier zu erwähnen, der durch seine schnelle und radicale Heilung beachtenswerth erscheint und zur Anwendung des betreffenden Arzneimittels in gleichem Leiden auffordern muss. Es kam nämlich ein 8jähriger Knabe im Sommer 1854 in die Poliklinik wegen einer linkseitigen Hydrocele von der Grösse eines Stettiner Apfels. Derselbe war bereits Monate lang in der chirurgischen Universitäts-Poliklinik mit Salben, Jodtinctur etc. behandelt worden, aber ohne allen Erfolg, so dass zuletzt die Operation vorgenommen werden sollte. Allein die Mutter des Knaben und dieser selbst erschraken vor einem derartigen Eingriff, den sie irrigerweise für sehr bedeutend und schmerzhaft hielten, und kamen in die homöop. Poliklinik, um wenigstens vorher Alles zu versuchen, um die Operation unnöthig zu machen. Kurz vorher hatte ein englischer Homöopath mehre glückliche Curen von Hydrocele durch Graphit mitgetheilt, und es musste deshalb ganz erwünscht erscheinen, in diesem exquisitem Falle das gerühmte Mittel zu versuchen. Der Knabe erhielt deshalb, um das Experiment genau wie vorgeschrieben war, anzustellen, 2 Pulver Graphit 30., jeden 4. Tag eins zu nehmen. Nach 8 Tagen war zu unserm nicht geringen Erstaunen die Geschwulst fast um die Hälfte kleiner und viel weniger gespannt. Es wurden wiederum 2 Pulver

Graphit verordnet und nach wiederum 14 Tagen war die Geschwulst sammt jeder Beschwerde vollständig verschwunden. Obgleich ich schon früher mehrmals günstige Erfolge bei Behandlung der Hydrocele, namentlich durch Rhododendron, beobachtet hatte, so war mir doch noch nie eine so eclatante und schnelle Heilung bei einem so bedeutenden Falle vorgekommen, und ich hielt es deshalb für der Mühe werth, dieselbe hier in Kürze mitzutheilen.

Dr. Müller.

Die Roth'sche Preisaufgabe.

Die von Dr. Roth ernannten Preisrichter haben in der letzten Versammlung des Centralvereins zu Dresden den Preis von 500 Francs einer Arbeit zuerkannt, als deren Autor sich Hr. Dr. W. Reil in Halle erwies. Die betreffende kurz motivirte Veröffentlichung des Urtheils lautet wie folgt:

„Mit Vergnügen kommen die unterzeichneten Preisrichter der Pflicht nach, Ihnen für Ihre Bearbeitung des Aconit den Preis von 500 Francs zuzuerkennen und diese Summe Ihnen anbei zu übersenden.

Wir gingen bei dieser Beurtheilung von der Ansicht aus, dass Sie die von dem Preissteller geforderte Bedingung:

eine Monographie der physiologischen und therapeutischen Wirkungen des Aconit, mit Benutzung und genauer Angabe aller Quellen der gesammten Literatur zu bearbeiten, wobei 1) womöglich überall, auch in der nicht hömöopathischen Literatur, auf die Urquellen zurückzugehen und dieselben genau anzuführen, 2) alle früheren Angaben unsrer A.-M.-L., wie auch die Fragmenta de viribus medicamentorum sorgfältig zu vergleichen, 3) sich aller botanischen und chemischen Digressionen, wie auch aller hypothetischen Allgemeinbetrachtungen zu enthalten,

vielmehr diejenigen Punkte, in denen wir noch in Unkenntniss sind, offen zuzugestehen, und die sich eingeschlichen habenden Irrthümer hervorzuheben sein sollten,

vollständig und in befriedigender Weise erfüllt haben.

Trugen wir einen Augenblick Bedenken, diese für Sie günstige Entscheidung zu treffen, weil einmal eine klare und fassliche Zusammenstellung der Wirkungen schliesslich, in Betracht der schon vorhandenen Literatur, von Ihnen unterlassen war, und dann noch mehr, weil sowohl in den von Ihnen gezogenen Schlussfolgerungen, insbesondere auf S. 242, als auch in Bezug auf die Gabenlehre eine eigentliche homöopathische Anschauung vermisst wurde, so haben wir dennoch für die Ertheilung des Preises an Sie entschieden, in der Erwägung

1) dass es Ihnen leicht sein würde, aus der vorhandenen Literatur jene Uebersicht der Einzelnwirkungen zusammenzustellen,
2) dass die gerügten Mängel einer subjectiven Aeusserung angehören, die nur als eine vom Preissteller nicht geforderte, und daher freiwillige, unserer Kritik nicht unterliegende Zugabe zu betrachten sei.

Wünschen wir Ihnen und der gesammten medicin. Literatur Glück zu dieser Bearbeitung eines so wichtigen Heilmittels, so werden Sie es unserm Standpunkte zu Gute halten, wenn wir hinzufügen, dass wir uns sehr freuen würden, wenn Sie bei Herausgabe dieser Arbeit, deren Abdruck nach dem Willen des Preisstellers in der homöop. Vierteljahrsschrift oder im Archiv für Arzneiwirkungslehre erfolgen müsste, diese unsere Ansicht beherzigten.

Dresden und Leipzig, am 8. September 1856.

Hochachtungsvoll

Dr. Bernhard Hirschel. Dr. V. Meyer.
Dr. Clot. Müller."

An die Mitglieder des Centralvereins.

Der Centralverein für Homöopathie hat in seiner am 9. August dieses Jahrs abgehaltenen Sitzung den Beschluss gefasst, dass von jetzt an jedes seiner Mitglieder einen jährlichen Beitrag von Zwei Thalern und zwar in Pränumerandozahlung zu leisten habe. Die bisher so beschränkten Geldmittel des Vereins haben denselben in seiner Tendenz, für das allgemeine Beste unserer Homöopathie zu wirken, mannigfach gehemmt. Durch diese jährliche Beisteuer, die so gering ist, dass sie keinem Mitgliede schwer fallen dürfte, wird eine Einnahme geschaffen, die den Verein in den Stand setzen wird, manches schöne Unternehmen zur Förderung unserer Lehre zu unterstützen und ins Leben zu rufen. Deshalb gibt sich auch der unterzeichnete Präses, der hierdurch obigen Beschluss zur Kenntniss der Betreffenden bringt, der Hoffnung hin, dass kein Mitglied säumen wird, den kleinen Jahresbeitrag dem Vereine rechtzeitig zufliessen zu lassen.

Hinsichtlich der Einziehung der genannten Beiträge aber sind folgende *Bestimmungen*, die hiermit zur gefälligen Beachtung empfohlen werden, getroffen worden:

1) Die Beiträge werden der Redaction der Allgem. Hom. Zeitung in Leipzig, welche für dieses Jahr die Güte gehabt, sich diesem Geschäfte zu unterziehen, eingesendet. Die Quittung über die eingesendeten Beiträge erfolgt ebenfalls in der Allg. Hom. Zeitung.
2) Wer seinen Beitrag bis zum 1. November. l. Jahres nicht eingeschickt, erhält eine briefliche Erinnerung.
3) Drei und resp. sechs Monate nach der Versendung dieser brieflichen Erinnerung, also am 1. Februar und 1. Mai, ergeht an alle diejenigen, welche noch mit ihren Beiträgen im Rückstande sind, eine öffentliche Aufforderung

in der Allgem. Hom. Zeitung zur Einsendung ihrer Beiträge, ohne dass jedoch in dieser Mahnung die Namen der restirenden Mitglieder genannt werden.

4) Am 1. Juli hingegen werden diejenigen Mitglieder, welche bis dahin ihren Jahresbeitrag nicht eingesendet haben, in der Allg. Hom. Zeitung unter dem Bemerken namentlich aufgeführt, dass sie spätestens bis zum 9. August die betreffende Zahlung zu leisten haben.

5) Wer auch bis zu dem letztgenannten Termín seinen Beitrag nicht abgetragen, wird als aus dem Verein ausgeschieden betrachtet. Jedoch hat hierüber die Centralversammlung noch speciell und endgiltig zu entscheiden.

6) Wer es endlich, da wo es angeht, vorzieht, seinen Beitrag durch Postvorschuss entnehmen zu lassen, hat die Redaction der Allg. Hom. Zeitung hiervon in Kenntniss zu setzen.

Dresden, am 10. September 1856.

Hofr. Dr. P. Wolf,
derzeit Präses des Centralvereins
für Homöopathie.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

XVI.

Prophylaxis.

Von Dr. **Käsemann** in Lich.

Der Arzt, berufen zur Herstellung der durch Krankheit getrübten Gesundheit, sieht oft sich verlassen von sichern Mitteln und Wegen zur Erreichung dieses Zieles, was ihn besonders bei Epidemieen, wo nicht selten schaarenweis die Leichenhügel an die Ohnmacht seiner Kunst erinnern, tief betrüben muss. Wenn unter solchen Umständen, wo er eine bösartige Krankheit um sich herum wüthen sieht, er an eine noch grössere Anforderung denkt, welche die leidende Menschenwelt an ihn stellt, nämlich an die Möglichkeit einer Verhütung, so ist dieses sehr lobenswerth und von der Pflicht geboten, — es ist ein Act der Humanität, und darum wohl war es auch ein Lieblingsgeschäft Hufeland's, die prophylaktische Behandlung des Scharlachs von Hahnemann zu begünstigen und ihr das Wort zu reden, besonders da in der angegebenen Methode nichts lag oder nichts zu liegen schien, was der Gesundheit irgendwie einen Nachtheil bot, — es war nicht beabsichtigt, eine wirkliche Belladonna-Krankheit zu erzielen. —

Es ist bekannt, wie vielfache Versuche damit angestellt wurden, wovon in dem Schriftchen: „Dr. Samuel Hahnemann's Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers und Purpurfriesels mit einigen Zusätzen von Dr. J. Buchner" mehre Beispiele am Schlusse angefügt sind. Beim Ueberblicken der vielfach günstigen Zeugnisse dafür und der absprechenden Urtheile darüber, besonders da viele Allöopathen sich günstig, Homöopathen theilweise ungünstig und theilweise ganz enthusiastisch vortheilhaft darüber aussprachen, fällt mir ein, was unser seliger Grieselich einst mir gelegentlich schrieb,

nämlich: „dass er immer mehr Skeptiker werde," worinnen ich ihm aber nicht Recht geben konnte, obschon er manchmal Grund genug hatte, zu verzweifeln — doch „nicht an der Homöopathie," — wie er ein andermal mir schrieb, was ich ihm rühmlich nachrufen muss, — „wohl aber an den Homöopathen," zu welchem Klageruf er, wie ich weiss, dadurch veranlasst wurde, dass die Aerzte sich zu viel von Sonderinteressen leiten lassen. — Man verzeihe diese letzte Mittheilung und denke sie keineswegs im Zusammenhange mit meinem Thema, nur der Gedanke an Skepsis bei den allerverschiedensten Meinungen über einen und denselben Gegenstand, gestützt auf Beobachtungen von beiden Seiten, könnte verzeihlich sein. Einigen Homöopathen muss ich sogar in dem hier besprochenen Gegenstande grosse Gerechtigkeitsliebe und unpartheiisches Forschen nachrühmen; Manche milderten sogar ihr früher unbedingt günstiges Urtheil und trugen somit der Sache eine geläuterte Rechnung. — Es ist so begreiflich als verzeihlich, dass das 1801 erschienene Schriftchen Hahnemann's über diesen Gegenstand mit Begeisterung aufgenommen wurde, es sollte ja auch nebenbei noch die Wirksamkeit kleiner Gaben und die Richtigkeit des homöop. Princips beweissen; — zum Bezweifeln eines derartigen Thema's hatte man es damals noch nicht gebracht. Noch im Jahr 1834 erkennt Hartmann in der 2. Auflage seiner Therapie acuter Krankheitsformen (1. Theil p. 378) den von Hahnemann gethanen Ausspruch in aller Vollkommenheit an. Im Jahr 1847 schliesst er in seiner „speciellen Therapie acuter und chronischer Krankheiten" (3. Auflage) p. 312 seine Vorbemerkungen mit denselben Worten wie 1834, nämlich: „Genug, das Factum ist wahr und bleibt wahr, dass Belladonna das Mittel ist, Gesunde gegen das Scharlachfieber unansteckbar zu erhalten, und jeder Arzt, der ohne Vorurtheil und mit der gehörigen Aufmerksamkeit und genauen Berücksichtigung des gegenwärtigen epidemischem Hautausschlags einen Versuch mit diesem Mittel anstellt, kann sich von der Wahrheit dieser Behauptung Hahnemann's überzeugen." — In seinen 1852 erschienenen Kinderkrankheiten sagt er dagegen

p. 570: „Selbst die von Hahnemann bezeichneten Prophylaktica gegen Scharlachfieber und Scharlachfriesel können nur zum Theil und bedingungsweise Nutzen gewähren, und eine ruhige, vorurtheilsfreie und parteilose Ueberlegung wird mir in der Behauptung Recht geben müssen, dass sie den positiven Werth nicht haben können, den die Vaccination als Schutzmittel gegen die wahre Variola hat.“ Den Grund des theilweisen Misslingens der Prophylaxis gegen Scharlach durch Bellad. suchte Hahnemann darin, dass der glatte Scharlach selten allein auftrete, sondern meist in Gemeinschaft mit Scharlach- oder Purpurfriesel, gegen welchen letzteren Aconit das Schutz- und Heilmittel sei, welche beide Mittel darum im Wechsel gegeben werden sollten. Bekannt ist es nun zwar, dass zwischen beiden Formen kein wesentlicher Unterschied von vielen Schriftstellern anerkannt wird, dass Scharlachfriesel vielmehr nur als eine höhere Gradation gilt — ähnlich wie Blasenrose im Verhältniss zu Erysipelas laevum, weshalb man glaubte, Bellad. müsste eben so gut auch gegen Scharlachfriesel schützen können, wenn überhaupt dieses anzunehmen wäre. Dieser Gedanke kann aber als verfehlt angenommen werden, da der Homöopath doch hauptsächlich die Symptomen-Aehnlichkeit ins Auge fassen muss und aus diesem Grunde auch gegen Blasenrose nicht Bellad., sondern Rhus verabreicht. —

Die Versuche, welche Prof. Dr. Fleischmann sen. in Erlangen mit Bellad. als Präservativ gegen Scharlach anstellte und von mir in Hygea VI. p. 509 etc. besprochen wurden, möchte ich für die instructivsten halten von denen, die mir speciell zu Gesichte gekommen sind, und worauf ich den, der sich näher dafür dafür interessirt, verweissen muss. Ich will nur in nuce bemerken, dass er 52 Versuche bei Kindern von $^1/_2$—14 Jahren nur in solchen Familien anstellte, wo er sich auf Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Vorsicht verlassen zu können glaubte. Er löste 3 Gran Bellad.-Extract in $^1/_2$ Unze destill. Wassers auf und gab zweimal des Tages so viel Tropfen dieser Mischung als die Kinder Jahre zählten, vermehrte nach Umständen auch wohl die Tropfenzahl. Der Gebrauch wurde bei den meisten Kindern fünf

Wochen lang fortgesetzt, bei einigen längere, bei andern kürzere Zeit. Aus diesen Beobachtungen ergab sich:

1) Dass man ohne Nachtheil von der Bell. mehr geben darf, als Hahnemann und Andere gegeben haben;
2) dass der Gebrauch der Bell. während der ganzen Dauer der Epidemie fortgesetzt werden muss, um zu schützen;
3) dass die Bell. gegen die Ansteckung durch Scharlach zu schützen scheine;
4) dass sie bei vielen Individuen keine in die Sinne fallenden Erscheinungen hervorbringe;
5) dass die Anwendung dieser Schutzmittels aber bei andern ein dem Scharlach ähnliches Erkranken errege, welches jedoch sehr schnell wieder verschwindet;
6) dass dieses Mittel bei manchen Kindern die Reizfähigkeit für den Ansteckungstoff zwar zu verringern, aber nicht ganz aufzuheben vermöge;
7) dass, wenn auch bei der Anwendung der Bell. der Scharlach ausbricht, der Verlauf desselben sehr gelinde sei;
8) dass bei denjenigen Individuen, bei welchen sich mehre Tage nach dem Gebrauche der Bellad. krankhafte Erscheinungen einfinden, welche mit den ersten Symptomen des Scharlachs Aehnlichkeit haben, und bei denjenigen, deren Haut sich sogar röthet, die Receptionsfähigkeit für diesen Ansteckungsstoff erloschen und der Fortgebrauch der Wolfskirsche überflüssig sei. —

Aus solchen Nachversuchen selbst von Seiten der Nichthomöopathen ergibt sich, wie sehr die Mittheilung von Hahnemann die Aufmerksamkeit fast aller Aerzte auf sich gezogen hatte, und es ist begreiflich, dass ex analogia die Anhänger Hahnemann's auf den Gedanken kamen, bei andern empidemischen Krankheiten ähnliche Resultate zu erzielen. Schneider namentlich sagt im 33. Bd. der allg. hom. Ztg. p. 157: Hienach halte ich mich für berechtigt ex analogia zu schliessen, dass andre Arzneien, welche sich zu andern epidemischen Krankheiten, wie die Belladonna zu dem Scharlach, vor welchem sie bewahrt, verhalten, auf dieselbe Weise vor ihnen schützen können. Sicher muss aber eine

Arznei der concreten epidemischen Krankheit als speciell-specifisch völlig entsprechen, wenn sie als Schutzmittel dagegen wirksam sein soll; weil sie sonst eben so wenig als die einem concreten Krankheitsfalle nicht genügend homöopathisch angemessene Arznei, die Heilwege zu treffen vermag." — Und in der That fehlt es nicht an Empfehlungen solcher Präservative, wie in specie bekanntlich — was auch Schneider ibid. p. 157 anführt — noch von Hahnemann Cuprum und von Aegidi Veratrum gegen Cholera, von Hahnemann Pulsat. und von Arnold Sulphur gegen Masern prophylaktisch angewandt wurde. In der allgem. hom. Zeitung, 38. Band, p. 140 sind als Präservative gegen die Cholera genannt: Ipec., Veratr., Cupr. und Met. alb., in der Zeitschrift für homöop. Klinik, Band IV., pag. 210 Lac Sulphuris; Schneider machte Anwendung von Veratr. (cf. Allg. h. Z. 36. p. 273) auf dieselbe Weise wie von der Bell. gegen Scharlach und reiht eine weitere Empfehlung daran. Im 2. Bande der Oesterreich. Zeitschrift für Hom. pag. 572 wird Chinin als Präservativ gegen Wechselfieber gerühmt, alle 8—10 Tage eine Dosis von 8 Gran. In dem Mahnruf Lutze's: „Die Schutz-Impfung völlig unnütz und Verderben bringend" werden pag. 35 Versuche und Resultate desselben mitgetheilt von Variolin gegen Variola, worauf im Jahr 1834 schon Schindler in Gotha hinwies, Archiv XV. 1. p. 116. Gegen Maul- und Klauenseuche des Rindviehs werden Versuche mit den Präservativen Sulph. und Merc. sol. (3. u. a. Verdünnungen) im Wechsel, mitgetheilt in der Allg. hom. Ztg. Bd. 46, p. 264 und Zeitschr. für hom. Klinik III. p. 79. Gegen diese Seuche sind mehre Präservative von allöopath. Aerzten angewandt und in den Annalen der Staats-Arzneikunde von Schneider, Schürmayer und Hengst, Band 7. p. 748 angeführt, denen man die Erfolglosigkeit zum Theil auf den ersten Anblick voraussagen könnte. Walch empfiehlt Wachholderbeeren und Salz unter das Futter zu mischen und die Klauen täglich mit reinem Wasser zu waschen; der Kreisthierarzt Kobler in Schmalkalden, nach reichlicher Erfahrung, das Aderlassen und das Legen von Wur-

zeln; das Einziehen einer Nieswurzel soll nach Kobler nicht allein gegen die Ansteckung schützen, sondern auch gegen die heftigen Smyptome der Krankheit, wenn sie im Körper sich schon zu entwickeln aufängt, sehr wirksam sein. Ein Kuhhirte im Kreise Schmalkalden legte einigen Kühen, welche fehlerhafte Euter hatten, Wurzeln, und diese blieben von der Seuche verschont. (Man wird versucht zu glauben, dass der Kreisthierarzt hier dem Kuhhirten das Wurzellegen abgelernt habe, und muss bedauern, dass die Wurzeln nicht namhaft gemacht sind, besonders da bei den Versuchen des Kuhhirten schon „fehlerhafte Euter“ sich vorfanden, hier also mehr von einer Behandlung beginnender Krankheit, als von Prophylaxis im strengeren Sinne die Rede sein könnte.) M. R. Schneider in Fulda, Dr. Beling in Liegnitz und auch französische Thierärzte, welche Versuche anstellten mit der Impfung des Seuchestoffs, werden daselbst angeführt und die Resultate da, wo man frische wasserhelle Lymphe benutzte, als gelungen betrachtet, — man war zufrieden mit dem Erfolge, und findet den Ausspruch: „Die Impfung schützt zwar nicht für die Wiederkehr der Krankheit, sie gewährt aber doch insoweit Vortheil, als die am Ohre oder Schweife geimpften Thiere nicht lahm werden und dadurch, dass sie nicht am Ausschlage im Munde leiden, nicht am Fressen gehindert werden, wodurch dann wenigstens die übelsten Folgen der Krankheit vermieden werden können.“ — Das kranke Thier heisst es p. 749, von welchem der Impfstoff genommen werden soll, muss erst kürzlich von der Krankheit befallen und die zwischen den Klauen befindliche, zur Impfung zu benutzende Feuchtigkeit muss hell, nicht verdickt, weit weniger schon eiterig oder übelriechend sein“ — als beachtenswerth will ich hier noch anfügen, was ibid. p. 750 steht: „Bei der Impfung selbst hüte man sich, die mit Impfstoff getränkte Nadel in den Mund zu nehmen, weil, wenn davon in den Magen kommt, heftige Koliken und andere Zufälle entstehen,“ — und daran reihen, was p. 748 steht: „Das natürlichste Mittel zur Verhinderung und Milderung der Krankheit ist aber wohl ohne Zweifel die Impfung, indem schon die Uebertragung des Seuchenstoffs in den mensch-

lichen Körper ähnliche Symptome, wie bei der Seuche hervorbringt.“ — Man hebt p. 750 noch hervor, dass auch bei einem Ziegenbocke in einer seuchekranken Heerde die Impfung vollkommen gelang und er von der Seuche verschont blieb, und fügt hieran: „Diese gelungenen Versuche mit den Schaafen und dem Ziegenbocke sprechen für die Ansteckbarkeit der Krankheit, welche von vielen geleugnet wird.“ — Versuche mit der Impfung beim Rindvieh — mit Lymphe aus grosser frischer Blase zwischen den Klauen derselben — schlugen in Fulda und Schlitz ganz fehl, was man dem Umstande zuschreibt, dass überall in den benachbarten Ställen die Seuche schon ausgebrochen war; alle diese Thiere erkrankten schon am 2. oder 3. Tage nach der Impfung.

In neuester Zeit sind Einimpfungen der Lungenseuche gemacht worden von verschiedenen Aerzten und theils besondere Abhandlungen, theils Berichte darüber geliefert, welche zur Nachahmung anregten. Man vergleiche darüber Zeitschrift für hom. Klinik II. p. 81 und 71, ibid. III. p. 54 und 151. Die Ergebnisse waren, wie überall bei solchen Versuchen, sehr verschieden und denen der Vaccination ziemlich ähnlich, theils völligen Schutz zu gewähren scheinend, theils auch Erkrankungen durch Ansteckung nicht zu verhüten vermögend, sogar — was die vorsichtig gehandhabte Vaccination nicht trifft — Todesfälle in Folge der Impfung, aber auch Erfolglosigkeit bei den Thieren, die früher schon die Lungenseuche gehabt hatten. — Es wird nun hierüber a. a. O. II. p. 81 ersichtlich, dass von der Zeit der Abnahme des Impfstoffes viel abhängt, sowohl in Bezug auf Schutz als Gefahr für die Impflinge. In Thesi würde man Zweifel wagen dürfen über die Möglichkeit, eine Lungenkrankheit auf die Schwanzspitze des Thieres transplantiren zu können. Darüber herrscht wohl kein Zweifel, dass, wenn irgend ein specifischer Krankheitsstoff in eine Wunde gebracht wird, derselbe einen specifischen Entzündungsprocess und entsprechende Ausgänge zur Folge haben muss, aber ob dieser Verlauf auch den entsprechenden Schutz vor der Krankheit in dem sonst gewöhnlichen Organe, wenn nicht gerade die Haut

der bestimmte Sitz der fraglichen Krankheit ist, gewähren kann, das ist nach physiologischen Gesetzen nicht mit Sicherheit a priori dargethan; denn man kann ja nicht einmal zugeben, dass eine durch Blasenpflaster am Thorax etc. erzielte Entzündungsstelle die Entzündung in einem — dieser Stelle entsprechenden — inneren Organe zu heilen vermag; die Praxis wird hier erst noch weitere Data zu liefern haben. So weit hat aber der Erfolg es schon gebracht, dass folgende Verfügung erlassen wurde, wie wir a. a. O. III. p. 151 lesen: „Köln. Die Leser Ihrer Ztg. werden sich der Artikel über die Impfung der Lungenseuche erinnern. Der Streit über den Nutzen derselben ist jetzt gewissermassen officiell entschieden, indem die kgl. Regierung zu Köln auspricht, dass die seit 1852 angestellten zahlreichen Versuche mit Einimpfung der Lungenseuche dies Verfahren als das beste Schutzmittel gegen dieselbe erwiesen hätten, so vollständig, dass die Regierung die Einimpfung gewissermassen zur Verbindlichkeit macht, indem sie erklärt, in künftigen Fällen, wo Rindvieh in der Lungenseuche gefallen, keine Beihülfe aus dem Grundsteuer-Revisionsfond gewähren zu wollen, wenn nicht die Impfung erfolgt oder die Unmöglichkeit derselben durch Zeugnisse bewiesen ist.“ — Dieser Erlass wird wenigstens Gelegenheit geben zur Erlangung weiterer Resultate und zur Vervollständigung der sicherern Handhabung. —

Durch mehre Experimente zu dem Schlusse berechtigt, dass der Scharlach, wie viele andere Hautkrankheiten, inoculirt werden kann, so dass eine locale Entzündung entsteht, die auf den Organismus nur wenig Einfluss hat, unternahm Dr. *Miguel* Einimpfungen des Scharlachs, zu welchem Zwecke er einige Papulä mit einer Lancette öffnete und die hervordringende gelbliche Flüssigkeit sogleich vermittelst Einschnitte verimpfte. Dieses mit Erfolg geimpfte Kind wurde 15 Tage später nochmals auf diese Art geimpft; es trat aber keine Spur von krankhafter Thätigkeit ein, während mit demselben Stoffe geimpfte andere Kinder Pusteln an den Impfstellen bekamen, wie das erste Kind, ohne dass ein „allgemeines Fieber statt fand und der Gesundheitszustand der kleinen Pat. im geringsten ge-

stört ward.“ — Sie blieben von Scharlach frei, obschon sie mit Scharlachkranken 10 Wochen lang zusammen lebten und in einem Bette schliefen. Diese Experimente theilte er der Acad. de méd. (zu Paris) mit. cf. Hygea III. p. 159.

Von Thierstoffen sind noch empfohlen Anthracin gegen Milzbrand, worüber zu wenig Erfahrungen vorliegen. Günther in seinem homöop. Thierarzte bevorzugt (6. Auflage p. 118) den Arsenic als Schutz- und Heilmittel, und in der Oesterr. Zeitschr. für Hom. II. p. 545 etc. wird ebenfalls Arsenic vorgezogen, obschon nicht zu übersehen ist, dass hier vielfach erst die Behandlung begann bei schon stattgefundener „sehr hohen Röthung des Augapfels,“ wo also die Krankheit in ihrem ersten Anfange sich präsentirte. —

Wollte man das Feld der Prophylaxis ganz ausbeuten, so müsste man eine grosse Bücherwanderung vornehmen, denn überall stösst man auf solche Versuche. Selbst gegen die Syphilis führt Schönlein mehre Mittel an, die prophylaktische Verwendung fanden, wie in seinen Vorlesungen, unter der besonderen Ueberschrift: „Von der Prophylaxis der Syphilis“ zu lesen ist, wo es in der zweiten Auflage Bd. IV. p. 235 heisst: „Eine Menge solcher Mittel war im Alterthum bekannt: man hing damals Amulette aus Quecksilber dem Menschen an; legte Sprüche aus der Bibel, in Bänder genäht, auf den Bauch, um sich zu schützen, man nahm auch Quecksilber innerlich.“

Manches, unter dem Namen der Prophylaxis cursirend, kann aber nicht dafür gelten, wie namentlich die sog. Verhütungs-Cur der Wasserscheu durch Bellad. von Münch, die nach geschehenem Bisse wüthender Thiere vorgenommen wurde. — Sauter in seiner Schrift: die Behandlung der Hundswuth in polizeilicher, prophylaktischer und therapeutischer Hinsicht hält diese für ganz überflüssig und keinen Vortheil gewährend, die äussere Behandlung der Bisswunde mit Kali caust. sicc. vollständig genügend. Dagegen räth Lieb — Frank's Magazin für etc. Arzneimittellehre und Toxikologie Bd. III. p. 496 Anm. sub 4 — den gereinigten Grünspan innerlich an, ohne auf äussere Behandlung

der Wunde zu sehen; „es wurde nicht einmal immer für Reinigung der Wunde und Verhütung der Resorption gesorgt.“ — Wie viele andere Mittel und Methoden zur Verhütung der Wasserscheu noch angerühmt und versucht worden sind, ist jedermann bekannt.

In neuerer Zeit ist in unserer Literatur die Frage über Prophylaxis wiederholt zur Sprache gekommen und kritisirt worden, und da spielt denn die Bellad. gegen Scharlach und Vaccine gegen Variola eine Hauptrolle. Diese beiden verdienen darum auch eine besondere Betrachtung, von welcher aus eine Excursion auch auf andere Felder im Allgemeinen erlaubt sein dürfte. In der homöop. Vierteljahrsschrift Bd. 3. p. 311 etc. spricht sich unser College Lorbacher bei der Skizzirung einer Scharlachfieberepidemie in Eisleben etc. vom December 1850 bis November 1851 darüber sehr ruhig aus. Ein getreuer Anhänger der Homöopathie baute er auf die Autorität Hahnemanns und versuchte bei dieser Epidemie, die an Bösartigkeit, Heftigkeit und Ausbreitung seit vielen Jahren in Deutschland nicht ihres Gleichen gehabt hat, die Präservative „Bellad. und Acon.“ in vielen Fällen. „Allein ich muss offen gestehen — sagt er p. 312 —, dass ich mich von ihrer Schutzkraft nicht bestimmt habe überzeugen können. Wenn ich gleich nicht leugnen will, dass bei vielen Kindern, welche die Präservative bekommen hatten, die Krankheit einen milden und minder gefährlichen Verlauf hatte, was allerdings schon ein grosser Gewinn ist, so war dies doch oft auch der Fall ohne Vorsicht. Auf der andern Seite blieben in einer Familie die übrigen Kinder verschont, ohne dass sie das Schutzmittel erhalten hatten, während eines von der Seuche befallen wurde, oder sie wurden alle ergriffen, trotzdem man vorgebauet hatte.“ — Man könnte hier mit Schneider sagen, dass nach Lorbachers therapeutischer Mittheilung Opium als Heilmittel den Vorzug vor Bellad. hier gehabt habe, demnach auch nicht Bellad. das speciell-specifische gewesen, und somit nicht das richtige Präservativum habe sein können, aber damit wäre ja ebenfalls der prophylaktischen Behandlung Hahnemanns in dieser Krankheit der Werth streitig gemacht, der Homöopathie aber

könnten speciell-specifische Prophylaktica noch erhalten werden. Koch in seinem Werke „die *Homöopathie*, physiologisch, pathologisch und therapeutisch begründet," zählt mit Recht die Präservation zur Aufgabe des Arztes (p. 371), wohin dann in specie die künstliche Präservation gehört, da die spontane oder physiologische hier nicht direct in Betracht kommen kann, man müsste denn die vom Arzte eingeleitete diätetische, abhärtende etc. Behandlung mit hinzuzählen wollen. Die künstliche Präservation trennt er in „Entfernthalten der Gelegenheits-Ursache" als Gegenstand der medicinischen Polizei bei ansteckenden und endemischen Krankheiten, und in „Entfernung der Anlage." Hiervon interessirt uns hier wieder weniger die Entfernung der Anlage auf indirectem Wege, als vielmehr die auf directem Wege. Von letzterer sagt er p. 475: „Die alte Schule hat bei ihren verschiedenen Arten von Heilverfahren nie daran gedacht, auf die Anlage direct einzuwirken, wenn man unter diesem Ausdruck eine Beseitigung der Anlage durch Befriedigung derselben versteht. Diese Art, die Anlage zu entfernen und einer künftigen Krankheitsbildung vorzubeugen, isolirt die Gelegenheits-Ursache durch Entziehung ihres Bodens und macht sie dadurch für den Organismus unwirksam. Dieses geschieht dadurch, dass dem Organismus eine solche Heilpotenz beigebracht wird, welche zur Krankheits-Anlage eine qualitativ entsprechende Beziehung, wie Aehnliches zu Aehnlichem, hat; dass also die Potenz, welche vorbeugen soll, in einer nähern Beziehung zur Anlage steht, als diejenige Krankheits-Ursache, welche die künftige Krankheit bilden würde, jedoch mit dem Unterschiede, dass jene so beschaffen sein muss, dass sie eine minder bedeutende (künstliche) Krankheit erzeugt, als die durch die natürliche Krankheits-Ursache hervorgebrachte wäre." Wenn er weiter sagt, dass nur dem homöopath. Arzte die Mittel und Wege bekannt sind, dieses zu bewerkstelligen, dem Arzte der alten Schule dieses aber bei dem Stand seiner Pharmakodynamik unmöglich ist, so wie dass (p. 477) „diese Art von künstlicher Präservation bis jetzt wenig beachtet und angewandt wor-

den ist, obwohl man in der Präservation gegen die Menschenpocken durch die Einimpfung der Kuhpocken einen so schlagenden Beleg für diese Art vorbeugender Therapie hatte," so darf er eben so gut auch sagen, dass es „nur eine ganz natürliche Consequenz der grossen Jennerschen Entdeckung war, wenn Hahnemann Belladonna als Schutzmittel gegen Scharlach anwandte etc." — Ihm sind viele Fälle bekannt, wo er durch periodisches Darreichen von Aconit bei Anlage zu Brust- und Lungen-Entzündungen, bei Anlage zu Apoplexie mit Belladonna u. s. w. vor neuen Anfällen entschieden schützte. cf. p. 478. — Bei den zuletzt angeführten Beispielen darf man nicht übersehen, dass Menschen, die gegen solche Krankheits-Anlagen Hülfe suchen, auch ihre ganze Lebensart etc. darnach einrichten, um diese Disposition zu mindern, um das vorherrschend schwache Organ zu kräftigen. Es wird dem Mittel hier wohl etwas zu viel nachgerühmt, und bei wirklichem Antheile desselben an dem Erfolge bleibt zu beachten, dass ein nicht ganz gesundes Organ schon vorliegt, und darum vom Prophylakticum im strengsten Sinne doch nicht die Rede sein dürfte. Denn etwas ganz Anderes ist doch gewiss der beabsichtigte Schutz eines ganz Gesunden gegen die fragliche Ansteckung einer epidemisch herrschenden contagiösen Krankheit. — Wie wird aber dieser Schutz erzielt? Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser nur nach dem homöop. Heilgesetz ermöglicht werden kann, so wie dass Alles, was darüber vorliegt, diesem Gesetze zufällt. Nach diesem Gesetze wird verlangt, die Wahl des Mittels dem Symptomen-Complex zu conformiren, und bei einem Gesunden, der durch das Prophylakticum geschützt werden soll, ist doch von einem Krankheits-Symptom noch nicht die Rede, womit also der erste Grundsatz der Homöopathie in einen nicht geringfügigen Conflict geräth, gewissermassen einen Widerspruch erfährt, was auch Winter erkannte, wenn er Hygea 19. p. 295 sagt, dass „vernünftiger Weise nicht gegen eine Krankheit gekämpft werden kann, die noch nicht da ist, und ein solches Thun dem Kampfe gegen die Windmühlen ganz gleich gestellt werden muss. Daher kann auch die Präservativ-Behandlung nicht wissenschaftlich be-

gründet werden und tritt bei den unleugbaren Fortschritten, welche Physiologie und Pathologie in den letzten Decennien errungen haben, immer mehr in den Hintergrund.“ — Ich möchte dem Zweifel an der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Begründung der Präservativ-Behandlung nicht unbedingt beitreten, da Koch schon eine solche unterlegte, indem er einen Grund hat zu sagen p. 475 etc.: „Diese Art, die Anlage zu entfernen und einer künftigen Krankheitsbildung vorzubeugen, isolirt die Gelegenheits-Ursache durch Entziehung ihres Bodens und macht sie dadurch für den Organismus unwirksam.“ Aber — die Schutzkraft angenommen — mit welcher Quantität des Schutzmittels ist dieses zu erreichen? Wenn auch nicht zu diesem Zwecke, wie Winter, Hygea XXI. p. 133 meint, man beabsichtigt, „eine künstliche Cholera etc. die (etwa) noch 25 Unbetheiligten bestehen zu lassen,“ so würde doch das Schutzmittel irgendwelche Befindens-Veränderung bei dem Schützling präsentiren müssen, wenn von einer Entziehung des Bodens die Rede sein sollte. Denn wäre die Einwirkung eine sehr geringe, wie namentlich nach der Vorschrift Hahnemanns, so möchte ich der Vermuthung Raum geben, dass dadurch die Empfänglichkeit für das Contagium noch gesteigert würde; und wäre die Einwirkung so mächtig, dass sie eine ähnliche Arzneikrankheit hervorriefe, wie die, gegen welche das Schutzmittel verabreicht wird, so kann wohl mit dem Ablauf einer solchen, die mit Vegetabilien — wie bei Fleischmanns Versuchen mit Bellad. gegen Scharlach — erzielt wurde, jeder weitere Nachtheil beschwichtigt sein, bei Benutzung des Arsenic. und Cupr. etc. aber selbst länger bleibender Nachtheil sich erhalten. — Da nun von Homöopathen niemals in dieser Excessivität der Zweck zu erreichen gesucht wird, es sich also hier nur von unmerkbarer oder kaum sichtbarer und wahrnehmbarer Einwirkung handelt, aber doch angenommen werden muss, dass irgend eine Wirkung statt findet, so drängt sich mir obiger Gedanke auf, dass wirklich die Empfänglichkeit für das specifische Krankheits-Element sogar gesteigert werden könnte. Wer dieses leugnen wollte, würde unserm Heilprincip und der

darauf fussenden Nothwendigkeit der Verabreichung kleiner Dosen keine Lobrede halten können. Wir wissen ja, dass gerade deshalb fast unglaublich kleine Dosen noch einwirken können, weil sie in nächster Beziehung und specifischer Freundschaft zu dem erkrankten Theile nicht nur, sondern auch zu der Art des Erkrankens stehen, und nach der Art unserer Arzneimittel-Lehre und Prüfung jede Noxe, d. h. Alles, was das Befinden unseres Körpers alteriren oder umändern kann, eben so auch wieder als Heilmittel — auf Grund dieser Ermittelung — dienen kann. Es wird also ein Boden, den die Wirkungs-Sphäre eines Arzneimittels schwach belagert hält, von einem Contagium, das diesen ebenfalls zu wählen pflegt, um so leichter erobert werden können. Dieses ist so einleuchtend, dass es mich wahrhaft überrascht hat, von unserm scharfsinnigen Schneider in der Allg. H. Ztg. Bd. 33 p. 154 zu lesen: „dass das Früherkommen und nicht die grössere Stärke zwischen zwei ähnlichen Krankheitsursachen über das Behaupten des Platzes entscheidet. Beati possidentes!“ — Wenn das wahr wäre, dann könnten wir die Segel streichen, da die Krankheit doch früher kommt als der Arzt mit seinem Arzneimittel, — und der in Besitz genommene Kranke hätte von uns nicht viel zu hoffen, wir könnten ihm nur zurufen: O! imbeatus possessus!!“ — Schneider hat hier offenbar sich bemeistern lassen von der Liebe zur Prophylaxis, wiewohl er in dieser Mittheilung, wo er p. 157 sagt: „dass der schützende Einfluss der Bellad. zum öftern nicht einmal für die Dauer einer Epidemie aushielt,“ vorsichtiger ist und sich weniger allgemein hält, als in Band 31 derselben Zeitung p. 260 etc. — Zu beachten ist indessen auch noch, dass Schneider „eine scharlachähnliche Belladonnawirkung gar nicht sah, und darum anführt: „dass Bell. nicht, wie die Vaccine vor der Menschenpockenkrankheit, durch Befriedigung der Anlage, mittels Hervorrufung eines ähnlichen Krankheitszustandes vor dem Scharlach bewahrt.“ — Doch hörte er — wenn auch selten — während des präservativen Gebrauchs der Belladonna Klagen über Wirkungen dieser Arznei: „nächtliche Unruhen, Sprechen im Schlafe und Kopfschmerzen, seltener Andeutungen anginöser Beschwerden,

wie anginöse Beschwerden mit Scharlachröthe des Körpers, wie sie in Verbindung mit Hirnsymptomen bei Belladonnavergiftungen sich so regelmässig zeigen.“ Es wäre interessant, wenn gerade diejenigen Individuen, welche während des Gebrauchs der Bell. über solche Zufälle klagten, speciell in Betrachtung genommen worden wären, um zu erfahren, ob diese völlig verschont blieben oder wie sonst sich verhielten. — Ich habe mir die Möglichkeit des Schutzes nie anders denken können als in wirklich wahrnehmbaren Erscheinungen, welche durch das Präservativ hervorgerufen werden; aber diese Einwirkung nur dann als beweissend gelten zu lassen, wenn sie gleichsam dem ganzen Scharlachprocesse entspräche oder identisch wäre, auch Abschuppung und Ausgänge des Scharlachs (hydropische Erscheinungen etc.) zur Folge hätte, wie Winter in der homöop. Vierteljahrsschrift Bd. 4, p. 378 andeutet, das wäre ein Verlangen, welches die Absicht gar nicht erfüllte. Bei solcher Intensität der Einwirkung, wenn sie möglich wäre, könnte nicht die Rede mehr sein von Schutz- und Bewahrmittel, da man dieselbe Krankheit in ihrem ganzen Umfange nur mit einem andern Causalmoment hervorgerufen hat, und insofern es auch hiernach noch zweifelhaft bliebe, ob diese künstliche Krankheit gegen ihr natürliches Simile in der Art auch in Zukunft schützt, wie die herrschende Krankheit den Betroffenen geschützt haben würde, dürfte höchstens nur eine Präservation der Art noch zugestanden und erlaubt werden in sehr bösartigen Epidemien. — Das ist jedenfalls gewiss, dass in jeder Epidemie ein auch früher unter dem Schutze des homöop. Präservativmittels verschont Gebliebener der Ansteckung eben so gut ausgesetzt bleibt, wie ein jedes Individuum, das noch keine solche exanthematische Krankheit hatte, wo also der Boden noch nicht dafür unempfänglich gemacht worden, gleichsam ertödtet ist. — Das ist auch eine grosse Eigenthümlichkeit der acuten Exantheme, dass in der Regel für das ganze Leben ein einmaliges Befallen genügt, obschon diese Befallenen gerade so dem organischen Stoffwechsel unterworfen sind, wie andere, die etwa ein fragliches Schutzmittel einmal genommen und selbst materielle Um-

änderungen dadurch erlitten hätten. Das von Winter ibid. p. 376 etc. Gesagte dürfte auch auf die organische Umänderung in exanthemat. Erkrankungen sich beziehen, wobei noch zu beachten bleibt, dass selbst nicht einmal ein in- oder extensives Ergriffenwerden nöthig ist zur Ertödtung der Anlage, denn es ist jedermann bekannt, wie ganz schwache Andeutungen schon dazu genügten. — Dieses schwache Ergriffenwerden von dem exanthematischen Prozess kann Zeuge sein von geringer Disposition des Individuums, deshalb aber nicht als Beweis gelten, dass eine kleine Dosis und geringe Einwirkung des Präservativmittels hinreichend sein müsse, und sicherlich kann dadurch die Receptivität für das Contagium nicht vermindert — vielleicht sogar erhöht werden, wie ich oben sagte. — Diese Erklärung des Vorgangs scheint mir überhaupt eine weniger glückliche zu sein, aber sie zeugt doch davon, dass man sich einen Beweissgrund, ein Bewusstsein des Vorgangs im organischen Leben nach einer solchen Behandlung geschaffen hat und nicht im Gebiete des blinden Glaubens sich bewegt, wie Winter — ib. p. 371 — sich etwas scharf ausdrückt, welcher Vorwurf in keinem Falle den in wissenschaftlicher Forschung lebenden und stets geistig strebsamen Arnold treffen kann, dem wir seines Verdienstes wegen Achtung zollen müssen. — Unsere Erklärungs-Versuche sind überhaupt nicht immer befriedigend, und ich gestehe es offen, dass mich noch nicht ein einziger befriedigt hat, weil noch keiner vorliegt, der jede Art der homöopathischen Heilungen involvirt, worüber ich mich schon im Jahre 1840 in der Hygea XII. p. 208 in einem Aufsatze: „Ein kleiner Beitrag zur Posologie“ — ausgesprochen habe. Auch der Versuch Winter's an vorgenanntem Orte p. 371 ist nicht erschöpfend. Es heisst da: „Die Homöopathie beseitigt Krankheitsprocesse dadurch, dass sie den in Erscheinung getretenen Process fördert und unterstützt, also vorwärts schiebt und durchführt und die Natur und ihre heilende Tendenz zu ihrem Ziele, zur Genesung geleitet etc.“ Es passt diese Erklärung, nach meiner Ansicht, nur da, wo wir keine andere Ausgänge durch die Kunst erstreben können nnd wollen, als der Krank-

heitsprocess anstrebt, und wobei nicht übersehen werden darf, dass dieses nur durch die Erstwirkung des homöop. Mittels zu erreichen ist, ohne eine Nachwirkung eintreten zu lassen. — Wir wollen aber z. B. eine hydrocephalische Gehirnreizung hemmen und nicht die Exsudation befördern helfen, den Krankheitsprocess also nicht vorschieben, sondern abschneiden — quasi ein Abortiv gewinnen; — bei drohendem Abortus wollen wir möglicherweise diesen verhüten, nicht vorwärts schieben; bei Blutflüssen sistiren; selbst in der Allöopathie hat man durch Application von Weingeist auf Furunkeln ein Verhüten der Eiterung erzielt, und es fragt sich, ob der Vorgang dabei nicht homöopathischen Gesetzen gehorcht. — Man könnte diese Beispiele Dutzendweise vermehren, ich verweise aber, wer sich weiter dafür intessirt, auf meinen eben angeführten Aufsatz. —

Wenn man alle Versuche mit innerlicher Verabreichung von Schutzmitteln gegen exanthematische Krankheiten die Revue passiren lässt und aufrichtig sich Rechenschaft gibt, so kommt man sicherlich in Verlegenheit, wenn man einen wahrhaft mathematischen Beweis führen will, und ich muss gestehen, dass dieses Verfahren mir von jeher sehr wenig zusagte und deshalb auch mich nie zu Nachversuchen bestimmen konnte, — und auch jetzt, wo ich mir eine Zeitlang wieder Vieles darüber zusammensuchte und Gründe und Gegengründe ruhig abwog, kein grösseres Zutrauen abgewonnen hat. Dennoch möchte ich nicht mit Winter sagen — Hom. Vtjschr. 4. p. 380 —: „dass bei allen den Krankheitsformen, die durch terrestrisch-cölestische Influenz, also durch ein Miasma hervorgerufen und bedingt werden, keine concrete Präservation und Prophylaxis stattfinden kann.“ Mir ist es nicht undenkbar, zur Zeit einer herrschenden Krankheit, die nicht ein Exanthem betrifft, die für diese besonders gestimmte organische Parthie bei solchen Menschen, bei welchen auch zu andern Zeiten — wo keine solche Krankheiten herrschen — diese Organen-Sphäre der vorherrschende Krankheitsherd ist, durch geeignete homöopathische Mittel in einen Zustand grösserer Renitenz versetzen zu können, was damit übereinstimmt, was Winter (Hygea 21 p. 135) nach

Rau als methodus eucratica bezeichnet, obwohl Rau in seinem Organon p. 328 unter eucratischen Mitteln etwas Anderes begreift, als ich hier meine, weshalb auch mein Gedanke hierüber nicht ganz mit Winter's Deutung zusammenfällt. Darin stimme ich aber ganz mit ihm überein, dass man einen gesunden Menschen nicht völlig krank machen soll durch ein Präservativ-Verfahren.

Unter den prophylaktischen Mitteln spielt unstreitig die Vaccine gegen Variola die wichtigste Rolle und hat eine längere Lebensdauer als von Jenner her; denn nach der Anmerkung im 39. Bande der allgem. hom. Ztg. p. 122 soll schon in den alten Sanskritbüchern der Indier der Kuhpocken und deren Schutzkraft gegen Menschenblattern Erwähnung geschehen. Persische Nomadenstämme sollen schon sehr früh gewusst haben, dass die Ansteckung durch Kuh- und Schaafpocken vor den Menschenpocken schütze. — In derselben Zeitung Bd. 34 p. 62 in der Anm. heisst es: „Die Operation der Einimpfung (der Vaccine) wurde eigentlich von Circassiern nach Constantinopel und von dort durch die Gemahlin des englischen Gesandten Wortley Montagne und ihrem Wundarzte Maltland nach England gebracht. Man stellte zuerst mit ihr Versuche bei Verbrechern an, sodann wurde sie bei den königlichen Prinzen ausgeübt." Die Vaccina, Blatter der Kühe, erscheint nach Schönlein a. a. O. II. p. 434 in doppelter Form, als wahre und falsche, was ebenfalls beachtenswerth ist. Derselbe sagt: Das Contagium schützt gegen Variola, nicht aber gegen Varicella oder Variolois. Die Bezeichnung „modificirte Blatter" für letztere Form hält er für unrichtig, weil Variolois eine eigenthümliche „zwischen Varicelle und Variola mitten innen stehende Krankheitsgattung" sei, deren Alter weit über das der Vaccination reicht, Epidemieen derselben schon in Italien und Holland ins Jahr 1574 fallen und Individuen befielen, die schon Variola überstanden hatten. —, Dieser Ansicht huldigen Viele, und ebenso verbreitet ist die entgegen gesetzte Ansicht. Manche nehmen sogar an, dass Varicelle gegen die Variola schützen könne oder beide aus einem Contagium entstehen. In Thorer's prakt. Bei-

trägen im Gebiete der Homöop. Bd. 2. p. 17 wird bemerkt, dass Robert aus einer Blatternepidemie die Erfahrung mittheilt, „dass das Contagium der genuinen Variola in vielen Fällen Varioloiden, in andern Varicellen erzeugte. Deutsche Aerzte haben in neuester Zeit dieselbe Erfahrung gemacht.“ — Auch Frank sagt in der allgem. hom. Ztg. Bd. 18. p. 354: „Es gibt nur einen Blatternstoff und alle Blattern, Menschen-, Kuh-, Schafpocken u. s. f. sind nur Variationen eines und desselben Grundthemas, hervorgebracht durch die Organisation einer jeden Thierspecies“; weshalb mir sein Ausspruch in Bezug auf Kuhpockenimpfung etwas anstössig scheint — ib. p. 355 — „Es scheint Naturgesetz zu sein, dass nicht das Gleiche, sondern nur das Aehnliche einander aufhebt und vor einander schützt. Gleiches Contagium auf gleichem Boden entsprungen, kann gegen sich selbst nicht mehr schützen.“ Wäre dieses sicher, so könnte ja Variola nicht einmal gegen Variola schützen, was er freilich auch zu beweissen sucht, wenn er weiter sagt, es sei Thatsache und allem Zweifel überhoben, dass derselbe Mensch zu verschiedenen Malen an ächten Menschenpocken gelitten hat,“ obschon doch allgemein behauptet und angenommen wird, dass selten ein Mensch zweimal davon ergriffen worden ist; das „verschiedene Malen“ ist etwas unbekanntes für mich, und es wird sogar behauptet, dass, wo man ein zweimaliges Auftreten der Variola bei einem Menschen beobachtet haben will, dieses in einer Verwechselung mit Variolois seinen Grund habe.

Wäre die Lymphe der Variola und Vaccina gleicher Natur, wie unter Andern auch Nittinger p. 19. behauptet, dann dürfte der Streit über die Schutzkraft der letzten nicht bestehen. Man suchte den Grund der verlornen Schutzkraft darin, dass die Vaccination von Menschen auf Menschen eine schwächere Lymphe liefere — eine zu sehr humanisirte — und schlug deshalb die Retrovaccination vor, während Andere dieses für unnöthig halten und glauben, die wahre Vaccina greife den Menschen zu sehr an, errege ein zu starkes Fieber etc. Mertens in seinem Nachwort zu oben genanntem Mahnruf von Lutze sagt p. 45: „es kann ein milderes Krankheitswesen nicht angreifen, es kann die

mildere Kuhpocke der ächten bösen Pocke nichts anhaben etc.“, während Lutze selbst ib. p. 35, wo er den Wunsch ausdrückt, dass das Gesetz wegen der Schutzpocken-Impfung aufgehoben werden solle, sich in der Anm. deutlicher zu machen sucht und sagt: „d. h. bezüglich auf die Kuhpocken-Impfung, den Aerzten muss es jedoch bei Strafe verboten sein, nicht Menschen von Menschen zu impfen, indem man weiss, dass dadurch Menschenpocken verimpft werden.“ Hier hat man also in einer Abhandlung zwei entgegengesetze Aeusserungen.

Zöhrer — der Vaccinprocess und seine Krisen, 2. Auflage p. 130 — sucht die Identität der Menschen- und Kuhpocken zu beweissen und in diesem Abschnitte: „Zur Theorie des Vaccinprocesses“ den Vorzug der Vaccination und ihre Schutzkraft zu vertheidigen. Beide hinterlassen bleibende Merkmale im Körper, die Kuhpocke geringere, wie er nachweist und darin den Grund findet, dass das Menschenblatterngift — geimpft oder durch Ansteckung dem Körper beigebracht — zuerst in der Blutmasse eine bestimmte Umänderung bewirkt und der Ausschlag erst der secundäre Effect ist, während bei der Uebertragung der Kuhpocke auf den Menschen vermittelst der Impfung die Pocke der primitive und die Blutumänderung der secundäre Effect ist; das flüchtige Contagium der Menschenblattern die Membranen des pneumatischen Apparats berührt und wahrscheinlich von da aus die Ansteckung bewirkt etc. —

Die Schutzkraft der Kuhpocken suchen Einige in der gehörigen Anzahl der Pusteln, Andere mehr in der fieberhaften Reaction. Eichhorn z. B. — in dem Handbuch über die Behandlung und Verhütung der contagiös-fieberhaften Exantheme — sagt p. 495: „Nach dem etc. geführten Be-Beweise ist es vollkommen ausgemacht, dass die Blattern nur durch Vermehrung der Zahl der Kuhpockenpusteln zu verhüten sind; denn die Mehrzahl der Nichtgeschützten sind solche, die nur wenige Kuhpockenpusteln hatten.“ Er hält 12—20 Pusteln für nöthig. — Man hat noch auf regelmässigen Verlauf und Fieber zu sehen. — Viele Aerzte, die seiner Ansicht beigetreten sind, werden namhaft gemacht. — Manche halten eine Pustel

schon für genügend. Dagegen sagt Dr. Wirer, Ritter von Rettenbach — cf. Annalen der St. A. Bd. 7. p. 308 —: „Das Kriterium der gelungenen Impfung ist das Reactionsfieber, vereint mit der Bildung der Pustel.“ Fehlt auch die Pustel, so genügt die fieberhafte Reaction; die Pusteln allein aber entscheiden nichts; denn ihre Bildung hängt von zufälligen Umständen ab; auch lassen sich dieselben durch Impfung von Schafpocken, Maukegift, Brechweinstein-Pustelsecret erreichen. Das klingt freilich doch so, als wäre es einerlei, wodurch eine Pustel hervorgerufen würde, — und dann ist zu bedenken, dass bei fehlenden Pusteln man sehr zweifelhaft sein muss, ob das Fieber der Einwirkung der Vaccina-Lymphe zugeschrieben werden kann etc. — es könnte ja auch einen andern Grund haben, und auch der rein traumatische Grund reichte nicht hin, wenn nicht ein specifischer Vaccina-Eingriff käme.

Der Zweifel an der Schutzkraft der Vaccina ist nicht neu, ja wohl so alt, als die Vaccination, und hat gewiss einen verschiedenen Grund — rein human und wissenschaftlich, und auch weniger rein —: „Wären diese Zweifel — sagt Zöhrer a. a. O. p. 23 — in den letzten Jahren entstanden, wo wirklich mehre Facta der nicht hinreichenden Schutzkraft der Vaccine sich ergeben haben, so hätten sie wenigstens einen haltbaren Grund ihres Ursprunges. Allein die Einwürfe gegen die Vaccination etc. gehen in die ersten Jahre der Impfungsgeschichte zurück; — sie wurden, besonders in Wien, durch den ausgezeichneten Sanitätsrath, Dr. v. Gölis angeregt und erzeugen, wenn man diese merkwürdigen Verhandlungen mit Aufmerksamkeit liest, den Verdacht, dass sie mehr aus Opposition, als durch Ueberzeugung und Thatsachen begründet worden seien.“ Ihren Werth als Schutzmittel bezeichnet Zöhrer p. 17 mit folgenden Worten: „Wir haben uns durch die Kuhpockenimpfung gegen die Wuth der Pocken als eine verheerende Seuche geschützt, d. i. wir haben aus einer Epidemie ein sporadisches Uebel gemacht — denn was man in unsern Ländern eine Blatternepidemie zu nennen pflegt, ist, wird anders die Impfung gehörig betrieben, mit Rücksicht auf die Vergangenheit nicht der Schatten des ver-

scheuchten Würgengels, — aber wir konnten es nicht hindern, wenn Einzelne immerhin als ein Opfer der Pockenkrankheit fielen. Bis hierher und nicht weiter reichte die Kunst.“ Hieran dürfte sich anreihen, was Mühlenbein in Stapf's etc. Archiv XVI. 3. p. 71 sagt: „Mit Recht darf ich wohl in dieser Sache etwas mitsprechen, da ich seit dem Jahr 1800 über 12,000 Kinder geimpft, über den Verlauf ein genaues Diarium geführt habe und, als ich noch in das Sanitäts-Collegium ging, aus dem ganzen Lande die Listen darüber zu vergleichen hatte und aus diesen mir eine General-Liste zog und so mich von dem schlechten Betriebe dieser Angelegenheit genau überzeugen konnte. In meinem eigenen Verzeichnisse sind diejenigen Kinder genau angezeigt, die ich bei der Impfung nicht ganz für gesichert hielt wegen des ganzen Ganges der künstlichen Pockenkrankheit und der etwa vor der Impfung aufgetretenen fremden Symptome; auch sind von den Pocken solcher Individuen niemals weitere Impfungen gemacht worden. Nur von diesen haben Einige die Pocken wieder bekommen, wie es die Listen vorhersagten. Es kann Ausnahmen geben, wie ich deren auch zwei Individuen beobachtet habe, welche die natürlichen Blattern zweimal erhielten und von denen ich den einen selbst als Kind mit seinen Geschwistern vor etwa 38 Jahren an den natürlichen Blattern behandelt hatte. Und eben dieses Subject starb hier in Braunschweig als Sergeant an den natürlichen Blattern im Militär-Hospitale.“ — Hofrath Mühlenbein war ein alter Praktiker und ein besonnener Mann, dessen Erfahrung nnd Ansichten nicht bedeutungslos sind, was man den wenigen Bemerkungen über unsern Gegenstand hier genau ansieht. — Als „Hauptfehler“ bei dem Impfgeschäft bezeichnet er p. 70: „dass man nicht genau untersucht, ob Bedingungen in einem Individuo vorhanden sind, welche den Schutzpockenstoff umändern können, oder nicht etc.“ — daran passt sein Auspruch p. 71. etc.: „Dieserhalb möchte ich wohl meine jetzigen Herrn Collegen dazu aufmuntern, diesem Zweige der Medicin die höchste Aufmerksamkeit zu schenken und auf alle Weise dahin zu sehen, dass bei der Auswahl der zu impfenden Kinder die grösste Sorgfalt angewendet, ein genaues Krank-

heitsbild aufgenommen und zugleich der Gesundheitszustand der Eltern mit erwogen werde; ferner dass man bei der Fortpflanzung des Impfstoffes eben so genau zu Werke gehe und überall trachte, frischen Kuhpockenstoff zu erhalten, und zwar von den Kühen selbst, wiewohl das selten gelingen dürfte." — Als grösste Autorität in dem Impfwesen dürfte der schon wiederholt citirte Impfarzt des k. k. österr. Schutzpocken-Hauptinstitutes in Wien, Zöhrer, gelten, welcher p. 209 a. a. O. in seinem Resumé in ähnlichem Sinne, wie Mühlenbein, nur etwas ausführlicher sich ausspricht. Am Schlusse heisst es da: „Auch die Retrovaccination wollen wir nicht vernachlässigen und von Zeit zu Zeit bei allen schicklichen Gelegenheiten auf geeignete Thiere rückimpfen, theils um unsere Vaccina zu bekräftigen, theils um sie zu prüfen." — Interessant sind die in den Annalen der St. A. Bd. 8. p. 408 mitgetheilten Beobachtungen über die Kuhpocken, die Vaccination, Retrovaccination und Variolation der Kühe von Robert Celly Esq., wo es unter Andern heisst von der Impfung der Kuh mit humanisirter Lymphe oder Retrovaccination: „Diese Impfung haftet bei den Kühen schwerer, als jene mit originärer Lymphe, und der Verlauf ist gelinder. Auch die Rückübertragung der so gewonnenen Lymphe von der Kuh auf den Menschen haftet schwieriger, und die Pocken verlaufen langsamer und sind kleiner und weniger entwickelt, doch nehmen sie schon in der zweiten und dritten Generation wieder vollkommen ihren ursprünglichen Charakter an." Der Verfasser läugnet, dass der Impfstoff vermittelst einer solchen Retrovaccination und Verbrutalisirung an Güte und Wirksamkeit gewinne, und auch Zöhrer a. a. O. räth, in diesem Punkte nicht zu weit zu gehen. Er hat — nach p. 19 — auch gefunden, „dass die Vaccine durch fortgesetztes Impfen von Arm zu zu Arm nichts von ihrer Eigenthümlichkeit verloren habe, noch viel weniger entartet sei." — „Die Impfung der Kuh mit originärer Lymphe haftet leichter als beim Menschen, die Zufälle, namentlich die allgemeinen, sind leichter als bei zufälliger Ansteckung." — In Bezug auf Variolation bemerkt obiger Verf. in den Annalen p. 409: „Versuche, Kühe durch Ueber-

hängen von Bettdecken Blatternkranker anzustecken, gelangen nicht; von drei Versuchen, die Variolen durch Impfung auf Kühe überzutragen, gelangen zwei, jedoch nur unvollkommen, indem nur wenige Impfstiche sich entwickelten; eine, einige Tage nachher, unternommene Impfung mit Vaccine hatte Erfolg, und die Vaccinepusteln verliefen neben den Variolenpusteln. Die Impfung mit solcher von der Kuh gewonnenen Variolenlymphe erzeugte ächte Kuhpocken." — Impfung mit Variola-Vaccine-Lymphe beim Menschen zeigten in der 2. Generation deutlich die Charaktere der Vaccine; in der ersten Generation entwickelten sich von vielen Einstichen nur wenige, bei langsamem Verlauf und modificirter Pustelform; bei keinem Kinde zeigte sich bei der Weiterimpfung mit dem durch Inoculation der Variolen bei Kühen gewonnenen Stoffe eine Annäherung an den variolösen Charakter. —

Impfungen der Variola wurden bei Menschen im Jahr 1730 häufig gemacht — cf. Zöhrer p. 6 — und durch das Weiterimpfen mit solchem cultivirten Variolastoff erzielte man in der Regel einen milderen Verlauf, wenn alle nöthigen Cautelen beobachtet wurden, namentlich — sagt Zöhrer — „blieb das Fieber mässig und die Blut-Dyskrasie tendirte in der Regel zu keiner lebensgefährlichen Bedeutung." — Aber ohne und bei Handhabung dieser Cautelen erschienen die Blattern doch mitunter in ihrer vollen Bösartigkeit und verbreiteten sich auch durch Ansteckung auf nicht Geimpfte. — Bei Schafen sah man denselben Erfolg. — Thorer sagt darum auch a. a. O. p. 18: „Die mit Variolastoff Geimpften waren nicht geschützt vor den Menschenblattern, sondern sie bekamen dieselben, nur in wo möglich gelinderem Verlaufe." — Desshalb wurde dieses Verfahren auch bald wieder verboten, bei uns im Jahr 1835 dieses Verbot auf Impfung mit Variloidenstoff erneuert bei einer Strafe von 50 Reichsthalern. — Winter in der hom. Vjschr. 4. p. 380 ist geneigt, der Variolation noch den ersten Rang einzuräumen, denn er sagt: „Wenn überhaupt nach physiologisch-pathologischen Gesetzen von Präservation und Prophylaxis die Rede sein dürfte und könnte, so liesse sich das Einimpfen der Variola, in diese Kategorie hineingestellt, noch vertheidigen,

hier liessen sich noch Anhaltpunkte finden; denn man will hier nicht vertilgen, nicht vernichten, sondern das Ueberstehen der Variola nur zu einer gelegeneren Zeit geschehen lassen und sie dadurch milder machen.“ Dieses Mildermachen geschieht doch nur dadurch, dass die durch Variolation bewirkte „Blutdyskrasie“ — um mit Zöhrer zu reden — geringer und milder ist, als wenn die Variola nach Infection ihren Ursprung hat in Folge der vorher durch das Contagium erzielten Blutdyskrasie von dem pneumatischen Apparate ausgehend. Da nun die Vaccina auch einen milderen Verlauf ermöglicht und man gerade diesen erstreben will, von Vielen die Identität derselben und der Variola behauptet wird, was bis auf den heutigen Tag noch nicht so widerlegt ist, dass keine Rede mehr davon sein kann, ja selbst von Feinden der Schutzpocken-Impfung als Grund der Nichtimpfung die Aehnlichkeit oder vielmehr Identität beider vorgeschützt wird, weil die Blattern ja verimpft würden anstatt sie zu verhüten, da ferner die Vaccina ebenfalls eine ähnliche Blutdyskrasie etc. zur Folge hat und mit der Variola in nächster Verwandtschaft steht, so glaube ich, der nachfolgende Satz Winter's ist etwas hart, wo es heisst: „Bei Belladonna und Vaccine tritt aber der unwissenschaftliche, der Naturwissenschaft und dem gesunden Verstande schnurstracks widersprechende Umstand entgegen, dass man eine solche Präservation nicht der Ursache, sondern der Wirkung entgegensetzt und sich mit ihr an sie wendet; also nicht an die kosmotellurische Influenz, die man in ihrer Thätigkeit lässt etc.“ —; aber bei der Variolation lässt man die kosmo-tellurische Influenz ja auch ihren Gang nehmen und kann sie nicht hindern, — der Arzt, welcher die Ueberzeugung hat von der Identität beider, steht auf demselben Boden der Wissenschaftlichkeit wie Winter u. A. mit der daselbst vertretenen Ansicht; sie könnten noch des Vorzugs sich freuen wegen des milderen Verlaufes in der Regel, und wenn nur dieses erreicht werden könnte durch die Vaccina tutoria, so wäre das des Vorzugs genug; ja ich bin noch bescheidener und sage, könnte sie nur bei einer sehr bösartigen Epidemie während der Dauer der-

selben schützen, so wäre es immer ein recht theures Mittel, das um jeden Preis zu erhalten gesucht werden sollte. (Von Bell. sehe ich hier in jeder Beziehung ab.) —

Hier kommt mir nun Winters Aufsatz „über die Schutzkraft der Vaccine in No. 6 der neuen Zeitschrift für homöop. Klinik" zu Gesichte mit der Anmerkung des Redacteurs, die ich ganz unterschreibe. Es wäre Unrecht gewesen, wenn die Redaction den Aufsatz nicht aufgenommen hätte, denn „die energische Aussprache" ist charakteristisch für unsern Verfasser, der in den von mir angeführten Stellen dieselbe Sprache führt, — sie ist gepaart mit wissenschaftlichem Streben, was ich an dem verehrten Collegen lobenswerth finde, es thut mir nur leid, dass er nicht etwas mehr Toleranz gegen Andersdenkende zeigt, die vielleicht von gleichem wissenschaftlichem Eifer getragen werden und einzig und allein die Wahrheit eben so anstreben. Ich freue mich auf dem Wege zu sein, dem Wunsche unseres braven Collegen Hirschels zu begegnen — nicht in dem Wahne, als wäre ich im Stande, die angeregte Frage „gründlich zu *erörtern*," sondern nur im Bewusstsein, die meisten Anhaltepunkte dieser Frage in neue Anregung zu bringen, was mir schon lange ein Bedürfniss geworden war, weshalb ich die Ueberschrift zu diesem Aufsatze ganz allgemein gefasst habe, dadurch aber auch in ein weiteres Gebiet gerathen bin, als ich anfangs beabsichtigte, und mich nun kürzer fassen muss, als es mancher Punkt eigentlich zulässt, weil sonst ein sehr voluminöses Opus erwachsen müsste. — Die von Winter am Schlusse dieses Aufsatzes citirte Zeitschrift habe ich bis auf diese neue Folge nicht mehr gehalten, weil es mir eigentlich an Zeit gebrach, die Zeitschriften alle zu bewältigen, ich kann diese Stelle also nicht vergleichen; aber im 7. Bande der „vereinten deutschen Zeitschrift für die Staats-Arzneikunde" von Schneider, Schürmeyer, Hergt, Siebenhaar, Martini" finde ich, dass Steinmetz, Assistenzarzt an der Siechen-Anstalt Pforzheim, durch Mittheilung einiger Fälle — „ohne allen Schmuck und Weitläufigkeit" — den bei Laien und manchen Aerzten in den letzten Jahren erschütterten Glauben an die Schutz-

kraft der Impfung wieder in etwas zu befestigen sucht. Diese Fälle sind wirklich nicht der Art, dass es „haarsträubend" mit Winter genannt zu werden verdient, wenn hiernach Steinmetz die Ueberzeugung von Schutzkraft sich bewahrt. Ein eigenes Fatum bringt es mit sich, dass Dr. Prollius gerade daneben in einem Aufsatze darzuthuen sucht, dass — in Uebereinstimmung mit Koch — die Menschenpocken, wo sie kurz nach- oder zusammenfallend mit der Impfung auftreten, nicht überall einen mindern Verlauf zeigen, dieser oftmals aufgestellte Satz vielmehr „als schwankend zu betrachten sei." Die hier mitgetheilten Fälle lassen aber annehmen, dass das Blattern-Contagium schon in den betreffenden Individuen die eigenthümliche „Blutdyskrasie" Zöhrers eingeleitet hatte, die Schutzkraft also nicht möglich war, obschon die Pusteln an der Impfstelle sich entfalteten und neben den Menschenblattern ihren Verlauf machten; ja es liesse sich wohl gar noch annehmen, dass diese Pusteln schon zum Theil den Charakter der Menschenblattern an sich trugen. Der Fall von Dr. Koch im 5. Bde. dieser Zeitschrift p. 381, worauf Prollius sich stützt, lässt eine ähnliche Deutung zu. Uebrigens theilt Koch p. 19 etc. im 6. Bde. daselbst „Versuche, die beste Aufbewahrungsart des Impfstoffes zu ermitteln," in einer Art mit, die in ihrem ganzen Umfange belehrend und dankenswerth ist. — Bei Erwägung der Fälle, wo die Vaccination frühzeitig genug gemacht wurde, kommt man auf den Gedanken, dass dieselbe, wenn sie nicht selten einen milderen Verlauf der alsbald ausbrechenden Menschenblattern zu bewirken vermag, unter Umständen wohl gar als therapeutisches Mittel benutzt werden könnte. Die Fälle, wo eine sehr intensive Infection (von einem Contagium bösartiger Blattern herrührend) dieses nicht zuliessen, wären alsdann zu betrachten wie die Erfolglosigkeit des bestgewählten Mittels gegen heftige Krankheiten anderer Art, wovon ein jeder Arzt Erlebnisse aufzuweisen hat. — Es ist erfreulich, dass in den letzten Jahren die Schutzkraft der Vaccination, Revaccination etc. den Aerzten eine besondere Aufmerksamkeit abgewonnen hat, der Gegenstand ist aber zu wichtig, um nicht auch beim Aburtheilen darüber eine

grosse Vorsicht zu verlangen und gerechte Nachsicht gegen andere Ansichten zu gebieten, da ein an mathematischer Gewissheit grenzender Beweis schwer zu führen ist dabei. Man sollte wenigstens doch Beweise vermeiden, die wie Hohn klingen, und etwas Anderes kann ein Christ doch nicht darin finden, wenn Nittinger a. a. O. p. 17 selbst von Christus sagt, dass er „vermuthlich vom Himmelsdoctor Gabriel geimpft" wurde, weil er — nebst Moses und Mahomed — nie angesteckt wurde. Es wäre zu bedauern, wenn ein christlicher Leser nicht indignirt würde über solche Aeusserungen von Christus und seiner Lehre, wovon einige Stellen sich noch weiter vorfinden, die ich anzuführen unterlasse; nur möchte ich noch mein Befremden darüber hier aussprechen, dass auf dem Titelblatte von Lutze's Mahnruf „Jesus Christus" angeführt ist gerade so, wie irgend ein Verfasser einer Schrift, da es doch passender wäre, die Stelle der heiligen Schrift zu bezeichnen, wo dieses steht, und nicht unsern Heiland einem gewöhnlichen Schriftsteller gleich zu behandeln, was in meinen Augen ein Herabwürdigen scheint, obschon ich nicht bezweifle, dass Lutze gerade das Umgekehrte beabsichtigte. —

Vergleicht man die verschiedenen Ansichten über Prophylaxis und über die Schutzkraft der Vaccine in specie, berücksichtigt man dabei die darauf gegründeten Anforderungen an den Staat, so kann nicht entgehen, wie wenig die Acten bis zur Spruchreife gediehen sind und dass der Staat nicht so leichter Hand daraufhin Gesetze umwandeln oder verwerfen darf. „Manche Widersprüche — sagt Zöhrer am Schlusse seiner Vorrede — gleichen den Nebeln und Wolken am frühen Morgen; erst wenn der Mittag kommt, zerreissen sie sich; dann bekommen die Gegenstände ihre wahre Gestalt und Färbung, und dann zeigt es sich oft, dass Alle sich täuschen, die im Zwielichte miteinander wandelten." Dieser Mittag ist noch nicht gekommen, wie es sich klar genug zeigt bei den verschiedenen Meinungen, woher es auch kommt, dass die Einen verlangen, die Impfungen sollen gesetzlich geboten sein, die Andern aber wollen sie frei und aufgehoben sehen. Zöhrer scheint hierin den richtigsten Vorschlag zu machen,

wenn er p. 211 sagt: „Endlich ist zu wünschen, dass das Impfgeschäft mit grösserem Fleisse sowohl unter uns, als gegen das Publicum und mit genauer Protokollführung betrieben werden möchte, um durch die daraus fliessenden besseren Erfolge mit Vermeidung aller Zwangsmittel die Anzahl der Renitenten zu vermindern. Würde aber ein Renitent von den Menschenblattern befallen, so würden wir in dem Orte, Bezirke etc. alle auch nicht geimpften Individuen, selbst mit Einschluss der schwächlichen und sehr jungen Kinder impfen; die einmal schon Geimpften aber nach Massgabe der individuellen Ueberzeugung des Arztes einer zweiten Impfung, Revaccination, unterziehen. Den blatterkranken Renitenten aber werden wir von den gesunden trennen und absperren, weil er die Quelle, der Herd ist, aus dem das Variolgift mit erneuerter Kraft auflebt.“ Dies dürfte als der gemässigteste Vorschlag gelten, so lange nicht allgemein der Stab gebrochen ist über die Vaccination, welcher Zöhrer, gestützt auf seine reiche Erfahrung, einen Werth zu erhalten trachtet, ohne „die Gewalt der Regierungen zu missbrauchen,“ wie Winter in der Zeitschr. für homöop. Klinik p. 42 den Vaccinisten vorwirft. Die Staatsregierung ist den verschiedenen Vorschlägen gegenüber in nicht geringe Verlegenheit versetzt, wenn sie nach allen Seiten ein geneigtes Ohr zeigen soll. Sie hat die Pflicht, und es wird von ihr verlangt, Epidemieen contagiöser Natur möglichst zu verhüten, was bei Blattern besonders der Fall ist, weil man hier eine sichere Prophylaxis in Händen zu haben glaubte, was jetzt sehr in Zweifel gezogen wird von einem Theil der Aerzte; bei weitem der grössere Theil huldigt aber noch dem Vertrauen in die Schutzkraft der Vaccine. Würde nun von einem Blatternkranken eine Gemeinde oder Gegend angesteckt, ohne geeignete Massregeln zu treffen oder vorher schon ihren Organen vorgeschrieben zu haben, so würde ein grosser Theil sie mit Vorwürfen überhäufen. Will man dieses durch blosse Absperrung erreichen, so kommt sie wieder in ein Dilemma, in eine recht fatale Klemme, da viele Sanitätsbeamten auch auf das strengste Absperrungssystem keinen Werth legen, sondern behaupten, nur eine sogleich vorgenommene ausgedehnte Revacci-

nation könne allein der Epidemie Grenze setzen und eine Abwehr bieten. — Bei *Epizootien* ist es ebenfalls von höchstem Interesse des Staates und des Volkes, Schritte zur Verhütung zu thun, und wenn hier sich die Regierung nicht Mübe gäbe, alle Mittel zu benutzen, die als erfolgreich bekannt sind, um grössere Nachtheile durch weiteres Erkranken zu vermeiden, so würde mit Recht ihr von den Viehbesitzern, die oft unheilbar hart dadurch verletzt werden, derselbe Vorwurf gemacht. — Wie oben angegeben, ist namentlich von dem Regierungsamt Cöln zu diesem Zwecke gegen die Lungenseuche die Inoculation befohlen, also eine neue Art der Prophylaxis eingeführt, deren Resultat wir mit Aufmerksamkeit verfolgen müssen. Geschieht diese Prophylaxis — oder wenn man diese Bezeichnung nicht gelten lassen will, die dadurch erzielte Verminderung der Gefährlichkeit etc. — mit grösserer Vorsicht, als bei der Vaccination, so könnte selbst für letztere ein Gewinnst daraus erzielt werden. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass die Vaccination, ehe sie ganz vertilgt werden kann, eine Zeitlang ganz anders gehandhabt werden muss, worüber sich auch schon der Grossh. Hess. Hofrath und Physikatsarzt Dr. Simeons in seiner Broschüre: Freimüthige Bemerkungen und Reflexionen über die Medicinalorganisation des Grossherzogthums Hessen p. 47 sub b also ausspricht: „Das Impfgeschäft wird nur dann mit der grösstmöglichen Sicherheit und Zuverlässigkeit geübt werden, wenn es in bestimmten und wenigen Händen ist. Die Einzelimpfungen durch die den Wohnort oft wechselnden praktischen Aerzte erschweren die Controle sehr. Es sollte daher blos vom Physikatspersonale oder wenigstens in jedem Impfbezirke blos von einer Person geimpft werden können etc.“ — Am sichersten wäre es, wenn für mehre Physikats-Bezirke ein specieller Impfarzt angestellt würde, der gar nicht auf Privatpraxis angewiesen wäre, sondern nur dem Impfgeschäfte seine Zeit widmen müsste, um zu jeder Zeit Haupt- und Nachimpfungen verrichten zu können. Zur Zeit, wo bei der jetzigen Einrichtung die Hauptimpfungen vorgenommen werden, ist oft mancher Impfling gar nicht geeignet zur Impfung, — er leidet an Kopf- oder

Hautausschlag, an einem leichten Katarrhalfieber etc., was aber für werthlos geachtet wird und von dem Impfen nicht abhält. Es darf nicht wundern, wenn dabei die Schutzkraft der Vaccine in Misscredit kommt und bei der Nichtbeachtung von Krankheiten der säugenden Mütter etc. unter sonstigen Verhältnissen „Anomalien der Schutzpocken" entstehen, so dass eine mit diesen Worten bezeichnete Broschüre von Dr. M. Viszanik und A. Fr. Zöhrer im J. 1840 verfasst wurde, die vielleicht vielen Impfärzten nicht bekannt ist. Würde das Impfgeschäft auf obige Art oder auch sonstwie (besser) geregelt, so könnte der specielle Impfarzt genauer mit der einschlagenden Literatur sich befassen, er müsste bessere Protokolle führen etc. Wie natürlich und nothwendig Letzteres ist, kann man bei Mühlenbein's Protokollführung a. a. O. ersehen, der hiernach im Stande war, mit ziemlicher Bestimmtheit vorauszusagen, wo man auf Schutzkraft rechnen und wo man diese bezweifeln durfte. — Es geht aus Allem hervor, dass eine grosse Gleichgültigkeit in diesem Geschäfte eingerissen, und darum darf es nicht wundern, dass so viele Zweifel gegen die Vaccination laut geworden sind; es darf aber auch nicht wundern, wenn man — bekannt mit der oberflächlichen Betreibung des Impfgeschäftes und Angesichts der mannigfachen Verstösse hierin — nicht ohne Weiteres hülfreiche Hand leistet zur Vertilgung und Ausrottung der Vaccination, die unter solchen Verhältnissen missliebig geworden ist und bei besserer Pflege vielleicht noch gesegnet wird. — Zu besserem Verständniss sei hier bemerkt, dass ich durchaus nicht gesonnen bin, eine absolute Schutzkraft zu vertheidigen, aber wenn es auch nur möglich wäre, temporären Schutz zu erzielen bei bösartiger Epidemie — wie ich schon erwähnt —, so verdiente sie schon in Schutz genommen zu werden. Die Erfahrung mag darüber entscheiden, und bei der seitherigen Handhabung der Impfungen im Allgemeinen kann von einer ungetrübten Erfahrung kaum die Rede sein. Wenn man mit Nittinger von einem medicinischen Staatsschnitzer reden wollte, so dürfte es vor Allem ein Staatsschnitzer sein, wenn sämmtliche Staatsregierungen nicht zweckmässigere Impfgesetze entwürfen und das Resultat der

sorgfältigsten Impfungen alsdann entscheiden liesse über die weitere gesetzliche Haltbarkeit oder Abschaffung der Vaccination. Einem von ihnen eingeführten Institute sind sie diesen Rettungsversuch schuldig, und auch den Unterthanen, die dem Gesetze gehorchen sollen, sind sie schuldig einen Schutz vor den Nachtheilen, die die seitherige Handhabung des Impfgeschäftes mit sich führen. Denn auch die Vertheidiger der Vaccination leugnen es nicht, dass — wie z. B. Mühlenbein a. a. O. sagt — „neben dem Schutzpockenstoffe man zugleich manche andere, als krätz-, scrophulöse, selbst venerische Stoffe mit überträgt," und dadurch leidet natürlich auch die Schutzkraft, es entstehen Anomalien der Schutzpocken. Beides wird vermieden durch das Verfahren, wie Zöhrer a. a. O. mit folgenden Worten angibt: „Wir werden unsere Kinder noch vor dem Eintritte des Zahnbildungsprocesses impfen, doch alle jene ausschliessen, die, sei es nun wegen mangelnder Ernährung oder schon durch angestammtes Siechthum, zufällige, schädliche Einflüsse, krank oder schwächlich und in der Entwickelung zurück sind. Wir werden diese schwächlichen Kinder erst dann der Vaccination unterziehen, wenn die ersten Entwickelungsepochen vorüber sind, und der Organismus sich erstarkt hat. Wir werden auf unsere Impflinge ein achtsames Auge haben und die örtlichen und allgemeinen Störungen durch die zweckdienlichen Mittel entfernen." — Es ist nicht mit gutem Grunde zu bestreiten, dass dieses nur erreicht werden kann, wenn vom Staate oder von den Staaten die entsprechenden Einrichtungen getroffen werden, zu welchem Zwecke die Staatsärzte sich vereinigen sollten, um allgemeine Vorschriften zu besprechen. Geschieht unter den vorliegenden Verhältnissen, bei der Darlegung und den Beweisen der bis jetzt erwachsenen Nachtheile, nichts der Art, um alle weiteren Benachtheiligungen zu vermeiden, so hat Mertens a. a. O. (bei Lutze) das vollste Recht, von allen gewissenhaften Aerzten unterstützt zu werden, wenn er verlangt p. 51: „dass kein Mensch zur Einimpfung von thierischen Giften, oder zur möglichen Ueberimpfung menschlicher Seuchegifte durch ein Gesetz angehalten werden kann und darf." Das Wort „Kuh-

pockeneiter" liess ich absichtlich weg, weil eigentlich nirgends verlangt wird mit Kuhpockeneiter zu impfen, sondern mit Kuhpockenlymphe, bevor die Pustel zur Eiterungs-Periode gekommen ist, und weil mit der Lymphe von Kühen eine Impfung noch befürwortet werden könnte, wenn auch die Impfung von Menschen auf Menschen — aus besprochenen Gründen — für total verwerflich gehalten werden sollte. — Wenn aber Mertens die kühne Erwartung ausspricht, p. 50: ,,die Heilfreiheit, die Freiheit, Heil zu nehmen, wo immer man wolle und könne, und die Freiheit, Heil zu geben, wo immer man verpflichtet ist, diese doppelte Heilfreiheit, das ursprüngliche Menschenrecht, muss wieder erobert werden. Darin liegt begriffen, dass kein Mensch gezwungen werden könne und dürfe ,,in bestimmter Weise Heil zu nehmen, besonders wenn er statt des Brodes den Stein nehmen soll," — so hat man Grund zu sagen, das ist ein pium desiderium. Dadurch müsste jedem Pfuscher freies Spiel eingeräumt werden, und das darf der Staat nicht. Der Staat dürfte aber den licentiirten Aerzten freiere Ausübung einräumen, besonders wenn dadurch keinem Kranken ein „Unheil auf den Hals geladen" wird, wie dieses bei der Homöopathie von den Staatsärzten, die derselben nicht einmal eine positive Wirksamkeit zugestehen, deshalb nachgegeben werden muss. Wer aber nun die Beschränkungen in Ausübung der Homöopathie kennt, welche von den Staatsärzten hervorgerufen wurden und werden, wer weiss, dass so viele Kranke lieber keine anderweitige ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen, weil sie wissen und glauben, dass ihnen oft ,,statt Heil Unheil auf den Hals geladen wird," der kann die obigen Erwartungen nicht anders als kühn nennen, und man wäre zufrieden, wenn es nicht auch als eine kühne Anforderung gelten dürfte, hierin von manchen Regierungen etwas mehr Gerechtigkeit zu erwarten. — Angesichts derartiger Erlebnisse wird man bescheiden in seinen Ansprüchen, und dieses glaube ich auch in diesem Aufsatze consequent gezeigt zu haben: ich wollte mich hinlänglich belohnt fühlen für meinen Zeitaufwand dafür, wenn ich etwas dazu beigetragen hätte, einige Gerechtigkeitsliebe und Aufmerksamkeit

für einen wichtigen Gegenstand provocirt zu haben bei Männern von Einfluss und besonders bei Referenten in den betreffenden Collegien.

Ich habe noch einige Punkte in Betreff der Nachtheile zu berühren, die der Vaccination zum Vorwurf gereichen, bei deren Abwägung ebenfalls eine Unparteilichkeit verlangt werden muss, was ebenfalls wieder bei den Anforderungen an die Regierungen, wenn diese nicht einseitig erscheinen sollen, zu erwägen ist; denn allen Beschuldigungen gegenüber finden sich Vertheidigungen und Erfahrungssätze, die an Gehalt oder Haltlosigkeit sich vielleicht das Gleichgewicht halten. Dr. F. L. Legendre z. B. sagt in den Annalen der Staats-Arzneikunde Band 10 (Jahrgang 1845) p. 570: ,,Sobald schwächliche oder durch Krankheit geschwächte Kinder dem Einflusse des Blatterncontagiums ausgesetzt sind, so muss man sich hüten zu vacciniren. Die Vaccination scheint unter diesen Umständen nur geeignet, den Ausbruch der Varioloiden zu beschleunigen, welche dann, sobald sie zum Ausbruche gekommen sind, immer eine Vermehrung der Schwäche befürchten lassen.“ Ich habe oben eine Stelle von Zöhrer angeführt, nach welcher in solchen Fällen derselbe ,,alle geimpften Individuen, selbst mit Einschluss der schwächlichen und sehr jungen Kinder impfen würde.“ — Da haben wir sogleich zwei sich entgegenstehende Vorsichts-Massregeln; — für welche soll die Regierung nun sich ohne Weiteres erklären? So lange der Vaccination noch das Wort geredet werden kann, dürfte die Impfung hier zu erlauben sein, wenn es nicht ganz unbestreitbar ist, dass durch dieselbe die Infection geradezu begünstigt wird. Denn es ist bekannt, dass schwächliche und kränkliche Individuen auch von andern acuten Exanthemen oft sehr geschwächt werden, darin also kein besonderer Unterschied vorliegt, und wenn Verhütung der Menschenblattern möglich wäre durch die Vaccination, so wäre wohl ein weniger intensives Allgemeinleiden zu befürchten und dadurch ein Vortheil für den Augenblick erzielt. Man erwartet zum Theil ja eine Kräftigung der Constitution durch die Impfung, wie z. B. Dr. Wirer, Ritter von Rettenbach sagt in den genannten

Annalen der St. A. Bd. 7 p. 803: „Die Impfung von einem gesunden Kinde auf ein kränkliches bessert dessen Constitution. Das Gegentheil ist für den Geimpften gefährlich.“ — Eine richtige Betreibung des Impfens muss natürlich dieses Gegentheil verhüten. — Die Kräftigung der Constitution durch Impfung hat auch Analoga zur Seite, denn es sind gewiss jedem Arzte Beispiele bekannt, wo fieberhafte Krankheiten und darunter auch acute Exantheme eine vortheilhafte Umstimmung der Constitution zur Folge hatten. — Zöhrer nimmt hier die Impfung auch wieder in Schutz, wenn er a. a. O. p. 729 sagt: „Wo finden wir ein längeres Kränkeln der Kinder nach der Vaccination? Ueberall da, wo wir die Scropheln finden. Also in den Entwickelungsepochen, in feuchten, niederen Wohnungen, bei kümmerlicher Ernährung der Kinder mit Mehlkleister oder an einer von Kummer und Sorgen ausgezehrten Mutterbrust, bei allen säuerlich riechenden Sauglappenkindern, in grosser Unsauberkeit, oder auch bei einer systemmässigen Ueberfüllung und zu grosser, weichlicher Pflege. Dort also, wo der Keim der Scrophulose schon früher gepflegt und gehegt wurde, dort bricht sie aus, trifft unglücklicher Weise die Vaccination mit ihr zusammen, und beide schliessen sich dann in einander, wie die Glieder einer Kette.“ — Dieses muss eine geregelte Impfung verhüten und es geschah bisher nicht, darum so viele Vorwürfe, die in dem Vaccineprocess selbst nicht den eigentlichen Boden haben, sondern in der Misshandlung der Impfung. — Die Feinde der Impfung sind nun mit so geringen Beschuldigungen nicht zufrieden, da werden ganz andere Anklagepunkte vernommen, und man könnte sich Glück wünschen, wenn diese allein in der Impfung ihren Grund hätten, also auch mit der Beseitigung derselben wegfielen. Ich will von dem Vielen der Art nur Einiges anführen von Nittinger a. a. O., z. B. p. 76: „Da das Vaccine- oder Pockengift überhaupt in die ganze Säftemasse des Volkes übergeht, so wird seine ganze Lebensstimmung, d. h. die ganze Seelen-Offenbarung seines Geistes und Gemüthes, im Bewusstsein, im Wollen und in der That allmälig gestört, folglich seine Einsicht, seine Ueberzeugung, seine Grundsätze, —

seine Religion; — seine Begriffe von Freiheit, Recht und Pflicht; — sein Charakter und sein Schicksal unvortheilhaft verändert. Die Disharmonie der Organe muss ferner den Geist in den leiblichen Zwiespalt herabziehen und der geistige und physische Entwickelungsgang der Staatsbürger auf mannigfach störende Weise sich durchkreuzen.“ — Glücklicherweise ist diese unvortheilhafte Veränderung nicht allgemein geworden, trotz der allgemeinen Impfungen, es finden noch recht merkliche Ausnahmen statt, und allein in dem „Vaccine- oder Pockenstoff“ scheint der Verf. doch auch dieses Unvortheilhafte nicht zu suchen, da er p. 77 sagt: „aber theils das Auftauchen neuer nie gekannter, — theils die wesentliche Umgestaltung der laufenden Krankheiten, — endlich der allgemein kranke Magen, die Grippe, der Typhus, die verschollenen Blattern und die Cholera, — all diese Aeusserungen des Pockenstoffs zeigen und werden noch deutlicher zeigen, dass in der materiellen Sphäre der menschlichen Organismen noch etwas Besonderes, dass ein medicinischer Staatsschnitzer vorgegangen sein müsse. Wie käme sonst die Weltgeschichte zu der Doppel-Ehre der ersten Revolution und der ersten Cholera in Würtemberg.“ — Der Staatsschnitzer scheint demnach bei dem Verfasser noch eine Rolle zu spielen, und consequenter Weise hätte er auch diesen in dem „Vaccine- oder Pockenstoffe“ suchen können, die Cholera hat er ja schon davon herstammen lassen. Es würde zu weit führen und liegt meinem Thema zu fern, eine kritische Beleuchtung aller dieser Behauptungen und ähnlicher Aussprüche in dieser Broschüre, die mitunter auch recht beherzigenswerthe Worte enthält, hier Platz greifen zu lassen; ich begnüge mich damit, immer entgegengesetzte Behauptungen Anderer anzufügen, obschon ich auch hiern nur wenig anführen darf, um nicht zu weitläufig zu werden. Und darum sei hier blos bemerkt, wie man anderweit in ganz andern Ursachen den Grund so vielfacher Störungen und Gebrechen im menschlichen Organismus sucht. Da nehme ich denn einen Aufsatz zur Hand von M. R. Dr. Müller aus Pforzheim, über die Kraftabnahme des Menschengeschlechts, deren Ursachen und Mittel

dagegen, in den Annalen der St. A. Bd. 7. p. 267. In demselben finden wir, neben Noxen in kosmischen und tellurischen Verhältnissen, die der Mensch nicht in seiner Macht hat, auch viele ursachliche Momente, die er mit freier Wahl und Willenskraft bezwingen und beherrschen, sich aber ihnen auch dienstbar machen kann. Sehr mit Recht räumt er auch der Religion, die dem Materialismus ein Phantom ist, weshalb auch in unserem materialistischen Stadium der Glaube an einen wahren persönlichen Gott immer mehr schwindet, ihren gebührenden Rang ein, und leitet von einer „Zerfallenheit mit Religion nebst der Sittenlosigkeit, eine Menge moralischer Gebrechen, Krankheiten und Siechthümer der Menschen" ab, und sagt zum Beweise dafür p. 269: „Man wird uns nicht bestreiten, dass in heutiger Zeit Lauheit in der Religion, überhaupt in der positiven Religion sich Vieler bemeistert hat, und der Hang zur Vernunft- oder Naturreligion bei einer grossen Anzahl, vorzüglich sogenannter Gebildeten tief Wurzel fasste. Was ist aber die Folge davon? Im Unglücke, — das wohl jeden Menschen auch einmal überfällt, — bietet diese Vernunftreligion keine Stütze, keinen sichern Anhaltepunkt mehr; Verzweiflung, Wahnsinn und die auf schauderhafte Weise zunehmenden Selbstmorde sind die traurigen Folgen davon." — Er hätte hier als Zeichen moralischer Zerfallenheit noch anführen können die schrecklich sich mehrenden Meineide, welche einen Ruin in den bürgerlichen Verhältnissen drohen, da das Eigenthum dadurch gefährdet wird und die Verzweiflung sich mehrt — zur Freude der Verführer des Volkes, die lange schon dahin gearbeitet haben. Es wäre ein Staatsschnitzer, wenn nicht dahin gewirkt würde, dass die positive Religion mehr in Ehren gehalten werde, was die Regierung von allen Staatsdienern verlangen sollte; und das wäre auch eine Prophylaxis — für den Staat. —

Er nennt ferner „Luxus und Genusssucht, die Angewöhnung manchfaltiger Bedürfnisse, den Hang zu sinnlichen Genüssen überhaupt," welcher Vorwurf die höhern und niedern Stände treffe, und erinnert dabei „nur an die Angewöhnung der fremden, gewürzhaften, pikanten Nahrungsmittel, die öftern und grossen

Gastmähler, welche Heinroth (psychische Diätetik) als Quelle vieler Körper- und Geisteskrankheiten bezeichnet und wobei ihm gewiss alle Aerzte aus Erfahrungen beistimmen, den häufigen, bei vielen ganz zur Gewohnheit gewordenen Genuss geistiger Getränke, wie: Kaffee, Branntwein und starken Wein.“ — Er sagt weiter von der modernen Kochkunst mit Benutzung aller möglichen reizenden und scharfen Gewürze, um die Speisen pikant zu machen: „Diese so bereiteten Speisen dienen nicht zur Nahrung, geben nicht dem Körper Kraft und Fülle, sie regen nur auf, verursachen künstliches Fieber, veranlassen fehlerhafte Verdauung und sind die Quelle manchfacher Siechthümer, z. B. habitueller Unverdaulichkeit, Säurebildung, Verhärtung der Bauch-eingeweide, Hämorrhoiden und Gicht, wie dieses auch Heinroth (a. a. O.) nachweist.“ pag. 271 heisst es: „Auf der einen Seite Uebergenuss und Luxus in Nahrung und Getränken, auf der andern Seite Verweichlichung und Mangel an Uebung der Körperkräfte giebt die Quelle ab zu den manchfaltigen Kachexien, geistigen und körperlichen Krankheiten der jetzigen Zeit. ——— Zwei Decennien rückwärts gesehen, waren Hämorrhoiden und Gichtkachexien beinahe ausschliesslich Krankheiten der höhern Stände, nur zu sehen bei Männern des mittlern und höhern Alters; heut zu Tage ist es nicht selten, dass man diese Kachexien auch bei jungen Leuten, selbst bei Weibern, ja sogar, was früher unerhört war, bei Landleuten, bei Tagelöhnern findet.“ — Mit der Bleichsucht ist es eben so. — Er nennt ferner „die Uebung der sinnlichen Geschlechtslüste, die Putzsucht und Modethorheit“ u. s. w. als Ursachen vieler Gebrechen. — Man könnte noch die Sünden der Aerzte hinzuzählen mit den vielerlei Arzneisiechthumen, was von den Wasserärzten sehr hervorgehoben wird. Das Heirathen vor vollendeter Reife (Mädchen von 16—17 Jahren), das vom Staat nicht hoch genug angeschlagene Zeugen unehelicher Kinder, die meistens eine armselige Ernährung erhalten, weil sie vorherrschend in der ärmeren Klasse entprossen. — Es giebt überhaupt eine Menge Fehler in der menschlichen Gesellschaft, die hier als nachtheilig auf die Gesundheit einwirkend genannt werden können und beweissen, dass der

Impfung Manches zur Last gelegt wird, was anderswo gesucht werden müsste. Die Kartoffelkrankheit kann bezeugen, dass auch in der Vegetation Besonderes vorfällt.

Es liesse sich dieses Thema noch viel weiter verfolgen, aber ich begnüge mich damit nur Andeutungen gegeben zu haben, wie die Meinungen und Erfahrungen sich auch hier gegenüber stehen. Es sind mir noch einige ähnliche Nebeneinanderstellungen übrig, die hier folgen sollen. Ich nehme zu diesem Zwecke die Frage auf, welchem Principe die Vaccination angehöre? Winter sagt in der homöop. Vierteljahrsschrift Bd. 4. p. 380: „kein Homöopath wird bei dem jetzigen Stande der Physiologie und Pathologie, also der Naturwissenschaft überhaupt, und bei dem Hinblicke auf die fünfzigjährige Geschichte beider Präservative und ihrer Erfolge zu behaupten wagen, dass die Belladonna gegen Scharlach und die Vaccine gegen Variola schütze.“ Von Belladonna in ihrer betreffenden Beziehung sehe ich ab und nehme nur die Vaccine hier auf. Ihre Schutzlosigkeit wird noch nicht allgemein eingeräumt, vielmehr das Gegentheil noch von der Mehrzahl anerkannt, darum darf die Behauptung Winter's auch unter die gestellte Frage mit aufgenommen werden, und da finden sich Stimmen, welche für das homöop. Princip sich klar aussprechen; man wüsste auch nicht, wohin anders die der Variola- so ähnliche Vaccinepustel zu rechnen wäre, wenn sie nicht der Isopathie zufallen sollte. — Hahnemann sagt z. B. in der Vorerinnerung genannter Broschüre von Buchner p. 6: „Bloss in Gemässheit meiner bekannten Grundsätze (des neuen Princips) konnten (um unter vielen nur ein einziges Beispiel anzuführen) die Kuhpocken, als eine Ausschlagskrankheit, deren Pusteln nach dem sechsten Tage der Einimpfung mit schmerzhaften und geschwollenen Achseldrüsen, mit Rücken- und Lendenschmerz und Fieber hervorbrechen, und in ihrem Umkreise eine rosenartige Entzündung haben — das ist, als eine den Blattern sehr ähnliche Krankheit, ein so wichtiges Verhütungsmittel der Blattern werden.“ — Thorer in den praktischen Beiträgen im Gebiete der Homöopathie Bd. 2. p. 18 sagt: „Die Inoculation der Kuhpocken hatte längst die

Menschheit mit ihrem segensreichen Erfolge beglückt, ohne dass die Allöopathie das räthselhafte Warum dieses Verfahrens und ihres sichern Schutzes aufdecken konnte, bis die Homöopathie mit ihrem naturgesetzlichen Principe auch hier den Schleier lüftete und den Grund erkennen liess, warum die Vaccine gegen die Menschenpocke schütze. Daher eignete auch mit vollem Rechte die Homöopathie die Erklärung dieser hochwichtigen Entdeckung ihrem Systeme zu." — Es sollten darum die Homöopathen versuchen, die Vaccination zu retten, freilich nicht auf Kosten der Wahrheit, denn die Homöopathie will nur nach Wahrheit streben und beurtheilt sein; aber ächt homöopathisch ist es ja, stets nur ein Mittel anzuwenden, und so müsste auch die Impfung betrieben werden; — keine Vaccine-Lymphe mit fremden Stoffen vermischt, das muss die Aufgabe sein bei ferneren Impfungen. Nun haben wir auch unter den Homöopathen wieder solche, die alle Prophylaxis leugnen, z. B. Winter, und eben so eifrige Anhänger der Homöopathie, welche die Vaccination verdammen, doch eine Prophylaxis — auf Grund des homöop. Princips — befürworten und ins Leben eingeführt haben wollen. — So hatte z. B. Dr. Gross zu diesem Zwecke Vaccinin innerlich gereicht. Thorer a. a. O. p. 20 sagt darüber: „dass durch die von Dr. Gross gemachten Erfahrungen das Vaccinin innerlich gegeben entweder gar nicht gegen Menschenpocke schütze oder nur eine sehr kurze Wirkungszeit und Schutzkraft habe," — es sollte nach Gross dem Impfen vorgezogen werden. (cf. Allg. hom. Ztg. Bd. 4. Nro. 13). — Lutze, der a. a. O. p. 34 die Impfung der Kuhpocken (denn Menschen von Menschen zu impfen soll bei Strafe verboten werden p. 35 Anm.) nutzlos, unzuverlässig und tausendfach im Stillen tödtlich wirkend und verderblich bezeichnet, hat das Variolin als Schutz- und Heilmittel gepriessen. Denn nachdem er sich vorstehend über die Vaccination ausgesprochen hat, sagt er p. 35: „Nächstdem ist jedoch auch die Wissenschaft weiter gegangen. Die neue Heilkunst, die Homöopathie, bald das Gefährliche der materiellen Einimpfung des Pockengiftes erkennend, verrieb Pockenpusteln

nach Hahnemann's Grundsätzen in drei Trituren, potenzirte dieselben bis zur 30. Potenz und gab dies, alles Materiellen beraubte feine Medicament unter dem Namen Variolin ein, wodurch ein erstaunenswerthes Resultat erzielt wurde." Vorerst ist hier zu berichtigen, dass nicht die Homöopathie dieses that, sondern nur einzelne Homöopathen nnd mit verschiedenem Erfolge; dass geradezu Pockenpusteln verrieben wurden, muss in Abrede gestellt werden. — Ueber den Erfolg sagt er p. 35 etc.: „Bei der Pocken-Epidemie schützte es Viele, doch nicht Alle; jedoch die von den Pocken Befallenen hatten sich eines bei weitem milderen Verlaufs der Krankheit zu erfreuen, als Andere. Gleichzeitig hat sich das Medicament auch als vorzüglichstes Heilmittel bei der Pocken-Epidemie erwiesen." — In dem Archiv für die homöopathische Heilkunst von Stapf und Gross, Band 16. Heft 2. pag. 85 sagt Schellhammer: „Blattern bei Kindern macht Vaccinin schnell vertrocknen. Bei Erwachsenen leistete es nicht so viel, doch kürzte es immer in Etwas den Verlauf der Krankheit ab." Von Variolin will Schellhammer keine Wirkung gesehen haben, — und Gross setzt in der Anmerkung hinzu: „Ich auch nicht." — Die Anwendung dieser beiden Mittel bezeugt, dass die Consequenz Hahnemann's, von welcher Koch oben sprach, sich noch erweiterte, aber nicht ganz nach homöop. Grundsätzen. Denn Grundsatz der Homöopathie ist es, nie ein Mittel anzuwenden, welches nicht vorher an Gesunden geprüft worden ist. Dieses ist mit beiden Mitteln nicht geschehen, es erübrigt sogar noch der Beweiss, dass diese Mittel auf dem hier gewählten Einverleibungswege irgend welche Wirkung auf den thierischen Organismus ausüben, da es bekannt ist, dass gar viele derartige Stoffe, die in der Isopathie ihre Stütze finden, trotz ihrer zerstörenden und mächtigen Einwirkung auf dem gewöhnlichen Wege ihrer Einverleibung, sich ganz wirkungslos verhalten, wenn sie durch den Mund genommen werden. Dieses darf bei keinem dieser Stoffe unbeachtet gelassen werden. — Wäre eine solche Wirkung aber auch constatirt, so blieben beide Mittel — auf diesem Wege beigebracht

— dennoch denselben Zweifeln ausgesetzt, wie jedes andere Präservativ. — Was die Heilungen anlangt, von welchen Lutze p. 36 sagt: „Im Ganzen behandelte ich 214 Pockenkranke, unter denen 193 vaccinirt und revaccinirt waren, und von Allen starben nur 5, grösstentheils durch Vernachlässigung der Angehörigen bei der Pflege. — Alle übrigen genasen durchschnittlich in 9 bis 12 Tagen, da das Exanthem nach dem Einnehmen von Variolin einen ganz andern Charakter und bedeutend schnelleren Verlauf annimmt, als wenn man nichts braucht; denn durch allöopathische heftige Mittel werden solche Krankheiten stets nur verschlimmert, wie alle erfahrenen Praktiker wissen und nur gemeine Receptschreiber noch zu bestreiten wagen“ so darf nicht unbeachtet gelassen werden, dass da, wo nichts gethan wird, auch häufig nicht einmal eine diätetische Vorsicht gehandhabt zu werden pflegt. — Wie man mitunter auch ohne derartige Mittel mit ganz gewöhnlichen homöop. Alltagsmitteln nicht minder „erstaunenswerthe Resultate“ erzielt, möge folgende Mittheilung beweissen. Am 28. Mai d. J. kommt der Schneidergeselle Carl Löberich, 25 Jahre alt, dahier zu mir und klagt: „er habe seit ehevorgestern Schwindel, oft bitteres Aufstossen und Uebelkeiten, wenig Appetit, sehr schmierige Zunge, seit vorgestern auch Schmerzen im Kopfe, die ihn gestern genöthigt hätten, sich zu Bette zu legen; dabei allgemeine Zerschlagenheit, doch guten Stuhlgang.“ Er erhielt Tart. st. 0,3 gtt. 12 in sacch. lactis, alle 4 Stunde $^1/_{12}$ 3. u. Am 30. meldet er mir, er habe gestern im Bette gelegen und geschwitzt, jetzt besseren Appetit, keinen Schwindel, kein Kopfweh, keine Uebelkeiten etc. mehr, aber noch Mattigkeit und einen „Pockenausschlag“ im Gesichte, den er Lebenslang gehabt, seit gestern in grösserer Menge. Dieser Ausschlag bestand in kleinen, rothen Knötchen, die mir keinen weiteren Verdacht erregten, da er am übrigen Körper nichts hatte, auch kein Fieber, und von Blattern mir noch nichts bekannt geworden war. — Ich fand keine Veranlassung, eine andere Arznei zu geben, als am 28. Ich lasse ihn auf die Herberge bringen in das Krankenzimmer, weil ihn sein Meister nicht mehr im Hause behalten könne, sondern seiner

Arbeit wegen einen andern Gesellen annehmen müsse, woselbst ich ihn am 31. auf dem Tische sitzend antreffe mit grösseren Knötchen; er gedachte auszugehen, weil er sich ganz wohl fühle. Man sprach den Verdacht auf Blattern aus, wofür ich noch nicht mich erklären konnte. Es ergab sich aber bald, wie mir ihr Arzt selbst sagte, dass seine Meisterin daran litt und ein Lehrjunge deshalb schon heim geschickt worden war. Am 1. Juni war ich verhindert, ihn zu besuchen, am 2. finde ich Pusteln und zum Theil Döllen an denselben im Gesichte, am übrigen Körper Knötchen. Er wird in ein anderes Local gebracht, wohin er mit verhülltem Gesichte ganz gut gehen konnte, da ihm sonst nichts mehr fehlte. Er wurde abgesperrt und war sehr voll Pusteln, die am 10. sich sämmtlich abgeschuppt hatten. — Arzneiliches bekam er nichts mehr, da diese Varioloiden einen ganz guten Verlauf hatten. Das war eine ganz gewöhnliche Cur, aber mit befriedigendem Erfolge; eine Nachkrankheit kam nicht vor. — Man sieht, wie der homöop. Arzt durch die gewöhnlichen Symptome der vorherrschenden gastrischen Erscheinungen, wie sie hier vorlagen, zur richtigen Mittelwahl geleitet werden kann, wie es auch für ein noch im Entwickeln begriffenes Examthem passt, denn Tart. st. wurde ja auch (von Liedbeck) als Schutz- und Heilmittel gegen Menschenpocken angegeben. — cf. Hygea XI. p. 340 etc. und Hartmann's Kinderkrankheiten p. 532, woselbst auch noch Sulphur und Thuja als Schutz- und Heilmittel bezeichnet und empfohlen werden. — Erwähnen will ich noch, dass mein obiger Patient wiederholt mein Nachfragen nach den sonst so constanten Kreuzschmerzen leugnete, keine weitere Blatternkranke sich vorfanden, welches letzte man in dem Grunde suchte, dass nach einer Epidemie vor mehren Jahren die Revaccination sehr ausgedehnt bewerkstelligt, jetzt aber von sehr Wenigen deshalb verlangt wurde. —

Ein sehr gewichtiger Vorwurf — von Winter, Neue Zeitschrift für homöop. Klinik Bd. 1. p. 42 — trifft die Kuhpocke, „dass sie nicht einmal gegen sich selbst schütze," wie die mit Erfolg bewerkstelligte Revaccination evident beweise, und was er durch Zahlen nachweist. — Ob auch dieses in

schlechter Ausübung der Impfung, oder in entartetem Impfstoffe seinen Grund habe, oder die Behauptung, dass die Vaccination nur eine Zeitlang — nicht aber fürs ganze Leben — schütze und darum zeitweise Wiederholung nöthig sei, hier mit in die Wagschale gelegt werden müsse, überlasse ich den strengern Vaccinisten zur Vertheidigung und Rechtfertigung. —

Die in vorgenanntem Aufsatze Winter's genannte parlamentarische Commission hat gefolgert: „dass die grosse Verschiedenheit, welche sich aus den statistischen Tabellen ergiebt, der Schutzkraft der Vaccine zugeschrieben werden müsse," — und diese Behauptung lässt sich allerdings nicht so allein und apodiktisch auf die statistischen Ergebnisse gründen. Andererseits ist aber zu bedenken, dass manche Resultate aus dem praktischen Leben vorliegen, die sich der Wissenschaft gegenüber weder physikalisch, noch physiologisch und pathologisch begründen lassen, und doch geradezu warnen vor dem Ausspruche, sie seien deshalb eine Unwahrheit oder „Unmöglichkeit." — Eben so lasse man hierbei nicht ausser Acht, dass gar Manches schön wissenschaftlich erklärt und anschaulich gemacht ist, und doch zur Zeit allen Werth verliert. Ich erinnere zu diesem Behufe nur an den antiphlogistischen Heilapparat der alten Schule gegen Lungenentzündung, wie er lange sich in Ruf erhielt und durch die vergleichenden Behandlungen nach den verschiedenen Methoden durch Dietl um allen Credit gekommen ist, — gerade durch die statistischen Tabellen also gestürzt wurde. —

Ich bin hiernach mit meiner Arbeit zu Ende gekommen, wobei ich mir die Aufgabe gestellt hatte, die verschiedenen Meinungen gegen einander zu halten und aufzuzählen, dieselben auch einigermassen kritisch zu würdigen, ohne mich streng zu einer Parthei zu halten, obschon ich für eine weitgreifende Prophylaxis mich nicht aussprechen und erklären kann, die Bellad. etc. als Präservative mir nie recht einleuchten konnten, und wo diesen eine Wirkung eingeräumt werden sollte, gewiss auch objective Erscheinungen präsentiren müssen. —

Obschon dieser Aufsatz nicht klein ist und mehre Monate in Anspruch nahm, freilich mit Wochen langen Unterbrechungen,

so konnten doch die meisten Punkte nur angedeutet werden, weil der Stoff wirklich reichhaltiger ist, als Mancher, der sich noch nicht genauer umgesehen hat, glauben könnte. Die Worte Zöhrer's in seinem Vaccinprocess und seine Krisen, bestätigen dieses hinlänglich. Im Vorwort zur zweiten Auflage dankt er für die Aufmerksamkeit etc. und bedauert, dass es ihm nicht möglich war, allen Wünschen nachkommen zu können. Hiernach sagt er: „Schon eine nur etwas vollständige Geschichte der Menschenpocken, der Schicksale, welche die Kuhpockenimpfung in verschiedenen Staaten erlebte, und welche Verordnungen und Sanitäts-Massregeln sie ins Leben rief, würde mehre Bände füllen, und liegt daher ausser dem Plan und Zweck dieser Blätter." — So lag auch eine ausführlichere Bearbeitung des Gegenstandes ausser dem Plan und Zweck dieses Aufsatzes. — Ein namhafter Zweck war es mir, durch die Verschiedenheit der Ansichten über mein Thema zu zeigen, dass das Begehren und Verlangen an die Regierungen und Standesgenossen eine gewisse Vorsicht und Nachsicht gebietet im Urtheil auch gegen Andersdenkende. Und da wäre zuletzt noch die Frage aufzuwerfen, ob die Majorität oder die Gewichtigkeit der Gründe zu entscheiden hätte? Hierbei würde eine jede Partei wieder gleiche Gültigkeit ihrer Gründe zu beanspruchen haben, aber auch die Majorität darf nicht übersehen, dass auf Seite der Minorität sehr beherzigenswerthe Gründe vorliegen. Beiden muss es aber ein Anliegen sein, die Wahrheit zu ermitteln, und darum es sehr gewünscht werden, dass Alle im Geiste ächter Wissenschaft und Berufstreue darnach zu trachten sich bestreben, mit Hintansetzung aller Rechthaberei, Oppositionssucht und Persönlichkeiten. Die Regierungen aber und Staatsärzte wollen nicht länger den ruhigen Zuschauer machen, sondern kräftig Hand ans Werk legen, um das Impfgeschäft zeit- und zweckgemäss zu reformiren oder nöthigenfalls aufzuheben. —

XVII.

Einige Worte über das Heilgesetz der Aehnlichkeit.

Von Dr. **Wilh. Arnold**, prakt. Arzte in Heidelberg.

Die zu wünschende Uebereinstimmung von Grundsatz und Handeln der Aerzte wird nicht selten vermisst, und es hat dieser Mangel häufig seinen Grund in einem zu weit gehenden Festhalten an Lehrsätzen in der Theorie, während sie in der Praxis theilweise oder völlig überwunden sind. Vielfach ist eine solche Stabilität abhängig von einer gewissen Pietät für Personen oder von zu weit gehender wissenschaftlicher Consequenz. Wird jene oft übertrieben, da Personen nie über Thatsachen und Wahrheiten gestellt werden dürfen, so müssen wir diese vielfach für eine gemachte oder auf doctrinärem Eigensinne beruhende erklären.

Die Geschichte der Medicin liefert viele Beweise hierfür, nicht blos aus der alten, sondern auch aus der neueren und neuesten Zeit. So müssen wir die meisten Hindernisse, welche sich der Anerkennung des Heilgesetzes der Aehnlichkeit entgegenstellten und noch stellen, solchen doctrinären Vorurtheilen zuschreiben. Diese hat man nicht blos ausserhalb der Schule zu suchen, auch in den Grenzen der Lehre Hahnemann's sind sie mehrfach zu finden. — Viele halten an der ursprünglichen Auffassung dieses Gesetzes fest, während doch die Erfahrungen und mit ihnen unsere wissenschaftliche Anschauungs- und Denkweise wesentliche Fortschritte gemacht haben, was sich nothwendig auf das Handeln der Aerzte übertragen und diese von dem doctrinären Festhalten an den Reformator und seine Anschauungsweise entfernen musste.

Das Gesetz der Aehnlichkeit scheint Manchen als höchstes Princip überhaupt zu gelten; sie scheinen der Ansicht, dass es als absolutes Princip keines Beweises bedarf, sonst würde man dasselbe als nicht als ein „noli me tangere“ bezeichnen. — Muss man auch dieses Gesetz sehr hoch halten, da es in seiner Anwendung höchst werthvoll und in seinen Folgen äusserst reich ist, so kann ihm bei genauer Ueberlegung dennoch nur eine relative Gültigkeit zugestanden werden. Wenn Mathematiker und Philosophen darauf verzichten einen einzigen Grundsatz als den obersten ihrer Wissenschaft hinzustellen, von dem sie bei allen ihren Forschungen und Betrachtungen ausgehen, warum sollten wir nicht allen Grund haben, solche Ansprüche der Aerzte als unausführbar zu bezeichnen, zumal wir sahen, dass daraus leicht Einseitigkeiten und Irrthümer entspringen.

Es ist eine an diesen Folgen sehr reiche Einseitigkeit, wenn man alle Heilungen unter das Gesetz der Aehnlichkeit bringen will, wenn man zu diesem Behuf dem Gesetze eine unnatürliche Ausdehnung gibt, oder die Thatsachen nur insoweit uud in der Art auffasst, damit sie sich in den Rahmen des Aehnlichkeitsgesetzes zwängen lassen. Dieser Einseitigkeit begegnen wir zwar in der neueren Zeit weniger, dagegen fehlt es nicht an Aussprüchen, welche, wenn ihnen Anerkennung zu Theil wird, leicht beengend auf die Aerzte und beschränkend auf die Fortschritte der Wissenschaft wirken können. Hierher rechne ich die Aeusserung eines sehr achtbaren Bearbeiters unseres Zweigs der Wissenschaft, in welcher das leitende Grundgesetz der Homöopathen, das Simile, als einer weiteren Entwicklung für unfähig erklärt und für ein unerforschbares Naturgesetz, dessen Ursachen und Wirkungen wir nicht kennen, bezeichnet wird.

Wollen wir die Entwickelungsfähigkeit des Gesetzes der Aehnlichkeit beurtheilen, so müssen wir vor allen Dingen ermitteln, ob dasselbe in gegenwärtiger Zeit noch in seiner ursprünglichen Bedeutung aufgefasst und benutzt wird; da sich darnach am sichersten das unantastbar Bleibende und das Veränderliche, der Ausbildung Fähige an demselben erkennen lässt. — Von Anfang beschränkten sich die homöopathischen Aerzte darauf, die

Symptome der Arzneiwirkungen und die des Krankseins nebeneinander zu stellen und auf das Sorgfältigste mit Berücksichtigung jedes kleinsten Zufalls zu vergleichen, und das Mittel zu wählen, das nach dieser, man könnte sagen mechanischen, Vergleichung die grösste Aehnlichkeit in seinen Symptomen mit denen der Krankheit erkennen liess. Es ist allen mit den Anfängen dieses unseres Heilverfahrens vertrauten Aerzten wohl bekannt, dass auf diese einfache Weise recht schöne und zum Theil überraschende Heilerfolge erzielt wurden, und dass wir dadurch Heilwirkungen kennen gelernt haben, auf deren Erkennung die Homöopathie zu allen Zeiten stolz sein darf. Es lässt sich aber auch nicht leugnen, dass dieser mechanische Vergleich nicht selten auf Irrwege führte und bei Vermehrung der Mittelzahl bald als ungenügend erschien. Es kam zur ersten Spaltung unter den Homöopathen; die einen hielten sich an die günstigen Resultate und an den weniger leicht möglichen Irrthum des mechanischen Vergleichs der Symptome; die andern erkannten das Unvollkommene desselben und hatten die Mängel im Auge, die sich daraus ergaben. Kämpfte Hahnemann mit Grund gegen die Irrthümer der sogenannten wissenschaftlichen Diagnosen und Indicationen und stellte er auch mit Recht seinen Heilweg als den sichereren hin; es wäre doch ein zu weit gehender Gehorsam seiner Schüler gewesen, wenn sie jeden über den mechanischen Vergleich hinausgehenden wissenschaftlichen Blick am Krankenbette verworfen, wenn sie jede tiefere wissenschaftliche Einsicht als mindestens überflüssig bezeichnet hätten. Wir wollen den Stimmen, welche der Laienpraxis das Wort redend eine wissenschaftliche Bildung des homöopathischen Arztes für wenigstens nicht nothwendig erklärten, als vereinzelten keine Bedeutung geben; wir müssen aber anerkennen, dass gerade der Reformator und seine hervorragensten Schüler durch umfassend wissenschaftliche Bildung sich auszeichneten und mit dadurch auf den rechten Gebrauch des Grundsatzes der Aehnlichkeit geleitet wurden.

Sahen wir schon Hahnemann mit Erfolg nach andern Heilanzeigen sich umschauen, sahen wir von Homöopathen, die

als solche wegen ihrer Rechtgläubigkeit nie einen Vorwurf auf sich geladen haben, das Gesetz der Aehnlichkeit besprechen, dessen Tragweite und wissenschaftliche Begründung mit aller Unbefangenheit erörtern, warum sollen wir es als ein „noli me tangere“ anstaunen und nicht wagen den Massstab der Wissenschaft an dasselbe zu legen! — Ich meine nicht den einer jetzt veralteten wissenschaftlichen Doctrin, zu deren Untergang Hahnemann und die Homöopathie so viel beigetragen hat; ich meine auch nicht den einer neueren nicht viel weniger doctrinären Richtung, die nur den Aushängeschild der Exactität und Positivität angenommen hat, ohne dass sie durch die Sorgfalt, Unbefangenheit und Umsicht, die Hauptstützen einer exacten Wissenschaft, die dahin strebt eine möglichst positive zu werden, sich auszeichnet. Ich meine den Massstab der Wissenschaft, welche das Ergebniss unbefangener Beobachtungen am gesunden und kranken Menschen, bei Heilbestrebungen und Heilvorgängen, bei Einwirkung von Giften und Arzneien und endlich der Beachtung der Folgen all dieser Vorgänge und der Vergleichung derselben ist. Ich meine die wahre Biologie, die weder damit sich befriedigt, dass sie zur Erklärung von Erscheinungen ihre Zuflucht zu einer oder mehren Lebenskräften nimmt, noch alle Lebensvorgänge auf physikalische oder chemische Vorgänge zurückführt, sondern aus unbefangenen Beobachtungen Gesetze zu erkennen sucht, welche als Normen zur Beurtheilung der Lebensvorgänge von Werth sind.

Solche Lebensgesetze sind die wahren Haltpunkte und Leitsterne unserer Wissenschaft, und insofern müssen wir das Gesetz der Aehnlichkeit hoch halten. Es hat nicht blos einen unschätzbaren Werth für den Praktiker, dem es für sein Handeln am Krankenbette wichtige Anhaltpunkte bietet und ihn dabei leitet; es ist auch von grosser Wichtigkeit für das Gesammtgebiet der Lebenslehre, das dadurch in mancher Beziehung aufgehellt wird. Eine solche Aufhellung ist aber nur möglich, wenn man ein Lebensgesetz wissenschaftlich erörtert und genau prüft, um es möglichst klar zu erkennen und noch auf andere ähnliche Gesetze geleitet zu werden. Deshalb können wir es nicht

billigen, das Gesetz der Aehnlichkeit für ein unerforschbares Naturgesetz, dessen Ursachen und Wirkungen uns unbekannt sind, zu erklären.

Wollen wir zu einer bestimmten und unbefangenen Beurtheilung dieses Gesetzes gelangen, so müssen wir von dem Begriffe der Aehnlichkeit ausgehen. — Man kann wohl sagen, unter Aehnlichkeit bezeichne man die Uebereinstimmung von Personen und Sachen in Rücksicht auf deren Beschaffenheit, während Gleichheit mehr das Mass betrifft. Da nun die qualitativen Eigenschaften am Menschen, besonders insoweit sie die Lebensvorgänge betreffen, sehr manchfach und wechselnd sein können, so ist der Begriff der Aehnlichkeit ein schwankender und relativer. Auch wurde längst anerkannt, dass unter den verschiedensten Dingen gewisse Aehnlichkeiten sich auffinden lassen. Es kann demnach nicht auffallen, dass von den homöopathischen Aerzten die Gränzen der Aehnlichkeit enger oder weiter gezogen wurden, und dass es bei einigem Witze nicht schwer war, fast alle Heilungen unter das Gesetz der Aehnlichkeit zu bringen. Wir dürfen es daher nicht als einen Abfall von der Lehre Hahnemann's betrachten, wenn schon längst nüchterne Aerzte gegen eine zu weite Ausdehnung des Begriffes der Aehnlichkeit ankämpften und in ihrer Misstimmung über den Missbrauch der neuen Lehre von einem Similie-Sacke sprachen, in welchem man alle Heilwirkungen einpacken wolle.

Es lässt sich nicht verkennen, dass ein Gesetz mit solch relativer Bestimmung bei der Anwendung dem Ermessen des Praktikers in jedem Falle zu viel überlässt, dass es daher weit davon entfernt ist, dem Handeln am Krankenbette positive Sicherheit zu geben, wornach zu streben unser Ziel sein muss. — Dies wurde auch schon längst empfunden, und es fehlte nicht an Bestrebungen und Versuchen dem Mangel abzuhelfen, welche mehr oder weniger werthvolle Resultate lieferten. Was Hahnemann in dieser Beziehung geleistet, ist allgemein bekannt und mit Recht hoch geschätzt. Auch sind die Belehrungen nicht gering anzuschlagen, welche andere homöopathische Aerzte nach mühe-

vollen Versuchen und Beobachtungen uns geboten haben. Viel bleibt aber in dieser Beziehung immer noch zu thun übrig.

Wenn nun selbst sehr geübte praktische Aerzte manchmal erfahren mussten, dass Mittel, welche ihnen nach sorgfältiger Vergleichung als die ähnlichsten erschienen waren, nichts wirkten, während durch weniger ähnlich scheinende schnelle Heilung erzielt wurde, so dürfen wir ihnen das Verlangen nach charakteristischen Merkmalen, durch die man sich bei der Wahl der Mittel könne leiten lassen, und das Greifen nach anderen Indicationen als den aus dem Gesetze der Aehnlichkeit entnommenen nicht übel nehmen. Es ist im Gegentheil die Frage aufzuwerfen, ob wir unsere Pflicht erfüllen, wenn wir das Gesetz unverändert in seiner ursprünglichen Auffassung beibehalten und als eine nicht zu betastende Erbschaft heilig halten, ohne auch in dessen Anwendung eine Aenderung zuzulassen.

Ich habe aus vielfachen Versuchen und Beobachtungen die Ueberzeugung gewonnen, dass wir in Anwendung des Gesetzes der Aehnlichkeit in gleicher Weise fortschreiten müssen, wie das physiologisch-pathologische Wissen fortgeschritten ist, dass wir aus der Summe der anatomisch aufgeführten Symptome ein physiologisches Bild zu schaffen haben, dass wir von der mechanischen Aufführung der Erscheinungen zur vitalen Aneinanderreihung übergehen müssen, gleich wie in der Krankheitslehre aus der anatomischen Anschauung nothwendig die physiologische Auffassung sich entwickelt.

Unser Streben muss sein, das rechte Heilmittel so leicht und schnell als möglich aufzufinden. Gelingt das durch einfache, ich möchte sagen mechanische Vergleichung der Krankheitserscheinungen mit den durch die Arznei bewirkten Symptomen, so ist das der sicherste Weg, weil er der einfachste ist, der die wenigsten Vergleiche, Schlüsse und Folgerungen erfordert. Wir dürfen uns dessen nicht schämen, weil er als unwissenschaftlich bezeichnet wird und weil gebildete Menschen ohne tiefere und umfassende medicinische Kenntnisse ihn mit Erfolg betreten haben. Auf diesem Wege wurden schöne Heilerfolge erzielt und werthvolle Resultate für die Heilmittellehre gewonnen. Es darf

aber diese einfache Benutzung desselben nicht für die alleinige und in allen Fällen ausreichende bezeichnet werden. Wir müssen vielmehr den Weg, der schon bei den ersten Schritten so schöne Gewinne gegeben, zu erweitern und auch wissenschaftlich gangbar zu machen suchen, selbst auf die Gefahr hin, dass sich uns dabei grosse Schwierigkeiten entgegenstellen und dass wir bei den inneren Gängen, welche wir zu wandern haben, auf Irrwege gerathen können. Wir müssen mit einem Worte dem Gesetze der Aehnlichkeit eine umfassendere Bedeutung und Anwendung geben, wir müssen dabei mehr in das Innere zu dringen suchen. Um mich deutlich auszudrücken und gegen Missverständniss zu schützen, will ich ein Beispiel wählen. Habe ich einen Menschen mit Blutfleckenkrankheit vor mir nnd gewinne durch mikroskopische Untersuchung die Ueberzeugung, dass die Blutkügelchen zum Theil kleiner geworden sind und eine Gestaltsveränderung erfahren haben, welche auf einen beginnenden Zerfall des Blutes schliessen lassen, so werde ich, wenn ich nach den äusseren Erscheinungen zwischen Phosphor und einem anderen Mittel in der Wahl schwankte, zum Phosphor greifen, weil mich wiederholte Beobachtungen lehrten, dass dieser eine ähnliche Veränderung im Blute bewirkt, nämlich Verkleinerung, grössere Dehnbarkeit und leichtere Gestaltsveränderung der Blutkörperchen und damit gleichen Schritt haltende Abnahme der Gerinnbarkeit des Blutes.

In diesem Falle wird gern jeder Arzt den, wenn auch von der ursprünglichen Weise abweichenden, doch zu billigenden Gebrauch des Gesetzes der Aehnlichkeit erkennen, da die Vergleichung immer noch auf Erscheinungen sich beschränkt, welche durch Sinnenanschauung direct gewonnen wurden. — Nicht die Billigung strenger Hahnemannianer kann ich erwarten, wenn ich aus den Erscheinungen einen Schluss auf den Zustand zu machen mir erlaube. Bleiben wir bei dem gleichen Mittel stehen. Ich habe eine Lähmung vor mir und bin in der Wahl einiger Mittel schwankend. Ich zergliedere die Erscheinungen genauer und halte mich nach den bisherigen Beobachtungen für berechtigt, dieselben auf eine Hirnerweichung zurückzuführen. Zugleich

weiss ich, dass der Phosphor, welcher nach dem Gesetze der Aehnlichkeit der äusseren Erscheinungen mit in die Wahl kommt, die Eigenschaft hat, bei längerem Gebrauche Erweichung der Nervensubstanz, besonders im Gehirn von Thieren zu bewirken. Ich nehme hiernach keinen Anstand in Anwendung des Gesetzes der Aehnlichkeit einen Schritt weiter zu gehen und den Phosphor meinem gelähmten Kranken als Heilmittel zu reichen. Schon in mehren Fällen der Art habe ich dies mit dem besten Erfolge gethan und sollte ich mir auch deshalb den Tadel mancher Homöopathen zuziehen, so trage ich doch das Bewusstsein in mir, meinen Pflichten sowohl dem Kranken als der Wissenschaft gegenüber Genüge geleistet zu haben.

Die Rücksicht auf die inneren Veränderungen in Krankheiten und bei der Mittelwirkung leiten uns auch sicher bei Anwendung des Phosphors in sogenannten Lungenentzündungen und im Typhus. Nur eine Verkennung des Gesetzes der Aehnlichkeit konnte diesem Mittel eine so ausgebreitete Anwendung in Lungenentzündungen zugestehen. Wahre Entzündungen der Lungen kann der Phosphor, insofern er solche nicht zu erzeugen vermag, nach diesem Gesetze auch nicht heilen. Nach meinen Versuchen an Thieren kann kein physiologisch gebildeter Homöopath bei reinen Entzündungen vom Phosphor Gebrauch machen, sondern ihn nur bei Hyperämie einiger Organe und namentlich der Lungen am Platze finden, wenn das Blut an Gerinnbarkeit verloren und sich in das organische Gewebe ergossen hat. Die Fälle, welche für den Phosphor passen, tragen auch dazu bei, den Beweis zu liefern, dass die Aehnlichkeit der äusseren Erscheinungen nicht immer allein ausreicht, dass wir, um sicherer zu gehen, auf tiefer liegende Veränderungen Rücksicht nehmen müssen. Haben wir also eine Hyperämie der Lungen vor uns, in welcher der Phosphor den äusseren Erscheinungen entspricht, in der wir aber bei der Wahl des Mittels noch nicht ganz sicher sind, dann werden wir uns nicht irren, wenn wir die Beschaffenheit des ausgeworfenen Blutes zur Leitung benutzen. Es wäre nicht scharf genug, wenn wir sagen wollten, dass bei Flüssigkeit des Blutes der Phosphor am Platze sei. Er ist angezeigt, wenn

die mikroskopische Untersuchung des Blutes den beginnenden Zerfall, das Kleinerwerden und die Gestaltveränderung der Blutkörperchen erkennen lässt. In ähnlicher Weise ändert der Phosphor das Blut um, und hier ist er ein wahres Heilmittel. Nicht so bei verminderter Menge der rothen Körperchen im ausgeworfenen Blute, was man bei nach Blut- und Säfteverlusten entstandenen Lungenentzündungen beobachtet, und wo von China die sicherste und schnellste Hilfe gesehen wird.

Indem ich darauf dringe, auch möglichst die innere Aehnlichkeit bei der Mittelwahl zu beachten, meine ich nicht blos die Veränderungen eines Organs oder einer Flüssigkeit, die sich aus gewissen Erscheinungen erkennen, wenigstens mit Wahrscheinlichkeit mittelbar nachweisen, das heisst zu äusserlichen Erscheinungen umgestalten, gewissermassen an die Oberfläche heranziehen lassen; sondern ich verstehe darunter auch die Ermittelung des durch physiologische Analyse zu erkennenden Sitzes der Erscheinungen, gewissermassen des Herdes, von dem die Zufälle ausgehen und auf den sie sich durch Zergliederung wieder zurückführen lassen. Auf diesem Wege sind wir oft im Stande das rechte Eigenmittel zu erkennen, selbst, wenn es an charakteristischen Erscheinungen für die Wahl fehlt, oder, wenn nach den hervorragendsten Symptomen nicht leicht ein entsprechendes Mittel zu finden ist, vielleicht wegen noch mangelhafter Prüfung desselben. — Den Krämpfen, welche durch Opium und Krähenaugen erzeugt werden, fehlt es bei mancher Aehnlichkeit meistens nicht an unterscheidenden Merkmalen. Haben wir nun aber Krämpfe vor uns, bei denen wir durch die äusseren Erscheinungen nicht sicher geleitet werden, weil ihnen die charakteristischen Symptome, welche für Opium oder Nux vomica sprechen, abgehen, so fällt die Entscheidung oft leicht, wenn es möglich ist, zu erkennen, ob die Krämpfe, das heisst die unwillkührlichen Bewegungen, bei Mangel des Willens oder gegen den Willen erfolgen, ob sie vom Gehirne oder Rückenmarke ausgehen. — Die Fälle von krankhafter Erregung der Hirnthätigkeit und Seelenstörung, gegen die Belladonna und Stramonium passen, sind sehr verwandt, wie auch die beiden Mittel viele

Aehnlichkeit in ihrer Wirkung äussern. Meist reicht die Beachtung und Vergleichung der Aeusserungen der Mittelwirkung und der Krankheit hin, um sich für die eine oder andere Arznei zu entscheiden; in manchen Fällen ist dies aber schwer, insoweit man sich nur an die Aeusserlichkeit der Symptome hält. Hier erlangt man denn öfters noch sein Ziel, wenn man die Erscheinungen auf das leidende Organ zurückführt. Hat man sich durch physiologische Analyse der Symptome davon überzeugt, dass sie von einer Störung in der Peripherie des grossen Gehirns und diesem entsprechenden Theils der Hirnhäute ausgehen, so wird man mit Erfolg zur Belladonna greifen, während bei vorherrschendem Ergriffensein dieser Partieen des kleinen Gehirns mehr Stramonium Hilfe leistet.

Es bringt die Beachtung des leidenden Organs und der Mischung der Säfte bei der Mittelwahl nach dem Gesetze der Aehnlichkeit an und und für sich schon wesentlichen Vortheil. Es ist aber auch noch die Ermittelung, ob in einem Krankheitsfalle die Symptome mehr durch ein unmittelbares Ergriffensein eines Organs oder durch eine krankhafte Säftemischung bedingt sind, von Werth für die Wahl des Eigenmittels. Die Lösung dieser Frage wird manchem Arzte als zu schwierig, ja meist unausführbar erscheinen, und sie wird von manchen Seiten als zu unnützen theoretischen Untersuchungen führend verworfen werden, da sie wiederum dahin wirken kann, der Heilkunde eine hypothetische Behandlungsweise zu geben und sie unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit von der exacten Beobachtung abzulenken. Ich verkenne nicht die Richtigkeit dieser Behauptung, glaube aber auch, dass ein nüchterner, an exacte Beobachtungen gewöhnter Sinn sich leicht vor theoretischen Irrthümern zu schützen vermag. Ich will auch nicht, dass man sich auf die Veränderung der Organe, welche am Secirtische erkannt, oder auf die Mischungsänderungen, welche im chemischen Laboratorium ermittelt wurden, unmittelbar stützen soll. Diese Kenntnisse können mit Vorsicht angewendet auch auf die Praxis recht auffallend wirken, eine unmittelbare Anwendung auf die Therapie kann man ihnen aber vorerst nicht zugestehen. Ist auch die

pathologische Anatomie, die Chemiatrie und selbst die neue Krasenlehre nicht direct verwendbar für die Anordnung eines Heilverfahrens, so darf man daraus doch nicht den Schluss ziehen, es sei jede Beachtung der Organe, jede Berücksichtigung der Mischungsänderung zum Heilbehuf zu verwerfen. — Wie ich die Störung der Organe zu einer wahren für die Therapie fruchtbringenden Kenntniss nur durch eine physiologische Analyse der Erscheinungen, wobei diese aber immer möglichst als ein Gesammtbild festgehalten werden, zu gewinnen suche und durch Vergleichung des bis ins Innerste zergliederten Arzneikrankheitsbildes recht viele und sichere Anhaltepunkte für die Mittelwahl zu gewinnen strebe; so bin auch stets bemüht, am Krankenbette zu erkennen, inwieweit ein Organ unmittelbar durch die Schädlichkeit ergriffen wird und inwieweit seine Functionsstörungen mehr die Folgen von Veränderungen in der Mischung der Flüssigkeiten des Körpers sind. Diese Kenntniss ist allerdings noch sehr mangelhaft, weil die Krasenlehre bisher das Heilen und die Kunstheilung viel zu wenig ins Auge gefasst hat, jedenfalls nie von der Therapie als einer selbständigen Wissenschaft Aufschluss gesucht, sondern immer nur das therapeutische Verfahren nach meist einseitig beurtheilten und benutzten chemischen Thatsachen und Lehren ordnen wollte, was aber nur äusserst selten einigen und zwar höchst geringen Erfolg hatte. Dass in dieser Beziehung die durch das Gesetz der Aehnlichkeit geleitete Therapie aufhellend, gleich wie auf die Organenlehre, so auch auf die Krasenlehre zu wirken vermag, davon habe ich mich mehrfach durch vergleichende Beobachtungen überzeugt. Zum Belege mögen einige Reflexionen aus einer Typhusepidemie, welche ich in diesem Frühjahr beobachtete, dienen. Es ist bekannt, dass man beim Typhus auf die veränderte Blutmischung einen grossen Werth legt, dass man vielfach in der typhösen Krase das Wesen des Typhus sucht, dass aber trotz vielfacher Untersuchungen noch keine für die Therapie fruchtbringende Krasenlehre des Typhus gewonnen werden konnte. — Halten wir die Beobachtungen an der Leiche und viele Erscheinungen während des Lebens fest, so können wir nicht leugnen, dass

Mischungsveränderungen im Blute wesentliche Erscheinungen beim Typhus sind. Man weiss aber nicht, ob ihnen eine Bedeutung, und welche als Ursache oder Wirkung vieler Störungen gegeben werden soll, am wenigsten aber weiss man die Veränderungen therapeutisch zu verwerthen, da wohl jeder Versuch der Art als ganz oder theilweise mislungen bezeichnet werden kann. Deshalb dürfen wir aber eine Rücksicht auf die Krasenlehre beim Typhus nicht als zwecklos für die Therapie ganz verwerfen. Wurde dadurch bisher auch kein wesentlicher Zweck erreicht, so ist die Möglichkeit doch nicht abzuleugnen, wenn es gelingt, den rechten Weg zu gehen. Als solchen muss ich den Eigenweg des Therapeuten bezeichnen, der jedoch durch Anatomie, Chemie, Physiologie und Pathologie möglichst aufgeklärt ist. — Lange hegte ich die Ansicht, Bekämpfung der typhösen Krase sei Hauptaufgabe für die Therapie; und musste ich mich auch überzeugt halten, dass die früheren von dieser Ansicht ausgehenden Verfahrungsweisen ohne wesentlichen Einfluss auf Verlauf und Ausgang des Typhus waren, so glaubte ich doch von den nach dem Gesetze der Aehnlichkeit gewählten Arzneien in dieser Beziehung mehr hoffen zu dürfen, als die Heilerfolge derselben im Typhus oft überraschend sind. Wer konnte auch bei Phosphor und Arsenik, zwei mächtigen Heilmitteln in Typhus, die Wirkung aufs Blut übersehen, und wer musste, wenn er diese Heilkraft festhielt, nicht geneigt sein, sein Hauptaugenmerk auf die typhöse Krase zu richten. Diesen Standpunkt hielt ich längere Zeit ein, bis ich durch eine zufällige Beobachtung schwankend gemacht wurde. — Bei einer Dame, welche einen heftigen Abdominaltyphus durchgemacht hatte, stellten sich zur Zeit der Genesung wiederum Delirien ein, sobald der Stuhl einige Tage zurückgehalten war; ein Klystier aus lauem Wasser war das sicherste Mittel dieselben zu beseitigen, indem nach erfolgter Stuhlausleerung alsbald das Bewusstsein klar wurde. Diese einfache Thatsache machte mich aufmerksam auf den Zusammenhang der Erscheinungen im Typhus und auf die Abhängigkeit derselben von der Blutmischung. Für ein Problem, das Chemie und Physiologie nicht sobald lösen werden, war es mir vergönnt, auf

dem therapeutischer Wege einigen Aufschluss zu gewinnen. Die genannte Typhus-Epidemie gab mir sichrere Gelegenheit zu Beobtungen der Art, als vereinzelte Typhusfälle, weil diese in keiner Beziehung die Beweisskraft haben, als epidemisch vorkommende Erkrankungen.

Bei einem von Typhus schwer Befallenen, der in einer Weise soporös da lag, dass ich nothwendig an das Bild der Opiumnarkose erinnert werden musste, kehrte auf einige Gaben Opium und nach einem bis dahin fehlenden ruhigen Schlafe die Besinnung wie durch einen Schlag zurück. Ich kann wohl sagen, der Kranke erwachte mit vollem Bewusstsein und befand sich im Zustande der Genesung, so dass ich das noch Nöthige der Pflege überlassend von jedem Arzneigebrauch abstehen konnte. Aehnliche Fälle, in denen ich auch die Aehnlichkeit des Krankheitsbildes mit dem der Opiumnarkose nicht übersehen konnte, hatte ich schon früher beobachtet, ich zog aber nicht den Schluss daraus, den zu ziehen gegenwärtig die Berechtigung nicht abgeleugnet werden kann. Jedermann wird zugestehen müssen, dass einige kleine Gaben Opium nicht im Stande gewesen wären, die Betäubung so schnell zu beseitigen und die Genesung wie durch einen Schlag zu bewirken, wenn der Zustand des Gehirns seinen Grund in einer Entmischung der Säfte gehabt hätte. — Ich erkenne in der Typhus-Narkose in dem angezogenen Falle die Einwirkung der Krankheits-Noxe auf das Gehirn, welche allerdings durch das Blut dahin gebracht werden musste, ohne dieses aber nothwendig in seiner Mischung tiefer zu ändern. Ich suche die Heilwirkung des Opiums in einer Verminderung der Erregbarkeit des Gehirns für die Krankheits-Noxe, welche dann, ohne das Organ ihrer specifischen Wirkung weiter krankhaft umzustimmen, aus dem Organismus ausgeschieden wird. Jedenfalls ist eine so schnelle Umstimmung bei einer tiefer gehenden Mischungsänderung nicht gut möglich. Auch hat man solche schnelle Umwandlungen zur Genesung öfters bei Anwendung anderer nach dem Gesetze der Aehnlichkeit gewählten Mittel zu beobachten Gelegenheit. Namentlich nenne ich nach Beobachtungen in der letzten Epidemie Bryonia, Belladonna, Stramonium, Rhus. Sicher

würden solche Heilungen häufiger vorkommen, wenn die Wahl des Eigenmittels mit weniger Schwierigkeiten verbunden wäre und leichter vollführt werden könnte. Die noch bestehende Unsicherheit in der Mittelwahl für manche Fälle erhellt am besten daraus, dass man zuweilen durch ein Symptom, dem man eine nur sehr untergeordnete Bedeutung zuzugestehen allen Grund zu haben glaubt, auf das schnell heilende Mittel geführt wird. So hatte ich, um nur ein Beispiel aus jener Epidemie anzuführen, eine Frau am Typhus zu behandeln, welche in ihren Delirien sehr unruhig sich benahm und sehr häufig das Bett zu verlassen strebte. Bei näherer Nachforschung fand ich heraus, dass sie durch steten Harndrang bei wenig Abgang so beunruhigt wurde. Einige Gaben Nitrum des Mittags und Abends gereicht verschafften der Kranken eine ruhige Nacht. Sie blieb zu Bett, schlief mehre Stunden und dankte mir am folgenden Tage mit klarem Bewusstsein für die hilfreiche Arznei. Arsenik, der sich in dieser Epidemie meist sehr hilfreich erwiesen hatte, war hier ohne Erfolg in Anwendung gezogen worden.

Die Wirkung des Arseniks, der ich die Rettung von nicht wenigen Kranken verdanke, hat keine besondere Beweiskraft für oder gegen die ausgesprochene Ansicht. Der Heilerfolg ist nach seiner Anwendung oft sehr auffallend, aber in der Regel wendet sich das Kranksein doch nur nach und nach zur Besserung um. Diese langsame Umgestaltung muss, wie ich glaube, in den örtlichen Veränderungen im Darmkanal, denen dieses Heilmittel besonders und vorzugsweise entspricht, gesucht werden. Leugnen lässt sich übrigens nicht, dass der Arsenik auch auf die Blutmischung eine mächtige Einwirkung übt, welchen Antheil aber diese an der Heilung des Typhus hat, das ist gegenwärtig schwer zu bestimmen. Beim Phosphor finden wir das schon deutlicher ausgesprochen, wiewohl auch bei ihm die locale Wirkung nicht übersehen werden darf. Beim Pneumotyphus habe ich oft schöne Wirkung von diesem Mittel gesehen, und sie war um so überraschender, je mehr dabei die Erscheinungen einer veränderten Blutmischung sich zu erkennen gaben, und zwar einer solchen, welche zum Austritt des Blutes aus den Gefässen geneigt machte.

Ueberhaupt halte ich nach meinen Erfahrungen den Phosphor für das mächtigste Mittel im Petechialtyphus, wo eben die veränderte Blutmischung das Hauptmoment des Krankseins abgibt. Hier ist er nach der bis ins Innerste geführten Symptomenähnlichkeit am dringendsten angezeigt und meist auch am wirksamsten.

Durch diese wenigen Notizen wollte ich meine Ueberzeugung über das Heilgesetz der Aehnlichkeit und dessen Anwendung am Krankenbette in kurzen Andeutungen geben. Möchte es mir gelungen sein für die Denk- und Handlungsweise des wissenschaftlichen Theils meiner Collegen den richtigen Ausdruck gefunden zu haben.

XVIII.

Verirrungen und Abwege der Homöopathie.

Von Med.-Rath Dr. **Trinks** in Dresden.

Motto: Principiis obsta!

1.

Schon vor einem Jahre machte ich in einem Aufsatze (in der Zeitschrift für hom. Kl. des Hrn. Dr. Hirschel) auf einige Gebrechen des Central-Vereins, so wie auf eine neu auftauchende Methode in der hom. Heilkunst aufmerksam, welche nicht nur mit dem Princip derselben nicht harmonirt, sondern dieses selbst bei weiterem Umsichgreifen tief und nachhaltig erschüttern und gefährden muss — und nahm mir zugleich bei dieser Veranlassung vor, andern Ausschreitungen und willkürlichen Handlungen, die sich auf dem Gebiet derselben kund thuen und die mit den Grundgesetzen derselben sich nicht vertragen würden, auf dieselbe Weise entgegenzutreten.

Es war dies die grosse Entdeckung, zwei oder nach Belieben auch mehre homöop. Arzneimittel zusammenzumischen und gegen Krankheiten anzuwenden, welche schon vor Jahren einmal auf-

tauchte und damals sogar dem Greise Hahnemann unterbreitet werden sollte, später aber unbegreiflicher Weise namentlich von englischen, amerikanischen nnd französischen Homöopathen, sowie bei uns von Einigen wieder aufgenommen wurde, die sich speciell die Vertreter der reinen Homöopathie nennen. In dieselben Fusstapfen trat nun in neuerer Zeit der grosse Heilkünstler Lutze, und in noch neuerer Zeit der kaiserl. russische Leibarzt Dr. Mandt, der den Diebstahl, welchen er an der Homöopathie beging, vielleicht auf diese Weise maskiren wollte und dieses Zusammenmischen mehrer homöop. Arzneien unter dem Namen der atomistischen Heilmethode als höchsteigene Invention in die Welt hinaus ausposaunen liess.

Die beiden von den Herren Dr. Meyer nnd Hirschel redigirten homöopath. Wochenschriften bringen seit geraumer Zeit eine Menge Krankengeschichten, die durch die Art und Weise, wie die homöop. Arzneien darin zur Anwendung gebracht wurden, die Aufmerksamkeit aller homöop. Aerzte auf sich ziehen müssen, da das dabei beobachtete Verfahren mit den durch Vernunft und Erfahrung begründeten Gesetzen sowie mit dem ganzen Geist und Charackter der Homöopathie im grellsten Contraste steht.

Die Herren Redactoren dieser beiden Zeitschriften haben sich allerdings zu wiederholten Malen gegen diese Art und Weise missbilligend ausgesprochen, wie wir dies hiermit zu ihrer Ehre bekennen, nichtsdestoweniger fliessen diese Krankengeschichten nach wie vor in reicher Fülle und wir müssen daraus schliessen, dass dieses Verfahren bei der Anwendung homöop. Arzneien in praxi eine weitere Verbreitung gefunden haben muss, obschon sie die weiteren Interessen der Wissenschaft, der Kunst und der leidenden Menschheit zu gefährden droht, wie hier bewiesen werden soll.

Der Verf. wird gewiss nicht zu denjenigen homöop. Aerzten gezählt werden können, welche eine jede freiere Bewegung und Thätigkeit in der Wissenschaft und Kunst mit Missgunst und Vorurtheil betrachten; im Gegentheil glaubt er hinreichendes Zeugniss in seinen Schriften abgelegt zu haben, dass er ein Feind alles und jedes unbedingten Autoritätenglaubens ist, würde derselbe auch von den höchsten Autoritäten in Wissenschaft nnd Kunst

gefordert und ihnen auch ohne weitere Prüfung in den weitesten Umkreisen gezollt; er ist immer des alten Wahrspruchs eingedenk gewesen, dass der Irrthum menschlich und dass die grössten Denker sich auch auf Irrwegen haben ertappen lassen. Er begrüsst daher auch jede Bewegung in der Wissenschaft und Kunst als ein Zeichen von Thätigkeit, als ein Zeichen ihres Fortschreitens im Entwickelungsgange — zur Annäherung zum Ziel — denn der Stillstand ist Rückschritt nach allen Richtungen derselben hin.

Er will aber auch keineswegs verbergen, dass er an jede solche neue Erscheinung in Wissenschaft und Kunst mit prüfendem Blick heranzutreten sich durch seine langjährigen Beobachtungen und Erfahrungen genöthigt sieht, denn er hat diesen zu Folge wahrnehmen müssen, dass nicht alles Neue gut ist, dass nicht Alles, was da glänzt, pures Gold ist und dass man über dem vielen Neuen, was der Wissenschaft und Kunst von allen Seiten her zufliesst, das erprobte Alte weder misachten, noch der Vergessenheit übergeben darf.

Wir begrüssen daher zuvörderst eine solche freie Bewegung und Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst nur dann als eine willkommene, wenn diese sich an das schon Erworbene und Constatirte anknüpft, davon ausgeht und damit in harmonischem Zusammenhang stehen bleibt; wir begrüssen sie als eine willkommene, wenn sie sich innerhalb der festgestellten gesetzlichen Schranken der Wissenschaft und Kunst bewegt, diese nicht mit roher Willkür durchbricht und mit Gewalt die Grenzen derselben überspringen oder sie verrücken will. Solchen anarchischen Bewegungen aber treten wir nicht allein mit gerechtem Misstrauen, sondern mit allem uns zu Gebote stehendem Ernst und Nachdruck entgegen, denn sie führen nie zum Segen für Wissenschaft und Kunst, sondern stets nur zum Verderben, denn schon unser grosser Dichter sagt: und wenn die Kunst ist gefallen, so ist sie es stets durch die Künstler!

Es giebt aber in jeder Wissenschaft und Kunst gewisse festgestellte Principien und Gesetze, die nie verrückt oder verletzt werden dürfen, an welche sich aber jeder Gewinn der Neuzeit, sei es nun, dass er auf dem Wege der Speculation oder durch das Ex-

periment gewonnen worden, anschliessen muss, wenn derselbe zur Erweiterung des Wissens und zur Bereicherung und Erweiterung der Wissenschaft und Kunst dienen und gereichen soll.

Nichts schmeichelt aber dem Ehrgeiz, dieser lobenswerthesten Art von Egoismus des Menschen, mehr, als gerade in der Wissenschaft und Kunst, welcher er seine Zeit und Kraft widmet, etwas Neues zu schaffen; nur dass er leider bei diesem Streben sehr oft in seinem Feuereifer zu leicht über das Ziel hinausgeht, oder auf Ab- und Irrwege geräth, wenn er eben jene erwähnten gesetzlichen Schranken missachtet und dieselben in ungezügelter Willkür durchbrechen will.

Wer hat wohl nicht die Erfahrung machen müssen, wie unendlich schwer es ist, durch eine lange Reihe von Beobachtungen und Experimenten eine sich immer wieder bestätigende Thatsache aufzustellen und aus mehren solchen sich gleichbleibenden Thatsachen ein Gesetz zu construiren? Sollen wir also jetzt gleichgültig zusehen, oder leichtgläubig und ohne sorgfältige Prüfung Alles hinnehmen, was nur immer zu Tage gefördert wird?

Es ist nicht etwa eine Errungenschaft der Neuzeit, es ist im Gegentheil von den bessern Aerzten aller Zeiten ausgesprochen worden, dass kein Verfahren der Vervollkommnung des Wissens und Könnens in der Heilkunst mehr Nachtheil gebracht hat, der Gewinnung von sichern Beobachtungen und Erfahrungen hinderlicher gewesen ist, als der allzuschnelle und nicht durch gewichtige Motive unterstützte Wechsel mit den Arzneien in der Behandlung acuter und chronischer Krankheiten. Sie erkannten klar in demselben nicht nur die Ursachen so vieler mislungener Kuren, sondern auch die grossen Nachtheile, welche aus solchem Verfahren der Wissenschaft und Kunst erwachsen mussten, und lehrten, dass man nicht nur die Arzneien einfach anwenden, sondern dieselben auch nie ohne die ausreichendsten Gründe wechseln dürfe.

Hahnemann, der die Schriften der besten Aerzte aller Zeiten studirt hatte und genau kannte, hatte die Lehren dieser wahrheitsliebenden Männer nicht unbeachtet gelassen, sondern dieselben, überzeugt durch mühsame Beobachtungen und Er-

fahrungen von ihrer grossen Bedeutung in der Ausübung der Kunst, zu Lehrsätzen in sein Organon aufgenommen, dieselben noch genauer und schärfer formulirt, damit dieselben um so heiliger gehalten und auf das gewissenhafteste beachtet würden.

Auf diese Weise suchte er das Heil der Leidenden wie die Interessen der Wissenschaft und Kunst sicher zu stellen vor jeder anarchischen Willkür, durch welche beide gefährdet werden müssten.

Die Erfahrungen der neuern Zeit haben nicht nur den hohen Werth dieser Lehrsätze klar erkennen lassen, sondern auch die Nothwendigkeit dargethan, dieselben noch präciser zu formuliren.

Zu diesen Fundamentalprincipien der Arzneimittellehre, sowohl der physiologischen wie der angewandten rechnen wir

1) dass ein jedes Arzneimittel, sowohl behufs seiner Prüfung in gesunden Organismen, wie auch zum Behuf von Heilung krankhafter Zustände des thierischen Organismus einfach, das heist ohne Beimischung eines andern oder mehrer angewendet werde, damit seine Wirkung sich ungestört und unbehindert im thierischen Organismus entwickeln und entfalten könne.

Die von einigen homöopath. Aerzten begangenen Ueberschreitungen dieses Grundprincips haben wir im vorigen Jahre (in Hirschel's Zeitschr. f. hom. Klin.) in ihrer ganzen Verderblichkeit für die homöop. Heilkunst genauer beleuchtet.

2) Ein jedes, zur Heilung eines acuten und chronischen krankhaften Zustandes passend gewähltes Heilmittel darf nicht ohne wohlbegründete Veranlassung in seinen Wirkungen gestört oder mit einem andern gewechselt werden.

Hahnemann hat in seinen Schriften (im Organon, der reinen A. M.-Lehre und den chron. Krankh.) Andeutungen gegeben über die Motive, welche eine Aenderung oder den Wechsel eines Arzneimittels bedingen und nothwendig machen, der Unterzeichnete hat diese Andeutungen Hahnemann's klarer und bestimmter formulirt und die zu einer Neuwahl eines Arzneimittels auffordernden und diese rechtfertigenden Motive in seiner Einleitung zu dem Handbuche der homöop. A.-M.-Lehre weiter ausgeführt.

Es dürfte nicht überflüssig sein, auf diese Zusammenstellung (pag. LVII.) nochmals hier hinzuweisen, da diese Bedingungen in der neuesten Zeit so wenig Beachtung zu finden scheinen.

Gleichwohl sehen wir, dass diese von dem gesunden Menschenverstand, wie von der Erfahrung gegebenen Gesetzen durchaus nicht beachtet, dass sie ohne irgend welche ausreichende Motivirung umgangen werden. Mit nicht zu rechtfertigender Hast und Eile werden die Arzneien in acuten und chronischen Krankheiten gewechselt, es wird der in ihnen wohnenden heilenden Kraft keine Zeit gegönnt, sich im kranken Organismus zu entwickeln und zu entfalten, und auf die dynamischen, wie materiellen Krankheitszustände einzuwirken und diese umzustimmen, umzugestalten und zu beseitigen. In stürmischer Eile folgt ein Arzneimittel dem andern, und die Folge ist, dass die Krankheit unter diesem von der reinen Willkür dictirten Wechsel der Arzneien, die natürlich oft nicht einmal passend gewählt sind, ihren natürlichen Verlauf durchmacht und entweder nicht geheilt wird oder zum Tode führt.

Dieses unerquickliche Schauspiel gewähren uns sehr viele Krankengeschichten, welche in neuster Zeit zur Veröffentlichung gelangen, und trotz mehrfacher energischer Protestationen hört doch diese trübe Quelle nicht auf zu fliessen, so dass zu fürchten steht, dieselbe werde zu einer wahren Sündfluth für Wissenschaft und Kunst anschwellen.

In Fiebern, Entzündungen edler Organe, in typhösen Zuständen, in acuten Ausschlägen und ihren Nachkrankheiten erstaunen wir über die ungeheure Profusion der Arzneien, welche hierbei in rascher Aufeinanderfolge zur Anwendung gelangen, während eine rationelle Therapie nur eine geringe Anzahl derselben bedarf, um nicht nur schnellere, sondern auch weit sicherere Resultate zu gewinnen.

Ein jeder Arzt, zumal jeder, welcher sich mit Prüfungen von Arzneien beschäftigt hat, weiss, dass eine jede Arznei zur Entwickelung ihrer eigenthümlichen Wirkungen im thierischen Organismus eines bald kürzern, bald längern Zeitraumes bedarf, welcher bei jeder Arznei je nach ihrer eigenthümlichen Natur

und Wesenheit und nach Verschiedenheit der Gabengrösse und deren Wiederholung verschieden sein muss. — Hahnemann bezeichnete diesen Zeitraum ganz naturgemäss als die Wirkungsdauer einer jeden Arznei im gesunden thierischen Organismus. Wir können bei dieser künstlich durch eine Arznei erzeugten Krankheit, wie bei jeder natürlichen einen Anfang, eine Steigerung und Zunahme (incrementum), einen Höhepunkt, eine abnehmende Periode und ein Erlöschen der Arzneiwirkung im gesunden thier. Organismus wahrnehmen, Stadien, welche die Wirkung einer Arznei innerhalb dieser Wirkungsdauer durchlaufen.

Ganz analog den Wirkungen der Arzneien im gesunden thierischen Organismus stellen sich auch die Wirkungen derselben im kranken Organismus dar, nur mit dem wesentlichen Unterschied, dass in demselben die Wirkungen einer jeden Arznei einzig und allein auf die zu heilenden Krankheiten gerichtet bleiben, welche entweder durch eine Arznei während eines bestimmten Zeitraums vernichtet, oder bloss momentan gebessert, oder endlich gar nicht berührt oder umgeändert werden.

Auch zu dieser Einwirkung der Arznei auf eine zu heilende Krankheit bedarf dieselbe eines gewissen Zeitraums, der ebenfalls je nach der Natur und Wesenheit, nach der Gabengrösse und ihrer Wiederholung wie auch nach der Wesenheit und Natur der Krankheit, ihrem Charakter und Sitz bald ein kürzerer, bald ein längerer sein wird. Hinzugefügt muss noch werden, dass die Wirkungen der Arzneien im kranken Organismus vermöge dessen erhöhter Empfänglichkeit für alle äussern Einwirkungen sich viel rascher entwickeln, als im gesunden thierischen Organismus — wie alle unbefangenen Beobachtungen lehren.

Werden alle diese Thatsachen einer ernstlichen Würdigung unterzogen, so ergiebt sich als nothwendiges Resultat, dass nicht allein die Wahl des Arznei- oder Heilmittels, sondern auch dessen Art der Anwendung nach feststehenden Gesetzen und Principien erfolgen muss, soll überhaupt der Zweck des Arztes, die Heilung der Krankheit, mit möglichster Sicherheit erreicht werden — dass auch hier, wie überall in Wissenschaft und Kunst, weder dem Zufall, noch der Willkür der mindeste Spielraum gestattet werden darf.

Aus dem Gesagten stellt sich heraus, dass die Anwendung der Arzneien in Krankheiten — vorausgesetzt, dass der Arzt die Wahl derselben genau nach dem Aehnlichkeitsprincip getroffen — nach fest bestimmten Gesetzen erfolgen muss, deren Nichtbeachtung nur durch besondere Umstände motivirt und modificirt werden darf. Diese Gesetze gehen aus der physiologischen Wirkung der Arzneien im Allgemeinen und in specie der individuellen Wirkungsart einer jeden einzelnen Arznei auf den gesunden Organismus hervor und zweitens aus den Erfahrungen, welche wir aus der Beobachtung der Einwirkung der Arzneien auf zu heilende Krankheitszustände machen und bereits gesammelt haben. Es sind folgende:

I. Einer jeden passend gewählten Arznei muss zur totalen Entwickelung ihrer eigenthümlichen Wirkungen auf die zu heilende Krankheit die dazu erforderliche Zeit gewährt werden und es darf ihre Einwirkung auf die Krankheit so lange nicht gestört oder unterbrochen werden, als sich dieselbe noch als eine günstige oder heilende an den Veränderungen der Krankheitserscheinungen erkennen lässt.

Die Einwirkung einer Arznei wird unseren Erfahrungen zu Folge eine raschere in acuten, eine langsamere in chronischen Krankheiten sein müssen — und dem gemäss wird der Arzt in erstern die heilende Einwirkung der Arznei in kürzeren, in letztern hingegen in längeren Zeiträumen erst wahrnehmen und aus den wahrnehmbaren Veränderungen der Erscheinungen zu beurtheilen im Stande sein, ob die Einwirkung einer Arznei eine günstige und heilende sei oder nicht.

Der genau und sorgfältig den Entwickelungsgang einer Krankheit beobachtende Arzt wird nicht lange im Zweifel darüber sein können, ob eine passend gewählte Arznei eine günstige oder ungünstige Wirkung auf die zu heilende Krankheit übt oder nicht. Eine fortschreitende Entwickelung der Krankheitserscheinungen hinsichtlich ihres intensiven und extensiven Charakters wird ihn belehren, dass das angewendete Mittel nicht das passende war, während das Gegentheil, die beginnende Abnahme der intensiven und extensiven Entwickelung der Krankheitserscheinungen densel-

ben überzeugen wird, dass er das rechte heilende Mittel in Anwendung gebracht habe und dass von dessen fortgesetzter Anwendung die gänzliche Heilung der Krankheit erwartet werden darf.

II. Wenn durch die passend gewählte Arznei nur eine quantitative Veränderung der zu heilenden Krankheit bewirkt wird, diese Veränderung aber nur eine zeitweilige ist und mithin die Abnahme der Krankheitserscheinungen nur bis zu einem gewissen Standpunkte gedeiht und alsdann ein Stillstand oder sogar wieder eine Zunahme in der Intensität und Extensität der Krankheitserscheinungen sich bemerklich macht, so ist der handelnde Arzt durchaus nicht aufgefordert, deshalb zu einer Neuwahl zu schreiten, sondern dadurch angewiesen, das passend gewählte Mittel entweder in stärkern und steigenden oder in öfters wiederholten Gaben in Anwendung zu bringen.

Dergleichen Beobachtungen und Erfahrungen wird jeder Arzt sowohl in hitzigen, wie in chronischen Krankheiten zu machen nicht selten Gelegenheit haben. Nichts ist dann natürlicher, als ein den Arzt beschleichendes Misstrauen in die Angemessenheit des zur Anwendung gekommenen Heilmittels. Er muss sich von diesem Misstrauen nicht sogleich zu einer Neuwahl verleiten lassen, sondern ruhig erwägen, ob die Mittelwahl wirklich eine passende war, und findet er, dass er das Mittel passend gewählt hat, so muss er bei dessen fortgesetzter Anwendung standhaft beharren und dasselbe in stärkern oder in wiederholten Gaben reichen und er wird dann in den meisten Fällen das erwünschte Ziel erreichen. Der Arzt soll nur nach ruhiger Erwägung und mit Berücksichtigung aller Umstände zur Wahl des passenden Arzneimittels schreiten, sich aber auch in der beharrlichen Anwendung desselben nicht durch Nebenumstände, durch Kleinigkeiten beirren lassen; sich aber nie durch einen Stillstand in der Besserung, nicht einmal durch eine scheinbare Verschlimmerung einzelner Krankheitserscheinungen aus der Fassung bringen und in seiner eigenen Ueberzeugung wankend oder untreu machen lassen.

Es war ein grosser Irrthum Hahnemanns, als er das Dogma aufstellte, dass die Gabe einer Arznei nie klein genug

sein könne — ein Dogma, das fast in jedem Tagewerk eines jeden homöop. Arztes seine praktische Widerlegung finden dürfte — gerade dieses Dogma hat Veranlassung zu dem ungerechtfertigten Wechsel mit den Arzneien in Krankheiten aller Arten gegeben und war so Ursache, dass sehr viele Krankheiten nicht geheilt wurden durch die passendst gewählten Arzneien, eben weil sie in zu kleinen, nicht ausreichenden und nicht oft genug wiederholten Gaben zur Anwendung kamen.

Ein Wechsel oder eine Neuwahl einer Arznei stellt sich aber als unvermeidlich nothwendig und vollkommen angezeigt heraus in folgenden Fällen:

I. Wenn in einer Krankheit nach Anwendung einer anscheinend passend gewählten, in hinreichend starken oder selbst verstärkten und oft genug wiederholten Gaben verabreichten Arznei sich gar keine Einwirkung derselben auf die zu heilende Krankheit erkennen lässt, wenn die Erscheinungen derselben sich weder qualitativ noch quantitativ ändern, sondern im Gegentheil die Krankheit in ihrer Entwickelung entweder beharrt odersogar fortschreitet.

II. Wenn sich während der Anwendung einer anscheinend treffend gewählten Arznei in der zu heilenden Krankheit solche qualitative Veränderungen in ihren wesentlichen Erscheinungen erkennen lassen, die anzeigen, dass entweder ein rascher Uebergang in andere Entwickelungsstadien oder ganz neue Metamorphosen und Gestaltungen statt gefunden haben, mögen diese nun entweder in der Natur der Krankheit selbst begründet oder durch äussere Veranlassung und Momente bedingt und bewirkt worden sein.

Dahin gehören z. B. die plötzlichen Umgestaltungen in acuten Exanthemen, die schnellen Entwickelungsprocesse in localen Entzündungen, die so häufig vorkommenden Metamorphosen des Typhus u. s. w.

III. Wenn endlich eine ganz unpassende Wahl des Arzneimittels statt fand; möge dieselbe nun durch eine unvollkommne Erforschung und Erkenntniss der zu heilenden Krankheit aus Uebereilung in der Wahl, oder endlich auch in der mangelhaften oder unvollständigen Kenntniss der physiologischen Wirkungen des gewählten

und zur Anwendung gekommenen Heilmittels ihre Veranlassung gefunden haben.

Unvollkommene Erkenntniss der zu heilenden Krankheit und Unkenntniss mit den Heilkräften eines Arzneimittels waren, wie oben erwähnt worden, als die gewöhnliche Veranlassung von den Aerzten älterer Zeit zum nachtheiligen Wechsel mit den Arzneimitteln in einer und derselben Krankheit aufgeführt; wir treffen auf dieselben Uebelstände, wie weiter unten dargethan werden soll, in der homöopathischen Praxis.

Wir wollen aber hier auf ein anderes Moment aufmerksam machen, was ebenfalls Veranlassung zu einem oft zu raschen Wechsel der Arzneien giebt; wir meinen hiermit die mangelhaften, höchst unvollständigen, oft bloss fragmentarischen physiologischen Prüfungsresultate so mancher Arzneien, deren specifische Wirkungen auf den gesunden thierischen Organismus durchaus noch nicht mit derjenigen Genauigkeit erforscht wurden, dass der rationelle Arzt eine wohlbegründete Anzeige zu ihrer Wahl in ihren bis jetzt bekannten physiologischen Wirkungen finden und dieselben mit festem Vertrauen auf ihre heilende Wirkung in Krankheit anwenden kann. Deren Anzahl ist nicht gering und wir zählen zu diesen selbst die in Hahnemann's sogenannten chron. Krankheiten enthaltenen Arzneien, welche ohne Ausnahme wiederholten Prüfungen zu unterziehen sind. Wehe endlich dem Arzte, der sich verleiten lässt, in schweren und Gefahr drohenden Krankheitszuständen zur Wahl einer Arznei zu schreiten, dessen sogenannte Prüfung von Hering angestellt und ausgeführt worden ist.

Der gewissenhafte Arzt kann von all diesen unvollständig geprüften Arzneien eigentlich gar keinen Gebrauch machen, denn er setzt in jedem Fall, in welchem er es thut, sowohl seinen Ruf, wie den der Wissenschaft, und auch das Wohl und Heil des Kranken aufs Spiel. —

Die Vortheile eines solchen rationellen Verfahrens bei der Anwendung der Heilmittel für die Wissenschaft, die Kunst und die zu heilenden Kranken liegen eben so sehr auf der Hand, als die Nachtheile, welch aus dem Gegentheil nothwendigerweise erwachsen müssen.

Wenn der rationelle homöopathische Arzt das passendste gewählte Heilmittel in einem gegebenen Krankheitsfall so lange in Anwendung bringt, als es heilend wirkt, dasselbe nicht eher mit einem andern wechselt, als es, selbst in verstärkten und wiederholten Gaben, nicht mehr heilend auf die vorhandene Krankheit wirkt, oder nur dann ein anderes Heilmittel reicht, wenn der wesentliche Charakter und die Erscheinungen der Krankheit sich ändern oder eine neue Krankheit neben der frühern auftritt, so gewinnt der genau zu beobachtende Arzt:

1) eine genaue Einsicht in die durch Anwendung der passenden Arznei hervorgebrachte Umänderung der Krankheitsprocesse.
2) lernt er die Wirkungssphäre einer jeden Arznei in den zu ihrer Anwendung geeigneten Krankheitsfällen genau kennen.
3) wird er die Krankheit in kürzerer Frist heilen, denn jeder nicht ausreichend motivirte Wechsel der Arzneien veranlasst einen völlig unnützen Zeitverlust und dient nur dazu, die Leiden eines jeden Kranken zu verlängern.

Wir wissen zur Genüge, dass alle physiologischen Prüfungen der Arzneien, auch die mit grösster Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführten, welche den physiologischen Wirkungskreis einer Arznei am vollständigsten darstellen, immer nur die Anzeigen und Andeutungen zu ihrer Anwendung in ähnlichen Krankheitszuständen darbieten; ob diese Arznei, auch wenn sie noch so treffend gewählt worden, in solchen Krankheitszuständen auch heilend und sicher heilend wirken werde, für diese Annahme gewähren die physiologischen Wirkungen derselben noch keine sichere Garantie — diese wird und kann nur gewonnen werden durch die klinische Verwerthung derselben und die aus selbigen hervorgehenden Beobachtungen und Schlussfolgerungen. Die Wissenschaft und die Kunst bedürfen daher der klinischen Beobachtungen und Erfahrungen über die Wirkungen der Arzneien in Krankheiten, wodurch die Genauigkeit und Sicherheit der physiologischen Prüfungen der Arznei allein geprüft und controlirt werden kann — als auch zum Auf- und Ausbau der Therapie, der einzig und allein durch unzweifelhafte, genaue und getreue Beobachtung der klinischen Wirkungen der Arzneien gefördert und durch

grosse Summen ächter Erfahrungen über den klinischen Wirkungskreis jeder Arznei gefördert werden kann.

Wenn nun die klinischen Beobachtungen und Erfahrungen es sind, welche den praktischen Werth oder Unwerth der Arzneien bestimmen, die Gränzen ihrer Wirksamkeit in Krankheiten bestimmen und die allein brauchbaren Bausteine zu einer Therapie von dauernder, praktischer Brauchbarkeit liefern — so wird es einleuchtend sein, von welcher grossen Bedeutung eine rationelle Anwendungsart der Arzneien in Krankheiten sein muss, welche jedes gesetzlose, willkürliche Schalten und Walten auf diesem so wichtigen Gebiete ausschliesst und unmöglich macht. Nicht nur die Vernunft, sondern auch die bitterste Nothwendigkeit gebietet es, dass wir uns die möglichste Reinheit und Zuverlässigkeit der klinischen Beobachtungen und Erfahrungen sichern, dass wir durch die strengste Gesetzlichkeit und Rationalität jede Trübung dieser Quellen verhüten und abwenden — denn jeder Arzt hat wohl selbst es erlebt, wie schwer es ist in den Besitz unzweifelhafter Thatsachen zu gelangen und jeder Arzt kennt den grossen Werth solcher Thatsachen, die am Krankenbette in zweifelhaften Fällen ihm allein Sicherheit im Handeln gewähren.

Die Nachtheile und Verluste welche aus dem nicht ausreichend motivirten Wechsel der Arzneien für Wissenschaft, Kunst und die leidende Menschheit erwachsen, sind sehr gross, fast unberechenbar gross. Betrachten wir sie etwas genauer, da selbige nicht von allen homöop. Aerzten der neuesten Zeit begriffen und eingesehen, noch weniger aber vermieden zu werden scheinen.

Der erste Nachtheil, welcher für den Kranken unmittelbar daraus erwächst, ist ein grosser, oft unersetzlicher Zeitverlust, eine völlig unnütze Verlängerung seiner Leiden und Qualen. Wenn er auch in den meisten acuten Krankheitszuständen vielleicht auch nur 6—8 Stunden beträgt, so kann dieser Zeitraum doch viele Leiden und Schmerzen umfassen, denn giebt der Arzt auch bald nach der letzten Gabe der letzten Arznei die erste Gabe der neugewählten, so kann doch immer nicht erwartet werden, dass die neue, vermeintlich besser gewählte Arznei zauberhaft

schnell bessernd und heilend einwirken werde, denn sie braucht ebenfalls zur Entfaltung ihrer heilenden Kraft Zeit und vielleicht sogar noch mehr Zeit als die erste. In chronischen Leiden kostet dieser Mittelwechsel dem Kranken noch mehr Zeit, mithin auch mehr Leiden.

Der zweite, weit grössere Nachtheil erwächst aber der Wissenschaft und Kunst durch den Verlust genauer und zuverlässiger Beobachtungen und Erfahrungen über die klinischen Wirkungen der Arzneien. Ein nicht ausreichend motivirter Arzneiwechsel schliesst alle Nachtheile in sich, welche die Zusammenmischung mehrer Arzneien für die ältere Schule gehabt hat, denn der factische Unterschied zwischen beiden Verfahrungsarten wird gewiss nicht gross sein. Ob die Arzneien in schnellem Wechsel aufeinander folgen, oder ob zwei bis drei Arzneien zusammen verabreicht werden, wird in praxi keine sehr differenten Wirkungen erzeugen — bei dem ersten Verfahren sind die heilenden Wirkungen jedes einzelnen ebenso wenig zu erkennen und zu würdigen, als bei Anwendung componirter Arzneien. Das Resultat wird fast immer dasselbe sein: gänzlicher Mangel an positiven Beobachtungen und Erfahrungen über die klinischen Wirkungen der Arzneien; mithin Unmöglichkeit der Begründung und Vervollkommnung der Therapie, des Schlusssteines der Heilkunst!

Beleuchten wir aber ein solches Verfahren etwas genauer! Nehmen wir einen acuten Krankheitsfall an: es wird das anscheinend passende Mittel verabreicht, nach ein, zwei, drei Gaben — zwischen jeder muss doch wenigstens ein Zeitraum von zwei Stunden mitten inne liegen — sieht der Arzt keine Besserung, aber wohl auch keine Verschlimmerung — er wird stutzig, zweifelt an der Trefflichkeit seiner Wahl, wählt ein andres Mittel — diese 2. Arznei muss auch erst in mehren Gaben gereicht werden — er lässt diese zweite Arznei 24 Stunden hindurch anwenden — er sieht dann immer noch keine erhebliche Besserung, vielleicht sogar Verschlimmerung — er wird wieder stutzig, setzt Zweifel in die Angemessenheit der Arznei und wählt eine dritte, die er ebenfalls so lange reichen muss — noch keine Besserung; wiederum Wahl der 4. Arznei; immer noch keine

eclatante Besserung, vielleicht blos des Fiebers, was dann in den meisten Fällen von selbst milder wird, aber ungeschwächte Fortdauer der localen Affection — neue Zweifel des Arztes — daher Wahl der 5. Arznei — und so geht dies saubere Verfahren fort, bis entweder die Krankheit ihr natürliches Ende erreicht — sogenannte Naturheilung — oder der Tod der traurigen Scene ein Ende macht und dem Arzt und seiner Kunst ein wenig ehrendes Testimonium paupertatis ausstellt! Die Wissenschaft trifft diese Schmach nicht, nur den handelnden Arzt.

Wir können es nicht einsehen, und wahrscheinlich andre rationelle Aerzte auch nicht, wie bei einem solchen Verfahren, wo jeden Tag und noch öfer die Arzneien gewechselt werden, es möglich sein soll, die Einwirkung der Arznei auf die Krankheit zu beobachten und zu beurtheilen, der kaum die Zeit gegönnt wird, ihre specifischen Wirkungen zu entwickeln, und noch viel weniger Zeit ward, auf die vorhandenen pathologischen Processe einzuwirken, diese nachhaltig und dauernd umzuändern und umzugestalten, wenn diese zumal zu den tief in die Natur eingreifenden gerechnet werden müssen, wie z. B. in localen Entzündungen parenchymatöser Organe, wie der Lungen, der Leber u. s. w. oder im Typhus, wo krankhafte Neubildungen in Form von Geschwüren, Infiltrationen u. s. w. auftreten, und in welchen der ganze Organismus nach und nach mehr oder weniger von den Krankheitsprocessen umfasst wird. Solche Rückbildungen krankhafter Processe und Producte können durch keine Arznei wie mit Dampfeskraft in sehr kurzer Zeit bewirkt werden; dazu braucht die Arznei Zeit und sehr viel Zeit, und um so mehr Zeit, je tiefer die Krankheit in die organischen Materie eingedrungen und diese alterirt hat.

Welche Resultate soll endlich ein schneller Wechsel der Arzneien in sehr veralteten, tief wurzelnden sogenannten chronischen Uebeln bringen, die grösstentheils auf grossen und vielgestaltigen materiellen Veränderungen der organischen Substanz beruhen und nur in sehr geringer Anzahl als rein dynamische Störungen vorhanden sein mögen.

XIX.

Erythroxylon Coca.

Von Dr. **Cl. Müller.**

Bei dem Zustande unserer Arzneimittellehre, der unbedingt weit weniger eine extensive Vermehrung und Bereicherung mit neuen Arzneimitteln als vielmehr eine intensive Bearbeitung, Durchprüfung und Verwerthung des vorhandenen Materials verlangt und dringend bedarf, konnten gewiss nur sehr gewichtige Gründe und ungewöhnliche Umstände mich veranlassen, meine Aufmerksamkeit einer überseeischen ganz neuen, bisher als Heilmittel von der Arztwelt noch gar nicht angewendeten Pflanze zuzuwenden, umsomehr als die Ansicht Derer nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen muss, welche meinen, dass insgemein jedes Land oder jede Zone die passendsten Arzneistoffe für seine eigenthümlichen und häufigsten Krankheiten und Leiden selbst hervorbringe und dadurch gewissermassen die Natur neben jeder Gefahr und Schädlichkeit auch zugleich für deren möglichste Abwehr oder Milderung besorgt gewesen sei. Eine solche besondere Veranlassung, die Arzneikräfte der Coca einer speciellen Prüfung zu unterziehen, fand ich aber allerdings, und zwar in folgenden Umständen. Für's Erste gehört die Coca bekanntlich zu jener Zahl von Reizmitteln, welche, wie das Opium und der Hanf der Morgenländer, die weingeistigen Getränke der Europäer etc., eine nationale Eigenthümlichkeit bestimmter Völkerschaften und deren charakteristisches Hilfsmittel für Genuss, Berauschung und Ausschweifung geworden sind. Zugleich sind die Folgen dieses Missbrauchs des Cocagenusses, ähnlich wie bei den Opiophagen, so eigenthümlicher und specifischer Art und nebenbei von so tüchtigen und zuverlässigen Beobachtern uns mitgetheilt, dass schon hierdurch eine weitere Erfor-

schung der merkwürdigen Kräfte dieser Pflanze hinlänglich geboten ist. Abgesehen aber auch von diesen constanten Folgen des missbräuchlichen Coca-Genusses, die allerdings für uns eine höchst wichtige Quelle zur Erforschung deren Arzneikräfte abgeben, ist es ferner eine wohlbegründete Thatsache, dass diese Pflanze bei mässigem Genusse ungewöhnliche und nach unsern chemisch-physiologischen Begriffen unerklärliche stärkende und sättigende, um nicht zu sagen, nährende Eigenschaften besitzt, welche die Eingebornen befähigt die unglaublichsten Anstrengungen und Strapatzen trotz Mangel aller hinlänglichen Kost und Ruhe unglaublich lange zu ertragen. Endlich aber giebt auch noch der allgemeine und anerkannte Ruf, in welchem die Coca als unbedingtes Präservativ- und Heilmittel der Puna steht, den Beweis, dass sie Heilkräfte ganz ungewöhnlicher Art haben müsse und mit Recht von ihr gleiche Erfolge in andern ähnlichen Krankheiten und Beschwerden erwartet werden können.

Dies waren die häuptsächlichsten Gründe, die mir eine directe und genaue Prüfung der vielversprechenden Arzneikräfte der Coca höchst wünschenswerth und vortheilhaft für unsre Anzneimittellehre erscheinen liessen und mich bewogen sogleich selbst Hand ans Werk zu legen. Durch die hiesige homöopathische Central-Apotheke, sowie durch H. Apotheker Gruner in Dresden kam ich auch in den Besitz einer hinreichenden Menge von Coca-Blättern und aus diesen gefertigter Coca-Tinctur. Allerdings waren diese Blätter bei der grossen Entfernung von Peru und den ungenügenden Geschäftsverbindungen keineswegs frisch, sondern vermuthlich schon seit mehren Jahren in getrocknetem Zustande, ein Umstand, der leider gerade hier von nachtheiligem Einflusse sein musste, da wenigstens die Coca kauenden Indianer jede über ein Jahr alte Coca als wenig kräftig und wirksam verschmähen. Allein einige Versuche an mir selbst bewiesen sehr bald, dass die Blätter durch jahrelanges Trocknen, wenn auch wahrscheinlich an Intensivität der Wirkung, jedoch keineswegs ihre eigenthümlichen Kräfte völlig oder auch nur zum grossen Theil verloren hatten. Noch mehr wurde ich aber in meinem

Unternehmen bestärkt, als ich bei einigen Kranken (Emphysematikern, Asthmatikern und Herzkranken), denen ich Versuchsweise, auf die Tschudi'schen Beobachtungen gestützt, einige Gaben der 2. und 3. Decimalverdünnung reichte, mehrmals eine ganz auffällige Besserung der Athembeschwerden erfolgen sah.

So wenig nun auch die an mir und mehren andern Aerzten und Personen angestellten Prüfungen Anspruch auf Vollständigkeit bereits machen können, so zeigen sie doch eine wesentliche Uebereinstimmung mit den von einigen Naturforschern in Peru selbst vorgenommenen Beobachtungen und Erfahrungen und geben im Verein mit diesen ein meiner Ansicht nach nicht ganz undeutliches und unbestimmtes Bild der specifischen Wirkungen dieser Pflanze, das schon jetzt für bestimmte einzelne Krankheitsfälle zur therapeutischen Anwendung befähigen kann und wird.

Die Coca (Erythroxylon Coca Lam.) ist ein Strauch von ungefähr 6 Fuss Höhe mit glänzend grünen Blättern und weissen Blüthen, denen kleine scharlachrothe Beeren folgen. Wenn die Blätter so spröde sind, dass sie beim Umbiegen springen oder brechen, werden sie von den Zweigen abgestreift; der entblätterte Strauch bekleidet sich bald wieder (in Vitoc nach 3—4 Monaten) mit reifen Blättern. Die grünen Blätter werden an der Sonne getrocknet und werden dadurch glatt und mattgrün; durch Feuchtigheit werden sie schimmelig und unbrauchbar. Der Geschmack ist nicht unangenehm, schwach bitter, etwas aromatisch, schlechtem chinesischen grünen Thee ähnlich; der Geruch der in Masse aufbewahrten, frisch gedörrten Blätter ist fast betäubend, wenn sie aber in Säcken eingeschlagen sind, verliert er sich fast ganz.

Dte chemische Untersuchung der Cocablätter ist bis jetzt nur unzureichend erfolgt; nur soviel ist bekannt, dass sie wenigstens 3 verschiedenartige Bestandtheile enthalten: einen

wohlriechenden harzigen Stoff, einen Bitterstoff (Alkaloid) und eine Art von Gerbsäure.

1) Der Harzstoff. Die Blätter, welche nach Europa kommen, sind mit einer harzigen oder wachsigen Masse überzogen oder angefüllt, die in Wasser nur sparsam, in Aether dagegen vollständig löslich ist. Werden sie längere Zeit in Aether eingeweicht, so erhält man eine prächtig dunkelgrüne Lösung, welche, an der freien Luft verdampft, ein bräunliches Harz zurücklässt, das einen starken, eigenthümlichen und durchdringenden Geruch besitzt. Wird dieser Harzstoff längere Zeit der Luft ausgezetzt, so vermindert sich dessen Menge, allmälig verliert er ganz seinen Geruch und es bleibt nur eine schmierige, beinahe geruchlose Masse übrig. Deshalb zieht der Aether mindestens zweierlei Stoffe aus dem Blatt, von welchem der eine sehr flüchtig ist, einen starken Geruch besitzt und wahrscheinlich die narkotischen Eigenschaften des Blattes enthält. Wenigstens stimmt dies mit der Behauptung der Coqueros zusammen, dass die Blätter nach und nach ihren Geruch und ihre Kraft verlieren und nach Verlauf von 12 Monaten gewöhnlich als wenig werthvoll zu betrachten sind.

2) Das Alkaloid. Durch Alkohol lässt sich ein Bitterstoff aus den Blättern ziehen; allein dieser kristallisirt nicht und ist bis jetzt noch nicht in reinem Zustande dargestellt worden. Höchst wahrscheinlich beruht die Wirkung der Coca ebenfalls mit auf dieser Verbindung.

3) Die Gerbsäure. Dieselbe färbt, sowie die Gerbsäure des Thee's, Lösungen von Eisensalzen schwarz.

Die Verhältnissmengen, in welchen diese 3 verschiedenen Bestandtheile in den Cocablättern vorkommen, sind bis jetzt noch nicht bestimmt. (J. Johnston, chem. Bilder.)

Schon als die Spanier nach Peru kamen, fanden sie die Coca daselbst in hohem Ansehen und sogar im Rufe der Göttlichkeit stehend, so dass Niemand die Einfriedigungen, worin sie wuchs, betrat, ohne das Knie in Verehrung zu beugen. Doch wurde sie damals blos von den Inkas und Personen von königlichem Geblüt, sowie besonders von den Priestern bei ihren Opfern und Orakeln ge-

braucht. Allmälig aber hat sich die reizende und narkotische Wirkung der Pflanze so allgemein beliebt und unentbehrlich gemacht, dass jetzt in gewissen Strichen des Landes namentlich die Indianer durchgängig deren Genusse ergeben sind und trotz vielseitiger Bemühungen Seitens der Regierung und der Kirche demselben nicht entsagen. Dass der Jahrelange Genuss eines derartigen Narkoticums, namentlich dessen übermässiger und ausschweifender, auf die Gesundheit und Constitution nicht ohne Einfluss und Nachtheil bleiben kann, liegt auf der Hand, und es war demnach sehr natürlich, dass die in Peru reisenden Naturforscher bald aufmerksam auf die Coca wurden und deren Wirkungen eifrigst zu erforschen begannen, schon um sie mit denen der zu gleichen Zwecken benutzten andern Narkoticis, namentlich Opium und Hanf, zu vergleichen. Vorzüglich haben v. Tschudi und Pöppig sich dieser dankenswerthen Mühe unterzogen, und es sind daher deren Schriften eine sehr reiche und wichtige Quelle für die Erkenntniss der Coca-Symptome, obgleich dieselben keineswegs in ihrer Ansicht über den Werth dieses Mittels übereinstimmen. v. Tschudi theilt in seinem bekannten Reisewerke Folgendes hieher Bezügliche mit.

Alle, die Coca kauen, haben eine höchst unangenehme Ausdünstung, einen übelriechenden Athem, blasse Lippen und Zahnfleisch, grüne, stumpfe Zähne und einen ekelhaften schwärzlichen Saum um die Mundwinkel. Die leidenschaftlichen Cocakauer, die sogen. Coqueros, erkennt man auf den ersten Anblick an ihrem unsichern, schwankenden Gange, der schlaffen Haut von graugelber Färbung, den hohlen, glanzlosen, von tiefen violettbraunen Kreisen umgebenen Augen, den zitternden Lippen und unzusammenhängenden Reden und ihrem stumpfen, apathischen Wesen. Ihr Charakter ist misstrauisch, unschlüssig, falsch und heimtückisch; sie werden Greise, wenn sie kaum in das Alter der vollen Manneskraft treten, und erreichen sie das Greisenalter, so ist Blödsinn die unausbleibliche Folge ihrer nicht zu bändigenden Neigung. Scheu die menschliche Gesellschaft fliehend verbergen sie sich in den finstern Wald oder in einsame Wohnungen und geben sich dort Tage lang dem leiden-

schaftlichen Genusse dieser Blätter hin. Dort hat ihre aufgeregte Phantasie die wunderbarsten Visionen, bald in unbeschreiblich schönen und wonnigen Gestalten, bald aber in grauenhaften Bildern; sie kauern dabei in einem Winkel mit stieren, auf den Boden gehefteten Augen, und nur die fast automatische Bewegung der Hand, die die Coca zum Munde führt und das mechanische Zermalmen zeigen an, dass wenigstens noch eine Spur von Selbstbewutstsein bei ihnen vorhanden sei. Zuweilen zwängt sich ein dumpfes Stöhnen tief aus der Brust herauf, wahrscheinlich, wenn die schauerlichen Umgebungen ihrer krankhaft aufgeregten Einbildung Schreckensscenen vorgaukeln, aber sie vermögen diese ebensowenig zu verscheuchen als sich freiwillig von den schönen Träumen zu trennen. Durch welche Bedingungen der Coquero eigentlich in seinen normalen Zustand zurückkehre, habe ich nie recht in Erfahrung bringen können; es scheint aber, dass weniger das Bedürfniss nach Schlaf oder natürlicher Nahrung als der Mangel an Coca diesem Tagelangen Rausche ein Ende setze. Während 3 Tagen, die er sich isolirt, gebraucht er nahe an $^3/_4$ Pfund Blätter. Auch die arbeitenden Indianer kauen fast sämmtlich 3 —4 Mal täglich ihre Coca. Zu diesem Zwecke lösen sie die Rippen von dem Blatte heraus und zerbeissen das getheilte Blatt bis sich unter den Mahlzähnen eine ordentliche Kugel geballt hat; dann stecken sie ein dünnes befeuchtetes Hölzchen in pulverisirten ungelöschten Kalk und stechen es mit dem daran klebenden Pulver in den Cocaballen im Mund; dies wiederholen sie ein paar Mal, bis er die richtige Würze hat. Den reichlich sich entwickelnden Speichel, der sich mit dem grünen Safte der Blätter mischt, spucken sie nur theilweise aus, der meiste wird verschluckt. Wenn der Ballen nicht mehr hinreichenden Saft liefert, werfen sie ihn weg und legen einen neuen an.

Die Wirkung der Coca ist der der narkotischen Mittel, in geringer Dosis angewendet, sehr ähnlich und besonders möchte ich sie der des Stechapfels vergleichen, viel eher als der des Opiums. Auch des bis jetzt unbeachteten Umstandes erwähne ich noch, dass nämlich die Indianer beim anhaltenden Coca-

kauen, besonders aber die Coqueros, wenn sie von ihrem einsamen Schmause zurückkehren, sehr lichtscheu sind und an ihnen eine auffallende Erweiterung der Pupille bemerkt wird. Die nämliche Erscheinung habe ich auch durch das Einbringen von stark eingekochtem Extracte der Cocablätter ins Auge bewirkt. Von Opium unterscheidet sich die Coca besonders dadurch, dass sie nie, auch nach den stärksten Gaben nicht, eine vollkommene Alienation der Sinnesthätigkeit oder Schlaf hervorbringt, stimmt andererseits wieder mit ihm überein, dass sie das Gehirnleben steigert, es jedoch (bei unmässigem Genusse) nach jahrelangem Reize, sowie auch die Sinnesthätigkeiten ertödtet. Schon den ältesten Beobachtern ist es aufgefallen, dass die Indianer beim regelmässigen Gebrauche der Coca nur sehr wenig Nahrungsmittel bedürfen und bei verdoppelter Gabe fast gar keine nöthig haben und zudem die anstrengendsten Arbeiten mit Leichtigkeit verrichten. Dass die Coca nur ein momentanes Reizmittel sei und dass nach ihrer vorübergehenden Wirkung die übrigen Bedürfnisse mit verdoppelter Kraft ihre Rechte verlangen, ist auch mir nicht wahrscheinlich, sondern ich glaube, dass ihr mässiger Genuss nicht nur nicht nachtheilig, sondern der Gesundheit sehr zuträglich sei. Ich mache hier auf die vielen Beispiele von ausserordentlich hohem Alter aufmerksam (von 120—130 Jahren) bei Indianern, die vom Knabenalter an täglich dreimal diese Blätter kauten und in ihrem Leben die ungeheure Quantität von 2700 Pfund consumirten und sich dabei doch immer wohl befanden. Die gewöhnliche Nahrung der Indianer besteht fast ausschliesslich aus vegetabilischen Substanzen, besonders aus geröstetem Mais und aus gerösteter, dann zu Mehl zerstampfter Gerste, die ohne weitere Zuthaten trocken verschlungen wird; die heftigen Obstructionen, die diese mehligen Speisen hervorbringen, werden durch die bekannte eröffnende Wirkung der Coca aufgehoben und somit die Ursache vieler Krankheiten vermieden. Dass die Coca in hohem Grade nährend sei, lässt sich durchaus nicht in Abrede stellen. Die unglaublichen Strapazen der peruanischen Infanterie bei der spärlichsten Nahrung, aber bei dem steten Gebrauche der Coca, das saure Tagewerk des

indianischen Bergmanns unter den nämlichen Verhältnissen viele Jahre unverdrossen und ohne körperliche Nahrung fortgesetzt, dürfen gewiss nicht blos einem vorübergehenden Reize zugeschrieben werden, sondern sind Folge des nährenden Princips dieser Blätter. So machte für mich ein Cholo von Huari während 5 Tagen und ebensoviel Nächten sehr mühevolle Ausgrabungen, ohne während dieser Zeit irgend eine Speise zu geniessen oder sich mehr als 2 Stunden Schlaf jede Nacht zu gönnen; alle $2^1/_2$—3 Stunden kaute er aber ungefähr eine halbe Unze Blätter. Ich war die ganze Zeit bei ihm und konnte ihn also genau beobachten. Nach vollendeter Arbeit begleitete er mich während eines 2tägigen Rittes 23 Leguas weit über die Hochebene, lief zu Fusse neben meinem raschschreitenden Maulthiere unermüdlich fort und ruhte nur, wenn er das Bedürfniss zur Coca fühlte. Als er mich verliess, versicherte er mir, er würde gerne sogleich noch einmal die nämlichen Arbeiten, ohne zu essen, verrichten, wenn ich ihm nur genug Coca gäbe. Der Mann war schon 62 Jahre alt und soll in seinem Leben nie krank gewesen sein.

Die Indianer behaupten, dass die Coca das beste Mittel gegen die Athmungsbeschwerden beim raschen Steigen in der Cordillera (Veta) sei. Ich bin von dieser Wirkung vollkommen überzeugt, da ich sie an mir selbst sehr häufig erprobt habe. Wenn ich in der Puna auf einer Höhe von 14000 Fuss ü. M. auf die Jagd ging, trank ich immer einen starken Thee von Cocablättern und konnte dann mit der grössten Leichtigkeit Tage lang an den Felsen herumklettern und in raschem Laufe das angeschossne Wild verfolgen, ohne eine grössre Schwierigkeit beim Athmen zu empfinden als nach schnellem Laufe an der Küste. Ueberhaupt habe ich an mir selbst auch vom sehr starken Aufgusse der Blätter nie die Symptome von Gehirnreiz, Unbehaglichkeit und Aufregung empfunden, wie sie andre Reisende beobachtet haben; der Grund davon liegt vielleicht darin, weil ich nur in der kalten Puna Gebrauch von diesem Thee machte, wo das Nervensystem weit weniger reizbar ist als in dem üppigen, erschlaffenden Klima der Wälder; wohl aber

fühlte ich immer eine grosse Sättigung nach dem Coca-Aufgusse und auch ohne weiteres Frühstück stellte sich das Bedürfniss nach Nahrung doch erst später als gewöhnlich ein. Diese ausserordentliche Wirkung der Coca erkannten zuerst die Minen- und Plantagen-Besitzer bei den anstrengenden Arbeiten der Indianer, so dass sich trotz aller königlichen und kirchlichen Verordnungen ihr Gebrauch eher vermehrte als verminderte. Ja, es lässt sich sogar nicht in Abrede stellen, dass der Gebrauch der Coca für die Europäische Marine, besonders auf langen Entdeckungsreisen von ausserordentlichem Nutzen sein würde. Durch die Coca würden die Leistungen der Matrosen in den gefahrvollen Momenten gehoben, die Nachtwachen bei Stürmen leichter ertragen und die Erschlaffung wäre weniger gross als nach den doppelten und dreifachen unter solchen Umständen verabreichten Gaben von Branntwein. Und welch ausserordentlichen Trost würde ein Vorrath von Coca am Bord eines Schiffes gewähren, wenn die Lebensmittel mangeln! wochenlang könnte sich die Mannschaft mit sehr kleinen Rationen von Speisen bei verdoppelten Gaben von Coca behelfen. Wenigstens wären in den kältern Regionen und in der Hand eines umsichtigen Capitäns die nachtheiligen Folgen der Coca gewiss nicht zu befürchten und ihr Nutzen würde klar hervortreten.

Meine Ansicht über die Coca nach einer mehrjährigen sorgfältigen Beobachtung ihrer Wirkung ist die, dass ihr mässiger Gebrauch ohne alle nachtheiligen Folgen für die Gesundheit sei, und dass ohne demselben der Peruanische Indianer bei seiner kärglichen, unverdaulichen Nahrung weder einer so festen Gesundheit geniessen würde noch zu anhaltenden und schweren körperlichen Arbeiten fähig wäre, wie es jetzt der Fall ist; ich betrachte diese Pflanze als eine sehr grosse Wohlthat für jenes Land und als eines der wesentlichsten Mittel die Nationalität der Indianer zu erhalten und sie vor gänzlichem Untergange zu bewahren. Das Cocakauen ist so wenig ein Laster als das Weintrinken, nur das Uebermass stempelt das eine wie das andere dazu. Der unmässige Genuss des Weines bringt ebenso nachtheilige Folgen hervor wie der der Coca; jener führt zum Säufer-

wahnsinn, dieser zu einer vollkommnen Abstumpfung der Sinnenthätigkeit und zu heftigen gastrischen Beschwerden. (v. Tschudi, Peru. 2. Band p. 299 und folg.)

Bei Pöppig findet sich Folgendes. Das aufregende Princip der Coca ist höchst flüchtiger Natur und scheint sich in geringer Menge in den Blättern vorzufinden, indem sowohl der Coquero als der Versuche Anstellende eine grössere Quantität bedarf, um die Wirkung zu bemerken. Ob je die weitgediehene Chemie unsrer Zeit dasselbe darzustellen vermögen wird, bleibt sehr zu bezweifeln, denn im Lande selbst erklärt man die 12 oder mehre Monate alte Coca für unbrauchbar. Grosse Haufen frisch getrockneter Blätter verbreiten einen sehr starken Geruch, der dem in der Nähe Schlafenden heftiges Kopfweh erregt. Mit dem (grasgrünen) Aufguss machte ich allein Versuche und fand ihn von fadem, grasartigen Geschmack, allein ganz den Voraussetzungen der reizenden Kräfte entsprechend. Des Abends genommen entstand durch ihn sehr grosse Unruhe, Unbehaglichkeit und Schlaflosigkeit, in den Morgenstunden angewendet brachte er jene Wirkung in minderm Grade, allein dafür Verlust des Appetits hervor. Der englische Arzt Dr. Archibald Smith hatte aus Mangel an chinesischen Thee einst die Coca statt desselben angewendet, allein so unangenehme Zeichen einer nervösen Aufregung beobachtet, dass er nie zum zweitenmal den Versuch gewagt hatte. Der Gebrauch der Coca in ausschweifendem Grade rächt sich gewiss stets an der Gesundheit; lange Zeit mag der Missbrauch ungestraft getrieben werden, allein je häufiger die Orgie gefeiert wird, je feuchter und wärmer das Klima ist, um so zeitiger wird auch die verderbliche Wirkung sichtbar werden. Schwäche der Verdauungsorgane ist das erste, fast alle Coquero's befallende Symptom; anfangs tritt dieselbe als unbedeutendes Uebelbefinden auf und mag leicht mit Unverdaulichkeit verwechselt werden, allein bald erreicht sie eine erschrekkende Höhe. Gallige Beschwerden, mit den tausend quälenden Leiden ihrer Ausbildung unter einem tropischen Himmel verbunden, finden sich ein und namentlich sind Verstopfungen so häufig und plagend, dass man von ihrem Vorherrschen der Krankheit

überhaupt den Namen (Opilacion) gab. Hat sich eine Gelbsucht entwickelt, so treten auch nach und nach die Zeichen der Zerstörungen im Nervensystem klarer hervor, denn Kopfschmerz und vielerlei ähnliche Leiden finden sich ein, und der Kranke wird schwach, vermag kaum Speisen zu nehmen und magert rasch ab. Oft wird dann eine Art von Bleichsucht bemerklich, das biliöse Colorit macht einem bleifarbigen Platz, das jedoch nur an Weissen bemerklich ist. Dann gesellt sich unheilbare Schlaflosigkeit dazu, an der selbst Diejenigen leiden, welche den Gebrauch der Coca nicht übertreiben. Doch ist der Appetit höchst unregelmässig, denn auf den Widerwillen gegen alle Speisen folgt oft ganz plötzlich ein grenzenloser Heisshunger, namentlich nach animalischer Kost, die sonst ganz ausser dem Bereich der armen Waldbewohner liegt. Theilweise ödematöse Anschwellungen werden später zur Bauchwassersucht, und Gliederschmerzen die durch den Ausbruch von Beulen für kurze Zeit beseitigt werden, sind gewöhnliche Erscheinungen. Die Laune des Kranken ist im höchsten Grade wandelbar, meist ist er jedoch sehr mürrisch, aber ungeachtet seines traurigen Zustandes vermag er in Branntwein bei erster Gelegenheit auf das Zügelloseste auszuschweifen. So kann der Coquero einige Jahre seine traurige Existenz hinschleppen bis er endlich an allgemeiner Abzehrung stirbt. In psychischer Beziehung sind die Folgen jener Ausschweifungen nicht geringer; schon die Sucht sich zu isoliren, muss den Coqueros eine üble Richtung geben, und wenn auch die Verstandeskräfte durch die Coca weniger zu leiden scheinen als durch das Branntweintrinken, so mögen doch die moralischen Folgen beider Ausschweifungen in mehr als einer Beziehung recht wohl verglichen werden. Man hört in Peru oft von der Coca wie von einer Wohlthat des Himmels und einem Wunderkraute sprechen, dem die sonderbarsten Wirkungen zugeschrieben werden, allein man urtheilt über die Wirkungsart sehr irrig, denn dass eine solche Pflanze nur durch Nervenreiz thätig sein könne, entging stets der Menge, die Nichts tief zu ergründen liebt. Man sieht in der That überraschende Beispiele von Ausdauer durch Coca herbeigeführt, allein deshalb noch nicht die

Verwirklichung von Fabeln. Der Bergmann verrichtet 12 Stunden lang als Barretero die furchtbar schwere Arbeit einer Grube und verdoppelt bisweilen aus Eigennutz oder Nothwendigkeit diese Periode. Ausser einer Hand voll gerösteter Maiskörner geniesst er keine Speise, wohl aber macht er aller 3 Stunden eine Pause, um Coca zu kauen. Allein nach der Rückkehr von der Arbeit bedarf er, so lange die Coca noch keine Krankheit herbeigeführt hat, ebensowohl der Nahrung als jeder Andre und nimmt sie in erstaunlichen Mengen zu sich. Ein Gleiches gilt von dem Indier, der als Bote und Lastträger die Anden durchzieht, und von den Patriotentruppen im Revolutionskriege, die mittelst der reichlich gespendeten Coca Unglaubliches leisteten. Allein bei allen diesem bleibt diese nur ein Reizmittel, welches leicht gefährlich wird und dem einmal ihr Verfallenen kein Entkommen gestattet. Ich wenigstens kann durchaus nicht annehmen, dass in jenem dünnen, membranösen, ziemlich geruch- und geschmacklosem Blatte irgend einer von den Stoffen in grösserer Menge vorhanden sein könnte, denen man Nahrhaftigkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes zutrauen darf. Mitten in einer Cocapflanzung monatelang wohnend habe ich der Pflanze grosse Aufmerksamkeit geschenkt und mit ihr, wenn auch nicht besonders mit chemischen Hilfsmitteln versehen, eine Menge von Versuchen angestellt, nie aber habe ich Pflanzenschleim aus ihr in irgend erheblicher Menge darzustellen vermocht. (Pöppig, Reise in Chile und Peru. 2. Bd.)

Auch Johnston findet es bis jetzt unerklärlich, wie durch das blose Kauen von 2—4 Loth Cocablättern, deren Saft theilweise, deren fester Stoff aber gänzlich ausgespuckt wird, die Körperkraft erhalten oder der Körper im wirklichen Sinne des Worts ernährt werden kann. Viel könne demselben dadurch unmöglich zugeführt werden; seine Wirkung müsse daher einfach darin bestehen, dass es den gewöhnlichen und natürlichen Verlust an Geweben, welcher jede körperliche Anstrengung begleitet, verhütet oder vermindert, also den Stoffwechsel aufhält, ähnlich etwa wie Wein oder Thee bei alten Leuten auf das Nervensystem wirkt.

Prof. Schlechtendal (der neueste Autor über die Coca) spricht mit Bestimmtheit aus, dass sie als Verdauungskräftigendes, beruhigendes und nahrhaftes Mittel, namentlich als solches gegen Magenschwäche und die daraus folgenden Verstopfungen, Koliken und hypochondrischen Leiden anzusehen und ihre Verwendung in Europa höchlichst zu empfehlen sei.

Ausser Tschudi bestätigen es auch noch fast alle andern Naturforscher und Reisende, dass die Coca in den Hochgebirgen allgemein als das vorzüglichste und fast ausschliessliche Vorbeugungs- und Heilmittel der Veta gebraucht wird und in der That dagegen auffallende Heilkräfte an den Tag lege. Schon aus diesem Grunde muss es wichtig für uns erscheinen, das Wesen und die Symptome dieser eigenthümlichen Bergkrankheit genauer kennen zu lernen; noch mehr wird dieselbe aber dadurch unser Interesse in Anspruch nehmen, dass wir dadurch in den Stand gesetzt werden, von Neuem die Wahrheit und Stichhaltigkeit unseres Aehnlichkeits-Gesetzes zu prüfen und darzuthuen, insofern die directe Prüfung der Coca an Gesunden ähnliche Erscheinungen und Symptome hervorbringen würde, wie die Krankheit darbietet, als deren Präservativ- und Heilmittel sie sich allgemein bewährt hat. Es folgt deshalb hier eine kurze Zusammenstellung der zuverlässigsten und genauesten Beobachtungen über die Veta.

Die Veta (Puna, Sorracho, Mareo) erscheint nach Tschudi als eine Wirkung des verminderten Luftdrucks auf bedeutenden Höhen.

Die ersten Anzeichen erscheinen in der Regel auf einer Höhe v. 12,600 F. ü. M. und bestehen in Schwindel, Ohrensausen und Trübsehen, wozu sich bald Kopfschmerz und Uebelkeit gesellen. Auch wenn man zu Pferde sitzt, treten häufig diese Erscheinungen auf, mit verdoppelter Stärke aber beim Bergsteigen. Je höher man steigt, desto intensiver werden sie und vermehren sich durch eine Müdigkeit, die sich bis zur Unmöglichkeit des Gehens steigert, (da der Schenkelkopf nach Webers Versuchen durch den Druck der Luft in der Pfanne gehalten wird, so muss bei der Verminderung dieses Druckes die Muskelanstrengung bedeutender sein um den Schenkel im Gelenk zu er-

halten), durch eine äusserst beengte Respiration und heftiges Herzklopfen. Eine vollkommne Ruhe vermindert zwar für Augenblicke diese Symptome, die aber bei fortgesetzter Bewegung mit erneuter Heftigkeit wieder hervortreten und dann von Ohnmachten und heftigem Erbrechen begleitet sind. Die Capillargefässe der Conjunctiva, der Nase und der Lippen bersten und das Blut tritt tropfenweis aus ihnen hervor. Die nämlichen Erscheinungen zeigen sich auch auf den Schleimhäuten der Respirationsorgane und des Darmkanals; Blutspeien und blutige Diarrhöen sind daher häufige Begleiter der intensiven Veta. Annäherungsweise kann man das Gefühl bei diesem Uebel der Seekrankheit vergleichen, nur dass hier die so sehr beängstigenden Athmungsbeschwerden fehlen. Nicht selten ist die Heftigkeit dieses Uebels so gross, dass es dem Reisenden in Folge von Darm- und Lungenblutungen das Leben kostet. Sehr viel hängt von der Individualität und Gewohnheit ab; Küstenbewohner und Europäer, die zum ersten Male die Cordillera passiren, leiden alle daran, am stärksten aber schwächliche, nervöse, fette oder plethorische Individuen und Herz- und Lungenkranke. Bei einem längern Aufenthalte in diesen Regionen gewöhnt sich der Organismus leicht an diese verdünnte Luft. Es giebt gewisse Gegenden, die wegen ihrer starken Veta bekannt sind und da darunter einige sind, die ziemlich tiefer liegen als andre, auf denen sie weit weniger fühlbar ist, so scheint es, dass nicht blos der verminderte Druck der Atmosphäre, sondern auch andre noch unbekannte klimatische Verhältnisse dieses Uebel bedingen; gewöhnlich sind dies sehr metallreiche Gegenden. Die Gebirgsindianer, die von Jugend auf in dieser verdünnten Luft leben, leiden nie an der Veta; auch haben sie ein Präservativ (die Coca), welches auch dem Küstenbewohner treffliche Dienste leistet. — Der Verf. beschreibt einen Anfall der Veta, den er selbst erlitt, mit folgenden Worten: Nachdem ich schon den ganzen Morgen und Vormittag, wenn auch allmälig, bergan gestiegen, stieg ich ab, um dem ermüdeten Maulthiere die Last zu erleichtern; rüstig stieg ich bergan, doch begann ich auch alsbald den verderblichen Einfluss des verminderten Luftdruckes zu fühlen und bei jedem Schritte ergriff mich

ein früher nie empfundenes Unbehagen. Ich musste still stehen, um Luft zu schöpfen, aber ich fand sie kaum; ich versuchte zu gehen, aber eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner; hörbar klopfte das Herz gegen die Rippen, der Athem war kurz und abgebrochen, eine Welt lag mir auf der Brust; die Lippen wurden blau, aufgedunsen und barsten; die feinen aufgeschwollnen Capillargefässe der Augenlider rissen nnd tropfenweise drang das Blut heraus. In gleichem Masse verringerten sich die Sinnesthätigkeiten, ich sah, hörte und fühlte nichts mehr, ein dunkelgrauer Nebel schwamm vor meinen Augen, oft tief geröthet, bis ihnen eine blutige Thräne entquoll. Mein Kopf schwindelte, die Sinne schwanden und zitternd musste ich mich auf die Erde legen. Es wäre mir physisch und moralisch unmöglich gewesen mich weiter zu schleppen. In halb besinnungslosem Zustande war ich eine Zeit lang auf der Erde gelegen, als ich mich so weit erholt hatte, um mit Mühe mein Thier besteigen zu können; denn ich musste fort.

Auch bei den der Gebirgsreisen ungewohnten Pferden zeigt sich die Wirkung der Veta. Sie fangen an langsam zu gehen, halten häufig still, zittern am ganzen Leibe und stürzen zusammen. Je höher sie steigen, desto heftiger zittern sie, desto häufiger fallen sie um. Wenn man sie dann nicht absattelt, ruhen lässt und auf alle mögliche Weise schont, so gehen sie zu Grunde. Einem so befallnen Thiere lassen die Arrieros an 4 Stellen Blut, nämlich an der Schwanzspitze, am Gaumen und beiden Ohren. Oft schneiden sie ihnen die Ohren und den Schwanz bis zur Hälfte ab, und schlitzen die Nasenlöcher mehre Zoll weit auf. Dieses letztere Mittel scheint mir allein von einigem Nutzen zu sein, da diese Thiere durch die gespaltenen weit geöffneten Nasenlöcher eine grössere Menge Luft schöpfen können. Als Präservativ gegen die Veta wird ihnen zerstampfter Knoblauch in die Nasenlöcher gestrichen. Die Maulthiere und Esel sind der Veta weniger unterworfen als die Pferde, wahrscheinlich weil sie ruhiger steigen. Die in der Sierra gebornen Thiere sind fast ganz frei von diesem Uebel. Auch einige Hausthiere sind demselben im höchsten Grade unterworfen, namentlich die Katzen. Auf einer Höhe von

13000 Fuss ü. M. können diese letztern nicht mehr leben. Es sind unzählige Versuche gemacht worden sie in den Dörfern des Hochgebirges zu halten, aber alle haben unglücklich geendet, indem die Thiere nach wenig Tagen unter den schrecklichsten Convulsionen (ähnlich denen eines sehr heftigen Veitstanzes) sterben. Es ist kläglich ein solches Thier zu sehen, wenn es von fürchterlichen Zuckungen am ganzen Körper befallen wird, plötzlich aufspringt, an den Wänden hinanklettert, zurückfällt, erschöpft eine Zeit lang regungslos liegen bleibt nnd dann die nämliche Scene von Neuem beginnt, bis es zu Grunde geht. Die kranke Katze sucht durchaus nicht zu beissen, aber auch nicht die Menschen zu fliehen. In Yauli hatte ich zweimal Gelegenheit diese Krankheit zu beobachten. Auch die feinen Racehunde sind derselben unterworfen, erliegen aber weniger schnell und können bei grosser Pflege ein Jahr lang lebend erhalten werden. (v. Tschudi, Peru. 2. Bd.)

Kaum hat der Ankömmling die ersten Schritte gemacht (in der Cerro de Pasco), so fühlt er schon eine unerklärliche Müdigkeit und bei dem Ersteigen der steil abhängigen Gassen gesellt sich noch eine peinliche Athembeschränkung, ein leichter Kopfschmerz und wohl gar ein Andrang des Blutes nach der Brust hinzu. Zugleich entsteht auch eine völlige Energielosigkeit, Abstumpfung, mürrische Laune und hypochondrische Kleinmuth. Die Schwierigkeit des Athmens nöthigt nach jedem 10. Schritte auszuruhen und er versucht umsonst durch tiefes Einathmen und die weiteste Ausdehnung der Brust die Lungen mit Luft zu erfüllen. Es scheint, als ob er sich im luftleeren Raume befände und das Angstgefühl nimmt zu mit dem Misslingen aller Versuche die Kraftlosigkeit zu bekämpfen. Nur im Zustande völliger Ruhe mindert sich die Qual. Wo jedoch das Leiden seine höhere Form annimmt, treten Anwandelungen von Ohnmachten häufig ein, Symptome der Anströmung des Blutes nach Kopf und Lungen bringen ein unbeschreibliches Uebelbefinden hervor und ohne Fieberhitze, oft sogar unter dem Gefühle innerer Kälte und des Absterbens der Hände und Füsse, zählt man 108—120 Pulsschläge. Die unbesiegbare Müdigkeit, die Neigung zum Schlafen

sind weit davon entfernt einen tröstenden Schlummer zu erzeugen, denn nirgends findet man Ruhe. Gerade die nächtlichen Stunden führen die grösste Beklemmung herbei und sind die Zeit eines wahrhaften Marterthums; unfähig die liegende Stellung länger zu ertragen, sucht man an dem glimmenden Kamin Erleichterung. Die Augen sind so empfindlich, dass nicht einmal das Lesen lange getrieben werden kann; leichte Kopfschmerzen gesellen sich bei Einigen hinzu, während bei Andern grosse Uebelkeiten und vielfache Leiden der Verdauungswerkzeuge an die Seekrankheit erinnern. Naht sich jener quälende Zustand seinem Ende, so entwickeln sich wohl bisweilen kritische Erscheinungen von grosser Beschwerlichkeit. Nach 6—7 Tagen heftigen Leidens erholt sich meistens ein jeder mit gesunder Brust und Constitution Versehene, allein Wochen mögen vergehen, ehe die Nachwehen verschwinden. Entweder bricht ein nesselartiger Ausschlag an verschiedenen Körpertheilen hervor oder er beschränkt sich auf die Lippen und veranlasst daselbst Schorfe, Blutungen und unerträgliche Schmerzen. Bei Personen von besonders feiner Haut und heller Farbe tritt sogar Blutung der Haut des Körpers ein. Nur Brust- und besonders Herzkranke laufen aber ernste Gefahr durch Herzklopfen und Blutauswurf. Eiskalte Limonaden, strenges Enthalten alles Weingeistigen, Kaffees und Thees und Sitzen in einem wohlverschlossnen Zimmer scheinen die zweckmässigsten Hilfsmittel. Es ist sehr selten, dass Jemand zum zweiten Mal erkranke, allein Müdigkeit und beschwerliches Athmen bleiben lange Zeit zurück. Der Indier scheint eine Art von Immunität gegen die Veta zu geniessen, denn er verrichtet die furchtbar schwere Arbeit der Bergwerke mit derselben Ausdauer in den Höhen wie in den Niederungen*). (Pöppig, 2. Bd.)

Mit diesen Beobachtungen Tschudi's und Pöppig's stimmen im Ganzen und Einzelnen auch die Erfahrungen andrer Forscher überein, welche ausserhalb Amerika's in sehr bedeutende

*) Wahrscheinlich eben wegen des Cocagenusses, von dem hier Pöppig als Präservativ gar nichts erwähnt, möglicherweise wegen seiner heftigen Antipathie gegen denselben. Dr. M.

Höhen auf Bergen oder in Luftballons sich erhoben (Humbold, Gay-Lüssac etc.), und es muss aus diesem Grunde wohl ausser Zweifel erscheinen, dass wirklich der verminderte Luftdruck und nicht eine locale klimatische oder tellurische Einwirkung der Cordilleren der Grund der Veta sein müsse. Die Symptome dieses Leidens sind offenbar so charakteristisch und haben zugleich im Einzelnen mit einigen bei uns häufig vorkommenden Krankheiten (Lungenemphysem, Herzfehler) so viel Analoges, dass von einem so wichtigen Präservativ und Heilmittel derselben, wie die Coca ist, auch bei andern ähnlichen Krankheiten sehr viel erwartet werden muss.

Directe Prüfungen der Coca an Gesunden.

Die durch mich angestellten Prüfungen geschahen in den Jahren 1853 bis 1856 an 7 Personen, von denen 6 männlichen Geschlechts und Aerzte, und 1 ein Mädchen von 9 Jahr waren. Keiner von den Prüfern ausser dem Hrn. Dr. Reichenbach und mir wusste, welches Mittel es sei, das er prüfte; ebensowenig kannte Einer des Andern Prüfungs-Ergebnisse im Voraus. Benutzt wurden die Blätter, die Tinctur und einige aus dieser bereitete Verdünnungen. Die Tinctur ist von schwarzbrauner Farbe und nicht unangenehmen, etwas aromatischen Geschmack. Hinsichtlich der Diät wurden aus leicht begreiflichen Gründen keine besondern Aenderungen und Vorkehrungen getroffen, nur dass möglichst alle Excesse irgend einer Art, sowie Anstrengungen und Aufregungen des Körpers und des Geistes vermieden werden sollten, was auch bis auf den 2. Prüfer ziemlich gewissenhaft von Allen eingehalten werden konnte.

Erste Prüfung.

Herr Dr. Rauch, 45 Jahr alt, früher Prediger, damals Medicin studirend (gegenwärtig Arzt in Amerika), ist von langer, hagerer, aber kräftiger Gestalt und erfreut sich einer sehr guten

und festen Gesundheit. Er erhielt zu den Versuchen die 1. und 2. Decimal-Verdünnung der Cocatinctur, von denen die erstere mit 1., die andere mit 2. bezeichnet war. Die von ihm genau und sofort niedergeschriebenen Beobachtungen lauten wörtlich:

Am 31. October 1855. Früh Morgens 7 Uhr nahm ich 3 Tropfen von dem Medicamente Nro. 2. Nach 20 Minuten fühlte und hörte ich ein Knurren, welches im Ileum sich verbreitete und schon nach 10 Minuten in das Colon ascendens und descendens überging.

$^3/_4$8 Uhr: Blähungen gehen ab und ein Drang zum Stuhle, welcher in der Regel erst um $^1/_2$9 oder 9 Uhr sich einzustellen pflegt, wird wahrgenommen.

8 Uhr: der Drang zum Stuhle muss befriedigt werden, es folgt ein mehr, als gewöhnlich dünner Stuhl, nach dessen Abgang jedoch das Gefühl des Bedürfnisses einer nochmaligen Stuhlentleerung noch 3 Minuten lang anhielt, ohne dass Stuhl erfolgte.

$^1/_2$9 Uhr nach dem Genuss des Kaffees einige Mal Aufstossen.

$^3/_4$9 Uhr schien das Medicament in die Blutbahn getreten zu sein. Flüchtige Stiche in der linken Lunge zwischen der 3—6 Rippe, welche beim Tiefathmen sich verstärken.

$^1/_2$10 Uhr: Brustbeklemmung, Kollern im Unterleibe wie von Blähungen wiederholt sich, ingleichen das Aufstossen wie bei Gastritis, jedoch ohne Geschmack und ohne Geruch. Vollheitsgefühl in der regio epigastrica und mesogastrica. Dagegen verschwindet das Stechen und die Beklemmung in der Brust.

1 Uhr. Nach dem Mittagsessen verschwanden alle Symtome; aber der Puls war und blieb auch noch bis in die Nacht schwach, beschleunigt und etwas matt.

Am 2. November. Früh um 7 Uhr nahm ich 5 Tropfen von dem Medicamente Nro. 1. um mich zu überzeugen, ob meine Prüfung stichhaltig sei.

Schon nach 5 Minuten stellt sich das Kollern im Unterleibe ein, es gehen Blähungen ab.

$^1/_2$9 Uhr, eine halbe Stunde nach dem Kaffeetrinken erfolgt ein sehr weicher Stuhl, dessen Farbe normal war.

11 Uhr. Das Kollern im Unterleibe dauert ununterbrochen fort, es gehen häufige Blähungen ab.

3 Uhr Nachmittags. Ein leichtes Aufstossen nach dem Mittagessen. Das Kollern und Knurren im Unterleibe dauert fort. Der Puls war seit 9 Uhr Vormittags schwach, beschleunigt und klein Nun stellt sich ein vorzeitiges Verlangen nach Speisen ein, obgleich der Unterleib in der regio epigastrica etwas aufgetrieben ist, wie von einem überfüllten Magen.

Am 4. November. Morgens um 7 Uhr nahm ich 5 Tropfen von dem Mediment Nro. 2.

1/4 8 Uhr. Mehrmaliges Niessen. Vorzeitiger Drang zum Stuhle. Andere Symptome zeigten sich nicht. Ich setzte nun mit dem Einnehmen aus bis zum 7. November.

An dem letztgenannten Tage nahm ich früh um 6 Uhr zehn Tropfen von Nro. 2.

Um 1/2 7 Uhr Knurren und Kollern im Unterleibe. Andere Symptome fehlten.

Am 8. November nahm ich 15 Tropfen von Nro. 2. um 6 Uhr des Morgens. Kollern im Unterleibe wie früher. Bei der Bewegung in freier Luft stellte sich ein leichter Schwindel ein, die Gegenstände schienen sich vor den Augen zu drehen. Nach einer Stunde verlor sich dieser Zustand.

Am 9. November. Zwei Uhr Nachmittags. Ohne eine andere Veranlassung entsteht in der Trachea und im Larynx ein grosser Kitzel und Reizung zum Husten. Dieses Symptom dauert 1 Stunde. Abends im Bette viel trockner Husten wie bei Katarrhen der Luftwege.

Am 10. November. Des Morgens Husten mit Ausscheidung eines zähen, dicken, weissgelben Schleimes wie bei chronischem Lungenkatarrh; dabei Trockenheit im Halse und Munde mit Durst. Gefühl von Mattigkeit und Schläfrigkeit.

1/2 4 Uhr. Der Reiz zum Husten im Larynx begann von Neuem, während ich ruhig in der Stube sass, und nachdem ich etwa 20 bis 25 mal gehustet, ohne Auswurf, verschwand er wieder nach und nach.

Am 11. November. Morgens um 6 Uhr stellte sich ein

leises Leibschneiden ein. Dasselbe dauerte bis um 11 Uhr und hatte gegen 9 Uhr den höshsten Grad erreicht. Die Empfindung war in den Dünngedärmen, schneidend, ziehend, nagend, ohne Kollern. Erleichterung bei schnellem Gehen.

1 Uhr Mittags. Die Leibschmerzen liessen auf den Genuss von Brodsuppe mit Kümmel nach, kamen aber nach einer halben Stunde wieder. Ihr Sitz war ausschliesslich das Iejunum und Ileum. Durch mehrmals wiederholten Druck auf die Regio mesogastrica liess der Schmerz nach, jedoch nur auf einige Minuten.

2 Uhr. Das Leibschneiden ist schwächer, es kollert im Leibe wie von Blähungen, ohne dass dergleichen fortgehen. Puls 76 Schläge, etwas matt.

$^1/_2$3 Uhr. Der schneidende, ziehende Schmerz kehrt wieder und ist heftiger als zuvor. Fortdauernder Drang von Blähungen, ohne dass welche abgehen. Der Leib ist tympanitisch aufgetrieben und gespannt. Das Ziehen und Kollern wird heftiger.

4 Uhr. Endlich gingen Blähungen ab und zwar in grosser Häufigkeit; sie sind geruchlos, ihre Excretion vermindert fortwährend die Leibschmerzen und das Kollern. Der Unterleib ist schon weniger gespannt.

5 Uhr des Abends. Das Leibschneiden erneuert sich nach einer Tasse Chokolade. Drang zum Stuhle, welcher letztere zwar erfolgt aber in geringer Menge, etwas hart und dabei das Gefühl, als wären die Sphincteren gelähmt. Das Leibschneiden steigert sich immer mehr. Kolikschmerzen. Mattigkeit und Schäfrigkeit tritt ein, häufiges Gähnen und Blasswerden der Gesichtsfarbe.

9 Uhr Abends konnte ich nicht mehr ausser Bett bleiben.

12. November. Morgens wieder Leibschneiden, welches nach dem Kaffee ärger wird. Dasselbe dauert fort bis 5 Uhr Abends und lässt nach auf einen kalten Trunk Bier.

13. November. Alle Symptome sind verschwunden.

Zweite Prüfung.

Dr. med. Reichenbach ist 35 Jahre alt und hat einen mittelgrossen, gracilen Körper, sowie eine etwas zärtliche Gesundheit, die nach Anstrengungen und Schädlichkeiten leicht von Kopfschmerz oder fieberhaften Insulten gestört wird, aber ebenso schnell und leicht sich wieder erholt. Sein genau geführtes Tagebuch lautet, wie folgt:

Den 1. Juli 1855 früh 6 Uhr nahm ich 10 Tropfen Coca $^{2}/x$. (2. Decimalverd.)

Um 8 Uhr. Schwindel beim raschen Hinaufsteigen einer steilen Wendeltreppe (was mir sonst nicht so zu gehen pflegte, obschon ich dieselbe Treppe *oft* gestiegen bin) — nachher einmaliger Durchfall.

Den 2. (Nachdem ich die Nacht durchgearbeitet hatte) nach 10 Tropfen dieser Verd. nichts bemerkt.

Den 3. nahm ich 25 Tropfen — nichts bemerkt.

Den 4. früh 7 Uhr. 25 gtt. Coca 1/x.

Um $8^{1}/_{2}$ Uhr: Schwindel, $^{1}/_{2}$ Stunde lang, der auf Ruhe und ein Glas Wein sich besserte.

Abends zeitig schläfrig, trotzdem konnte ich nicht einschafen, indem ich im Bett wieder munter wurde und Hitze mit lebhaftem Klopfen der Temporalarterien fühlte bis Mitternacht. —

Den 5. (Da ich in voriger Nacht spät eingeschlafen und dann durch einen Kranken gestört worden war, nahm ich nichts weiter ein.)

Sehr reizbar, frostig. Abends hinfällig, müde.

Den 6. früh 6 Uhr. Tinctura fortis. 10 gtt.

Schleimiges Aufstossen.

Um 8 Uhr Zeichen im Kopfe, wie von grosser Erschöpfung; Flammenerscheinungen vor den Augen, ruckweise, ähnlich dem fernen Wetterleuchten.

Den 7. (Nachdem ich in voriger Nacht bis früh 3 Uhr Briefe geschrieben, dabei Kaffee getrunken hatte.) — Tinctur 10 gtt.

Moschus ähnlicher Geschmack im Munde.

Ich fühlte mich ausserordentlich wohl, munter und arbeitskräftig, bis Mittag. (Heilsymptom?).

Abends dieselben Flammenerscheinungen wie gestern.

Den 8. (war ich zu einer Entbindung gerufen worden, nach der Rückkehr:) früh 4 Uhr 25 gtt. Tinctur.

Um $4^1/_1$ Uhr sehr angegriffen, schläfrig.

$5^1/_2$ Uhr ausserordentliche Schläfrigkeit, konnte kaum die Augen so lange aufhalten, um ein paar Worte zu schreiben. —

Kaffee brachte auf $1^1/_2$ Stunde lang Besserung hervor, dann aber wieder grösste Müdigkeit, die mir nur unter grösster Anstrengung erlaubte, meinen Geschäften nachzugehen.

Bier ohne Einfluss. — (Bei Tage schlief ich absichtlich nicht).

Abends Flammenerscheinungen vor den Augen.

Ich ging zeitig zu Bett, da aber Schlaflosigkeit mit Gedankenzudrang, Frösteln.

Ich stand um 11 wieder auf, und arbeitete bei vollkommenem Wachsein, nur dann und wann durch Druckschmerz der Augen gestört, bis 2 Uhr Morgens. — Dann ruhiger Schlaf.

Den 9. (liess ich den Kaffee weg). Müdigkeit sehr gross, Schmerzen der Augen. — Weisse Flecken vor den Augen, so dass mir das Buch, worin ich lesen wollte, weiss marmorirt erschien. Appetit gering, Geschmack schleimig.

Ueber dem Mittagessen überwältigte mich die Schlafsucht, 1 Stunde lang. — Nach dem Erwachen waren die Phantasmen verschwunden, aber, bei einem Versuche zu lesen, Ziehen im Hinterkopfe beginnend, bis nach den Schläfen. (Dieser Zustand dauerte den ganzen Nachmittag.

Abends tiefer fester Schlaf, bis früh 7 Uhr.

Den 10. Schwindel und Duseligkeit, beim Gehen unwillkührlicher Geschwindschritt, den Kopf nach vorn geneigt, mit Schwindel und Furcht zu fallen. (Durch Bouillon vorübergehend gebessert.)

Mittags wenig Appetit, besonders wenig nach Fleisch (was sonst mein liebstes Nahrungsmittel ist).

Nachmittags Fieber und grosse Hinfälligkeit. (Durch Wein gebessert). (Diese Besserung hielt an bis zum Abend).

Abends Müdigkeit, dann aber, als ich mich zu Bett gelegt, wiederum Schlaflosigkeit.

Ich nahm nunmehr gegen 11 Uhr Nachts 10 gtt. Tinctur. Vorübergehende Schläfrigkeit, dann aber wieder munteres Wachsein bis gegen 4 Uhr, — nun ruhiger Schlaf bis gegen 7 Uhr.

Den 11. fühlte ich mich wieder munter und kräftig den ganzen Tag, Abends nahm ich 10 gtt. Tinctur.

Schlaflosigkeit, aber mit Lust zur Arbeit die ganze Nacht hindurch.

Den 12. Sehr angegriffen den ganzen Tag.

Abends (meine Frau war von ihrer Reise zurückgekehrt) aufgeregt, sehr heiter. — Schlaf gewöhnlich, gesund.

Den 13. nahm ich nichts, fühlte aber auch keine besondere Wirkung.

Den 14. früh 25 gtt.

Metallischer Nachgeschmack. Die Butter früh schmeckte mir häringsähnlich (sie war gut).

Den 17. früh 25 gtt.

Trägheit und Eingenommenheit des Kopfes.

Das Wasser (in der Poliklinik) schmeckt brenzlich.

Den 23. Vor Tische 65 gtt. Tinctur.

Schwindel, Drehendsein.

Beim Ausgehen nach Tische weisse Flecken und glänzende Schlangenlinien vor den Augen, mit grosser Müdigkeit, 1 Stunde lang.

Dann: Drückender Kopfschmerz rechts und im Hinterkopf, auch (jedoch schwächer) rechts in der Stirn; mit Schwindel und Frost.

(Dies verlor sich gegen Abend). Dann Dyspepsie mit Aufstossen (geschmacklos), Uebelkeiten, grosser Müdigkeit.

Als ich im Bett $^1/_2$ Stunde geruht hatte (10—$10^1/_2$ Uhr), wurde ich wieder vollkommen wach und munter, hatte aber Frösteln und Schwindel mit Fieber, Andrängen der Gedanken

mit Bekümmerniss. Schlaflosigkeit bis 2 Uhr. Endlich Schweiss, Ruhe, Schlaf. — Frühzeitiges Erwachen.

Den 24. Dyspepsie, dünner Stuhl. Nachmittags Mattigkeit, Kopfschmerz im Hinterkopf, Abends Schlaflosigkeit.

Den 25. Durchfall und Appetitlosigkeit. Nachmittags wie gestern, aber mit Frostigkeit und gelindem Fieber. — Abends guter Schlaf.

Den 26. Appetitlosigkeit mit schnellem Sattwerden. Zunge belegt, Geschmack schleimig, etwas Fieber.

Nachmittags Kopfschmerz im Hinterkopf mit Fieber. Abends Schlaflosigkeit.

Den 27. Durchfall zweimal, ohne weitere Beschwerden — Mattigkeit den ganzen Tag. Abends besser, aber Schlaflosigkeit.

* * *

Den 11. October 1855 früh 25 gtt. *neuer* Tinctur (aus der Apotheke des H. Gruner in Dresden). Drückender Schmerz im rechten Jochbein.

Den 12. früh 50 gtt. — Schwindel, im Hinterkopf Drücken.

Nachmittags Kopfschmerz (wie katarrhalisch) mit kalten Füssen und ungewohntem Stuhldrang.

Den 13. nochmaliger Kopfschmerz mit Frösteln.

Den 14. früh 60 gtt.

Nachmittags Müdigkeit mit Schwindel und Kopfschmerz, besonders in Stirn und Hinterkopf, mit Frösteln.

Den 15. Nachmittags leichter Kopfschmerz mit geringen Frösteln.

Den 16. Nachmittags Stuhldrang (ungewohnt), doch aber folgte diesmal kein Durchfall wieder, und sonst befand ich mich ganz wohl, insbesondere im Kopfe ganz frei von Beschwerden.

Dritte Prüfung.

Dr. Kallenbach, 27 Jahr, von ziemlich gesunder Constitution, als Kind etwas skrofulös, seit mehren Jahren etwas zu Schnupfen und Bronchialkatarrh geneigt. Er bemerkte auf

kleine Gaben von 5—10 Tr. Tinctur, mehrmals im Intervallen von einigen Tagen genommen, Nichts ausser etwas Ohrenbrausen.

Am 16. Mai 1856. Mittags gegen 12 Uhr 50 Tropfen Tinctur. Taubheitsgefühl vor beiden Ohren, obgleich ich doch Alles so deutlich hörte wie sonst. Dabei war es mir immer, als ob etwas in den Ohren geschehen würde, wodurch Taubheit entstehen müsse.

Mehre Minuten lang Singen im linken Ohre, hörbares Pulsiren in beiden Ohren. Abends abermals Singen im linken Ohre.

17. Mai. Fortdauern desselben Taubheitsgefühles.

Bei lautem Lesen im Zimmer die Empfindung, als ob durch die Töne das Trommelfell nach aussen gedrückt würde, oder als ob die Töne erst durch ein dickeres Medium zum Ohre gelangten. Pulsiren und dumpfes Brausen in beiden Ohren. (Vormittags.)—

Nachmittags gegen 7 Uhr waren alle Ohr-Symptome verschwunden.

Bei leerem Schlucken Knacken in beiden Ohren.

18. Mai. — Nichts.

19. Mai Gelind drückender Schmerz im Vorderkopfe den ganzen Tag.

Bei Husten, bei Drücken zum Stuhle jedesmal ein heftiger Schmerz tief in der linken Stirnseite, wie ein Auseinanderpressen.

Am Tage beim Rauchen häufig ein Kitzel im Kehlkopf, der zum kurzen, trocknen Husten reizt.

Vierte Prüfung.

Dr. Schubiger aus Uznach, 23 Jahre alt, gesund und kräftig, nahm an drei aufeinanderfolgenden Morgen je 5 Tropfen Tinctur ohne irgend welche Beschwerden oder Veränderungen zu beobachten. Nur am Abend des 3. Tages stellte sich in der linken Nierengegend ein Brennen und Drücken ein, durch Bewegung vermehrt und verbunden mit Harndrang und Harnbrennen. Diese Beschwerden blieben ungefähr 6 Tage lang und waren am 3. und 4. Tage sogar sehr heftig. Der Urin enthielt weder Eiweis, noch war Schleimabgang aus der Harnröhre zu

bemerken. Nach Ansicht des Dr. Sch. rührten aber diese Beschwerden wahrscheinlich von einer Erkältung (Wasserfahren mit ausgezogenem Rock) und dabei genossenem nicht gutem Bier her, eine Ansicht, die viel Wahrscheinliches hat, da Keiner von den andern Prüfern irgend ähnliche Symptome nach Coca erhalten hat. Es sind sind deshalb diese Erscheinungen nicht mit in das Symptomenverzeichniss aufgenommen worden.

Fünfte Prüfung.

Ich selbst stellte zu 3 verschiedenen Zeiten Versuche mit Coca an mir an, und zwar im Jahre 1853, 1855 und 1856. Ich bin jetzt (Ende des Jahres 1856) 38 Jahre alt, von mittelgrosser, ziemlich kräftiger Gestalt und im Besitz einer sehr guten, selbst Anstrengungen und Schädlichkeiten leicht widerstehenden Gesundheit, obgleich ich mit einem nicht ganz unbedeutenden Emphysem der Lungen behaftet bin. Dasselbe ist allerdings mehr und früher durch die physikalische Untersuchung meiner Brust eruirt als mir durch Beschwerden irgend einer Art bewusst worden; indessen fühle ich dennoch, trotzdem dass ich ein sehr schneller und ausdauernder Fussgänger bin, bei starkem Treppen- und Bergsteigen leichter als in meiner frühsten Jugend eine gewisse Schwerathmigkeit und Herzklopfen und habe auch zeitweilig ohne mir bekannte Veranlassung ein leichtes Gefühl von Druck und Beengung der Brust. Disposition zu Schnupfen und Katarrh habe ich gar nicht, kann auch im Bette auf beiden Seiten liegen und schlafen. Ausserdem ist meine Stuhlexcretion eher retardirt zeitweilig, ohne dass sich jedoch davon Beschwerden irgend einer Art einfinden. Schon bei frühern Arzneiversuchen habe ich stets eine nur geringe Reaction gegen Arzneireize gezeigt.

Den 28. October 1853 Abends ein halbes Blatt gekaut.

Den 29. October Vormittags: viel Oppression auf der Brust, Kurzathmigkeit, besonders beim Steigen; Mittags kein Hungergefühl wie andre Male, trotzdem viel und mit Appetit gegessen; Nachmittags ungewöhnlich voll im Magen, Unterleib und

Brust, viel Aufstossen, keine Lust und Geschick zum Arbeiten; normaler Stuhl.

Den 30. October. Früh 2 Tr. Tinct. Vormittags ungewöhnlich viel Oppression und kurzer Athem, besonders bei jedem Steigen; Mittags wenig Hunger und doch sehr viel gegessen.

Den 1. November. Früh 3 Tr. wie Tags vorher; Nachmittags 5 Uhr ein paar Mal Reiz im Hals zum Hnsten, weniger Athemkürze.

Den 2. und 3. November nichts genommen. Gar keine Oppression und sogar beim Schnellgehen und Steigen guter Athem; schon Vormittags 11 Uhr starker Hunger und Mittags mit Appetit gegessen, wenn auch weniger wie die vorigen Tage wo kein besonderer Hunger bemerkt ward.

Den 30. Juni 1855. Früh 8 Uhr 5 Tr. Tinct. Nach 1 Stunde starkes Luftaufstossen, etwa aller Viertelstunden, ohne Geschmack und ohne dass mir im Magen voll und unbehaglich war; im Gegentheil fühlte ich mich auf der Brust sehr frei und im ganzen Körper sehr frisch und kräftig mit grossem Behagen schnell und weit zu gehen, obgleich es sehr warm war und starker Sonnenschein. Das Aufstossen hielt etwa 2 Stunden an; auch zeigte sich dabei ungewöhnlicher Weise öfteres Gähnen und beim Sitzen Schläfrigkeit. Von 11 Uhr an starker Appetit; nach 12 Uhr eigenthümliches Leeregefühl im Magen und Unterleib, beim Gehen sogar ein schmerzhaftes Zusammengezogenheitsgefühl im Magen und links neben ihm ein Schmerz etwa wie das sogen. „Milzstechen“. Mittags ungewöhnlich viel gegessen ohne darauffolgende Vollheit. Nachmittags 2 Uhr normaler Stuhl. Gegen 5 Uhr grosse Schläfrigkeit 1 Stunde lang. Abends grosser Appetit und ungewöhnlich viel gegessen. — Früh Morgen nach sehr ruhigem Schlaf Gefühl von Trockenheit im Halse, beim Schlingen unangenehm wie geschwollen; nach 10 Minuten vergehend.

Den 1. Juli 8 Uhr 10 Tr. Tinct. Gegen 9 Uhr wieder dasselbe Gefühl im Hals mit Kratzen und geschwollnem Zäpfchen, öfters zum Räuspern und Schleimauswerfen nöthigend; 2 Stun-

den lang. Nach 10 Uhr eigenthümliches Gurlen im Leibe mit Leerheitsgefühl, Hunger und Milzstechen. Beim Gehen und Treppensteigen Schwere auf der Brust, oft zum Tiefathmen nöthigend, weder schmerzhaft noch unangenehm. Mittags starker Appetit und viel gegessen. Nachmittags 5 Uhr deutliches Gefühl von Schwellung des Zäpfchens, Schwierigkeit beim Schlingen; Geschwulst des Zäpfchens ohne besondre Röthe; beim Gehen wieder heftiges „Milzstechen," diesmal ein wirklich das Gehen störender Schmerz unmittelbar unter der 1. und 2. l. falschen Rippe, nach 10 Minuten ganz vergehend. Den ganzen Abend Geschwulstgefühl am Zäpfchen.

Den 2. Juli nichts genommen. Sehr fest und tief geschlafen und lebhaft geträumt. Beim Erwachen Schmerz beim Schlingen und grössere Geschwulst des Zäpfchens. Im Anfang des Gehens wieder derselbe Schmerz unter den l. Rippen, 5 Minuten lang. Von 9 Uhr Vormittags an Schläfrigkeit, Schwere des Kopfs und von 11 Uhr an leichter Kopfschmerz in der Art wie ich ihn zuweilen habe. (Derselbe besteht hauptsächlich in einer ängstlichen Abneigung gegen jede Bewegung und Erschütterung des Kopfes und in einem schmerzhaften pulsartigen Schwappen bei Bewegung und Bücken im Gehirn. Obgleich keine andere Veranlassung vorliegt, glaube ich doch nicht ihn auf die Wirkung des Medicaments bringen zu dürfen, da er ganz wie mein früher zeitweilig erscheinender Kopfschmerz geartet war, der ebenfalls ohne jede mir bekannte Veranlassung gegen Mittag bis zum Abend auftritt.) Den ganzen Tag über in dem 5. und 4. Finger der rechten Hand eine nie gekannte schmerzhafte Lähmigkeit, besonders beim Ausstrecken und Zugreifen ohne äussere Schmerzhaftigkeit. Auch die Schlingbeschwerde erhält sich, wenn auch schwächer, den ganzen Tag.

Den 3. Juli nichts genommen. Den Tag über verschwand die Geschwulst des Zäpfchens und die Schlingbeschwerde fast vollständig, dagegen blieb der eigenthümliche Schmerz der beider Finger, nur zeigte sich derselbe und die Lähmigkeit mehr in den entsprechenden Muskeln des Handrandes (abductor digiti minimi etc.) und entstand daselbst bei starkem Drucke auch Schmerz-

haftigkeit tief im Fleische wie nach einem Schlag oder starker Anstrengung. Sonst keine Symptome.

Den 4. Juli nichts genommen. Den Tag über noch immer einige Spuren von Schlingbeschwerde; dagegen die Empfindung in der Hand ganz verschwunden. Nachmittags im Sitzen leichte Oppression auf der Brust.

Den 5. Juli nichts genommen. Keine Symptome weiter beobachtet.

Den 6. Juli Früh 8 Uhr 30 gtt. Tinct. 10 Minuten nach dem Einnehmen leichtes Aufstossen, bald darauf leiser Anflug von Schwindel im Gehen mit Gefühl, als zöge es den Körper nach rechts, einige Minuten lang. Nach $1^1/_2$ Stunde beim Treppensteigen etwas Kurzathmigkeit und leichte Oppression; im Laufe des Tages nicht wieder bemerkt. Abends 7 Uhr bei langsamem Spatzierengehen eigenthümliche Schwere auf der Brust und Kurzathmigkeit, zugleich auch rechts neben dem Zäpfchen an einer kleinen Stelle deutlicher Schmerz beim Schlingen wie von Wundheit und Geschwulst. Auch später beim Stillsitzen fast schmerzhafte Schwere auf der Brust und fortwährende Nöthigung recht tief zu athmen; Gefühl als sei die Lunge zu sehr ausgedehnt. Ungewöhnliche Mattigkeit nach mässigem Spatziergange. Sehr guter Appetit. Selbst im Bett noch Schwerathmigkeit, Herzklopfen und nicht unangenehme Mattigkeit des ganzen Körpers wie nach grosser Anstrengung. Gut und fest geschlafen.

Den 7. Juli. Früh 8 Uhr 40 Tr. Tinct. Früh beim Aufwachen derselbe Schmerz im Hals, Schwerathmigkeit und Auftreibung des Magens. 10 Minuten nach dem Einnehmen im Gehen öfteres Gähnen ohne Müdigkeit, was sich auch im Laufe des Vormittags öfters wiederholte. Nach 15 Minuten beim Niedersetzen kurzer Schwindel, der sich auch noch einmal später beim Aufstehen vom Stuhle zeigte. Während des ganzen Vormittags bei mässig schnellem Gehen und wenig Treppensteigen unaufhörlich Dyspnöe, ein Druck auf der ganzen Brust mit steter Neigung zum Tiefathmen, als sollte dadurch Ewas weggeathmet werden. Um 11 Uhr beim Steigen einer Treppe momentanes Schwarzwerden vor den Augen in der Art, wie ich es früher zu-

weilen gehabt hatte, wenn ich bei grosser Sommerhitze aus dem hellen Sonnenschein schnell in eine dunkle Hausflur oder Stube kam. Mittags sehr guter Appetit und viel gegessen. Im gewohnten kurzen Nachmittagsschlaf plötzliches Zucken und Erwachen (wie ich vor Jahren es öfters empfunden hatte). Der Schmerz am Gaumensegel war unter Tag viel schwächer geworden. Nachmittags gegen 4 Uhr beim Lesen einigemal leichte fliegende schwarze Punkte vor den Augen. An diesem Tage zweimal normaler Stuhl (Nachmittags und Abends), während ich sonst nur einmal Ausleerung zu haben pflege. In der Nacht sehr fester und tiefer Schlaf.

Den 8. Juli nichts genommen. Vormittags im Gehen fast gar keine Dyspnöe mehr, nur noch etwas beim Treppensteigen bemerklich, dagegen aber namentlich in den ersten 2 Stunden grosse Mattigkeit und Lassheit. Nachmittags ohne alle Beschwerde.

Den 9. Juli nichts genommen. Keine Dyspnöe mehr weder im Gehen noch Steigen, auch keine andern Symptome beobachtet.

Den 10. Juli 8 Uhr 60 Tr. Tinct. Gegen 9 Uhr Gähnen ohne Schläfrigkeit, im Gegentheil fühlte ich mich trotz grosser Hitze sehr frisch und kräftig, ohne alle Dyspnöe; zwischen 11 und 12 in einer kühlen Stube grosse Schläfrigkeit und etwas Kopfschmerz der gewöhnlichen Art, was aber beides verging, sobald ich wieder in das Freie kam. Nachmittags keine weiteren Symptome.

Den 11. Juli nichts genommen. Früh beim Aufwachen Schmerz in den Muskeln des Unterarms an der Kante des Radius beim Bewegen und Draufdrücken, wie von einem heftigen Schlage; dieser Schmerz blieb den ganzen Tag und wurde sehr heftig, gerade als wenn die Stelle roth und blau sein müsste; dennoch war nichts davon zu sehen.

Den 12. Juli nichts genommen. Der Schmerz blieb, wenn auch weniger stark wie gestern, nur noch beim Daraufdrücken, beim Bewegen war er nicht mehr vorhanden. Früh beim Aufwachen unangenehmer Geschmack im Munde und nicht

der gewöhnliche Appetit, Aufstossen und Völle im Magen mit fortwährendem Drange zum Aufstossen, 3 Stunden lang. Mittags mit Appetit gegessen, doch stellte sich bald darauf wieder die Magenauftreibung und fortwährendes Rülpsen und Drängen nach Aufstossen ein und blieb bis zum Abend. Gegessen hatte ich an diesem und dem vorigen Tage wenn auch nicht lauter Leichtverdauliches (wie Erdbeeren mit dicker Milch), doch nur solche Speisen, die ich oft und ohne Beschwerde zu geniessen pflege.

Den 13. Juli nichts genommen. (Zugleich zeigte sich heute wiederum in der grossen rechten Fusszehe ein zuckend-reissender Schmerz, der schon vor etwa 8 Monaten dagewesen war, sogar in der Nacht und auch die beiden folgenden Tage.)

Den 25. September 1856. Früh 2 Blätter gekaut. Vormittags beim Gehen Schwere und Dyspnöe auf der Brust; zuweilen ein wirklich schmerzhafter Druck auf der Brust, doch weniger den Athem beeinträchtigend.

Den 26. September nichts genommen. Vormittags gegen 11 Uhr mehrmals ein Geschwulstgefühl im Gaumensegel, das Schlingen erschwerend; einmal auch mit Kitzel zum Hüsteln.

Den 27. September nichts genommen. Gegen Mittag wieder Schmerz am Zäpfchen, ziemlich heftig beim Schlingen, mit Geschwulstgefühl, der Abends sehr heftig ward und mit wirklicher Verlängerung und Röthung des Zäpfchens und dessen Umgebung verbunden war. Am nächsten Tag war dieser Schmerz, wenn auch geringer, noch vorhanden und verlor sich erst allmälig im Laufe desselben.

Den 16. October 1856. Früh 10 Tr. Tinctur. Eine Viertelstunde darauf starkes lautes Aufstossen ohne Geschmack und Unannehmlichkeit im Magen. Den ganzen Vormittags auffallend träge, müde, selbst schläfrig, auch häufiges Gähnen.

Den 17. October nichts genommen. Früh nach dem Erwachen Thränen des rechten Auges, leichte Röthung der Binde-

haut und der Lider am innern Winkel. Im Laufe des Vormittags auffallend frisch, munter, zum Gehen aufgelegt. Eine leichte Schleimabsonderung macht sich im rechten und etwas auch im linken Auge den Tag über bemerklich.

Sechste Prüfung.

R. H. 26 Jahr alt, ist zur Zeit, mit Ausnahme eines plötzlich eintretenden, wandelnden schwachen Rheumatismus, und eines seit Jahren bestehenden trockenen papulösen Exanthems auf der Rückenfläche der Hand ganz gesund. Als Kind hat er fast alle Kinderkrankheiten, als Bräune, Masern, Scharlach überstanden, in seinem 13. Lebensjahre ein heftiges Nervenfieber, 17 Jahr alt eine Bauchfellentzündung, 19 Jahr alt eine Lungenentzündung. In demselben Jahre litt er auch an einer Gonorrhöe, welche rasch curirt wurde. Seit dieser Zeit ist er mit Ausnahme der oben angeführten Leiden gänzlich gesund. Ueber seine Versuche hat er Folgendes niedergeschrieben:

1. October 1856. Gegen 6 Uhr Morgens, 15 Minuten lang 4—5 Blätter gekaut. 10 Minuten darauf trat Flimmern vor den Augen ein. Die Buchstaben verschwimmen auf dem Papier. Es ist mir als schrieb ich mit zwei Federn. Feurige Punkte fliegen vor den Augen. Nach und nach tritt ein Gefühl ein, als wenn über den Augen Jemand klopfte. Die Ohren klingen mir stark. 8 Uhr Morgens. Ziemlich heftiges Kopfweh, Trockenheitsgefühl im Hals. Ohrenbrausen, starkes. Ich kann wieder schreiben, ohne Doppeltsehen oder Verschwimmen der Buchstaben. 10 Uhr Morgens. Die Zeit, wo ich regelmässig zu Stuhle gehen muss, ist vergangen, ohne Drang zu Stuhle gehabt zu haben. Der Kopfschmerz hat nachgelassen, nur noch Schwere im Kopfe vorhanden, die Ohren klingen noch fort. Die Brust scheint mir etwas beklommen. Nach dem nun erst genommenen Frühstück starke Uebelkeit. Mittag 1 Uhr. Das Essen schmeckt nicht. Das Stuhlgang ist trotz aller Mühe noch nicht erfolgt. 6 Uhr Abends. Zweimaliges starkes Erbrechen von schleimigen Wasser ohne bittern oder sauern Geschmack. Nach demselben

starker Geschmack nach den heute Morgen gekauten Blättern. Appetit noch nicht vorhanden. Urin sieht dunkelbraun aus. 11 Uhr Nachts. Ich bin wegen heftigen Stuhldrang aufgewacht. Stuhl fest und viel.

2. October. Morgens 7 Uhr nüchtern nur 2 Blätter gekaut. 10 Minuten darauf ganz genau dieselben Erscheinungen wie gestern. Die gestern angeführte Brustbeklemmung ist wieder vorhanden. Ich glaube sie rührt von stärkerem Herzschlage her, wenigstens fühle ich das Herz stärker klopfen. Kopfschmerz nicht so heftig als gestern.

Abend 6 Uhr. Ich habe heute keine Uebelkeiten bekommen. Spüre keine Veränderung mehr in mir.

3. October. 7 Uhr früh wieder 2 Blätter gekaut. 11 Uhr früh dieselben Symptome vor den Augen, vor dem Ohre und im Kopfe wie gestern. Der Stuhlgang ist ganz unregelmässig geworden. Ich bin stark verstopft, was mir Beschwerden im Unterleibe verursacht. Herzklopfen war wiederum ungefähr 6--10 Minuten da.

Abend 6 Uhr. Ich fühle keine Veränderung mehr in mir. Nur stösst es nach den Blättern mir auf. Leib sehr aufgetrieben. Heute noch keinen Stuhlgang gehabt.

4. October. $^3/_4$7 Uhr Morgens nur 1 Blatt gekaut. 8 Uhr Morgens. Flimmern vor den Augen, nicht so heftig, desgl. Ohrenklingen. Kopfschmerz gelind. Mittag 12 Uhr. Zahnschmerz eingetreten im hohlen Zahn. 6 Uhr Abends. Zahnschmerz, sonst keine Veränderung. Stuhlgang heute um 3 Uhr und so eben gehabt.

5. October. Wegen heftigen Zahnweh keine Blätter gekaut. 8 Uhr Abends, heute regelmässigen Stuhlgang gehabt.

6. October. Heute nochmals ausgesetzt. Zahnweh ohne Medicin genommen zu haben weggeblieben. 10 Uhr Abends. Stuhlgang regelmässig heute gewesen.

7. October. $^3/_4$7 Uhr Morgens 5 Blätter gekaut. $^1/_4$8 Uhr früh. Es ist mir unmöglich fortzulesen. Die Buchstaben schwimmen durcheinander. Feurige Punkte fliegen von Oben nach Unten vor den Augen. Dumpfheit im Kopf. 9 Uhr

Morgens. Heftiger Kopfschmerz, unmittelbar über den Augen. Ohrenklingen heftig. Ich hatte nicht gehört, dass Jemand 3 Mal an die Thüre geklopft hat. Wenn Jemand auf mich spricht, so klingt es, als wenn dies aus grösserer Entfernung geschähe. Kein Appetit zum Frühstück. 1 Uhr Mittag. Der Kopf ist mir noch sehr schwer. Hatte sehr starkes Herzklopfen. Nach 12 Uhr hatte ich ein Glas bairisch Bier getrunken. Starkes Aufstossen darnach, nach den Blättern jedoch schmeckend. 2 Uhr Nachmittag. Das Essen hat nicht geschmeckt. Es ist mir als müsste ich brechen. Grosser Durst. Die Füsse sind wie mit Blei ausgegossen. 1/2 7 Uhr Abends heftiges Erbrechen wässerig-schleimiger Massen mit nachfolgenden Geschmack nach den Blättern. Grosse Bangigkeit. Den ganzen Tag über das Brausen vor den Ohren gehabt und Funkenfliegen.

1/2 10 Uhr Abends. Grosse Müdigkeit. Stuhlgang heute nicht gehabt. Urinabgang heute wenig und dunkelbraun.

8. October. Die Nacht nicht besonders geschlafen. Uebler Geschmack im Munde und grosser Durst. Kopf noch dumpf und eingenommen. Ich werde heute aussetzen. Nachmittags 5 Uhr. Erster Stuhlgang seit 39 Stunden. Derselbe war hart und knotig. 12 Uhr Nachts, wegen Stuhldrang aufgewacht, doch keinen Stuhl gehabt.

9. October. Erst 9 Uhr Abends 4 Blätter gekaut. Den Tag über 1 Mal Stuhlgang gehabt, ganz normal. Ich war den Tag über viel herumgegangen, daher fürchterlich müde; hatte von 6—3/4 9 Uhr 4 Glas bairisch Bier getrunken, eine Quantität, die ich nicht selten und ohne alle Beschwerden consumirt habe. Während des Kauens ging ich zu Bette. 10 Minuten darnach Drücken in den Augen, Farbensehen, Funkenfliegen von Oben nach Unten. Grosse Bangigkeit und starkes Herzklopfen. Ausbrechen starken Schweisses. Kopfschmerz, heftiger über den Augen. Uebelkeit heftige. 1/2 12 Uhr Nachts zweimaliges Erbrechen mit Nachgeschmack der Blätter. Gegen 1 Uhr Nachts eingeschlafen, doch höchst unruhig geschlafen. Bis 3 Uhr wenigstens 6 Mal aufgewacht. Schwere Träume und anhaltender Schweiss. Von 3—3/4 7 Uhr dann ziemlich gut geschlafen.

10. October. $^1/_2$8 Uhr aufgestanden. Grosse Dumpfheit im Kopf, wie Katzenjammer. Kein Appetit. Zunge belegt und übler Geschmach im Mund. Will heute Nichts kauen. 10 Uhr Abends Heute noch keinen Stuhlgang gehabt.

11. October. 2 Blätter Morgens 7 Uhr gekaut. 10 Minuten darauf das gewöhnliche Flimmern vor den Augen, Ohrenklingen. Kopfschmerz bis 10 Uhr. Herzklopfen und starker Durst. Aufstossen nach den Blättern. Leib sehr aufgetrieben. 7 Uhr Abends. Seit 41 Stunden den ersten Stuhlgang gehabt.

12. October ausgesetzt. Zufällig entdecke ich an der innern Fläche der Schenkel beim Ausziehen Abends 10 Uhr eine Menge kleiner Blüthchen, roth aussehend.

13. October. Die Blüthchen haben mich diese Nacht schrecklich gejuckt, so dass ich mich ganz blutig gekratzt habe. 7 Uhr Morgens 2 Blätter gekaut. Alle früheren Erscheinungen wiedergekehrt darnach. 10 Uhr Abends. Erst nach 8 Uhr schweren Stuhlgang gehabt. Die aufgekratzten Stellen jucken sehr. Neue Blüthchen hinzugekommen.

14. October 2 Blätter gekaut um 7 Uhr. Alle frühern Erscheinungen bestätigt. Leib sehr aufgetrieben. Nachmittag 3 Uhr schweren Stuhlgang gehabt.

15. October und 16. Nichts genommen. Ganz wohl gefühlt, Stuhlgang regelmässig gewesen. Den 16. keine neuen Blüthchen hinzugekommen, die alten jucken auch nicht mehr so arg.

17. October. 2 Blätter gekaut um $^3/_4$8 Uhr. Alle früheren Symptome eingetreten und 2 Stunden angehalten. Stuhlverstopfung wieder da.

18. October. 2 Blätter gekaut um 7 Uhr. Alles hat sich wieder wie früher 10 Minuten darnach eingestellt. 10 Uhr Abends. Um 5 Uhr Stuhlgang gehabt sehr schwer. Es sind wiederum mehr Blüthchen entstanden, auch in der Kniekehle. Die aufgekratzten Stellen jucken entsetzlich.

Die noch übrigen Blätter habe ich nun zur Tinctur benutzt, indem ich dieselben zertossen und mit Spirutus übergossen habe ungefähr 2 ℥. Von der daraus bereiteten Tinctur nehme ich seit 24. October täglich Morgens nüchtern nur 5—8 Tropfen in einem Theelöffel voll Wasser und werde später darüber Bericht abstatten.

Noch habe ich einer für mich höchst erfreulichen Erfahrung zu gedenken, welche ich nicht anstehen kann hier mitzutheilen.

Wie nämlich schon oben angeführt ist, litt ich in der letztern Zeit öfters an Rheumatismus, welcher nach der leichtesten Erkältung sofort eintrat. Seit dem 1. October, also seitdem ich die Blätter kaue, habe ich keinen Anfall wieder gehabt, obgleich ich bestimmt weiss, dass ich bei der jetzigen merkwürdigen Witterung mich mehrfacher Erkältung ausgesetzt habe und sicherlich von jenem Schmerze hätte befallen werden müssen. Ich glaube daher, dass der Saft der Blätter mich von meinen rheumatischen Leiden befreit hat.

Auch wurde schon eines Exanthems Erwähnung gethan, welches ich über 3 Jahr auf der Rückenfläche der Hände gehabt habe. Wahrscheinlich war dasselbe ein secundäres Symptom der obenerwähnten Ansteckung, was mich schon ganz unglücklich gemacht hatte, zumal dasselbe trotz aller angewandten Mittel, als Kali bichrom., Acid. sulph., Acid. fluor. etc. etc., durchaus nicht heilte, sich im Gegentheil immer mehr und mehr ausbreitete und röthete. Ich habe nun die für mich höchst erfreuliche Erfahrung gemacht, dass, seitdem ich die Blätter kaue, das Exanthem erst in der Ausbreitung stillstand und dann immer mehr und mehr verblasste, so dass es an einzelnen Stellen, wo es sogar ziemlich heftig war, ganz und gar verschwunden ist, und ich die freudige Hoffnung hegen darf, dass durch den Fortgebrauch obiger Tinctur mein hartnäckiges Leiden ganz und gar gehoben wird*).

Leipzig, den 1. November 1856.

---

*) Es dürfte vielleicht Mancher der Ansicht sein, dass dieser 6. Prüfung, als vorgenommen an einem muthmasslich mit einem Syphilid Behafteten, wenig

Siebente Prüfung.

Hermine Pekarek $9^1/_2$ Jahr alt. Gesundes, äusserst lebhaftes und geistig entwickeltes Kind.

Die Tinctur wurde aus den 17 Jahre alten Blättern gefertigt, welche Prof. Pöppig auf seiner Reise durch Südamerika seinem Herbarium einverleibt hatte. Sie ist so schwach grünlich, dass man sie fast farblos nennen könnte und vollkommen geruchlos.

---

oder gar kein Werth beigelegt werden könne zur Ergründung der physiologischen Wirkungen der Coca. Dagegen muss aber geltend gemacht werden, dass gerade die bei diesem Prüfer so constant und deutlich auftretenden eigenthümlichen Störungen der Sinnesfunctionen, der Verdauung und Blutcirculation, die zum grössten Theil übrigens auch von andern Prüfern übereinstimmend bestätigt werden, mit der seit 7 Jahren im Körper vorhandnen Dyskrasie gar nichts gemein haben, ja nicht einmal durch diese im Geringsten eine besondere Prädisposition gefunden haben können. Wollte man überhaupt eine derartige Rigorosität zur Schau tragen und mit Consequenz auf einer vollkommenen Integrität der Prüferorganismen bestehen, so würde vermuthlich der bei Weitem grösste Theil unserer Prüfer excludirt werden müssen, da bei sehr Vielen gewiss nur eine genaue Untersuchung ihres Körpers gefehlt hat, um das eine oder andre chronische Leiden und organische Gebrechen bei ihnen zu constatiren. Eine derartige penible und in der That übel angebrachte Pedanterie würde hier vermuthlich das so schon geringe Häuflein unserer Arzneiprüfer auf das Erbärmlichste herunterbringen und dennoch das Desiderat einer vollkommenen und absoluten Gesundheit nur als pium desiderium erscheinen lassen.

Anders verhält es sich freilich mit der von diesem Prüfer dem Prüfungsmittel zugeschriebenen Heilwirkung gegen das chronische Exanthem. Begreiflicherweise steht diese Beobachtung tür jetzt viel zu isolirt da und ist selbst noch nicht einmal durch die Thatsache der vollständigen und dauernden Heilung des Syphilids besiegelt, als dass schon jetzt darauf besonderer Werth gelegt werden könnte. Ja selbst das Auftreten der rothen Blüthchen an den Schenkeln muss in seiner Causalabhängigkeit zur Coca noch zweifelhaft erscheinen, da es ebensogut ein Symptom der exanthematischen Dyskrasie sein kann und zur Zeit durch kein Analogon bei einem andern Prüfer bestätigt wird. Ich habe deshalb dasselbe in dem Symptomenregister nur mit dem Zeichen der Unsicherheit versehen (eingeklammert) aufgenommen, von der Heilerfahrung aber zur Zeit natürlich noch gar keinen weiteren Gebrauch gemacht, so interessant und zu weitern Versuchen aufmunternd dieselbe auch übrigens scheinen muss.

Dr. Müller.

Am 3. December früh nüchtern 10 Tropfen. Auf Befragen keine Veränderung im Körper.

Am 4. December ebenso 15 gtt. Unverändert.

Am 5. December 15 gtt. Abends stöhnte das Kind beim Schreiben, was es sonst, da es stets aufrecht sitzt, nicht an der Gewohnheit hat. Sie ist sich selbst dessen nicht bewusst. — Auf den Genuss von Lagerbier erfolgt diesmal Nachts keine unwillkührliche Urinentleerung, was nach diesem Genusse sonst stets der Fall zu sein pflegt.

Den 6. December 15 gtt. Am Tage keine Veränderung. Abends beim Schreiben zeigen sich die schon am vorigen Abend beobachteten Symptome von unregelmässigem oder schwerem Athem. Nachts $^1/_2$11 Uhr unruhiges Umherwenden im Bett und wiederholtes Aufheben der Arme unter dem Kopf. Undeutliches Sprechen. (Das Kind schläft sonst ungeheuer fest und träumt fast nie oder ist sich nie seiner Träume am Morgen bewusst). Mittest herzugebrachten Lichtes erweckt, stiert sie ihre Mutter und mich mit weit geöffneten Pupillen an und es dauert lange Zeit, ehe sie sich zurecht findet; eine Erscheinung die umsomehr auffiel, da sie sonst in den ersten Stunden der Nacht geweckt und irgend eine kleine Delicatesse erhaltend augenblicklich munter war.

7. December. Sie klagt Morgens über Eingenommenheit des Kopfes, was nach Waschen und Kaffee vergeht. 15 gtt. $^1/_4$ Stunde nach dem Frühstück. Um 10 Uhr wieder Kopfweh, nach dem Mittagsessen vergehend. Abends stiller, weniger singend und mit der Puppe beschäftigt, aber lebhafter auf unser Gespräch horchend, selbst verstohlen. Zeitig müde.

Symptomenregister.

Ohne aus den vorliegenden Prüfungen hier specielle Indicationen für bestimmte Krankheitszustände auszuziehen und die besondern einzelnen Gruppen der Symptome genauer zusammenzustellen, begnüge ich mich einfach aus den verschiedenen Prü-

fungsresultaten ein übersichtliches, nach bekannten Grundsätzen geordnetes Symptomenverzeichniss folgen zu lassen, in welchem ich bemüht gewesen bin die zusammengehörigen Erscheinungen so wenig als möglich auseinander zu reissen und zu trennen. Und zwar habe ich deshalb von einer weitern Bearbeitung absehen zu müssen geglaubt, weil erstens der specifische Charakter der Cocawirkungen und deren Analogie mit gewissen Krankheitszuständen schon ohne Weiteres aus dem Vorliegenden klar und deutlich erhellt und zur Anstellung von therapeutischen Versuchen zur Zeit völlig ausreicht, dann aber auch weil eben erst diese klinischen Versuche anzustellen sein werden, um zu erfahren, ob und in wie weit die Prüfungssymptome durch die Feuerprobe der praktischen Erfahrung am Krankenbette bestätigt und erweitert werden. Denn leider mussten wir in der letztern Zeit nur zu oft erfahren, dass neu geprüfte Arzneistoffe keineswegs sich bei der therapeutischen Anwendnug als wirksam bewährten gegen Erscheinungen, wie sie solche nach den Prüfungsmittheilungen im gesunden Organismus hervorgebracht hatten. Ob dies durch die Unzuverlässigkeit der Prüfer, oder durch die Unvollständigkeit der Prüfung, oder durch irgend einen andern Umstand verursacht worden sei, ist hier nicht der Ort zu ergründen. So viel scheint aber sicher, dass es gut sein wird weniger schnell und eilig die Schlüsse, Parallelen und Indicationen herauszuklauben und erst die Bestätigung und Belehrung der klinischen Versuche länger abzuwarten. Es giebt übrigens schon eine rein nummerische Betrachtung der vorliegenden Prüfungs-Symptome mit Sicherheit an die Hand, dass die Coca ihre Wirkungen hauptsächlich 1) gegen das Gehirn (Schlaf-, Gesichts- und Gehörstörungen) und 2) gegen die Respirationsorgane richtet, und dass dort die Erscheinungen, um einen allgemeinen, übersichtlichen Ausdruck zu gebrauchen, einen narkotischen, hier einen ganz eigenthümlichen, vielleicht asthmatischen Charakter haben. Dass auch eine bedeutende Anzahl von Symptomen in den Verdauungsorganen aufgetreten sind, kann im Allgemeinen hier weniger hervortreten, weil jedes Prüfungsmittel mehr oder weniger bedeutende Störungen in dem Magen und

Unterleib, als den direct und zuvörderst getroffenen Einverleibungsorganen, hervorrufen wird.

In das Symptomenregister sind übrigens ausser den directen Prüfungs-Symptomen (die zur bessern Controllirung stets mit dem abgekürzten Namen des Prüfers bezeichnet sind) auch einige Symptome von Tschudi aufgenommen worden, die derselbe als Ergebniss eines directen Versuches an sich aufführt, sowie auch einige wenige Beobachtungen Tschudi's, Pöppig's, Schlechtendal's und Johnston's als constante Erscheinungen bei sogenannten Coqueros. Letztere sind jedoch sämmtlich, sowie alle andern nicht ganz zweifellose Symptome, eingeklammert und dadurch von den übrigen unterschieden worden.

Geist und Gemüth.

Nervöse Aufregung unangenehmer Art. (Pppg.)

Reizbare Stimmung mit Frostigkeit; Abends hinfällig und müde (nach schlechtem Nachtschlafe). (Rchb.)

Aufgeregtheit und grosse Heiterkeit, Abends; Schlaf darauf wie gewöhnlich, gesund. (Rchb.)

Aufgeregte Phantasie; wunderbare Visionen, bald in unbeschreiblich schönen und wonnigen Gestalten, bald in grauenhaften Bildern. (Tsch.)

5. Veränderliche, meist sehr mürrische Laune, zu Ausschweifungen sehr geneigt. (Pppg.)

Stiller als gewöhnlich, weniger laut und singend, mehr auf die Gespräche Anderer horchend, selbst verstohlen; Abends (Peck.)

Scheu vor menschlicher Gesellschaft und Sucht nach Einsamkeit. (Tsch.)

Misstrauischer, unschlüssiger, falscher und heimtückischer Charakter. (Tsch.)

Vollkommne Abstumpfung der Sinnesthätigkeiten. (Tsch.)

10. Stumpfes, apathisches Wesen. (Tsch.)

Kopf.

Kurzer Schwindel, Vormittags beim Niedersetzen; auch später einmal beim Aufstehen vom Stuhle. (Mllr.)

Leiser Schwindel beim Gehen mit Gefühl, als zöge es den Körper nach rechts; einige Minuten lang. (Mllr.)

Schwindel, leichter, Früh bei Bewegung in freier Luft, die Gegenstände scheinen sich vor den Augen zu drehen; eine Stunde lang. (Rauch.)

Schwindel, Drehendsein. (Rchb.)

Schwindel, Früh, beim raschen Hinaufsteigen einer gewohnten steilen Wendeltreppe. (Rch.)

Schwindel, Früh, $^1/_2$ Stunde lang, nach Ruhe und ein Glas Wein sich bessernd. (Rchb.)

Schwindel, im Hinterkopf Drücken. (Rchb.)

Schwindel und Duseligkeit, beim Gehen unwillkührlicher Geschwindschritt, den Kopf nach vorn geneigt, mit Schwindel und Furcht zu fallen. (Rchb.)

Schwere im Kopfe mit Ohrenklingen bleibt zurück, nachdem der Kopfschmerz nach 2ständiger Dauer vergangen ist. (H.)

Vormittags 9 Uhr Schläfrigkeit, Schwere des Kopfes (und von 11 Uhr an leichter Kopfschmerz?). (Mllr.)

Trägheit und Eingenommenheit des Kopfs. (Rchb.)

Eingenommenheit des Kopfes, Früh Morgens, nach Waschen und Kaffee vergehend. (Peck.)

Nachmittags Müdigkeit mit Schwindel und Kopfschmerz, besonders in Stirn und Hinterkopf, mit Frösteln. (Rchb.)

Nachmittags Mattigkeit, Kopfschmerz im Hinterkopf; Abends Schlaflosigkeit. (Rchb.)

Nachmittags Kopfschmerz mit Frösteln. (Rch.)

Nachmittags Kopfschmerz (wie katarrhalisch) mit kalten Füssen und ungewohntem Stuhldrang. (Rchb.)

Heftiger Kopfschmerz, unmittelbar über den Augen mit starkem Ohrenklingen. (H.)

Kopfweh, Vormittags 10 Uhr, nach dem Mittagsessen vergehend. (Peck.)

Ziemlich heftiges Kopfweh mit Trockenheitsgefühl im Hals und Ohrenbrausen (nach 2 Stunden). Mit Eintritt des Kopfwehs vergehen die Gesichtsstörungen und Täuschungen. (H.)

30. Bei Husten, bei Drücken zum Stuhle jedesmal ein heftiger Schmerz tief in der linken Stirnseite, wie ein Auseinanderpressen. (Kllbch.)

Drückender Kopfschmerz rechts und im Hinterkopf, auch rechts in der Stirn (jedoch schwächer), mit Schwindel und Frost, Nachmittags; gegen Abend sich verlierend. (Rchb.)

Gelind drückender Schmerz im Vorderkopfe, den ganzen Tag. (Kllbch.)

Ziehen im Kopfe, wie von grosser Erschöpfung; Flammenerscheinungen vor den Augen, ruckweise, ähnlich dem fernen Wetterleuchten. (Rchb.)

Ziehen im Hinterkopfe beginnend bis nach den Schläfen, bei Versuch zu lesen, den ganzen Nachmittag hindurch. (Rchb.)

Augen.

35. Hohle, glanzlose, von tiefen violettbraunen Kreisen umgebene Augen. (Tsch.)

Augenschmerz, wie von Müdigkeit. (Rchb.)

Thränen des rechten Auges mit leichter Röthung der Bindehaut und der Lider am innern Winkel, Früh beim Erwachen. Leichte Schleimabsonderung im rechten und etwas auch im linken Auge, den Tag über. (Mllr.)

Grosse Lichtscheu mit erweiterten Pupillen. (Tsch.)

Momentanes Schwarzwerden vor den Augen, beim Steigen einer Treppe, Vormittags. (Mllr.)

40. Weisse Flecken vor den Augen, so dass beim Lesen das Buch wie weiss marmorirt erscheint. (Rchb.)

Drücken in den Augen, Farbensehen, Funkenfliegen von Oben nach Unten. (H.)

Leichte fliegende schwarze Punkte vor den Augen, einigemal Nachmittags 4 Uhr beim Lesen. (Mllr.)

Dumpfheit im Kopfe mit Fliegen von feurigen Punkten von Oben nach Unten und Verschwimmen der Buchstaben. (H.)

Weisse Flecken und glänzende Schlangenlinien vor den Augen mit grosser Müdigkeit, beim Ausgehen nach Tische, 1 Stunde lang. (Rchb.)

45. Flimmern vor den Augen; die Buchstaben verschwimmen auf dem Papier; Gefühl, als schriebe er mit 2 Federn; feurige Punkte fliegen vor den Augen (nach 10 Min.). Nach und nach tritt ein Gefühl ein, als wenn über den Augen Jemand klopfte; starkes Ohrenklingen dabei. (H.)

Flammenerscheinnngen vor den Augen, ruckweise, ähnlich dem fernen Wetterleuchten, Morgens und Abends (Rchb.

Ohren.

Bei leerem Schlucken Knacken in beiden Ohren. (Kllbch.)

Hörbares Pulsiren in beiden Ohren. (Kllbch.)

Singen im linken Ohre, mehre Min. lang; Abends wiederholt. (Kllbch.)

50. Ohrenbrausen. (Kllbch.)

Starkes Ohrenklingen und Brausen. (Kllbch.)

Starkes Ohrenklingen mit heftigem Kopfschmerz über den Augen. (H.)

Fortdauerndes Taubheitsgefühl bei unbeeinträchtigtem Gehör. (Kllbch.)

Bei lautem Lesen im Zimmer die Empfindung, als ob durch die Töne das Trommelfell nach aussen gedrückt würde, oder als ob die Töne erst durch ein dickeres Medium zum Ohre gelangten; dabei Pulsiren und dumpfes Brausen in beiden Ohren; Vormittags. Abends gegen 7 Uhr waren alle Ohr-Symptome verschwunden. (Kllbch.)

55. Taubheitsgefühl vor beiden Ohren, obgleich das Gehör selbst so deutlich wie sonst ist; dabei fortwährend Gefühl, als ob Etwas in den Ohren vorgehen müsste; wodurch Taubheit entstände. (Kllbch.)

Schwerhörigkeit; es klingt als kämen die Töne aus einer grössern Entfernung; Vormittags. (H.)

Antlitz.

Drückender Schmerz im rechten Jochbeine. (Rchb.)

Ekelhafter schwärzlicher Saum um die Mundwinkel. (Tsch.)

Zahnschmerz in einem hohlen Zahne, Mittags und Abends. (H.)

60. Blasse Lippen und Zahnfleisch, und grüne, stumpfe Zähne (Tsch.)

Hals.

Trockenheit im Halse und Munde mit Durst, Morgens. (Rch.)

Trockenheitsgefühl im Halse mit Kopfweh und Ohrenbrausen. (H.)

Mehrmaliges Geschwulstgefühl am Gaumensegel, das Schlingen erschwerend; einmal auch mit Kitzel zum Hüsteln. (Mllr.)

Früh Morgens nach sehr ruhigem Schlaf Gefühl von Trockenheit im Halse, beim Schlingen unangenehm wie geschwollen; nach 10 Min. vergehend. Nach 2 Stunden dasselbe Gefühl im Hals mit Kratzen und geschwollenem Zäpfchen, öfters zum Räuspern und Schleimauswerfen nöthigend; 1 St. lang. (Mllr.)

65. Deutliches Gefühl von Schwellung des Zäpfchens, Schwierigkeit beim Schlingen; Geschwulst des Zäpfchens ohne besondere Röthe; Nachmittags von 5 Uhr an, den ganzen Abend hindurch. (Mllr.)

Früh beim Erwachen Schmerz beim Schlingen und grössere Geschwulst des Zäpfchens. (Mllr.)

Schmerz am Zäpfchen, ziemlich heftig beim Schlingen, mit Geschwulstgefühl, Abends sehr stark werdend und mit wirklicher Verlängerung und Röthung des Zäpfchens und dessen Umgebung verbunden; erst am andern Tage allmälig sich verlierend. (Mllr.)

Verdauung.

Starker Appetit und viel gegessen, Mittags. (Mllr.)

Vorzeitiges Verlangen nach Speisen, Vormittags, trotz Auftreibung des Unterleibs wie von überfülltem Magen. (Rauch.)

70. Plötzlicher Heisshunger, besonders nach animalischer Kost, gegen alle Gewohnheit. (Pppg.)

Trotz starken Hungers und guten Appetits Mittags schnelles Sattwerden. (Mllr.)

Mittags kein Hunger, wie gewöhnlich, trotzdem viel und mit Appetit gegessen. (Mllr.)

Appetitlosigkeit, schleimiger Geschmack. (Rchb.)

Verlust des Appetits. (Pppg.)

75. Appetitlosigkeit mit schnellem Sattwerden, belegte Zunge, schleimiger Geschmack, etwas Fieber. (Rchb.)

Appetitlosigkeit, Mittags, besonders gegen Fleisch. (Rchb.)

Bald Widerwille gegen alle Speisen, bald plötzlicher Heisshunger, besonders nach animalischer Kost. (Pppg.)

Moschusähnlicher Geschmack im Munde. (Rchb.)

Wasser schmeckt brenzlich. (Rchb.)

80. Metallischer Nachgeschmack der eingenommenen Tropfen; die Butter schmeckt Früh Heringsähnlich. (Rchb.)

Schleimiges Aufstossen. (Rchb.)

Starkes, lautes Aufstossen ohne Geschmack und Unannehmkeit im Magen; Früh. (Mllr.)

Aufstossen, einigemal, nach dem gewohnten Kaffee. (Rauch).

Aufstossen mit Geschmack der früh gekauten Blätter, Abends. (H.)

85. Leichtes Aufstossen nach dem Mittagsessen. (Rauch.)

Vormittags starkes Luftaufstossen, etwa aller Viertelstunden, ohne Geschmack und Vollheit im Magen; dabei öfteres Gähnen und beim Sitzen Schläfrigkeit. (Mllr.)

Früh beim Erwachen unangenehmer Geschmack im Munde und nicht der gewöhnliche Appetit, Aufstossen und Völle im Magen mit fortwährendem Drange zum Aufstossen, 3 Stunden lang; Mittags mit Appetit gegessen, doch bald darauf wieder Magenauftreibung und fortwährendes Aufstossen. (Mllr.)

Appetitlosigkeit, Brecherlichkeit, grosser Durst mit Bleischwere der Füsse. (H.)

(Früh grosse Dumpfheit im Kopf, wie Katzenjammer, Appe-

titlosigkeit, belegte Zunge und übler Geschmack im Munde). (H.)

90. Durchfall nnd Appetitlosigkeit; Nachmittags wieder Kopfschmerz im Hinterkopf mit Frostigkeit und gelindem Fieber; Abends aber guter Schlaf. (Rchb.)

Heftiges Erbrechen schleimiger Flüssigkeit, Abends, mit nachfolgendem Geschmack nach den Blättern. (H.)

Heftige Uebelkeit, zweimaliges Erbrechen mit Nachgeschmack der Blätter; Nachts. (H.)

Starke Uebelkeit nach dem Frühstück, Mittags kein Appetit. Abends zweimaliges starkes Erbrechen schleimig-wässriger Massen, ohne bittern oder sauern Geschmack, wohl aber mit darauffolgendem starken Geschmack der Früh gekauten Blätter. (H.)

Dyspepsie, geschmackloses Aufstossen, Uebelkeit, grosse Müdigkeit. (Rchb.)

95. Dyspepsie und dünner Stuhl. (Rchb.)

Gallige Beschwerden, hartnäckige Verstopfung, Gelbsucht, Kopfschmerzen, Schwäche, Abmagerung. (Pppg.)

Chronische gastrische Beschwerden. (Tsch.)

(Kräftigung der Verdauung.) (Schlechtendl.)

Nach dem Mittagsessen Verschwinden aller Symptome (Knurren, Kollern, Aufstossen, Brustbeklemmung und Brststechen.) (Rauch).

100. Nach dem Mittagsessen Verschwinden des Kopfschmerzes. (Peck.)

Magen.

Auftreibung des Magens mit Schwerathmigkeit, Früh beim Erwachen. (Mllr.)

Nachmittags ungewöhnlich voll im Magen, Unterleib und Brust, viel Aufstossen, keine Lust und Geschick zum Arbeiten; normaler Stuhl. (Mllr.)

Mittags eigenthümliches Leeregefühl im Magen und Unterleib, beim Gehen sogar ein schmerzartiges Zusammengezogenheitsgefühl im Magen und im Magen und links daneben ein Schmerz etwa wie das sogen. Milzstechen. (Mllr.)

Nach sehr starkem Essen Mittags darauffolgende Völle im Magen. (Mllr.)

Bauch.

105. Starke Leibesauftreibung mit Stuhlverstopfung. (H.)

Auftreibung des Leibes mit Stuhlverstopfung und endlich hartem Stuhlgange. (H.)

Tympanitische Auftreibung und Spannung des Leibes. (Rauch.)

Vormittags 10 Uhr eigenthümliches Gurren im Leibe mit Lehrheitsgefühl, Hunger und Milzstechen. (Mllr.)

Nachmittags 5 Uhr beim Gehen wieder heftiges „Milzstechen," diesmal ein wirklich das Gehen störender Schmerz unmittelbar unter der 1. und 2. l. falschen Rippe; nach 10 Min. ganz vergehend. (Mllr.)

110. Im Anfange des Gehens wieder derselbe Schmerz unter den l. Rippen, 5 Min. lang. (Mllr.)

Bauchweh, besonders im Iejunum und Ileum, durch warme Suppe, sowie durch wiederholten Druck auf die regio epigastrica zeitweilig nachlassend. (Rauch.)

Leises Leibschneiden in den Dünndärmen, schneidend, ziehend, nagend, ohne Kollern, von Früh 6 bis Vormittags 11 Uhr, durch Schnellgehen erleichtert. (Rauch.)

Bauchweh, Morgens wieder anfangend, nach Kaffee ärger werdend, Abends 5 Uhr nach einem Trunk kalten Bier nachlassend. (Rauch.)

Bauchweh durch eine Tasse Chocolade erneuert, Abends, mit Drang zum Stuhle, der in geringer Menge und hart erfolgt mit Gefühl von Lähmung des Sphincters. Der Leibschmerz wird darauf immer heftiger, Kolikartig, mit Mattigkeit, Schläfrigkeit, häufigem Gähnen und Blasswerden des Gesichts. Puls 76 Schläge, etwas matt. Abends um 9 Uhr Unfähigkeit ausser Bett zu bleiben. (Rauch.)

115. Heftiges Bauchweh, mit Kollern, wie von Blähungen, tympanitische Auftreibung des Bauches, durch endlichen Abgang häufiger geruchloser Blähungen gemindert. (Rauch.)

Fühlbares und hörbares Kollern und Knurren im Ileum, schon nach 10 Minuten in das colon ascendens und des-

cendens übergehend (Rauch, nach 20 Min.), den ganzen Tag hindurch. (Rauch.)

Kollern im Unterleibe wie von Blähungen mit Aufstossen, ohne Geschmack und Geruch. (Rauch.)

Fortdauernder Drang zu Blähungen, ohne Abgang. (Rauch.)

Abgang von Blähungen und Drang zum Stuhle. (Rauch.)

Stuhl.

120. Unregelmässiger Stuhl. Verstopfung mit Beschwerden im Unterleibe. (H.)

Stuhlverstopfung, 41 Stunden lang. (H.)

Früh zur gewohnten Zeit keine Stuhlnöthigung; ebenso erfolgt den ganzen Tag keine Ausleerung trotz aller Mühe; erst Abends 11 Uhr Erwachen aus dem Schlaf durch heftigen Stuhldrang und eine reichliche, feste Ausleerung. (H.)

Stuhldrang, Nachmittags, mit Kopfschmerz und kalten Füssen. (Rchb.)

Nachmittags Stuhldrang, ohne nachfolgenden Durchfall oder sonstige Beschwerden. (Rchb.)

125. Geringer, harter Stuhl mit nachfolgendem Gefühl von Lähmung des Sphincter. (Rauch.)

Gegen Gewohnheit zweimal an einem Tage normaler Stuhl. (Mllr.)

Stuhl, früher als gewöhnlich, Morgens, und dünner; nach demselben bleibt 3 Min. lang noch das Gefühl des Bedürfnisses einer nochmaligen Entleerung, ohne dass solche erfolgt. (Rauch.)

Weicher Stuhl von normaler Farbe. (Rauch.)

Gelind eröffnende Wirkung auf den Stuhl. (Tsch.)

130. Durchfall, einmaliger, Früh. (Rchb.)

Durchfall, zweimal, ohne weitere Beschwerden. (Rchb.)

Harnabsonderung.

Dunkelbrauner Urin. (H.)

Wenig und dunkelbrauner Urin. (H.)

(Ausbleiben der gewohnten incontinentia urinae nocturna). (Pck.)

Respirationsorgane.

135. Mehrmaliges Niessen. (Rauch.)

Am Tage beim Rauchen häufig ein Kitzel im Kehlkopfe, der zum kurzen, trocknen Husten reizt. (Kllbch.)

In der Trachea und im Larynx grosser Kitzel und Reiz zum Husten, Nachmittags, 1 Stunde lang. (Rauch.)

Nachmittags mehrmals Reiz im Hals zum Husten. (Mllr.)

Viel trockner Husten Abends im Bette, wie bei Katarrh der Luftwege. (Rauch.)

140. Hustenreiz im Larynx, Nachmittags, beim Stillsitzen in der Stube, nach 20 bis 15maligem Husten nach und nach verschwindend. (Rauch.)

Morgens Husten mit Ausscheidung eines zähen, dicken, weissgelben Schleims, wie bei chronischem Lungenkatarrh, dabei Trockenheit im Halse und Munde mit Durst. (Rauch.)

Leichter Athem beim Schnellgehen und Steigen. (Mllr.)

Grosse Leichtigkeit beim Steigen und Laufen in Hochgebirgen, ohne alle Athembeschwerden. (Tsch.)

Beklommenheit der Brust. (H.)

145. Brustbeklemmung, mit Vollheitsgefühl in der regio epigastrica und mesogastrica. (Rauch, nach $2^1/_2$ St.)

Oppression auf der Brust, Vormittags. (Mllr.)

Beklemmung auf der Brust, wahrscheinlich in Folge stärkeren Herzschlages. (H.)

Schwere auf der Brust, oft zum Tiefathmen nöthigend; weder schmerzhaft noch unangenehm; beim Gehen und Treppensteigen. (Mllr.)

Fast schmerzhafte Schwere auf der Brust und fortwährende Nöthigung recht tief zu athmen, Abends im Sitzen; Gefühl als sei die Lunge zu sehr ausgedehnt. Selbst im Bette noch Schwerathmigkeit, Herzklopfen und nicht unangenehme Mattigkeit des ganzen Körpers, wie nach grosser Anstrengung. (Mllr.)

Eigenthümliche Schwere auf der Brust und Kurzathmigkeit, Abends 7 Uhr bei langsamen Gehen; zugleich auch rechts

neben dem Zäpfchen an einer kleinen Stelle deutlicher Schmerz beim Schlingen, wie von Wundheit und Geschwulst. (Mllr.)

150. Schwere und Dyspnöe auf der Brust, Vormittags beim Gehen; zuweilen ein wirklich schmerzhafter Druck auf der Brust, doch weniger das Athmen beeinträchtigend. (Mllr.)

Dyspnöe und Druck auf der ganzen Brust mit steter Neigung zum Tiefathmen, als sollte dadurch Etwas weggeathmet werden; den ganzen Vormittag. (Mllr.)

Kurzathmigkeit, besonders beim Steigen, Vormittags. (Mllr.)

Stöhnendes, unregelmässiges, schweres Athmen, Abends beim Schreiben, unbewusst. (Peck.)

Flüchtige Stiche in der linken Lunge zwischen der 3. und 6. Rippe, beim Tiefathmen verstärkt. (Rauch nach 2 Stunden.)

Extremitäten.

155. Eine niegekannte schmerzhafte Lähmigkeit in dem 5. und 4. Finger der rechten Hand, besonders beim Ausstrecken und Zugreifen, ohne äussere Schmerzhaftigkeit; den ganzen Tag über. (Mllr.)

Lähmigkeit und Schmerz ausser in dem 5. und 4. Finger auch noch in den entsprechenden Muskeln des Handrandes (abductor digiti min. etc.); bei starkem Drucke daselbst auch Schmerzhaftigkeit tief im Fleische wie nach einem Schlage oder starker Anstrengung; 2 Tage lang. (Mllr.)

Früh beim Erwachen Schmerz in den Muskeln des rechten Unterarms an der Kante des Radius beim Bewegen und Drücken, wie von einem heftigen Schlage; der Schmerz blieb diesen und in geringerem Grade auch den folgenden Tag, wurde am 1 Tage sehr heftig, gerade als wenn die Stelle roth und blau sein müsste, ohne dass jedoch etwas zu sehen war. (Mllr.)

Grosse Schwere der Füsse bei Uebelkeit. (H.)

(Eigenthümlich zuckend-reissender Schmerz in der rechten grossen Fusszehe, am Tage und selbst in der Nacht plötz-

lich kommend; ohne alle Behinderung im Bewegen der Zehe und im Gehen, auch durch äussern Druck nicht erregt oder vermehrt.) (Mllr.)

160, (Kleine rothe Blüthchen an der innern Fläche der Schenkel und in den Kniekehlen, Nachts bis zum Blutigkratzen juckend. (H.)

Blutcirculation.

Herzklopfen, Abends im Bette. (Mllr.)

Herzklopfen, 6—10 Min. lang, Vormittags, Brustbeklemmung verursachend. (H.)

Grosse Bangigkeit und starkes Herzklopfen, mit Ausbrechen starken Schweisses, Abends im Bette. (H.)

Puls schwach, beschleunigt, klein, etwas matt, den ganzen Tag hindurch. (Rauch.)

165. Puls matt, 76 Schläge, mit Leibschmerz, Schläfrigkeit, Gesichtsblässe. (Rauch.)

Fieber und grosse Hinfälligkeit, Nachmittags durch Wein gebessert. (Rchb.)

Lebhaftes Klopfen der Temporalarterien mit Hitze und Schlaflosigkeit, Nachts im Bette. (Rchb.)

Schlaf.

Vormittags im Gehen öfters Gähnen ohne Müdigkeit. (Mllr.)

Gefühl von Mattigkeit und Schläfrigkeit, Morgens. (Rauch.)

170. Grosse Müdigkeit, Vormittags mit Schmerz der Augen. (Rch.)

Ausserordentliche Schläfrigkeit, Morgens, Zufallen der Augen beim Schreiben. (Rchb.)

Grosse Schläfrigkeit und Kopfschmerz, Vormittags in einer kühlen Stube; im Freien alsbald vergehend. (Mllr.)

Ueberwältigende Schlafsucht, während des Mittagsessens, 1 St. lang (nach einer ziemlich schlaflosen Nacht. (Rchb.)

Grosse Schläfrigkeit, Nachmittags 5 Uhr. (Mllr.)

175. Vorzeitige Schläfrigkeit, Abends. (Peck.)

Abends grosse Müdigkeit. (H.)

Tiefer, fester Schlaf, die ganze Nacht. (Rchb.)

Sehr tiefer und fester Schlaf mit lebhaften Träumen. (Mllr.)

Schläfrigkeit Abends, ohne später im Bette schlafen zu können. (Rchb.)

180. Trotz vorübergehender Schläfrigkeit munteres Wachsein im Bette bis gegen 4 Uhr Morgens, dann ruhiger Schlaf bis 7 Uhr. (Rchb.)

Schläfrigkeit Abends, vorzeitig, ohne nachher im Bett schlafen zu können wegen Munterkeit, Hitze und lebhaften Klopfens der Temporalarterien; bis Mitternacht. (Rchb.)

Schläfrigkeit und Müdigkeit, den ganzen Tag, durch Kaffee $1^1/_2$ Stunde lang gemindert, nur mit grösster Anstrengung die Geschäftsbesorgung gestattend (Genuss von Bier hatte keinen Einfluss darauf); beim zeitigen Zubettegehen Abends Schlaflosigkeit mit Gedankenzudrang und Frösteln, so dass er um 11 Uhr wieder aufstand und bei vollkommnem Wachsein, nur dann und wann durch Druckschmerz der Augen gestört, bis 2 Uhr Morgens arbeitete; dann ruhiger Schlaf. (Rchb.)

Schlaflosigkeit, aber mit Lust zur Arbeit die ganze Nacht hindurch. (Rchb.)

Nach $^1/_2$ St. Schlaf im Bette (von 10—$^1/_2$11 Uhr Abends) wieder vollkommne Munterkeit und Wachsein, dabei aber Frösteln und Schwindel mit Fieber, Andrängen der Gedanken mit Bekümmerniss; Schlaflosigkeit bis 2 Uhr, dann Schweiss, Ruhe, Schlaf. (Rchb.)

185. Unruhiges Umherwerfen im Bette, Nachts, wiederholtes Aufheben der Arme unter dem Kopfe und undeutliches Sprechen im Schlafe. (Pck.)

Grosse Unruhe, Unbehaglichkeit und Schlaflosigkeit in der Nacht. (Pppg.)

Chronische Schlaflosigkeit. (Pppg.)

Unruhiger Schlaf mit häufigem Aufwachen, schwere Träume und anhaltender Schweiss. (H.)

Plötzliches Zucken, Zusammenfahren und Erwachen im gewohnten kurzen Nachmittagsschlafe. (Mllr.)

190. Schweres Erwecktwerden aus dem Schlafe mit stieren Augen, weit geöffneten Pupillen und Unbesinnlichkeit. (Peck.)

Frühzeitiges Erwachen. (Rchb.)

Allgemeines.

Gefühl von Munterkeit und Kräftigkeit den ganzen Tag, trotz wenig Schlaf in der vergangenen Nacht. (Rchb.)

Auffallend frisch, munter, zum Gehen aufgelegt; im Laufe des Vormittags. (Mllr.)

Ausserordentlich wohl, munter und arbeitskräftig den ganzen Vormittag, trotz vorgängiger Nachtarbeit bis 3 Uhr Morgens. (Rchb.)

195. Leichtigkeit des Athmens und Gefühl von Frische und Kraft des ganzen Körpers mit grossem Behagen schnell und weit zu gehen. Trotz grosser Hitze und starken Sonnenscheins; Vormittags. (Mllr.)

Grosse Leichtigkeit beim Steigen und Laufen in Hochgebirgen, ohne alle Athembeschwerden. (Tsch.)

Grosse Körperkräfte und Ausdauer bei Strapatzen trotz höchst geringer Nahrung und wenig Schlaf. (Tsch.)

Mattigkeit, den ganzen Tag, Abends besser. (Rchb.)

Grosse Mattigkeit und Lassheit in den ersten Vormittagsstunden, nach gutem Nachtschlafe. (Mllr.)

200. Auffallend träge, müde, selbst schläfrig mit häufigem Gähnen; den ganzen Vormittag. (Mllr.)

Grosse Angegriffenheit den ganzen Tag. (Rchb.)

Grosse Bangigkeit, den ganzen Tag Ohrenbrausen und Funkenfliegen. (H.)

Grosse Sättigung ohne Bedürfniss zur Nahrung auffallend lange Zeit. (Tsch.)

Sehr geringes Bedürfniss an Nahrungsmitteln, bei schwerer Arbeit und ungemeiner Kräftigkeit. (Tsch.)

205 (Nahrhaftes und beruhigendes Mittel, namentlich gegen Magenschwäche und die daraus folgenden Verstopfungen, Koliken und hypochondrischen Leiden.) (Schlechtendl.)

Unsicherer, schwankender Gang; schlaffe Haut von graugelber Färbung; hohle, glanzlose, von tiefen violettbraunen Kreisen umgebene Augen; zitternde Lippen, unzusammenhängende Reden; stumpfes, apathisches Wesen. (Tsch.)

Höchst unangenehme Ausdünstung, übelriechender Athem, blasse Lippen und Zahnfleisch, grüne stumpfe Zähne und ein ekelhafter schwärzlicher Saum um die Mundwinkel. (Tsch.)

(Verlangsamung des Stoffwechsels, Verminderung und Verhütung des natürlichen Verlustes an Geweben, welche jede körperliche Anstregung begleitet.) (Johnst.)

Eine Art Bleichsucht, bleifarbige Hautfärbung, Schlaflosigkeit. (Pppg.)

210. Oedematöse Anschwellungen, später Bauchwassersucht, Gliederschmerzen, die durch den Ausbruch von Beulen auf kurze Zeit beseitigt werden; allgemeine Abzehrung und Tod. (Pppg.)

Vorzeitiges Altwerden und Blödsinn im Greisenalter. (Tsch.)

Kauern in einen Winkel mit stieren, auf den Boden gehefteten Augen mit fast automatischen Handbewegungen und einzelnen dumpfen Stöhnen. (Tsch.)

Inhaltsregister zum VII. Bande.

	Seite
Acid. nitri, gegen Syphilis	316
Aehnlichkeitsgesetz, zu dessen richtiger Auffassung	414
Antim. crud., gegen Febr. gastr.	309
Arsen, gegen Erysipelas	320
— gegen Syphilis	317
— gegen Typhus	311
— gegen Wechself.	236
Arzneiprüfungen, deren Nothwendigkeit	31
Attomyr, dessen Tod	143
— dessen Nekrolog	249
Belladonna, gegen Typhus	312
Boletus igniarius, dessen physiol. Wirkung	139
Bryon., gegen Febris gastr.	307
— gegen Pneumonie	317
— gegen Typhus	311
— gegen Wechself.	239
Calcarea, heilt Ohrpolyp	320
Canthariden, zu deren physiol. Wirkung	141
Centralverein, dessen Versammlung in Dresden	352
— dessen Jahresbeiträge	367
China, gegen Wechself.	231
Chirurgie und Homöopathie	145
Chlorosis, Seebad dagegen	57
Cina, gegen Wechself.	230
Cinnabaris, gegen Syphilis	316
Coca, deren chemische Bestandtheile	446
— deren physiol. Wirkungen	443
Diät, die homöopathische	118 338
Eigenbrodt, dessen Widerlegung durch Caspar	358
Erysipelas, zu dessen Behandlung	319
— geheilt durch Hyosc.	319
— Arsen dagegen	320
Febris gastrica, zu deren Behandlung	307
— — Antim. crud. dagegen	309
— — Bryon. dagegen	307
— — Nx vom. dagegen	308
— — Pulsat. dagegen	308
— — geheilt durch Laches.	309
Feigwarzen, Thuja dagegen	317
Fracturen, zu deren Heilung	152
Graphit heilt Hydrocele	364
Harnanalyse, deren Einfluss auf die Mittelwahl	336
Hautkrankheiten, Resultat deren hom. Behandlung	243
— Urtica dioica dagegen	364
Homöopathie, deren Situation in Tirol	325
Hospital, homöop. in Nishni-Nowgorod, Bericht über dasselbe	302
Hydrocele geheilt durch Graphit	364
Hyoscyamus heilt Erysipelas	319
Ipecac. gegen Wechself.	238

Seite

Irrationellität der physiolog. Therapie 30
Kalte Umschläge, deren Einschränkung 146
Katarrhe, Seebad dagegen 58
— deren Behandlung in der hom. Polikl. 245
Katheteresirung des Trommelfells gegen Neuralgie und Hysterie 141.
Lachesis heilt febris gastrica-nervosa 309
Lendenwirbel-Verenkung geheilt 173
Luxationen, zu deren Heilung 170
Mercur gegen Pneumonie 318
— gegen Typhus 312
Merc. corros. sublim. gegen Syphilis 314
Merc. praecip. rub. gegen Syphilis 316
Milzgeschulst, zu deren Behandlung 242
Nahrungsmittellehre, zur 77
Neuralgieen, geheilt durch Berührung des Trommelfells 141
Neurosen, Seebad dagegen 50
Nx vom. gegen Febr. gastr. 308
— — gegen Wechself. 238
Ohrpolyp, geheilt durch Calc. c. 320
Ostender Seebad, dessen Eigenthümlichkeiten und Vorzüge 72
Phosphor gegen Typhus 331
— gegen Pneumonie 318
Physiologische Schule, deren Verhältniss zur Therapie 1
Pneumonie, zu deren Behandlung 317
— Bryonia dagegen 317
— Mercur dagegen 318
— Phosphor dagegen 319
— Sulfur. dagegen 319
— Tart. emet. dagegen 318
Poliklinik, homöop. zu Leipzig, Jahresbericht über dieselbe 202
Preisaufgabe von Roth, deren Lösung 364

Seite

Prophylaxis, deren Werth und Unsicherheit 369
Proteïnstoffe, deren Wichtigkeit 82
Pulsat. gegen Wechself. 241
— deren Kenntniss vor Hahnemann 280
— Kritik deren Symptome 292
— gegen Febr. gastr. 308
Rhus toxicod. gegen Typhus 312
Schwebeapparat bei Fracturen 167
Seebäder, deren curativer Gebrauch 37
Seebad, dessen Primärwirkungen 47
— Cautelen bei dessen Gebrauch 61
— gegen Chlorosis 57
— gegen Katarrhe 57
— gegen Neurosen 50
— gegen Skrofulosis 56
Skepsis in der Medicin 24
Skrofulosis, Seebad dagegen 56
Stramonium gegen Typhus 312
Sulfur gegen Pneumonie 319
Syphilis, deren Behandlung in der hom. Polikl. 243
— zu deren Behandlung 313
— Acid. nitri dagegen 316
— Merc. sublim. dagegen 314
Tart. emet. gegen Pneumonie 318
Thuja gegen Feigwarzen 317
Traumatische und mechan. Beschädigungen, zu deren Behandlung 145
Typhus, dessen Abhängigkeit von der Blutdyskrasie 424
— dessen Behandlung 311
— Bryon. dagegen 311
— Arsen dagegen 311
— Bellad. dagegen 312
— Mercur dagegen 312
— Phosphor dagegen 313 425
— Opium dagegen 426
— Rh. tox. dagegen 312
— Stramon. dagegen 312

	Seite
Urtica Dioica, deren ph. Wirkungen	363
— — gegen Hautleiden	363
Vaccination, über deren Werth	380
Veratrum gegen Wechself.	248
Veta, deren Symptome	455
— Coca dagegen	450
Verschlimmerung, homöopath., zu deren Lehre	267
— — deren Criterien	267
— — Schwierigkeit deren Erkennung	270
Wechsel der Arzneimittel, schneller, dessen Nachtheile	432
— — Criterien für denselben	437
Wechselfieber, zu deren Behandhandlung	212
— Resultat, deren homöop. Behandlung	212
— Arsen dagegen	336
— Bryon. dagegen	239
— Cina dagegen	239
— China dagegen	231
— Ipecac. dagegen	238
— Nx vom. dagegen	238
— Pulsat. dagegen	241
— Veratr. dagegen	240
Wunden, zu deren Behandlung	184

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

WELLCOME LIBRARY INSTITUTE